PHILOLOGICA GERMANICA
Herausgegeben von Helmut Birkhan
6

LINGUISTICA ET PHILOLOGICA

Gedenkschrift für Björn Collinder (1894–1983)

Herausgegeben von

OTTO GSCHWANTLER – KÁROLY RÉDEI
HERMANN REICHERT



1984

WILHELM BRAUMÜLLER
Universitäts-Verlagsbuchhandlung GmbH.
A-1092 Wien · Servitengasse 5

Gedruckt mit Unterstützung des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Linguistica et philologica:

Gedenkschrift für Björn Collinder (1894–1918 /
hrsg. von Otto Gschwantler . . . –
Wien: Braumüller, 1984.

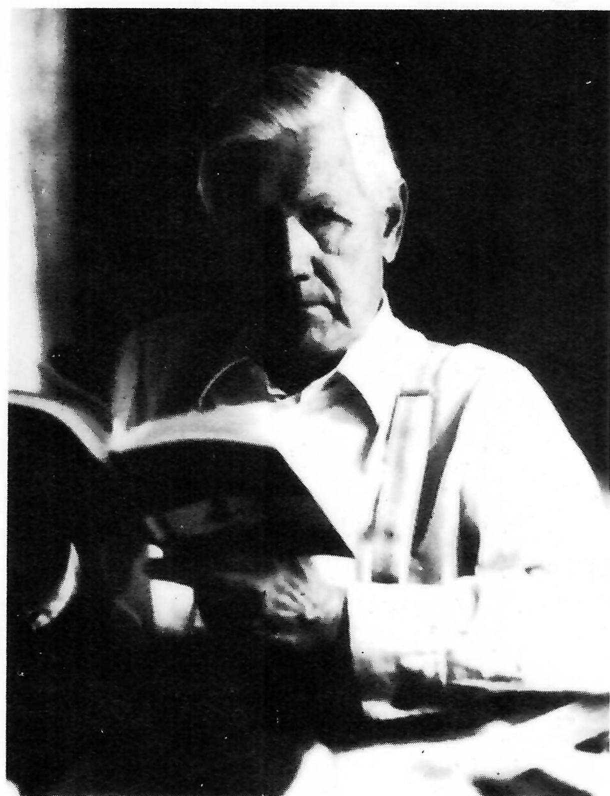
(Philologica Germanica; 6)
ISBN 3-7003-0505-2

NE: Gschwantler, Otto [Hrsg.];
Collinder, Björn: Festschrift; GT

ISBN 3 7003 0505 2

Druckvorlage erstellt auf Epson QX und Drucker Toshiba P 1350 mit Programmen
und Sonderschriftzeichen von Wiesldata, Wien, und Dr. Hermann Reichert, Wien.

Offsetdruck: Manz, 1090 Wien



Björn Collinder

Björn Collinder

1894 - 1983

Björn Collinder wurde am 22. Juli 1894 in Sundsvall (Mittelschweden) geboren. In seiner Jugend studierte er an der Universität Uppsala besonders die nordischen und klassischen Sprachen sowie indogermanische Sprachwissenschaft. Die wichtigsten Stationen seiner wissenschaftlichen Laufbahn: Seit 1929 war er Dozent für Finnisch und Lappisch an der Universität Uppsala. Im Jahre 1933 wurde er als Nachfolger seines Lehrers Karl Bernhard Wiklund zum Professor für finnisch-ugrische Sprachwissenschaft an derselben Universität ernannt. Nach vielen erfolgreichen Jahren als Universitätsprofessor wurde er 1961 emeritiert. Das bedeutete aber für ihn keineswegs einen Rückzug aus der akademischen Lehre: er unterrichtete als Gastprofessor uralische und allgemeine Sprachwissenschaft an mehreren Universitäten, und zwar in Bloomington (USA), in Australien und in Wien. In seinen letzten Jahren lebte er abwechselnd in Wien und Schweden.

Am Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn beschäftigte sich Collinder mit theoretischer Phonetik: "Über Quantität und Intensität", "Einige Grundbegriffe der Lautlehre", "Das Wort als phonetische Einheit". Zu diesem Themenkreis gehört auch seine 1929 erschienene Dissertation "Über den finnisch-lappischen Quantitätswechsel. Ein Beitrag zur finnisch-ugrischen Stufenwechsellehre".

Das Lappische hat eine wichtige Rolle in seiner Forschung gespielt. Als Lappologe hat Collinder die Arbeit seines Lehrers K. B. Wiklund fortgesetzt. Auf seinen Forschungsreisen hat er reiches Material aus dem Schwedisch-Lappischen aufgezeichnet. Seine Wortsammlungen aus dem Lule-Dialekt wurden in dem großangelegten Wörterbuch Harald Grundströms veröffentlicht ("Lulelappisches Wörterbuch - Lulelapsk ordbok" 1946-1954). Seine wichtigsten Werke auf dem Gebiete der Lappologie sind: "Lautlehre des waldlappischen Dialektes von Gällivare" (1938); "Lappische Sprachproben aus Härjedalen" (1942), "Lappisches Wörterverzeichnis aus Härjedalen" (1943). Auch das 1964 erschienene große Ortsnamenwörterbuch - "Ordbok till Sveriges lapska ortnamn" - ist das Produkt seiner lappologischen Studien. Die Liebe zum Gegenstand seiner Wissenschaft zeigte sich darin, daß er auch für ein breiteres schwedisches Publikum über finnische und lappische Sprache, Literatur und Volkskultur schrieb:

"Finsk språk" (1962), "Lapparna" (1953).

Aus den Universitätsstudien Collinders ergibt sich - insbesondere am Anfang seiner wissenschaftlichen Tätigkeit - sein Interesse für die germanisch-finnischen Lehnbeziehungen: "Några problematiska germanska lånord i finskan" (1924); "Die urgermanischen Lehnwörter im Finnischen" (1932). In diesem Werk behandelte er nicht nur die urgermanischen Lehnwörter des Finnischen, sondern der ganzen ostseefinnischen Sprachgruppe. Die Lehnbeziehungen zwischen den germanischen und ostseefinnischen Sprachen bzw. zwischen den germanischen Sprachen und dem Lappischen hat er in mehreren kleineren Artikeln untersucht, z.B.: "Wortgeschichtliches aus dem Bereich der germanisch-finnischen und germanisch-lappischen Lehnbeziehungen" (1933), "Svenska inslag i finska språket - och omvänt" (1934).

Zu den wichtigsten Forschungsgebieten Collinders gehören die Kontaktprobleme zwischen den uralischen und indogermanischen Sprachen, sowie die hypothetische Verwandtschaft der uralischen und indogermanischen Sprachen. Sein Buch "Indouralisches Sprachgut. Die Urverwandtschaft zwischen der indeuropäischen und der uralischen (finnischugrisch-samojedischen) Sprachfamilie" (1934) ist auch heute ein grundlegendes Werk für alle, die sich mit diesen Fragen beschäftigen. Die Arbeit ist in der Fachliteratur viel diskutiert worden; die Meinungen über die Wahrscheinlichkeit der Verwandtschaftshypothese sind geteilt. Einige der vorgeführten Ansichten hat Collinder in den beiden zum selben Themenkreis gehörigen kleineren Schriften besprochen: "Indo-uralische Nachlese" (1945), "Zur indo-uralischen Frage" (1954). Die indo-uralische Verwandtschaftshypothese Collinders gilt vielen inzwischen als überholt; die Forscher, die sich mit Kontaktproblemen befassen, können aber diese Werke auch in Zukunft nicht entbehren. Im Bereich der sprachlichen Kontakte interessierte sich Collinder auch für das Verhältnis zwischen den uralischen und altaischen Sprachen: "La parenté linguistique et le calcul des probabilités" (1947), "Uralaltaisch" (1952). Collinder war auch mit Teilfragen der Turkologie vertraut: "Reichstürkische Lautstudien" (1939), "Gibt es im Türkischen keinen Akzent?" (1941). Es sei noch erwähnt, daß Collinder auch über die Frage nach der Verwandtschaft zwischen den uralischen Sprachen und dem Jukagirischen eine Monographie ("Jukagirisch und Uralisch" 1940) und einen gründlichen Artikel ("Uralo-jukagirische Nachlese" 1957) geschrieben hat. Die Verwandtschaft zwischen dem Uralischen und Jukagirischen konnte er nicht zufriedenstellend beweisen, jedoch lenkte er die Aufmerksamkeit der Forscher auf die Kontaktprobleme dieser Sprachen. In seiner kleinen Monographie "Hat das Uralische Verwandte? Eine sprachvergleichende Untersuchung" (1965) hat Collinder seine

Theorie über die hypothetische Verwandtschaft des Uralischen mit anderen Sprachfamilien übersichtlich zusammengefaßt.

Collinder verfügte über ein weitumfassendes Wissen auf dem ganzen Gebiet der uralischen Sprachwissenschaft. Die Produkte seiner einzigartigen, bewundernswerten Produktivität sind seine heute als Standardwerke geltenden Handbücher: "Fenno-Ugric Vocabulary. An Etymological Dictionary of the Uralic Languages" (1955), "Survey of the Uralic Languages" (1957), "Comparative Grammar of the Uralic Languages" (1960), "Introduktion till de uraliska språken" (1962).- Collinder hat auch einige Lehrbücher verfaßt: "Kortfattad finsk lärobok för självstudier" (1940, 1962), "Rootsi-eesti abiraamat - Svensk-estnisk hjälpbok" (1944), zusammen mit J. Aavik und O. Loorits).

Von dem weitgespannten Bogen der Interessen Collinders zeugen auch seine Arbeiten auf dem Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft: "Introduktion i språkvetenskapen" (1941), "Språket. Inledning till det vetenskapliga språkstudiet" (1959), "Deskriptiv och historisk språkforskning" (1943), "On the Relationship between Thought and Linguistic Expression" (1946), "Kritische Bemerkungen zum Saussure'schen Cours de linguistique générale" (1968), "Noam Chomsky und die generative Grammatik. Eine kritische Betrachtung" (1970), "Das Postulat der Verständigung. Zur Kritik der Glottochronologie" (1972).

Die internationale Anerkennung, die seinem Schaffen auf dem Gebiet der Fenno-Ugristik zuteil wurde, fand ihren Niederschlag im Ehrendoktorat der Universität Helsinki und vielen anderen Ehrungen, die Collinder zuteil wurden; insbesondere war er Mitglied mehrerer Wissenschaftsakademien; hier sei nur die Ehrenmitgliedschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften genannt.

Collinders wissenschaftliche Tätigkeit schloß von Anfang an germanistische und skandinavistische Themen mit ein. Die Beschäftigung mit der Edda zieht sich durch sein ganzes wissenschaftliches Leben. Ihr ist der erste umfangreiche wissenschaftliche Aufsatz gewidmet ("Eddica" 1921). 1957 erschien die erste Auflage seiner Übersetzung der Liederedda ins Schwedische ("Den poetiska Eddan"), 1958 die Übersetzung der Snorra Edda ("Snorres Edda"). Noch in seinen Wiener Jahren war die Edda bevorzugtes Thema seiner Vorlesungen und Übungen. Seine besondere Vorliebe galt den loca difficillima: da wurden alle Lexica und Eddakommentare mobilisiert, alle Möglichkeiten hin und her überlegt, nicht selten neue Deutungsversuche geboren. Mit germanischer Sprachgeschichte hat sich Collinder nicht nur im Zusammenhang mit germanischen Lehnwörtern im Finnischen und der Frage einer möglichen Verwandtschaft zwischen uralischen und indogermanischen

Sprachen beschäftigt: Erinnert sei vor allem an seine Aufsätze "Tigr och tíu" (1928), "Några *u*-stammar" (1929), "Zum *i*-Umlaut" (1941),"The Name Germani" (1944).

Mit fortschreitendem Alter widmete sich Björn Collinder in zunehmendem Maße seiner schwedischen Muttersprache. In "Svenska. Vårt språks byggnad" (1971) und in "Svensk språklära" (1974) unternimmt er es, eine Darstellung des Schwedischen zu geben, die sich vom Vorbild der lateinischen Grammatik zu emanzipieren versucht. Von Jugend an war er ein engagierter Sprachpfleger und immer mehr sah er die schwedische Sprache von Verarmung und Überfremdung bedroht. In "Ordhandboken" (1975) will er den Schweden helfen, "dagstidningarnas svengelska, skrytfranska och kökslatin" zu verstehen, und stellt den Fremdwörtern "goda svenska ord" an die Seite. Auch Collinders Übersetzertätigkeit ist nicht zuletzt als Dienst an der schwedischen Sprache zu verstehen. In seinen Übersetzungen aus dem Altisländischen, Altenglischen (Beowulf), Englischen (Shakespeare) und Griechischen (Euripides, Sophokles), vor allem aber in seiner vielgepriesenen Kalevalaübersetzung führt er der schwedischen Schriftsprache eine stattliche Zahl von Neubildungen und Dialektwörtern zu und gibt so "ett praktiskt föredöme i nyskapande svensk språkvård" (Nils Ahnlund). Seine Vertrautheit und Verbundenheit mit der bäuerlichen Kultur ermöglichte es ihm, für viele finnische Bezeichnungen in diesem Bereich schwedische Entsprechungen zu finden.

Der weltberühmte Gelehrte war sich nicht zu gut, durch Jahre hindurch an der Wiener Universität auch Schwedischkurse für Anfänger und Fortgeschrittene zu halten. Er verstand es meisterhaft, Sprachtheorie, Sprachgeschichte und Sprachvergleich in den Unterricht mit einzubeziehen und so von Anfang an nicht nur zu Sprachbeherrschung, sondern auch zu einem wissenschaftlichen Sprachstudium hinzuführen. Wenn auch die Systemhaftigkeit der gesprochenen Gegenwartssprache im Vordergrund stand, so gehörte seine besondere Vorliebe doch jenen Erscheinungen, die sich nur im Rückgriff auf ältere Sprachstufen erklären ließen. Übersetzer und Sprachkünstler blieb Collinder auch dann, wenn es ums Übersetzen vom Schwedischen ins Deutsche ging. Er gab sich nicht zufrieden, ehe der treffende deutsche Ausdruck gefunden war, und oft war er es, der ihn fand. Nach seiner Emeritierung hat Björn Collinder vorwiegend in Wien gelebt, gelehrt und gearbeitet. Seine Lehrtätigkeit erstreckte sich (mit Unterbrechungen) vom Wintersemester 1966 bis zum Sommersemester 1972 und umfaßte die Gebiete allgemeine Sprachwissenschaft, altnordische Sprache und Literatur, schwedische Sprache und Literatur. Seit 1967 war er Korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften; außerdem war er Ehrenmitglied der Wiener Sprachgesellschaft und des Ar-

beitskreises der Wiener Altgermanisten, an dessen Veranstaltungen er bis wenige Monate vor seinem Ableben häufig teilnahm. Am 20. Mai 1983 ist Björn Collinder im 89. Lebensjahr verstorben. Sein Andenken wird in seinen Werken fortleben.

In seiner Heimat war der große Gelehrte zu seinem 60. Geburtstag 1954 mit einer Festschrift, zu seinem 70. Geburtstag 1964 durch die Neuausgabe ausgewählter Schriften ("Sprachverwandtschaft und Wahrscheinlichkeit") geehrt worden. So ist es wohl nicht unangemessen, wenn dieser Band, der als Festschrift zu Björn Collinders 90. Geburtstag am 22. Juli 1984 gedacht war und nun zu einer Gedenkschrift geworden ist, in Wien erscheint. Die Weite des Horizonts Björn Collinders spiegelt sich in der Vielfalt der Themen der ihm gewidmeten Beiträge.

Weil Collinder, der während der Arbeit am Satz dieses Werkes von uns ging, von dessen Entstehen wußte und auch das Inhaltsverzeichnis noch zu sehen bekam, wurden persönliche Anreden in einzelnen Beiträgen an den Lebenden nicht im nachhinein redaktionell geändert. Den Autoren konnte aus Termingründen leider keine Möglichkeit zur Korrektur geboten werden; die Verantwortung für Druckfehler haben daher die Herausgeber zu tragen.

Zu danken haben die Herausgeber dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Wien, für die Gewährung eines Druckkostenzuschusses, Prof. H. Birkhan für die Aufnahme des Bandes in die Reihe Philologica Germanica. Die zum Teil sehr komplizierten Texte ließen es angezeigt erscheinen, die Druckvorlage nicht von einer Setzerei, sondern von einigen sprachwissenschaftlich ausgebildeten Schreibern erstellen zu lassen; den Hauptanteil leisteten Martin Böker und Robert Nedoma. Ihnen und allen anderen, die das Erscheinen des Werkes gefördert haben, sei ebenso herzlich gedankt.

Am meisten zu danken haben wir aber der Witwe, Britta Collinder. Sie hat am Schaffen ihres Gatten stets regen Anteil genommen und sich bemüht, seiner wissenschaftlichen 'familia' einen gesellschaftlichen Mittelpunkt zu geben. Als sie vom Plan einer Festschrift erfuhr, hat sie uns mit Adressen seiner Freunde und Schüler versorgt und uns auch einen Großteil des Materials für die Bibliographie der Werke Collinders seit 1964 zur Verfügung gestellt. Ihr wollen wir daher das erste Exemplar der Gedenkschrift überreichen.

Wien, im Juli 1984

Die Herausgeber

TABULA MAERENTIUM

Sigvard AKSEN
Paul ARISTE
Robert AUSTERLITZ
Lasse BACK
Oskar BANDLE
Paul BIBIRE
Helmut BIRKHAN
M. R. BOYER
Richard BROBERG
Bela BROGYANYI
Rose Hélène CHO
Seung-Bog CHO
Eugenio COSERIU
Richard D'ALQUEN
Ahoron DOLGOPOLSKY
Jones ENGBERG
Bertil EJDER
Hans FROMM
Otto GSCHWANTLER
Ingvar E. GULLBERG
János GULYA
Jan Ragnar HAGLAND
Camiel HAMANS
Péter HAJDÚ
Peter HALLBERG
Leopold HELLMUTH
Otto HÖFLER
Peter HÖFLER
Blanka HORACEK
J. H. HOSPERS
Osmo IKOLA
Erkki ITKONEN
Terho ITKONEN
Aulis JOKI
Atsup KAWASHIMA
Béla KÁLMÁN
Johann KNOBLOCH
F. KORTLANDT
Geoffrey KOVARI
Peter KRÄMER
Riti KROESEN
Ago KÜNNAP

Lars-Gunnar LARSSON
Günter LIPOLD
Dag MALM
Edith MAROLD
Manfred MAYRHOFER
Weriand MERLINGEN
Bertil MOLDE
Horst H. MUNSKE
Robert NEDOMA
Hermann ÖLBERG
Fritz PAUL
Herbert PENZL
Jean PERROT
Elisabeth und Ilpo Tapani PIIRAINEN
Edgar POLOMÉ
Károly RÉDEI
Hermann REICHERT
Helmut RIX
Thimothy RIESE
Haiim B. ROSÉN
H. RÖSSING
Frithiof RUNDGREN
Wolfgang SCHLACHTER
K. H.SCHMIDT
Rüdiger SCHMITT
Richard SCHRODT
Boris A. SEREBRENNIKOV
Rudolf SIMEK
Nils SIMONSSON
Nina und Tryggve SKÖLD
Georg Renatus SOLTA
Georg SPITZELBERGER
Ingrid STRASSER
Mrs. T. G. H. STREHLOW
Herbert TATZREITER
Antonio TOVAR
Wolfgang VEENKER
Bo WICKMAN
Walter WÜST
Gábor ZAICZ
Günter ZIMMERMANN

UNIVERSITATES, INSTITUTIONES

Åbo - Akademien, Svenska Institutionen
Amsterdam - Instituut voor Oudgermanistiek
Bergen - Institutt for fonetikk og Lingvistikk
Berlin - F. U., Seminar für Vergleichende und Indogermani-

sche Sprachwissenschaft
Bloomington - Indiana University Library
Bonn - Sprachwissenschaftliches Institut
Freiburg - Deutsches Seminar, Abt. Skandinavistik
- Sprachwissenschaftliches Seminar
Göteborg - Universitätsbibliothek
Göttingen - Finnisch-Ugrisches Seminar
Graz - Institut für Germanistik
- Institut für Sprachwissenschaft
Groningen - Bibliotheek
- Vakgroep Finoegrische Talen
Haifa - University Library
Hamburg - Finnisch-Ugrisches Seminar
Helsinki - Suomalais-Ugrilainen Laitos
København - Institut for Lingvistik
Konstanz - Fachbereich Sprachwissenschaft
Klagenfurt - Institut für Sprachwissenschaft
Lampeter - Saint David's University College
Leuven - Skandinavische Biblioteek
London - University College
Lund - Institutionen för finsk-ugriska språk
Marburg - Germanistische Bibliothek
München - Institut für nordische Philologie
Münster - Nordisches Seminar
- Seminar für Indogermanische Sprachwissenschaft
Oslo - Department of Uralic and Altaic Studies
- Norsk Leksikografisk Institutt
Odense - Universitetsbibliothek
Oulu - Suomen ja saamen kielen laitos
Reykjavík - Stofnun Árna Magnússonar
- Háskólabókasafn
- Landsbókasafn Íslands
- Nordic House Library
Salzburg - Institut für Sprachwissenschaft
Stockholm - Svenska Språknämnden
- Svenska Institutet
Tübingen - Fachbereich Neuphilologie
Uppsala - Deutsches Institut
- Dialekt- och folkminnesarkivet
- Finsk-ugriska institutionen
- Institutionen för Nordiska Språk
Wien - Arbeitskreis der Wiener Altgermanisten
- Fachbibliothek für Anglistik und Amerikanistik
- Institut für Finno-Ugristik
- Institut für Germanistik
- Institut für Sprachwissenschaft
- Österreichische Akademie der Wissenschaften, Kommission für Mundartkunde und Namensforschung
- Österreichisch-Isländische Gesellschaft

Inhalt

Der Komitativ im Wotischen

Paul ARISTE
Tartu

Im heutigen Wotischen, das nur von wenigen alten Leuten gesprochen wird, gibt es einen Kasus, den man Komitativ nennen kann. Die Endung des Komitativs ist nach den Dialekten und Mundarten *-kā*, *-kȧ*, *-ka* oder *-G*. Diese Endung unterliegt nicht den Anforderungen der Vokalharmonie. Nur im Dialekte des Dorfes Kukkuzi kommen parallel *-kā* und *-kǟ* vor (Ariste 1948: 38 - 40; 1968: 33 - 34). Die älteste wotische Grammatik, die A. Ahlqvist verfaßte, "Wotisk Grammatik", hat diesen Kasus nicht registriert. Anstelle des Komitativs wird in diesem Werke der Genitiv mit der nachfolgenden Postposition *kâ* 'med' gebraucht (Ahlqvist 1856: 72). In den der Grammatik beigefügten Texten gibt es mehrere Beispiele darüber: *lähe nüd minû' kâ ühezä* 'geh jetzt zusammen mit mir' (109); *õli sõtamês, Kuisma nimê' kâ* 'es war ein Krieger mit dem Namen Kuisma' (110); *Pojo lõi kõlme kertâ pähâse wasarâ' kâ* 'der Junge schlug dreimal mit dem Hammer auf den Kopf' (117); *miä lehmî' kâ õlen kassenna mõnta wôtta* 'ich bin mit den Kühen mehrere Jahre hier gewesen' (119). Mit dem Apostroph nach den langen Stammvokalen hat Ahlqvist die lautgeschichtliche Tatsache bezeichnet, daß die ursprüngliche Genitivendung *-n* verschwunden ist. Nach A.Ahlqvist besuchte das Wotengebiet O. A. F. Mustonen. Er hat in den Dörfern Jõgõperä, Luuditsa und Kattila Aufzeichnungen gemacht, die im Jahre 1883 publiziert wurden (Mustonen 1883). In den von ihm aufgeschriebenen Texten kommt die Postposition *-kaa* selbständig oder an das Hauptwort angegliedert vor: *La miä meen tämä kaa makkaamaa* 'laß mich mit ihm zusammen schlafen gehen' (148); *suvattava kaa tein lahzõ* 'ich bekam mit dem Geliebten (= machte mit dem Geliebten) ein / das Kind' (158). Meistens ist die Postposition mit dem Hauptwort durch ein Strichlein verbunden: *siis pöörütti savvu-kaa i jalgat* 'dann umgab er mit dem Rauch auch die Füße' (146); *võta se lahsi ja tämä emä ene-kaa* 'nimm dieses Kind und seine Mutter mit dir' (151); *Tulkaa minu-kaa* 'kommt mit mir' (155) usw. In einigen Beispielen ist die angegliederte Postposition mit einem kurzen Vokal: *Miä risitän tedjät vee-ka* 'ich taufe euch mit Wasser', was ein Schreib- oder Druckfehler ist, da in demselben Satze folgen: *pühä enne-kaa*

ja Jumala-kaa 'mit dem heiligen Geiste und mit Gott' (153). Ein offensichtlicher Schreibfehler ist auch *-kää*: *Inemine eb elä ühe leivä-kää* 'der Mensch lebt nicht allein vom Brot' (154).

Im Jahre 1899 hat der berühmte finnische Sprachforscher E. N. Setälä wotische Texte und grammatische Angaben aufgezeichnet, die erst im Jahre 1964 endgültig veröffentlicht wurden (Posti, Saukkonen 1964). In den von Setälä zusammengestellten Deklinationsparadigmen fehlt der Komitativ (33 - 37). In den Texten aus dem Dorf Mati gibt es aber verschiedene Beispiele mit der Postposition *kā*: *Pā ahinnalā kanojē̯ kā* 'stecke (ihn) unter den Ofen zu Hühnern (= mit Hühnern)' (8); *Vazikkaďďē̯ kā lauttaza* 'mit den Kälbern im Viehstall' (9); *Minū nain makas enēs kā sātanā kā* 'meine Frau schlief mit ihrem Satan' (20); *Menivät Jumalalē̯ mẹlẹpat Surmā kā* 'sie gingen beide, er und der Tod (= mit dem Tode), zum Gott' (24) usw. Es scheint, daß Setälä von den Traditionen der wotischen Grammatik von Ahlqvist beeinflußt war, als er den Komitativ nicht anerkannte. Im Jahre 1924 hat er eine zweite Ausgabe der wotischen Sprachproben "Vatjan kieltä" für seine Studenten herausgegeben, wo er den Text phonetisch verbessert und den Komitativ eingeführt hat. Das letzte hier oben angeführte Beispiel lautet neuabgefaßt folgend: *menivät jumalallē̯ mẹlẹpat surmā kā*[1] (24).

Der folgerichtige Sammler wotischer Volksdichtung und Volkskunde V. Alava machte im Sommer 1901 eine Forschungsreise zu den Woten. In Pummala, Kattila, Mati, Jarvigoištšülä, und auch in anderen Dörfern hat er Volkslieder und Brauchtum, aber auch andere Gattungen der Überlieferungen aufgezeichnet. Auf Grund des gesamten Materials hat Alava die Untersuchung "Vatjalaisia häätapoja, häälauluja ja -itkuja" (Alava 1908) verfaßt. Den wotischen Texten ist ein Wörterverzeichnis hinzugefügt. Im Wörterverzeichnis findet sich als selbständiges Wort *kaa* 'kanssa; *-lla* (*-llä*)'. In den Texten gibt es eine Menge Beispiele mit dieser Postposition: *sinuu elää piäb tämää kaa* 'du mußt mit ihm leben' (10); *Rihes menevääd kujalδδ lauluu kaa* 'aus der Stube gehen sie mit Gesang hinaus' (13); *Noorikkδ vδtab senee putelii viinaa kaa* 'die Braut nimmt diese Flasche mit Branntwein' (14); *suurδd kurahsδd, minee kaa seinoi kraappia* 'große Messer, womit Wände (rein)zukratzen' (22). Die festen Traditionen von "Wotisk grammatik" haben immer weiter auch andere Forscher der wotischen Sprache beeinflußt. In den Jahren 1927/28 war bei den Woten der junge Leningrader Linguist J. J. Lensu. Als Ergebnis seiner Aufzeichnungen ist eine umfangreiche Materialsammlung veröffentlicht worden (Lensu 1930). In der Einleitung ist eine kurze Charakteristik der wotischen Sprache gegeben. Unter anderem werden alle Kasussuffixe mit entsprechenden Beispielen dargestellt. Vom

"comitativus" wird gesagt, daß anstatt dessen das Wort *kā* oder *k* gebraucht wird, welches vom Worte *kanssa* herstammt (210). In den Texten finden sich zahlreiche Fälle mit der Postposition *kā*, *ka* oder *k*. Folgend werden nur einige Beispiele dargeboten: Jarvigoištšülä *eli kotona izā kā đa emā kā* 'er lebte zu Hause mit dem Vater und der Mutter' (234); *guĺatim̃a germani matrosii kā* 'wir bummelten mit deutschen Matrosen' (237); Luuditsa *tuttī nämät aluše kā petērišä kotō* 'sie kamen mit einem Schiffe aus Petersburg nach Hause' (277); Mati *vōl̄ās kurašḙ̄ kā* 'es wird mit einem Messer geschliffen' (256); Itšäpäivä *mü ḙlim̃a vḙ̄tut opḙzi ka podvodoišī* 'wir wurden mit Pferden in Trösse mobilisiert' (287); Kŏrvŏttula *tätšäläisī ḱ mǖ pajatam̃a ain sōmḙssi* 'mit den hiesigen Finnen sprechen wir immer Finnisch' (219); Savvokkala *vḙ̄rā k emä k, vḙ̄rā izä k* 'mit einer fremden Mutter, mit einem fremden Vater' (268) usw.

Es ist unumstößlich, daß Ahlqvist theoretisiert hat, als er anstelle des Komitativs den Genetiv mit der Postposition *-kā* in seinem Werke gebraucht hat. Den Anlaß dazu hatte ihm die Tatsache gegeben, daß die Endung des Komitativs sich der Vokalharmonie nicht untergeordnet hatte, wie die anderen Kasusendungen. Es war ihm auch klar, daß die wotische Komitativendung *-kā* aus der ostseefinnischen Postposition **kansa* herstammt. Daß Ahlqvist sich geirrt hatte, hat bald nach dem Erscheinen seiner Grammatik F. J. Wiedemann konstatiert. In seiner Untersuchung über das Wotische und seine Beziehungen zum Estnischen hat er festgestellt, daß Ahlqvist den "Instrumental" nicht mit unter die Kasus aufgenommen hatte, weil ihm die Zusammensetzung des Genitivs mit einer Partikel eine zu "mechanische" schien. Wiedemann konstatiert weiter, daß der Instrumental "übrigens dieselbe Form im Estnischen hat" (Wiedemann 1856: 339). Es gibt sichere Beweise dafür, daß die Komitativendung *-kā* zu jener Zeit, als Ahlqvist die Woten besuchte, in ihrer Sprache schon vorhanden war. Der junge ungarische Sprachforscher Antal Reguly hat im Jahre 1841 in Kattila von Anna Ivanovna, die auch für Ahlqvist eine Gewährsfrau über sprachliche Erscheinungen war, Wotisch aufgezeichnet. In seinen Aufzeichnungen kommen Fälle mit dem Komitativ vor, wie z.B. *müö tulemma dengojeka* 'wir kommen mit Geld'; *juoma ühezä langoka* 'wir trinken zusammen mit dem Schwager' (Haltsonen 1958: 55). Es gibt einen Beweis dafür, daß der Komitativ schon vor Jahrhunderten wenigstens in einigen Mundarten der wotischen Sprache existierte. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde eine Anzahl Woten als Kriegsgefangene nach Südlettland umgesiedelt. Sie sind in der entsprechenden Literatur als Kreewinen bekannt. Ihre in der Mitte des vorigen Jahrhunderts abgestorbene Mundart hat sich nur in Einzelwörtern und einigen kürzeren Texten erhalten, die F. J. Wiedemann veröffentlicht hat (Wiedemann

1871). In diesen Denkmälern gibt es mehrere Beispiele mit dem Komitativ oder Instrumental, wie Wiedemann den Kasus genannt hat. Das Vorhandensein von diesem Kasus wird von ihm folgendermaßen motiviert: "Von sonstigen Casus findet sich nur noch, wenn man ihn mit zu den anderen stellen will, der Instrumental in *jummalaga* (mit Gott),*enneka* (mit dem Schweif), *nagramisika* (mit Lachen), im Plural *purmuiaka* (mit Träbern), *portuiaka* (mit Huren), *ümmiaka* (mit den Eigenen, Seinigen)" (77).

Der in Jõgõperä geborene wotische Student D. Tsvetkov hat in Tartu eine handschriftliche Grammatik der wotischen Sprache verfaßt. Das Werk enthält richtige Angaben mit russischen Erklärungen über die Mundart eines Dorfes (Tsvetkov 1922). Den Komitativ nennt Tsvetkov tvoritelnyi padež. (Seine wotischen Beispiele werden unten folgend mit lateinischen Buchstaben wiedergegeben.) Die wotischen Substantive hat er in fünf Deklinationen gruppiert (7 ff.) und in allen Deklinationen kommt der Komitativ vor: *palaka*, pl. *paloika* 'Stück', *tüüka*, pl. *tüika* 'Arbeit', *katagaka*, pl. *katagoika* 'Wacholder'. Der Komitativ wird auch in den Paradigmen der anderen deklinierbaren Wörter registriert. Bemerkenswert sind die Beispiele, in welchen das Adjektiv mit dem Substantiv im Komitativ kongruieren kann: *vanoika taloika* 'mit alten Häusern', ebenso wie in anderen Kasus: *vanoiza taloiza* 'in alten Häusern'. Die Kongruenz im Komitativ ist nicht allgemein wotisch, aber sie kommt jedoch in einigen Dörfern oft vor, wie z.B. in Mati, Kõrvõttula und Savvokkala. Diese Kongruenz zeigt uns, daß die enklitische Postposition eine wirkliche Kasusendung geworden ist.

M. Airila, der eine spezielle Untersuchung über die Formenlehre des Wotischen veröffentlicht hat, nennt den vorliegenden Kasus Komitativ II und beschreibt kurz seine Funktionen (Airila 1934: 42 ff.). In allen neueren Arbeiten über das Wotische wird der Komitativ als ein selbständiger Kasus behandelt.

Unten folgend werden die Funktionen des Komitativs dargestellt. Die meisten Beispiele sind vom Verfasser selbst in verschiedenen wotischen Dörfern aufgezeichnet worden. Die Namen der Dörfer sind abgekürzt: Itš = Itšäpäivä, Ja = Jarvigoištšülä, Jõ = Jõgõperä, Ka = Kattila, Kõ = Kõrvõttula, Le = Lempola, Lu = Luuditsa, Ma = Mati, Pu = Pummala.

1. Der Komitativ drückt das Zusammensein oder Zusammenleben mit jemandem aus: Pu *pojo, kummākā tämä siällä seiso, e̮li ivo* 'der Junge, mit dem sie dort stand, war Ivo'; *meni izǟkā vāttamā rautatietä* 'er ging zusammen mit dem Vater, um die Eisenbahn zu sehen'; *ne̮ize̮d elämǟ te̮izė̮è̮ naizė̮è̮kā* 'du wirst mit einer anderen Frau leben (ehebrechen)'; *sūr vė̮è̮ras pantī jumalnurkkā issumā peremmehièkā rinnalė̮è̮* 'ein wichtiger Gast wurde in der Ecke unter den

Heiligenbildern neben den Hauswirt hingesetzt'; Le *vė̮e̮rā naizė̮è̮kā tanciD, ed e̮maskā* 'du tanzt mit einer fremden Frau, nicht mit der eigenen'; *taukė̮̀ siä uome̮nna meccä-xāmoikā ühtiè* 'du sollst morgen zusammen mit den Waldgeistern (= bei den Waldgeistern) verrecken' (aus einem Märchen); *liemmä süönǖt sinūkā* 'ich und du, wir werden satt'; *issu minūkā selčεǟ̀ minū ope̮ze̮lle̮* 'setz dich zu mir auf den Rücken meines Pferdes'; Ka *ne̮isi elämǟ e̮mā naizē̮kā üvǟ elua* 'er begann mit seiner Frau gut zu leben'; *tämä te̮isīkā ühestiebüväs̄ tüötä* 'zusammen mit anderen arbeitet er gut' (K. P. 1932: 81); *miä lehmīkā e̮lin meccäzä* 'ich hütete die Kühe (= war mit Kühen) im Walde'; *jǟkā jumalākā* 'lebt wohl (= bleibt mit Gott); Kŏ *täm ve̮tti senē papinnaizē̮ i ne̮isi papiňnaizē̮g elämǟ* 'er heiratete (= nahm) diese Pfarrin und begann mit der Pfarrin zusammen zu leben'; *en taho sinūkā pajattā* 'mit dir will ich nicht sprechen'; Ma *čeňnēkā kase nōrik̄ nītäB?* 'mit wem zusammen erntet (Roggen) diese junge Ehefrau?'; *eli starikka staruxākā* 'es lebte ein Alter mit der Alten'; *meni te̮isīkā naisīkā* 'er ging mit anderen Frauen (oder: machte Cour den anderen Frauen)'; *täm tuli meilē vē̮razī e̮ňmākā poigākā* 'sie kam zu uns auf Besuch mit ihrem Sohne'; *ne̮istī e̮ňmīkā lahsi-jē̮kā elämǟ* 'man fing an, zusammen mit eigenen Kindern zu leben'; *e̮li üvä sopu nāpurīkā* 'es gab ein gutes Auskommen mit Nachbarn'; *lǟm̄ nüd minūkā!* 'wollen wir jetzt mit mir gehen!'; Lu *mē johze̮ tämǟ̀kà!* 'gehe, lauf mit ihm!'; *kahs tüttüä omije̮ mehijèkà* 'zwei Töchter mit ihren Männern'; Itš *naizikko meni lahzē̮kā ćerikkōsē̮* 'die Frau ging mit dem Kinde in die Kirche'; *nōrikke̮ isup podruškojē̮kā* 'die Braut sitzt mit den Brautjungfern'; Ku *mēmmä sinūkā linnā* 'wollen wir mit dir (oder: ich und du) in die Stadt gehen)'.

2. Mit dem Komitativ wird eine gegenseitige, wechselseitige oder beiderseitige Tätigkeit ausgedrückt: Pu *isä vaje̮lti mustalaizė̮e̮kā ope̮zė̮è̮* 'Vater tauschte sein Pferd eines Zigeuners'; Ka *vīnākā siä izee˙nēz vaje̮ltiD* 'du hast dich gegen Branntwein getauscht (= du wurdest ein Säufer)'; *sinū minūkā bē̮ rovńaittā* 'man kann dich mit mir nicht vergleichen'; Ma *tämä tappe̮li karūkā* 'er kämpfte mit dem Bären'; Lu *miε tulin sinùkà ve̮ittè̮mà* 'ich kam, um mit dir zu kämpfen'; Itš *tuli tul̆lē̮kā pajatti vaňnaikā* 'in alten Zeiten sprachen Feuer miteinander' (aus einem Märchen).

3. Der Komitativ drückt eine gemeinsame oder gemeinschaftliche Arbeit oder Tätigkeit aus: Pu *isä e̮cip ke̮ikė̮è̮ čülǟkā meccäzä tüttärikkua* 'der Vater und das ganze Dorf suchen das Mädchen (Töchterlein) im Walde'; e̮se̮ttī borana i čülǟkā tape̮ttī 'es wurde ein Schafbock (als Opfertier) gekauft und das ganze Dorf war beim Schlachten'; Ka *pojod mentī arttelīkā* 'die Burschen gingen (spazierten) scharenweise'; *tšülǟkā lagottās mügrǟ pezäD* 'das ganze Dorf zertrümmert die Maulwurfshaufen' (K. P. 1932: 98); Ma *ämmäkā*

torguittivat četä kuccua '(der Bräutigam und) die Schwiegermutter besprachen es, wen (zur Hochzeit) einzuladen'; *menin lidnāsȩ, proššaitin iẑzǟkā i eḿmǟkā* 'ich ging in die Stadt (und) verabschiedete mich vom Vater und von der Mutter'; Lu *mǖ perèkà menimmä elämà j a m à s ȩ̀* 'unsere Familie übersiedelte nach Jamburg (jetzt Kingisepp)'; Itš *isä eḿmǟkā tečivät kȩiččí* 'der Vater und die Mutter machten alles (allein)'.

4. Der Komitativ äußert den Gegenstand, das Mittel oder den Körperteil, womit etwas geleistet, erledigt oder gemacht wird: Pu *šnurkākā pani čīni* 'er hat es mit einem Bindfaden festgebunden'; *vihtoikā ǚlvetäš* 'man quästet sich mit Badquasten'; *tämä čäjièkā vīppāB* 'er winkt mit der Hand'; *kanamunat kräzgattī lūkā kuorīkā* 'die Eier wurden mit Zwiebelschalen gefärbt'; *pojokkȩin čüzüB: minièkā mašina čäüB? tata vassāB: pārūkā* 'der kleine Knabe fragt: womit bewegt sich der Zug? Der Onkel antwortet: mit Dampf'; Le *leipεà kȩik resuŋkat tehäš vȩttimīkā* 'auf dem (Hochzeits)-brot werden allerlei Zeichnungen mit Schlüsseln gemacht'; *soldatti pani püsǖ lajȩŋkī pūgovicākā* 'der Soldat ladete das Gewehr (die Flinte) mit einem Knopf'; Ka *vȩtab luzikākā rōppā* 'er nimmt Brei mit einem Löffel'; *inemine eb elä vaitȩz leivǟkā* 'der Mensch lebt nicht nur vom Brot'; Ma *lōtī jalgākā* 'es wurde mit dem Fuß gestoßen'; *nenärǟt̆tēkā pühči veŕrē* 'er trocknete das Blut mit einem Taschentuch ab'; *vȩta näṕpīkā sōlȩit* 'nimm Salz mit den Fingerspitzen'; *ȩsin vassȩzȩ̄ şūbā kallī innākā* 'ich kaufte einen neuen Pelz zu teuerem (hohem) Preis'; *mahsi kahs rublā veńnǟ rahoikā* 'er bezahlte zwei Rubel in russischem Geld'; *lampā liḱhākā pominoitȩttī vai voḱhō liḱhkā* 'beim Dankgebet für Verstorbene wurde Schafsfleisch oder Ziegenfleisch gegessen' (eine alte Sitte); Lu *miä pisän niglākā* 'ich steche mit einer Nadel'; *talopoika näütäp čäèkā herral̄* 'der Bauer weist es dem Herrn mit der Hand vor'; Jõ *senè rihmkà tahop tȩmmata* 'er will es mit der Schnur ziehen'; *čizgon ühē čäjèkà tehä tōtä* 'ich versuche mit einer Hand zu arbeiten'; Itš *resuŋkad ȩlivat tehtǖd ŕumkākā kurrȩlȩ̄* 'die Zeichnungen auf dem Hochzeitsbrot waren mit einem Schnapsglas gemacht'; *elkā jalgākā tallogā tulta* 'stampft mit dem Fuß (mit den Füßen) nicht das Feuer'.

5. Der Komitativ äußert den Stoff, die Substanz oder das Mittel, womit ein Lebewesen oder ein Gegenstand charakterisiert wird: Le *šolkkȩin čiutto ȩli mŋȩllaisī resuŋkoikā* 'das seidene Hemd war mit verschiedenen Stickereien'; *tulȩp susi sūrȩ̀ȩ̀ sūkā, a karu karvajalgākā* 'es kommt der großmäulige Wolf und (= aber) der Bär mit zottigen Füßen' (aus einem Märchen); Ma *veŕrēkā ĭutto (= verekaš čiutto)* 'ein blutbeflecktes Hemd'; *kahs kaĺaskā kaunī rattaikā* 'zwei Kutschen mit roten Rädern'; *meḱhē nainȩ eb vȩinnu čävvä*

paíiākā pākā 'eine Ehefrau durfte nicht barhaupt herumgehen'; *pīmā pantī rōppā jähmījēkā slifkoikā* 'sahnige Milch wurde dem Brei zugetan'; *pokkoinikka ẹli silmī-ursīkā* 'der Dahingeschiedene war mit einem Leichentuch (bedeckt)'; Kŏ *kunikaz antẹ kẹikkīlẹ lōkkapüsüD strelojẹ̄kā* 'der König gab allen Armbrüste, die mit Pfeilen ausgerüstet waren'; *seiccemē paikākā kācaD* 'eine Hose mit sieben Flicken'; *tuli vāíeŋkoikā rihēsē* 'er kam in die Stube und hatte Filzstiefel an'; *ẹunappū ẹunẹikā* 'ein Apfelbaum mit Äpfeln'; Lu *rikko kōrtẹ̀kà putelì* 'er zerschlug die Flasche, wo Sahne drinnen war'; *pani kotī rahojẹ̄kà selčä* 'er setzte auf den Rücken den Sack, wo Geld drinnen war'; jŏ *pūd ẹltì katẹttu hallàkà niku ẹppàkà* 'die Bäume waren bereift wie mit Silber bedeckt'.

6. Der Komitativ bezeichnet den Stoff, die Substanz, das Mittel oder den Gegenstand, womit jemand oder etwas versorgt, versehen, ausgestaltet, eingerichtet oder ausgerüstet ist: Pu *kahẹ̀ẹ̀ mehiè veiväd ušattia viekā* 'zwei Männer trugen den wasservollen Zuber'; *vettä putelīkā tuvvaš* 'Wasser wird in einer Flasche geholt'; Le *tulẹp paŋkẹikā vassā* 'sie kommt mit Eimern entgegen'; *täm meni opẹzẹ̀ẹ̀ka välleà* 'er fuhr mit einem Pferde hinaus'; *naizikko uffatkākā takā johsi* 'die Frau lief mit einer Topfgabel nachher'; *kultā ẹli bočkẹikā* 'es gab mehrere Fässer Gold' (aus einem Märchen); Ma *ženixa vẹtti stokanā ẹ̆lūkā* 'der Bräutigam nahm ein Trinkglas mit Bier'; *mēz meni kaĭlākā* 'der Mann fuhr (ging) mit einer Fischladung'; *perennain meni pīrgākā eteZ* 'die Hausfrau ging mit der Pastete weiter'; kŏ *kalapūtäjä tuli kalojẹ̄kā* 'der Fischer kam mit dem Fangertrag'; Lu *nẹistì kotìkà kantamà savvua rihessä poiZ* 'man fing an, in einem Sack den Rauch aus der Stube hinauszutragen' (aus einem Märchen); *tultì jo vīnoika tẹizẹlla laukopäivä* 'am nächsten Sonnabend kam man schon mit Branntwein (um die Braut zu werben)'; Itš *kaňnei lahjoijẹ̄kā tulimma koĭtō* 'mit diesen Hochzeitsgeschenken kamen wir nach Hause'.

7. Der Komitativ kann das Objekt, den Zweck und das Ziel einer Tätigkeit oder eines Unternehmens ausdrücken: Pu *mitä kane naizikkoikā nẹisa tečemā?* 'wie soll man diese Frauen behandeln? (was wird man mit diesen Frauen tun?)'; *sellāka čiertīb rässā puolẹ̀ẹ̀* 'er dreht den zur Trauf'; *pojod nẹisivat palkkoikā viskāmā* 'die Burschen fingen an, Stöcke zu werfen'; Le *no goŕā sillẹ staruxākā paíio* 'du hast viel Sorgen durchdie Alte (die Alte macht dir viel Sorgen)'; *lahsi nẹisi püsūkā mänīmā* 'das Kind fing an, mit der Flinte zu spielen'; Ka *nẹvvo, kui tehä mehēkā, kumpa pettēB* 'gib mir einen Rat, was man dem Manne tun muß, der untreu ist'; *tämä pillīkā pillitti* 'er musizierte mit einem Musikinstrument'; *peremmēz meni n a r v ā ẹunẹikā torguittamā* 'der Hauswirt fuhr (ging) nach Narva, um mit Äpfeln Handel zu treiben'; Ma *emä miňnua pīmākā j(otti* 'Mutter gab mir Milch

zu trinken'; *en miä sānnu tämākā arvua* 'ich konnte ihn doch nicht verstehen'; *täm makazi tütterikōkā* 'er notzüchigte das Mädchen (schlief mit dem Mädchen)'; Kõ *ain einämāG pelazimma* 'wir beschäftigten uns immer mit der Mähewiese'; Ja *miä sain tuttavassi sepā tōkā* 'die Schmiedearbeit wurde mir eigen (ich erlernte die Schmiedearbeit)'; Lu *mitä siä siäl koerussẹ̄t tulẹkā?* 'was treibst du dort mit Feuer Unfug?'; Jõ *plaizgattẹ̄p čässìkā* 'er klatscht Beifall, knallt mit den Händen'; Ku *mitä nüt senē lampākā noissa tekemā?* 'was wird man jetzt mit diesem Schaf anfangen?'.

8. Der Komitativ äußert die Lage, die Situation oder den Zustand, unter dessen die Tätigkeit sich findet oder vorkommt: Pu *laulūkā tultī vällā* 'man kam mit Gesang heraus'; *tüttäret pesiväd nuorikkẹa laulūkā* 'die Mädchen badeten die Braut singend (mit Gesang)'; Le *siunā meitä terveükā kẹikẹ̄s aigassi* 'segne uns mit Gesundheit für immer (für alle Zeiten)'; *čüsü mesizīkā mielīkā* 'er bat es mit schmeichelndem (= honigsüßem) Gemüt'; *tuli opẹnẹ tulẹ̀ẹ̀kā* 'das Pferd lief an, wie ein Windstoß'; Ka *tämä pajatab aina nagramisīkā* 'er spricht immer mit Lachen (lachend)'; *tämä tēp tōtä ōlẹkā* 'er arbeitet fleißig'; Ma *nẹita tuli vihkurākā* 'die Hexe kam wie ein Windstoß (in einem Windstoß)'.

9. Der adverbial gebrauchte Komitativ äußert die Zeit oder Zeiteinteilung, wann etwas geschieht: Pu *ühiè kẹrrākā vumahti ahjossa tulẹ̀ẹ̀ emä* 'auf einmal (plötzlich) warfen sich aus dem Ofen Feuerfunken (= Feuermutter)'; *ẹlẹn üö päivɛàkā arjuššiǹ* 'ich bin Viehhüter Tag und Nacht'; Ka *miä hülkäzin ühē kẹrrākā (vīnā), enäpā emvẹttannu suhẹ̄ tätä* (K. P. 1932: 46) 'ich verwarf mit einem Mal den Branntwein, ich hab ihn nicht mehr in (meinen) Mund genommen'; Ja *mōmenimmä ō päivākā mašinal* 'wir fuhren (gingen) im Zuge Tag und Nacht'.

Die wotische Komitativendung *-kā* ist gemeinsam mit der Endung *-ga* des Komitativs im Estnischen: *isaga* 'mit dem Vater', *käega* 'mit der Hand' usw., die sich ebenso aus der Postposition **kansa* entwickelt hat. Obwohl der Komitativ in den beiden nahverwandten Sprachen denselben Ursprung hat, kann man jedoch nicht behaupten, daß diese Kasusendung schon damals entstanden ist, als das Wotische noch unmittelbar an das estnische Territorium angeschlossen war. Es ist wahrscheinlich, daß die Komitativendungen *-kā* und *-ga* sich selbständig entwickelt haben. Sogar in der livischen Sprache ist von der genannten Postposition eine Komitativendung entstanden, wo sie als *-ks* vorkommt: *kalàks* 'mit dem Fisch'. In dem ausgestorbenen Salace-Dialekt war von der Postposition nur das *-k* als Kasusendung übriggeblieben: *jumalak* 'mit dem Gott'.

Den aus der Postposition **kansa* entstandenen Komitativ in den ostseefinnischen Sprachen hat F. Oinas ausführlicher

beschrieben (Oinas 1961: 12 - 55).

Außer dem hier behandelten Komitativ gibt es im Wotischen Überbleibsel des alten ostseefinnischen Komitativs mit der Endung *-nā/-nǟ*: *naisīnā* 'mit Frauen' oder *-nę̆/-nè*: *perènè* 'mit der Familie' (Ariste 1968: 36 ff.). In anderen ostseefinnischen Sprachen, z.B. im Finnischen, Ižorischen und Karelischen kann der Adessiv vor allem die 4. Funktion des wotischen Komitativs erfüllen (finnisch *löi kepillä* 'er schlug mit einem Stock'; *otan lusikalla puuroa* 'ich nehme Brei mit einem Löffel'). Als Überbleibsel der älteren Semantik des Kasussystems kann auch im Wotischen der Adessiv in einigen Ausdrücken den Gegenstand, das Mittel oder den Körperteil bezeichnen, womit etwas gemacht wird (Airila 1934: 35 ff.; Ariste 1968: 28 ff.).

Aus drucktechnischen Gründen ist in den Beispielen das in den Originaltexten vor hinteren Vokalen vorkommende Graphem *л* durch *l* ersetzt worden.

LITERATUR

A h l q v i s t, A. 1856, Wotisk grammatik jemte språkprof och ordförteckning. - Acta Societatis Scientiarum Fennicae V, 1, Helsingforsiae.

A i r i l a, M. 1934, Vatjan kielen taivutusoppia I. Nominien taivutus. - Vähäisiä kirjelmiä. Julkaissut Suomalaisen Kirjallisuuden Seura 88, Helsinki.

A l a v a, V. 1908, Vatjalaisia häätapoja, häälauluja ja -itkuja. - Vähäisiä kirjelmiä XLII. Julkaissut Suomalaisen Kirjallisuuden Seura 42, Helsinki.

A r i s t e, P. 1948, Vadja keele grammatika, Tartu.

- - - - - 1968, A Grammar of the Votic Language. - Indiana University Publications. Uralic and Altaic series 68, Bloomington, The Hague.

H a l t s o n e n, S. 1958, Antal Reguly. Vatjalaismuistiinpanot. (Aufzeichnungen über die Woten) 1841. - Suomalais-ugrilaisen Seuran Aikakauskirja 60, 3, Helsinki.

K. P. = K e t t u n e n, L., P o s t i, L. 1932, Näytteitä vatjan kielestä. - Suomalais-ugrilaisen Seuran Toimituksia 64, Helsinki.

L e n s u = Л е н с у Я. Я. 1930, Материалы по говорам води. - Западнофинскй сборник. Труды Комиссии по изучэнию племенного состава населения СССР и сопредельных стран 16, Ленинград, 201 - 305.

M u s t o n e n, O. A. F. 1886, Muistoonpanoja Vatjan kielestä. - Virittäjä, kieli- ja kansantieteellisiä lehtiä I, Porvoo, 144 - 188.

O i n a s, F. J. 1961, The Development of some Postpositional Cases in Balto-Finnic Languages. - Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia 123, Helsinki.

P o s t i, L., S u h o n e n, S. 1964, Setälän vatjalaismuistiinpanot. Painokuntoon toimittaneet ja julkaisseet Lauri Posti ja Seppo Suhonen. - Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia 135, Helsinki.

T s v e t k o v = Ц б е т к о в Д. 1922, Эсумей ваддя чээлэ грамаатикк. Первая грамматика водского языка (Handschrift).

W i e d e m a n n, F. J. 1856, Über das Wotische in seiner Stellung zum Estnischen. - Bulletin de la Classe Historico-Philologique de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg XIII, St. Pétersbourg, 299

ff., 327 ff.
---------- 1871, Über die Nationalität und die Sprache der jetzt ausgestorbenen Kreewinen in Kurland. - Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg, VII[e] série. Tome XVII, Nr.2, St. Pétersbourg.

Quaedam vocabula ex celtica in germanicam linguam translata

quid de legis Grimmii tempore doceant

H. J. R. BIRKHAN
Vindobonensis

Linguista si erat, qui summa latinitate imbutus mira eloquentia crateras ingentis eruditionis effundens totam fere vitam suam claritate animi serenitate intellectus scientiaque veterum linguarum exornaverat, Björn Collinder, amicus noster defunctus ille erat. Itaque mihi est in animo, ut humillimum sacrificium meum libenter meritoque in amicitiae altare ponam positumque, quamvis latinitatis meae barbarie* et raucitate teutonica indignum sit, amici manes assumpturos esse spero.

Nemo est, qui dubitet, quin Germani non solum nomen Volcarum, illius in vicinitate meridionali habitantis populi aliaque multa nomina ad quosdam locos referentia sed etiam nonnulla appellativa de lingua celtica in suam transtulerint, quae imprimis res metallurgiae - ut perpaucas enumerem voces teutonicas *Eisen*, *Lot*, *Brünne*[1] - deinde ordinis iuris atque societatis[2] significant. Has inter voces summae gravitatis *rīx* esse constat[3]: lat. *rēx* (cf. ant.ind. *rāja-* 'rex', thrax nomen proprium *Rhēsos*) exhibet idg. *ē*, quod celticis in linguis in *ī* mutatum est (in ant.hibern. *rí*, *rig* 'rex', cambr. *rhi* 'princeps') ut multitudo nominum gallicorum (cf. *Dumno-rix*, *Vercingeto-rix*, *Orgeto-rix* ...) amplissime demonstrat. Gallicum *rīx* in germanicum translatum ρήξ 'regulus', cuius scriptura itacismum graecum ostendit, Procopio testante (bell. got. 10) Theodoricum denominavit Veronensem, quia titulo imperatoris (βασιλεύς) uti non audebat. Personarum etiam in nominibus ut *Henricus*, *Theodoricus* et aliis invenimus *-ricus* pro germ. **rīkaz*, quod etiam got. *reiks* 'dives; ἔντιμος', ant.sept. *ríkr*, teut. *reich* et cetera exhibent. Nomen autem *Fariarix* in monetis emissione, quam Boicam dicunt, percussis inventum antiquissimum Germanicorum nominum esse mihi persuasum est.[4] De gallico *⁺rīgi̯om* (ut in toponymati *Icorigion* nunc Jünkerrath prope civitatem Treverorum) antecedente germ. **rīkja*, neutr., teut. *Reich* derivatum est, a quo iam pridem antiqui Borussi *rīkis* 'Herre' sumpserunt. Sed inquirendum est, utrum hoc vocabulum, cum in germanicum transierit, mutationem secundum legem Grimmii

celticae mediae *g* > germ. *k* participaverit, an germ. **rīk-* a nominativo singularis celtici *rīks* (*rīx*) initium ceperit, cuius *k* per analogiam propagatum sit toto in paradigmate, quod ob multitudinem casuum *-g-* intervocales continentium quin etiam in tanta gravitate, quae apud nomina personalia nominativo et vocativo sit, verisimile esse non puto:

nom. *rīg-s*		nom. *rīg-es*
gen. *rīg-os*		gen. *rīg-ōm*
dat. *rīg-i*	vel *rīg-ai*?	dat. *rīg-obis*
acc. *rīg-am*		acc. *rīg-ans*
vocc. *rīg*	vel *rīx*?	vocc. ?

Immo vero etiam flexura verbi **rīgi̯om* *g* immutatum exhibebat, tamen omnibus in linguis germanicis *k* invenimus. Itaque vocabulum aut transformationem mediae in tenuem (*g* > *k*) passum est aut germanico *g* hoc tempore imprimis inter vocales velut [γ] pronuntiato lingua germanica substituit *k* in locum mediae celticae (occlusivi!) *g*, quod aliquando postquidem lege Grimmii perfecta fieri posset, sed antequam *g* gallicum inter vocales imminutum est (cf. *vertrahus* apud Grattium pro *vertragus*), cuius de tempore celtistae inter se iam diu certant.[5] Tamen nobis est considerandum occlusivum *g* secundum phonologiam naturalem[6] aliis mediis promptius esse ad minutionem, ut *-g-* > *-γ-* non necessario mutationem celticam in idiomatibus insularibus observatam portenderet.

Quae cum ita sint, praeferendum est illa circumspicere vocabula num nobis clariora indicia praebeant. Ergo igitur, cum principium etymologiae organicae (B. E. Vidos) sequimur, ex verborum, quae ad nobilitatem comitatumque pertinent circuitu, tamquam aliud exemplum nomen domicilii regis *dūnum* secundum glossaria[7] montem significans (cf. δουνον΄ τοπον ἐξέχοντα) inspiciamus. Praeter multa alia ad quosdam locos referentia nomina *dūnum* continetur in nomine *Lugudunum* 'arx dei Lugi', *Branodunum* 'arx corvi', *Segodunum* 'arx victoriae' vel potius 'arx firma', quod extremum etiam nomen sexies *Sigtuna*[8] in Scandinavia reperitur. In germanico etiam vocabula sequentia sunt comparanda: ant.sept. *tún*, neutr., 'cohors, hortus, oppidum', ant.angl. *tún*, masc., 'saepimentum circum domum, hortus, area, vicus, oppidum' (angl. *town*), ant.teut. *zūn* 'saepimentum', in linguis celticis imprimis ant.hib. *dún* 'castrum, arx', cambr. *din*, *dinas* 'arx, urbs'; gallicum verbum **dūnos* neutri generis in *-es/os* fuisse satis constat.[9] Itaque indicium maximi momenti est verbum ex celtico translatum esse, quod lingua antiqua septentrionalis, i.e. lingua in margine Europae usitata igitur interdum prisca, ut unicum germanicum idioma verbo *tún* in genere neutro utitur, quin etiam formas pluralis in *-ar* et *-ir* exhibet, quae flexurae gallicae possumus comparare.[10]

Num germ. **tūna* ex celtico translatum sit, disceptare poterimus, si etymon huius verbi de indogermanico heredita-

tum in germanico existere probabimus. Etenim ant.ang. *dūn* 'clivus, collis' (angl. *down* 'collis arenarius, arenae litoris'), med.nederl. *dūne*, med.nederteut. *düne* 'arenae litoris, quas ad eandem radicem pertinere, nemo est, qui neget, indicant originem idg. **dhūn-* (< ***dhuHn-* < ***dhHun-* < ***dheHun* cum metathesi laryngalis), quod in graec. θῖς, θῑνός (< *θϝῖν-) 'acervus arenae, arenae litoris' supervivit. Ceterum adversus IEW (268sqq.) malo ob difficultates semanticas, quod J. Pokorny putavit unicam radicem (**dheu-- *dheu̯ə-*), plures in radices discissum. Omni modo solum apud Celtas et Germanos invenimus **dhūn-* clivum vel collem significans. Germ. **dūn-* cum existat, nobis concludendum est germ. *tūn-* a Celtis originem cepisse.

Sed quando verbum celticum ad Germanos transgressum sit?

Primae arces constructae sunt eodem fere tempore urbis conditae aetate hallstattiensi C in confinio regionis septentrionalis, ubi aere utebantur, et regionis, ubi incolae mores Lusatiae sequebantur. Quae nunc autem domicilia dominica quasi propugnacula ad terram contra Scytharum impetum defendendam interpretantur.[11] Eodem tempore Celtas in Hispaniam immigrasse putamus, ubi nominibus locorum in *-dūnum* fere absentibus arces *brigae* (cf. *Segobriga*, hodie Segorbe, *Nertobriga*, hodie Valera la vieja, *Talabriga*, hodie Souza et alias) appellatae sunt, quod nos docet hac aetate iam liquidam syllabicam indogermanicam (r̥) celtico *-ri-* factam esse.[12]

Postea tempore La Tène arces aedificatas et *dūnum* appellatas esse constat, quarum multitudo Propontidem Albioni coniunxit.[13] Quas illa palae ars, quam archaeologiam vocant, nostrorum temporum imprimis in Hercynia silva (exempli causa in Thuringia) exstitisse et medio temporis La Tène a Germanis expugnatam esse, probare[14] potuit. In parte septentrionali etiam terrae Chattorum Cimbris intrantibus incolae celtizati summa vi arcium in aedificationem intendisse videntur,[15] priusquam ut auctores veterum tradunt,[16] Suebi cum impetu succedentes arcibus potiti sunt.

Quae cum ita sint non dubitamus, quin vocabulum *dūnum* temporibus La Tène circiter annis CCCL - CCCC a.u.c. montanis arcibus Celtarum a Germanis exploratis in eorum linguam translatum sit. Ut unum exemplum si nihil aliud in Scandinavia commemorem: castrum Danicum Borremose appellatum nos docet verisimile fabros celticos eius constructioni affuisse.[17] Rationem, qua significatus verbi **dūnum* apud nonnullas tribus germanicas in 'cohors, saepimentum' commutatus sit, explicamus, cum usum verbi his in casibus de castra in planitiebus septentrionalis Germaniae sitis propagatum esse conicimus. Quo inimicis expositior situs eo gravior castra saepimentis palis vallis muniendi necessitas. Archaeologi

tametsi nondum reliquias quorundam castrorum aetatis inter annos circiter CCCC et DC a.u.c. invenerunt, tamen nobis Germanos tunc *dūna* cognovisse non est negandum. Nam multo difficilius est castra in planitie constructa invenire[18] quam in collium verticibus; etiam si quaedam castra, ut exempli causa nominem castrum vallatum Hünenkamp prope Wunderbüttel[19] vel reliquias Babilonie[20] appellatas, explorata sunt, archaeologi, cum Germanis, ut ita dicam, horrorem arcium adscriberent, ea ineuntis medii aevi aetate esse putaverunt. Si celt. *d-* in verbo **tūn-* in germ. *t-* commutatum est, hoc indicat quinto saeculo a.u.c. aut medias indogermanicas nondum in tenues transformatas aut germ. *d* in initio verborum ut [ð] pronuntiatum esse.

Quod verbum militem in comitatu regali significaverit, maximi quidem momenti est. Itaque duplicitatem verborum gall. *Condrust-*[21] : germ. *Cantrust-*[22] et gall. *Andrust-*[23] : germ. *antrust-*[24] breviter quibusdam difficultatibus singularibus connexione radicis *drust-* cum verbo quercus (cf. graec. δρῦς) et cognomine gentium Liviae Iuliaeque *Drūsus* (< gall. **Droussus* < **Droustos*)[25] omissis tractare volo; cuius radicis etyma germanica de **traust-* derivata sunt inter alia: goth. *trausti*, neutr. 'pactum', ant.sept. *traust*, neutr. 'consolatio, fortitudo, adiutorium', *traustr* 'constans, fidelis, firmus', ant.sax. *gi-trōst*, masc. 'comitatus'. Radix autem brevissima secundum gradationem vocalium **drust* invenimus in nomine *Condrustis*, cuius *u* ob vocalem pagi nominis nostrorum temporum *le Condroz* breve fuisse constat et sine dubio in vocabulo **andrust-* eiusque successoribus inde derivatis, quae luce clarius ad comitatum pertinent. Nam in Lege Salica *antrustio* significat militem qui comitatui regali inest; pecuniae in compositione persolvendae pro *antrustione* maximae erant: homicidio facto pro Francone libero CC solidi, pro conviva regis Romano CCC, pro *antrustione* autem DC erant dandi (Lex Salica tit.69, §§1, 4, 6). Saepe qui esset *antrustio* explicabatur: qui in *truste* dominica vel regis erat.[26] C. Marstrander quidem, ille vir doctissimus, cum tractatum Marcolfi "De regis antrustione" (lib.I, 28), ubi dicitur de fideli, qui "in palatio nostro una cum arimania sua in manu nostra *trustem* et fidelitatem iurasse videtur ... ille in numero *antrustionum* computetur ..." fundamentum suae etymologiae faceret, opinatus est verbum **antrūstio* (sic!) de **hand-trūsteo* derivatum esse.[27] Sed haud verisimile est, quia *antrustionem*, cuius *u* antiqui saxonici *gitrōsteo* causa longum fuisse putavit, a *trusti*, quae a **truhstiz* initium cepisset, discrevit. Quod valde dubium aestimo, imprimis quoniam *antrustionem* cum **condrust*- etymologice coniungere nequivit et nomina dearum *Cantrusteihiae*, *Andrusteihiae* in inscriptionibus Germaniae Inferioris neglexit.

Quae cum ita sint, gallicum **andrust-* malo derivare de **ande-drust*, cuius praefixum ('in' significans) in antiquo hibernico *in(d)-*, *en-*, cambrensi *an(ne)-*, britanico *an-*,[28] conservatum esse constat, ut in nominibus *Ande-brogius* (Caes.b.Gall.II; 3,1) 'qui in pago suo vel in patria est' (cf. *Allo-broges* 'qui in alia terra sunt; exules'), *Ande-dūnus* (CIL III D II p.845sq.) 'qui in *dūno* est', *Ando-lātius* de nomine **Ando-lātos* (cum *-o-* pro *-e-* in iunctura duorum verborum per analogiam vocalis *-o-* in compositis) 'qui in furore bellicoso est' et in multis aliis, quorum in formatione haplologia haud rara est:[29] *Adūnicates* < **Ande-dūnicates*, *Andeðrigus* < **Ande-teððirīgus*, *Andunocnetis* < **Ande-dūnocnetis* etc. Itaque reor gallicum **ande-drustįon* militem 'qui in fide dominica (i.e. *trustis*) est', **con-drusti* 'qui mutua fide coniuncti sunt' significasse.

Qui nos adhuc in etymologia verbi **andrust-* secutus est, nobis etiam concedet germ. **antrust-* ex celtico translatum esse, quod Germani compositionem cum praefixo **ande-* ignoraverunt, ergo quoque gall. **condrust-* germ. **cantrust-* (cum *c-* a lapidario gallo-romano pro germ. *h-*[30] inciso) produxisse verisimile est. **Hantrusteihiae* ergo erant deae Matronae, quae vel pagum *Condrustem* vel 'milites mutua fide coniunctos, i.e. comitatum' protegebant, **Antrusteihiae* autem *antrustiones*. Ex etymologia horum nominum sequitur, ut germanico *d-* in verborum initio occlusione pronuntiato[31] verbum **drust-* in germanicum translatum Grimmii lege mutatum sit (*d* > *t*).

Fortasse verbum germ. **aiþaz* 'iusiurandum' inter haec vocabula de celtico derivata ponendum est (ant.hib. *oeth* 'iusiurandum'); significatus mutationem tamen de *itu*[32] in iusiurandum ex celtico sumptam esse putamus, quamvis sonus utriusque verbi ex indogermanico separate hereditatus sit, nam multum interest quod **oitos/*aiþaz* in nominum personarum formatione apud Germanos saepissime apud Celtas numquam fere occurrunt. Denique verbum goth. *siponeis* 'μαθητής' haud raro de celtico derivatum nobis est addendum. Sed, ut alio loco demonstravimus, venabulum illyricum originem celticam vetat.[33]

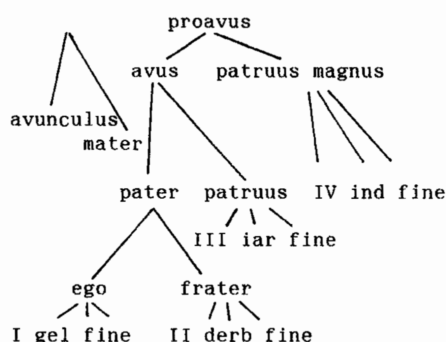
Postrema tria autem vocabula commemoro, quorum originem celticam esse nonnulli duxerunt: germ. **arbaz*, masc., **arbįa*, neutr. 'hereditas', **arbįēn/*arbįōn* 'heres' < gall. **orbįom* 'hereditas', **orbįos* 'heres'[34] (ant.hib. *orb(b)e*, *orpe*, masc., neutr. 'hereditas; heres'); **ambahtaz* 'ambactus' < gall. **amb-aχktos* (> lat. *ambactus*); got. **dulgs* (gen. sing. *dulgis* 'debiti', Luc.7,41): ant.hib. *dliged* 'officium, lex, ius', cambr. *dlēd*, *dyled* 'debitum'. Nemo cum sit, qui dubitet quin **ambahtaz* e gallico sumptum sit, hoc vocabulum praetermittimus. Quod verbum ad comitatum pertinens docet enim aut post legem Grimmii (i.e. mutationem

mediarum in tenues) translatum aut absentiam germanici *p* (pro celt. *b*) pronuntiatione germanici *b* (< idg. *bh*, *p*) post nasalem [b] (non [ß]) supposita explicandam esse.

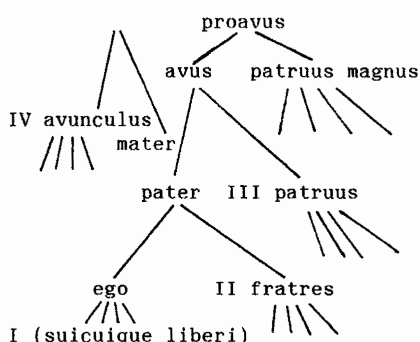
Sed vocabulum **arbi̯a* maximi momenti esset, si quis demonstrare posset de celtico esse derivatum, quandoquidem W. Moulton[35] ostendit germ. *b* post *r* diutius [ß] pronuntiatum esse, ut, cum germ. *p* hoc in verbo non pro celt. *b* substitutum sit, in aliis quoque casibus discrimen quod intercedit inter celt. *b*, *d*, *g* : germ. ƀ [ß], đ [đ], g [γ] nullius fere momenti sit, qua re dubia, quae supra (cf. **rīgs* : *rīks*) exposui, tolluntur.

En, itaque quaerendum est, cur **arbi̯a* de **orbi̯om* derivatum esse dictum sit. Radice **orbh-* 'orbus' late per linguas indogermanicas diffusa verisimilius habeo prius significatum de celtico esse derivatum, deinde fortasse formationem in *-i̯o-*(?). Sed novitas significatus quae fuit? Vix erat natura rei hereditariae ut exempli causa armentum (cf. ant.sept. *arfi* 'bos'), citius ius ipsum et hereditatis consuetudo. Itaque successionis ordines breviter comparemus. Nimirum primo loco descendentes heredes erant; idem ius Celtis Germanisque. Nullis descendentibus nullo testamento tantum ascendentes in hereditate succedebant. Ecce autem successio hereditaria secundum ius antiquum hibernicum,[36] quod pro iure gallico adhibemus, et ius germanicum Tacito auctore:[37] heredes sunto post meam mortem primo (I), secundo (II), tertio (III), quarto (IV) loco (addo nomina graduum consanguinitatis apud Hibernos antiquos):

apud Celtas



apud Germanos



Itaque unica differentia erat, quod quarto loco, cum apud Celtas patruus magnus eiusque descendentes successerint, apud Germanos, si patruus eiusque liberi deerant, ordo successionis agnatorum perrumpebatur et avunculus eiusque descendentes succedebant. Quae cum ita sint, nobis est quaerendum, utrum similitudo extrema inter haec iura ab

vetere consuetudine indogermanica orta sit an ius germanicum ex contactu familiarum nobilium horum duorum populorum evenerit . Nam ordo successionis in Hibernia antiquus et quasi omnium Celtarum tribuum esse fertur, quia apud Romanos secundum leges XII tabularum et apud Graecos (in Attica) iura valde similia quin etiam (fortasse) apud Indos haud incomparabilia valuerunt.[38] Etiam apud Germanos licetne pro certo sumere ius hereditarium eodem modo temporibus indogermanicis initium cepisse et minima mutatione traditum esse? Nihilominus positio avunculi in Germanorum successione non est neglegenda, nam haud scio an indicet ultima vestigia cuiusdam successionis ordinis, quem iuris periti matriliniarem vocant, a matriarchatu longe distantem. Sed neminem dubitare puto, quin necessitudo ac familiaritas quaedam intercesserit inter avunculum et filium eius sororis (cf. Tac.Germ.20). Eadem familiaritas quidem Livio testante (V,34) apud Celtas exstitisse videtur,[39] sed tamen unicum saltem vestigium antiquae consuetudinis est. Cuius familiaritatis suppressio fortasse progressum iuris celtici produxit, qua de causa Germani successionem hereditariam celticam maximam partem dumtaxat adoptaverunt. Haec autem contraponantur aliae positionis feminarum apud Celtas olim elevatae traditiones imprimis insulares, quas persequi longum est. Igitur quaestio remanet, utrum significatus verborum _*orbi̯om_ / _*arbi̯a_ celtico et germanico tantum communis in utriusque linguis separate ortus (cf. graec. χήρης, χῆρος 'spoliatus, vanus', χήρᾱ 'filia orba, vidua': lat. _hērēs_), an _*arbi̯a_ ob novitatem significatus in germanicum translatum sit, quod mea opinione fieri potuit.

Ultimo in verbum _*dulgs_ inquirendum est. Cuius celticae insulares formae quae feruntur esse comparandae reducendae sunt ad idg. _*dhl̥ghitom_ vel _*dl̥gitom_, germanicae ad _*dhl̥ghos_ vel _*dhl̥kós_. Si eadem via procedimus qua supra in disputando de vocabulo _*dūnom_ et etymo eiusdem radicis sed certissime ex indogermanico derivato cum quaereremus, quod verbum secundum significatum et mutationes vocalium consonantiumque quasi regulariter verbo _*dulgs_ coniungi possit, vocabulum got. _tulgus_ 'firmus, constans' (ant.sax. _tulgo_ 'valde', ant.angl. _tulȝe_ 'carior', _tylȝest_ 'optimus') successor regularis nobis se praebet.[40] Cuius significatus firmitatis constantiaeque illi verbi _*dulgs_ 'debitum, officium' satis vicinus, ut illud verbum lat. _in-dulgēre_ eiusdam radicis (IEW 197) cum _in-_ privativo inde in-constantiam significans demonstrat. Difficultas maior autem est, quod radix _*delēgh-_ (<_**deleHgh-_) secundum gradationem vocalium ut brevissimam formam nihil nisi _*dl̥̄gh-_ (<_**dl̥Hgh-_) permittit, quae ob idg. l̥̄ > celt. _āl_ in cambr. _dal_, _dala_, _daly_ 'tenere'[41] apparet. Mehercle, nulla via ad antiquum hibernicum _dliged_!

Si ad _dhl̥gh-_ revertentes, utrum got. _dulgs_ de gallico

quodam verbo ad ant.hib. *dliged* pertinenti derivatum sit inquirimus, cognoscimus germanicum vocabulum non posse ulla aetate translatum esse, ut *l̥* in *ul* mutaretur, neque lex Grimmii medias afficeret. Ne longum faciam: meminimus mutationis *r̥* > *ri* tempore, quo Celtae in Hispaniam immigraverunt, iam perfectae; eodem tempore Celtas *l̥* > *li* mutasse verisimile est. At contra observavimus vocabulum **dūnom* in germanicum circiter quarto saeculo a.u.c. translatum *t* pro celt. *d* exhibere. Nempe omnia haec nunc verba huc redeunt denique: **dulgs* ex numero verborum de celtico derivatorum excludendum est.[42]

Librorum abbreviationes:

AcS	A. Holder, Alt-celtischer Sprachschatz, 3 vol., 1896 (=1961)
Benveniste	E. Benveniste, Le vocabulaire des institutions indoeuropéennes, 2 vol., 1969.
CIL	Corpus Inscriptionum Latinarum
DAG	J. Whatmough, The Dialects of Ancient Gaul, 1970.
Evans	D. E. Evans, Gaulish Personal Names, 1967.
GKAR	H. Birkhan, Germanen und Kelten bis zum Ausgang der Römerzeit, Sitzungsber. d. österr. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 272, 1970.
IEW	J. Pokorny, Indogermanisches etymologisches Wörterbuch, 2 vol., 1959-1969.
IF	Indogermanische Forschungen
KGP	K. H. Schmidt, Die Komposition in gallischen Personennamen, in: Zeitschrift f. celtische Philologie 26 (1957) 33 - 301.
NoB	Namn och Bygd
NTS	Norsk tidskrift for Sprogvidenskap
Piggott	St. Piggott, Ancient Europe, 1965.
RE	Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft
RGA	Reallexikon der Germanischen Altertumskunde
Wenskus	R. Wenskus, Stammesbildung und Verfassung, 1961.

NOTAE

* Cuius vero perversitatem Christina Gschwantler(quasi anti-barbara) sodalesque sui, imprimis Georgus Kodek, quibus gratias innumeras ago, summa diligentia et urbanitate mitigaverunt.

1 v. GKAR 128sqq., 147sqq., 152sqq., 155sqq., ubi et investigationes aliorum iudicantur.

2 Quod ad ordinem comitatus apud antiquos Celtas spectat, v. nunc in libro illo doctissimo, quem G. Dobesch conscripsit (Die Kelten in Österreich nach den ältesten Berichten der Antike, 1980, imprimis 417sqq.).

3 J. Trier (Vorgeschichte des Wortes *Reich*, Nachr. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. Kl. 1943, 535sqq.) putavit tantum vocalem germanicae radicis **rek-* secundum vocalisationem gallicam **rīg-* adaptasse, itaque verbum Germanicum **rīk-* Grimmii lege non esse affectum. Huic opinioni K. H. Schmidt, KGP 75, n.2, applausisse videtur, cum coniecit testimonia gallicarum mediarum in germanicas

tenues mutatarum abesse. Sed demonstrabimus nos verbum **dūnum* docturum hunc eventum non esse excludendum. Quae cum ita sint, omnes fere artis etymologicae periti istam etymologiam ab J. Trier propositam respuerunt.

4 H. Birkhan, Die "keltischen" Personennamen des boiischen Großsilbers, Die Sprache 17 (1971) 28sqq.

5 v. inquisitionem lucidissimam illius doctissimi celtistae E. Evans, 399sqq. Gallicum *c* pro *g* non est comparandum, quod haec mutatio imprimis in lingua celtiberica observata est.

6 v. J. Foley, Foundation of Theoretical Phonology. Cambridge Studies in Linguistics 20, 1977, sed. cf. H. Birkhan, Die Auffälligkeit und das Universale. Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science IV, Current Issues in Linguistic Theory 11, 1979, 98sqq.

7 DAG 178; cf. etiam **dunocatus* (DAG 207).

8 v. M. Olsen, Sigtuna, NoB 5 (1917) 90sq. et capita in Kulturhistoriskt lexikon för nordisk medeltid, XIX, s.v. *Tun*, ubi studia recentiora complectuntur.

9 Quamquam R. Thurneysen, A Grammar of Old Irish, 1946, 178sq. docuit ant.hib. *dún* primitus neutrum in *-o* fuisse (cf. M. Jones, A Welsh Grammar, 1913, 96) postea saeculo octavo per analogiam nominis *glún* 'genu' flexuram in *-es/-os* adaptasse, tamen malo Alfredum Holder (AcS I, col. 1375) sequi, qui **dūnos* nominativum neutri gallicum coniecit, cum locum illum apud Pseudo-Plutarchum traditum ὄρος Λούγδουνος καλούμενον (de fluviis 6; cf. AcS ib.) magni momenti esse opiner. Tamen in lingua gallica aetate Romana hoc neutrum magna vetustate rarissime adhibitum esse constat forma **dūnum* multo praeponderante.

10 cf. W. v. Unwerth, Ein Problem der nordischen Ortsnamenforschung, NoB 2 (1914) 57. Ceterum quaedam pluralia ut *holtir*, *húsir*, *landir*, *túnir* ex regula, secundum quam post syllabam longam *-ir*, *-ar* > *-r* facta sunt, excipienda esse videntur (contra ea, quae v. Unwerth, 58, de illis formis affirmavit).

11 v. tabulam in Piggott, 190, unde in GKAR 106 relata.

12 v. tabulam 95 in Piggott, 172, et cf. U. Schmoll, Die Sprachen der vorkeltischen Indogermanen Hispaniens und das Keltiberische, 1959, 83sq.

13 v. tabulam 96 in Piggott, 173, arces in *-dunum* nominatas continentem.

14 Wenskus 379, 385sq.

15 Wenskus 394.

16 Apud Wenskus 402sqq.

17 GKAR 166sq., n.232, 174, n.258, 323.

18 R. Hachmann in Archaeologia geographica 5 (1956) 20.

19 Wenskus 404, n.865.

20 W. R. Lange, "*Babilonie*", in: RGA I, 1973, 570sqq.

21 Nomen pagi *Condrustis* in inscriptione CIL VII 1073 (Deae Viradesthi pagus *Condrustis* militans in cohorta secunda Tungrorum) testatum reperitur, post annum 747 p.Chr.n. in quibusdam chartis forma *Condrust* vel *Condrost* cum *-st-* usque ad saeculum XII, nunc autem pagus *Condroz* (inter Namurcum et Leodium in Belgica situs) nuncupatur. Caesar (b.G. II, 4; IV, 6; VI, 32) commemorat *Condrusos*, nomen tribus Germanorum cisrhenanorum, cuius *-s-* < *-st-* mutatum esse arbitror.

22 *Cantrusteihiae* Matronae duabus in aris eis devotis inveniuntur (CIL XIII 3585, 7880). Vide etiam L. Weisgerber, Frühgeschichtliche Sprachbewegungen im Kölner Raum, in: Rhenania Germano-Celtica, 1969, 428. Haud facile intellectu, cur J. Vannérus (Le nom des Condrusi, in: Bulletin de l'Académie royale de Belgique, classe des lettres, 38, 1952, 439sqq.), cum de Matronis *Cantrusteihiabus* egerit, tamen explicationem Germanicam neglexerit.

23 Matronae *Andrusteihiae* in aris inveniuntur (DAG 223).

24 Quod in verbo *antrustio* (vel *antrussio*) imprimis in Lege Salica reperitur (v. Du Cange I, s.v. *antrussio*; VIII s.v. *trustis*). *Antrustio* est quidam "fidelis domino, qui ei iuramento fidelitatis obligatus est, vel in eius ministerio occupatus."

25 AcS I, col. 1335sqq. Satis difficile dictu, quomodo *Drūs(t)-* < **Drous(t)-* et *Draus-* (ut in *Drausus*, *Drausius* etc., cf. AcS I, col. 1316) connectenda sint. Nomina *Drust*, *Drostan*, *Drystan* apud populum Pictorum saepissime reperta vocalem brevem *ŭ* exhibent (Rachel Bromwich, Trioedd Ynys Prydein, 1961, 329sqq.).

26 cf. Du Cange VIII, s.v. *trustis*.

27 C. Marstrander, Sygnatrausti, NTS 13 (1945) 334sqq.

28 cf. Evans 137sqq.

29 cf. KGP 92sq., 126sqq.

30 cf. M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, 1911, XXII. - Sunt autem, qui credunt mutationem indogermanici *k* > germ. *h* secundum Grimmii legem tardissimam omnium fuisse mutationum, quod ego, quia hic nullius momenti est, ut quasi "incompertum in medium relinquam."

31 W. G. Moulton, The Stops and Spirants of early Germanic, Language 30 (1954) imprimis 40sq.

32 cf. Benveniste II, 164sq., qui testimoniis apud Hetaeos Litoviosque nisus significatum iurisiurandi de *itu* inter dimidia victimae derivavit.

33 H. Birkhan, Got. *siponeis* - ein kelt. Gefolgschaftsterminus?, in: Festgabe f. O. Höfler, 1976, 19sq.

34 cf. Evans 238sq.

35 v. supra notam 31.

36 Apud O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, 1917 - 1923, I, 251. Quod attinet ad positionem feminarum v. apud R. Thurneysen, Irisches Recht, Abh. d. preuss. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 1931, 30sq.; H. d'Arbois de Jubainville, La famille celtique, 1905, passim.

37 Tac. Germ. 20: "heredes tamen successoresque sui cuique liberi, et nullum testamentum. si liberi non sunt, proximus gradus in possessione fratres patrui avunculi." Cf. Die Germania des Tacitus, erl. v. R. Much, hg. unter Mitarbeit v. H. Jankhuhn v. W. Lange, 1967, 298sq.; Benveniste I, 84. -
Idem ius apud singulas Germanorum tribus utrum umquam valuisset, alacriter disputabatur; v. J. Ficker, Untersuchungen zur Erbenfolge der ostgermanischen Rechte, 1, 1891, 2sqq. M. Leyke (De iuribus secundum leges populorum Germanicorum antiquissimas, 1874, imprimis 6, n.5 et 24) egit de iure germanico apud Tacitum. Cui iura hereditaria secundum legem Salicam (pact. 59) Ripuariorumque (tit. 56 [58]) coniungi possunt. Eiusdem legis reliquiae diu supervixerunt, cf. H. Bley, Das Erbrecht nach den Urteilen des Ingelheimer und Neustädter Oberhofs, 1977, 45sqq., 263sq. Nihilominus differentiae aetate mediaevali in Speculo Saxonum et apud Scandinavos exstiterunt, ad quas v. F. Schanz, Das Erbfolgeprinzip des Sachsenspiegels und des Magdeburger Rechts, 1883, 2; K. Maurer, Vorlesungen über Altnordische Rechtsgeschichte III, 1908, 213sqq. Si in Islandia feminarum ius maius quam aliubi, vel vestigium vetustatis vel novitas christiana habendum est. W. C. Baert (De Erfopvolging bij de Franken en Friezen, 1879, 5) credidit Tacitum priscis Romanorum moribus faventem ius Germanicum secundum legem XII tabularum descripsisse, quod falsum esse existimo, quia Tacitus adversus ius Romanum successionem cognatorum commemorat. De iure maiore suicuique descendentium v. Å. Holmbäck, Ätten och arvet, 1919, 50.

38 Apud Romanos: "Si intestato moritur, cui suus heres nec escit, adgnatus proximus familiam habeto. Si adgnatus nec escit, gentiles familiam habento"; cf. commentarium in: Das Zwölftafelgesetz, Texte, Übersetzungen und Erläuterungen v. R. Düll, 1959, 37, 84. Vocantur autem adgnati qui legitima cognatione iuncti sunt. Legitima autem

cognatio est ea quae per virilis sexus personas coniungitur. Ius successionis apud Graecos explicavit Thalheim, in: RE s.v. ***Erbrecht***, ius hereditarium Indorum A. Mayr, Das indische Erbrecht, 1873, 83; cf. O. Schrader (ut supra n.36), 251sq.

39 Jan de Vries, Keltische Religion, 1961, 139; GKAR 410 et n.1073. In quibusdam traditionibus insularibus quidem vestigium matriarchatus imprimis in stirpium regiarum genealogiis invenimus; vide e. g. Molly Miller, Eanfrith's Pictish Son, in: Northern History 14 (1978) 51 cum nota 19; eiusdem auctoris The Last Century of Pictish Succession, in: Scottish Studies 23 (1979) 39sqq.; imprimis eiusdem auctoris Matriliny by treaty: The Pictish foundation-legend, in: Ireland in Early Mediaeval Europe, Cambridge 1982, 133sqq.; H. Birkhan, Le bonheur dans quelques traditions celtiques du moyen-âge, quae dissertatio cura Danielae Buschinger in actibus colloquii Martio mensi 1984 Samarobrivae habiti edetur.

40 Gothicum **dulgs* ex gallico derivatum esse Beneviste (I, 191) est arbitratus conclusitque ex quo, quod factum esse credidit, verbo *skulan*, ut *dulgis skulans* 'χρεοφειλέται' probaret, deficiente res pecuniares apud Gothos non esse excultas.

41 H. Pedersen, Keltische Grammatik, 1909, I, 52, 106; IEW 197.

42 R. Mehringer (IF 18, 230) etymologiam verbi **dulgs* cum antiquo anglico *dolȝ*, ant.fres. *dolg*, *dulg*, ant.teut. *tolc* 'vulnus' coniungens significatumque 'debitum', quasi 'pretium compositionis', explicans tam clare illustravit, ut explicationem efficacem accipi posse arbitrarer.

Les trois fonctions Duméziliennes appliquées á la magie Scandinave

Régis BOYER
Paris

La petite étude que voici part d'une double constatation. La première est qu'en dépit du paradoxe (on se rappelle que Georges Dumézil a d'abord tenté d'appliquer au domaine germano-nordique ancien la plus fulgurante de ses géniales intuitions: celle de l'existence d'une tripartition fonctionnelle à l'intérieur de tous les panthéons indo-européens), il est très difficile d'appliquer la grille dumézilienne tri-fonctionnelle à la mythologie germano-nordique. Se débarasser de la question en posant une triade Óđinn (magie-souveraineté-science), Þórr (fonction martiale), Freyr (fertilité-fécondité) n'est satisfaisant qu'à titre d'hypothèse, d'une part parce que la diachronie, qui devrait être notre seul recours assuré en matière d'histoire des religions, regimbe à vérifier ces vues: des pétroglyphes de l'âge du bronze scandinave, sans parler des témoins paléolithiques, aux "hommes des tourbières" de l'âge du fer, rien ne permet d'identifier sans erreur des témoins certains du tri-fonctionnalisme; d'autre part en vertu du fait que, même si l'on admet toute une série de "glissements fonctionnels" éventuels, il reste que, au moment encore où les textes et les efforts de mythographes comme Snorri Sturluson ou Saxo Grammaticus nous permettraient de statuer avec quelque sécurité sur le compte des entités divines scandinaves, nous avons grand-peine à isoler sans contestation possible un véritable représentant nettement typé de chacune des trois fonctions: Óđinn préside aussi à la guerre ou plus exactement à la victoire, Þórr favorise la fertilité-fécondité, ressuscite magiquement ses boucs et "consacre" (verbe vígja) les runes, Freyr est réputé "ami" (Freys vinr) du héros Sigurđr Fáfnisbani, tandis que Skađi au nom étrangement masculin, épouse de Njörđr dont Tacite fait une femme, a une allure plus martiale, avec son arce de chasseresse et ses raquettes, que "maternelle"; en troisième lieu, parce que l'on ne sait que faire, si l'on tient à ce genre de taxonomie, de divinités, pourtant archaïque à l'évidence, toponymie à l'appui, comme Týr, ou Ullr, sans parler de l'énigmatique Baldr, si fréquent dans les kenningar scaldiques pour

désigner le guerrier, ou du non moins inclassable Heimdallr dont la blancheur est solaire mais dont le cor est martial, et, bien sûr, du démonique Loki, frère juré d'Óđinn, magicien susceptible de toutes les métamorphoses, inventeur du filet des chasseurs-pêcheurs et "mère" de Sleipnir!

Je me suis heurté, à deux reprises, à cette difficulté majeure et, deux fois, si je me suis rallié, par fidélité et admiration pour celui qui demeure un de mes grands maîtres à penser, à la tripartition que je viens de dire, celle que j'ai proposée ne coïncidait pas avec l'orthodoxie dumézilienne. Dans *Les Religions de l'Europe du Nord* (Paris, Fayard, 1974) j'avais proposé de voir la question sous l'angle: mythologie de poètes - mythologie de vikings - mythologie de magiciens, mais la division portait en soi sa critique, tel personnage de saga, comme Egill Skallagrímsson, assumant globalement les trois rôles, tout comme le dieu Óđinn selon *ynglinga Saga*. C'est pourquoi, renonçant délibérément à centrer l'analyse sur des entités anthropomorphiques, quelles qu'elles soient, j'ai suggéré, dans *Yggdrasill. La religion des anciens Scandinaves* (Paris, Payot, 1981) un autre type de tripartition, fondée, cette fois, sur la révérence, vérifiée jusqu'á nos jours en bonne ethno-psychologie, des Scandinaves pour les trois grandes forces naturelles: soleil (ciel, air, feu) - élément liquide - élément chthonien. En plus du fait que ce principe de systématisation permet de respecter admirablement une continuité diachronique, il autorise, centré sur de grandes images-forces comme celle de l'arbre Yggdrasill, d'intéressants regroupements de divinités associées, cette fois par glissements spontanés, à de grandes "fonctions", Týr-Baldr-Helgi-Sigurđr-Völundr relevant du "soleil", Óđinn régnant sur l'élément liquide et magique, les Vanes assurant la tutelle tellurique. Toutefois, poésie scaldique et élaborations hautement intellectuelles et artistiques à l'appui, cette vue trop "naturaliste" et "brute" des réalités religieuses fait tort à un complexe religieux et mental autrement plus évolué et, là encore, les frontières restent indécises d'un domaine à un autre: les Vanes, par exemple, règnent aussi bien sur les eaux (la résidence de Njörđr s'appelle Nóatún, Clos-des-Nefs et que faire de Frigg - si elle n'est pas une variante paronymique de Freyja - qui règne sur Fensalir, les salles des marécages?) que sur la terre nourricière.

La seconde constatation qui a fini par s'imposer à moi avec la force de l'évidence, c'est que la coloration *majeure* de la religion germano-nordique ancienne est, en définitive, la MAGIE. Merveilleux, fantastique, dédoublements, métamorphoses, lévitations. extases, charmes et sortilèges, voyance, seconde vue, illusions des sens (sjónhverfing), amulettes, formules cryptiques, conjurations, envoûtements, sig-

nes, présages, prodiges, etc...: il est tout de même étonnant que l'omniprésence de cette thématique, dans tous nos documents, archéologiques ou historiques, figurés ou écrits, n'ait jamais aveuglé personne. Textes runiques, Eddas, scaldique, sagas et jusqu'á l'un des folklores les plus riches et les plus inexpugnables qui soient ne cessent de nous parler d'une âme du monde, d'un univers du Double, d'une impossible démarcation entre vifs et morts, d'un permanent conflit de forces naturelles et surnaturelles. Fait notable: *tous* les dieux sont magiciens et ni Snorri - tout ephémérisme laissé de côté - ni Saxo sans parler des sagnamenn inconnus qui ont rédigé des textes comme ***Eyrbyggja Saga*** ou *Vatnsdoela saga* (encore laissé-je de côté les fornaldar-sögur!) ne s'y sont trompés. À elle seule, la place éminente que tient dans ce monde le Destin aux innombrables visages et dénominations (tels que je me suis appliqué à les recenser dans *L'Islandais des sagas d'après les "Sagas de contemporains"*/Paris, SEVPEN, 1967 ou dans l'introduction à *La Saga des Chefs du Val-au-Lac*/Paris, Payot, 1980) suffirait à ébranler le plus sceptique. Certes, l'homme n'est jamais seul dans cet univers. Et a-t-on suffisamment réfléchi à la nature des incitations qui ont poussé le dernier rédacteur des *Hávamál*, tel que nous le possédons aujourd'hui, à agglomérer à un texte d'abord purement éthique un "Runaþáttr" et un "Loddfáfnismál" qui, apparemment, détonnent? A-t-on pris assez garde à la raison profonde qui poussait les scaldes à donner à leurs créations l'allure de cryptogrammes, même lorsque les temps et les thèmes traités ne peuvent plus justifier une telle volonté d'occultation? A-t-on assez insisté sur le fait qu'il n'existe simplement pas de saga ou de texte apparenté qui ne nous présente forces sorciers ou événements surnaturels?

Certes, donc, la magie paraît bien être le climat naturel dans lequel s'évolue la religion germano-nordique ancienne et je suis persuadé que c'est sous cet angle, par préférence, qu'il faudrait aborder l'intégralité du sujet si l'on voulait en donner la juste mesure.

Or, il m'est apparu à la faveur de recherches récentes qu'il était possible de restituer, dans ce domaine précis que je viens de dire fondamental, une grille d'interprétation exactement dumézilienne. Je me propose ici, brièvement, d'en suggérer la présence, sans trop développer: cette modeste contribution se voudrait, faut-il le dire, une ouverture et une incitation, plus qu'une démonstration en règle.

Sans m'attarder sur les probables origines sames de toute une série d'opérations dont nous trouvons la restitution chez les Scandinaves d'autrefois - Björn Collinder nous a définitivement éclairés sur ce point, par exemple dans

Lapparna, (Stockholm, 1953) - je voudrais me concentrer sur ce que l'on est en droit de tenir pour les trois grands rites magiques par excellence (qui sont à la fois rites de transmission et rites de génération) que sont: le níđ ou magie diffamatoire, le blót ou magie exécutoire et le sejđr ou magie fatidique. Je n'entends pas refaire une analyse approfondie de chacun d'eux (le níđ a été admirablement étudié par Bo Almquist: *Norrön niddiktning* I-II Uppsala 1965-1974 et, tout récemment, par Preben Meulengracht Sørensen: *Norrønt Nid* Odense 1980; le blót, par Folke Ström dans diverses études, et R. Boyer: "Le culte dans la religion nordique ancienne", dans *Inter-Nord*, décembre 1974; quant au sejđr, l'étude fondamentale reste celle de D. Strömbäck: *Sejd*, Stockholm 1935), mais en dégager les composants spécifiques.

Nous avons tant d'exemples détaillés de ce en quoi consistait le níđ qu'il n'est pas nécessaire d'en refaire ici une présentation en forme. Des textes comme *Egils Saga Skallagrímssonar*, chap. 57 ou *Bjarnar Saga Hítdoelakappa*, chap. 17, voire même *Vatnsdoela Saga*, chap. 33 nous renseignent à loisir. Citons tout de même *Egla* et joignons-y la strophe, évidemment liée à l'opération, qui a été déclamée par Egill au chapitre précédent (chap. 56):

...et quand ils furent prêts à mettre à la voile, Egill monta dans l'île. Il empoigna un poteau de noisetier et s'en alla dans un promontoire rocheux qui revenait sur la terre; il prit alors une tête de cheval et l'empala sur le pieu. Puis il récita la formule (formáli) et dit: "J'érige ici un níđstöng et je tourne ce níđ contre le roi Eiríkr et la reine Gunnhildr - il tourna la tête vers le pays - je tourne ce níđ contre les landvaettir qui habitent ce pays, afin qu'ils s'égarent tous, que nul ne parvienne á s'y retrouver avant qu'ils n'aient expulsé du pays le roi Eiríkr et Gunnhildr." Puis il enfonça le pieu dans une fente de rocher et l'y laissa; il tourna aussi la tête vers l'intérieur du pays et il grava des runes sur le poteau, et ils récitèrent le formáli tous ensemble/.../

Que les dieux (gođ) revaillent,
Que les dieux (bönd) chassent le prince du pays,
Courroucés soient les puissances (rögn) et
Óđinn
Pour la spoliation de mon bien;
Que fassent fuire le souverain de ses terres
Freyr et Njörđr,
Que l'Ase du pays (landáss : þorr?) soit
fâché
Contre l'homme qui viole le sanctuaire (vé).

Tous les éléments, comme obligés, y sont en place: le piquet de noisetier, arbre magique qui sert dans d'autres

circonstances, comme le duel, à favoriser un rituel; la tête de cheval - très probablement, et plutôt, de jument, dont le rôle en magie n'a pas besoin de démonstration; la formule (formáli) où interviennent (il faudrait écrire ici: où sont contraintes d'intervenir) les puissances proprement magiques (goð), lieuses (bönd), fatidiques (rögn), d'ailleurs nommées sous les espèces d'Óðinn, Freyr et, sans doute, Þorr; l'orientation décisive et signifiante, qui ne va pas sans évoquer des rites à l'implication solaire (rangsoelis, andsoelis); la gravure de runes clairement entendues ici comme signes magiques à effets maléfiques; et enfin la référence aux landvaettir qui sont exactement en l'occurrence, les exécutants requis. On pourrait s'étonner de la semi-absence de l'élément déterminant, à mon sens, de toute l'opération, l'élément sexuel: je tiens qu'il figure, métaphoriquement si l'on veut, dans ce cheval ou cette jument dont tant d'autres textes non équivoques, à commencer par le *Völsa þáttr*, nous disent assez l'importance. Si l'on compare avec telle scène célèbre comme le chapitre 123 de *Brennu-Njáls saga*, on entend tout de suite le type d'allusions qui sont faites ici.

Il n'est pas nécessaire de s'étendre longuement sur les implications strictement sociales et éthiques d'une opération de ce genre, dans des communautés dont la pierre de touche repose sur le regard d'autrui et qui, à cette titre, ne peuvent simplement pas tolérer la raillerie (flím, flimtan, háð, hneisa, hnaefilyrði, hanginyrði, spótt, etc...) parce qu'elle attente au sacré vivant en l'individu et, proprement sacrilège, bafoue son honneur, l'obligeant en quelque sorte à la vengeance sanglante. Qui est niddaðr est, ipso facto, moralement exclu de la communauté humaine, ce qui justifie aussi l'intransigeance des lois, tant païennes que chrétiennes, à l'égard de ces pratiques. Et je n'insisterai pas longuement non plus sur la distinction faite par ces mêmes lois entre tréníð (cas d'*Egla*, supra) et tunguníð, c'est-à-dire diffamation magique exclusivement orale, sans support matériel: *Egla*, du reste, combine les deux. Il est clair, ici, et Bo Almquist a eu raison d'insister sur ce point, qu'une élaboration artistique, d'ordre artisanal (sculpture ou gravure sur bois) ou poétique (strophe scaldique) accompagne ce rituel, logiquement pour lui donner le caractère abstrait qui établit la liaison, le contact avec les puissances surnaturelles, sans parler de la valeur magique conférée, par nature, à la parole mesurée ou au signe gravé symbolique: ce n'est pas gratuitement que le scalde qui pratique ces usages est appelé aussi kraftaskáld ou ákvaeðaskáld, ou que revienne souvent le syntagme: le níð bitr (verbe bíta) sa victime.

En revanche, à l'instar de P. Meulengracht Sørensen, je

voudrais souligner avec force les éléments sexuels qui interviennent, organiquement dirons-nous, dans le níđ. Dans à peu près tous les cas, c'est par le biais de ses capacités sexuelles, réelles ou présumées, qu'est flétrie la victime, du reste, presque toujours un homme. Comme on le sait, ce type d'insultes revient, soit à révoquer en doute les capacités sexuelles d'un homme: c'est le cas des allusions meurtrières faites par Flosi à l'égard de Njáll, dans le passage de *Njála* évoqué plus haut, c'est cette insinuation qui déchaînera la fureur de Skarpheđinn; soit, et c'est de loin le cas le plus fréquent, à l'accuser de "pouvoir être femme toutes les neuf nuits" ou d'avoir "porté un enfant dans son sein, en l'appelant gylfin", comme il est dit dans les Gulaþingslög, c'est-à-dire de se comporter en homosexuel passif qui se laisse serđa (participe passé sorđinn) ou stređa (strođinn), verbes qui désignent l'acte masculin dans les relations sexuelles, et donc d'être argr (ragr par métathèse), substantif ergi, verbe ergjask, qui correspond, révérence parler et selon le même type d'antiphrase, à notre français "couillon". Mais alors que sorđinn, strođinn dénotent qu'un homme a été sexuellement utilisé, avec ou contre son gré, ragr implique une disposition foncière, un trait permanent, ce que confirme le féminin örg qui s'applique à l'inceste et à la nymphomanie. Le *Grágás* (II 392) précise bien qu'"il y a trois mots particulièrement graves et qui valent proscription (skógangr). C'est d'appeler un homme ragr ou strođinn ou sorđinn /.../. Et l'homme qui dit ces trois mots peut être tué comme úheilagr."

Que cette opération soit clairement entendue comme étant de caractère magique, cela ne peut faire de doute puisque dans d'autres contextes, argr-ragr a le sens de magicien. L'intérêt, ici, vient de ce que l'idée de "contre nature" préside au níđ: tant sur les plans sociologique que naturel, il convient que l'homme soit homme et la femme, femme, toute transgression étant sentie comme une grave infraction morale dont l'aspect sexuel n'est que la traduction. Quand *Hrafnkels saga freysgođa* cite, comme un proverbe courant, l'expression svá ergisk hverr sem eldisk (on devient "couillon" avec l'âge) l'impuissance sexuelle due à l'âge est incontestablement conjuguée à l'impuissance morale. Et c'est bien ce point qui me retient. L'effet présumé du níđ est exactement de désacraliser un homme dans ce qu'il est censé avoir de plus spécifique, de plus fondamental et de plus précieux: sa puissance sexuelle normale, la capacité qu'il possède de donner la vie, d'assurer la fécondité de son lignage, de battre en brèche la mort. *Bjarnar saga Hítdoelakappa* chap. 17, qui décrit le tréníđ éhonté où deux hommes sont représentés en posture d'homosexualité ("ils étaient penchés vers l'avant et l'un prenait l'autre par

derrière") précise: "On tint cela pour une laide trouvaille et les gens dirent que le lot d'aucun d'eux n'était bon, mais que le pire était celui de l'homme qui se tenait le plus en avant."

Il est normal, dans ce monde où les valeurs viriles sont préférées parce qu'elles coïncident exactement avec une prééminence foncière de réflexes de fertilité-fécondité, que la liaison s'opère comme naturellement entre níđ, homosexualité et magie puisque le domaine propre de cette dernière s'applique toujours à inverser la norme: le surnaturel y est conçu, sans développer ici, comme l'inverse du naturel. Le níđ en tant qu'opération magique est donc une offense grossière et de caractère symbolique parce qu'il prétend inverser le cours des choses (un peu comme la sjónhverfing, comme il est expressément dit dans *Vatnsdoela saga*, met le spectacle du décor "sans dessus dessous") dans le domaine précis des fonctions vitales de reproduction. Il ressortit avant tout à la troisiéme fonction puisque son effet vise à infirmer, nier ou même ridiculiser les prétentions viriles à assurer la perpétuation de l'espèce. Il représente ce que j'appellerai une version primaire de la magie maléfique, au sens exact où c'est à la capacité sexuelle d'un homme qu'il s'en prend. L'ergi (qui accompagne également, selon *Ynglinga saga*, le sejđr, mais en tant que résultat, non comme but visé) s'oppose à l'ordre naturel masculin dans une société où la règle d'or est de rester fidèle à sa nature. L'exercice du níđ revient donc à une méditation, constante en matière de magie, sur les notions essentielles de helgi/úhelgi, mais ici, clairement, le caractère "sacré" de l'homme est violenté à un stade comme élémentaire ou végétatif. A contrario, voilà aussi pourquoi les lois et les usages sont si durs pour l'homme qui se déguise en femme, pourquoi aussi, logiquement, la femme intervient si rarement à propos de níđ. C'est une affaire d'hommes, traitée entre hommes et visant à bafouer ses pouvoirs fécondants.

Le blót, ici envisagé sous un angle strictement magique, c'est-à-dire en le désolidarisant du complexe proprement religieux auquel il s'intègre et qui ne concerne pas notre propos, est nettement conçu à d'autres fins. Je n'évoquerai que rapidement, d'abord, la curieuse construction grammaticale sur laquelle on n'a peut-être pas assez, en dépit des analyses de Folke Ström, attiré l'attention: en vieux norois, on ne sacrifie pas, comme en français, un homme (à l'accusatif) à un dieu (au datif), c'est le dieu, littéralement "objet" du sacrifice qui est à l'accusatif, et la victime humaine qui est au datif: at blóta guđ mönnum, littéralement, avec les erreurs obligées qu'entraîne, ici, la traduction: sacrifier le dieu /par l'intermédiaire/ d'un homme. La transitivation est révélatrice: il s'agit de

donner à la divinité concernée une puissance, une force, une recrudescence de pouvoir - sans implications spécialement sexuelles, cette fois - qui lui viendra de la victime, de son sang, de son "âme" peut-être, qu'il s'agisse, en l'occurrence, de hugr ou plutôt de hamr, voire même de fylgja: le latin quid proprii conviendrait, ici, admirablement. Le dieu est donc, exactement, *renforcé* par la victime qui n'est conçue, en quelque sorte, que comme un vecteur. Le complexe mental qui préside à cette opération trouve une exacte illustration dans l'emploi du verbe magna, remplir de megin, cette capacité de chance, de réussite et de victoire attachée à chaque être vivant: magna, c'est remplir de megin, de force magique le dieu envisagé, c'est accroître ses pouvoirs de l'eiginn máttr ok megin inhérent à tout homme. N'importe, ici, que le blót ait pu recouvrir toute une série de rites beaucoup plus complexes et diversifiés: après le sacrifice proprement dit, la consultation des augures, le banquet sacrificiel et même, éventuellement, la prestation de serments; ce qui m'arrête, c'est une tonalité d'ensemble: l'exaltation, la magnification de la force divine par amuïssement, certes, des frontières, si floues de toute manière, entre nature et surnature, mais on pourrait dire aussi, et plus exactement, par transfert. Le célèbre chapitre 14 de la *Hákonar saga góða*, dans la *Heimskringla*, trop long pour être cité ici, insiste bien, d'une part sur la débauche de sang qui marque les sacrifices qu'avait coutume de faire célébrer Sigurdr Hladajarl:

> "On y tuait aussi toutes sortes de bestiaux ainsi que des chevaux, et tout le sang que en résultait était appelé hlaut (sang sacrificiel), et hlautbollar, les récipients dans lesquels se trouvait ce sang, et hlautteinar, des baguettes faites comme des goupillons, dont on devait rougir le stalli tout entier ainsi que les murs du temple à l'extérieur et à l'intérieur, et asperger les gens; quant à la viande, on devait la faire bouillir pour l'agrément de tous.

(l'interpretatio christiana me semble bien recouvrir en fait des usages immémoriaux dont elle ne fait que proposer une mise en ordre par souci d'adaptation au lecteur-auditeur du XIIIe siècle auquel ce texte est, d'abord, destiné), d'autre part sur sa finalité première: "la victoire et la puissance /du roi." Il n'est pas indifférent non plus, dans le même ordre d'idées, qu'un blót ait pu se faire à certaines occasions privilégiées comme en cas de duel, hólmganga, s'il faut en croire *Kormáks saga* chap. 22-23.

Je ne m'attarderai un peu que sur quelques moments privilégiés du sacrifice proprement dit ainsi que sur le banquet sacrificiel (blótveizla) avec ses libations obli-

gées. Evidemment, étant donné, surtout, la date récente où ont été rédigés les textes dont nous disposons, il est souvent délicat de faire le départ entre les diverses opérations magiques reconnues et, níð, blót, sejðr, les chevauchements, confusions ou accaparements abusifs sont fréquents. Ainsi, s'il faut suivre *Kormáks saga*, chap. 10, à propos des prétendues "lois du duel", on peut être frappé par le caractère phallique, dûment souligné par Magnus Olsen, de plus d'un de ces rites. Les témoignages de Thietmar de Merseburg ou d'Adam de Brême n'excluent pas non plus des résonances proprement sexuelles qui renverraient aux considérations entrevues plus haut. Je préfère m'attarder davantage, parce que leur ancienneté probable est mieux assurée, sur quelques témoignages scaldiques: Einarr Skálaglamm, dans sa *Vellekla*, note bien que si le jarl Hákon a connu un bon règne, c'est que les dieux ont regardé avec bienveillance ses sacrifices: ok herþarfir ásmegir hverfa til blóta /.../ nú groer jörð sem áðan, ce que viendrait confirmer avec éclat, malgré toutes les réserves qu'il faut faire sur ce texte, le chapitre de *Jómsvíkinga saga* où, pour décider de la *victoire* sur les vikings de Jómsborg à Hjörungavágr, Hákon n'hésite pas à sacrifier à Þorgerðr Hölgabrúðr son fils Erlingr âgé de sept ans. Les *Hávamál*, strophes 144-145, sont plus explicites: lorsqu'ils précisent qu'il vaut mieux ne pas abuser des sacrifices (betra er óbeðit / enn sé ofblótit) c'est bien qu'en vertu de l'optique, caractéristique de ces mentalités, du "donnant-donnant", ils considèrent que ey sér til gildis gjöf, c'est-à-dire que les forces supérieures sont contraintes d'agir si elles sont proprement sollicitées et qu'il vaut mieux, donc, ne pas abuser de tels pouvoirs. "Au vivant, la vache", dit le même texte. Parodions: au dieu, la force, le pouvoir, et s'il paraît ne pas en disposer suffisamment, donnons-lui les moyens de l'accroître.

Que ce pouvoir puisse également prendre la forme d'un savoir, en vertu des collusions innombrables qu'à la faveur de l'étalement dans le temps, les divers rites magiques ont pu présenter entre elles, j'ose dire que cela va de soi dans ce monde où la science tient également de la force et où la lettre, la parole mesurée (voyez le galdr) peuvent aussi se voir conférer une puissance qu'avait déjà, en soi, le níð. Voilà pourquoi la consultation des augures est si bien liée au blót que, dans certains cas la nuance n'est même plus sentie: le *Landnámabók* note bien tout d'une traite qu'Ingólfr Arnarson fit un grand blót ok gekk til fréttar um forlög sín, vísadi fréttin honum til Íslands. Simplement, je constate que les résonances strictement sexuelles et même ressortissant plus généralement à la fécondité-fertilité ne sont pas déterminantes dans le blót, ni même, statistique-

ment, si j'ose dire, prépondérantes. Ce que le blót privilégie, c'est la force, purement et simplement, à quelque domaine qu'elle s'applique: til árs ok fríđar, bien sûr, mais aussi til sigrs. L'orientation martiale est beaucoup plus nette que pour le níđ, et, nous allons le voir, pour le sejđr. Je ne suis même pas sûr que le banquet sacrificiel, blótveizla, entraîne, en ce qui concerne la consommation de la viande de l'animal sacrifié, un resserrement de la communion entre les vivants. Je lui verrais plutôt une allure simplement conviviale, une mannfagnađr: c'est, il ne faut pas l'oublier, le dieu que l'on "sacrifie", la viande de la victime n'en est qu'un signe. En revanche, la libation avec ses toasts divers, peut bien, comme le voulait Maurice Cahen, resserrer la chaleur de la communauté par la vertu (la virtus) de l'ivresse obligée conférée par l'öl bue. Il n'empêche qu'au hasard des multiples affabulations que l'on nous offre, le toast qui, jamais, ne manque au rendez-vous, est celui que l'on porte aux ancêtres: drekka minni, c'est rétablir la liaison avec eux, les réintégrer à l'assemblée des vivants (que, de toute manière, ils ne cessent guère d'informer), bref, les *forcer* à intervenir.

Dieux, ancêtres: le blót, avec son caractère coercitif, m'apparaît avant tout comme une récupération de forces, il me semble, plus que toute autre opération magique, postuler l'existence d'un courant surnaturel permanent qu'assument les ancêtres, les dieux, le Destin encore une fois qu'il importe de solliciter, ou de récupérer, ou de canaliser. Le sexe me semblait dominer le rituel du níđ, ici, dans le blót, ce serait la force indifférenciée, quel que soit le domaine où elle doive s'exercer: la fonction martiale y préside par voie de conséquence naturelle.

Avec le sejđr, pris ici dans son acception propre, puisque le terme en viendra ensuite à recourir n'importe quelle opération ésotérique pour finir par ne plus signifier que "magie", nous accédons à un autre domaine qui n'est pas, osera-t-on dire, organique aux deux précédents. Que l'on entende par sejđr un ensemble, dûment décrit dans *Eiríks saga rauða*, chap. 4, de pratiques à fins précises, bénéfiques ou maléfiques, ou que l'on y voie une opération de type divinatoire pour prédire l'avenir, le destin ou seulement l'état du temps et des récoltes, il s'agit bien de magie puisque, comme le dit le chap. 7 d'*Ynglinga saga*, qui est un intéressant récapitulatif, il tend à "savoir la destinée (ørlög) des gens et les choses qui n'avaient pas encore eu lieu, ainsi que de provoquer la mort ou le malheur ou la mauvaise santé des gens, de même que de *ravir* aux gens *le bon sens* ou la force pour les donner à d'autres" (c'est moi qui souligne): forcer, contraindre donc. L'étymologie du mot, bien qu'incertaine, renvoie vraisemblablement à l'idée

de "lier", d'enchaîner par le pouvoir du chant ou de l'incantation qui, semble-t-il, va de pair avec cette pratique: le célèbre Varđlokkur d'*Eiríks saga rauða*. La nécessité d'un appareil très élaboré, depuis l'accoutrement du sejđmađr ou de la sejđkona jusqu'à ses accessoires et aux dispositifs (sejđhjallr) dont il s'accompagne, les traits propres de l'éxécutant(e) qui a toujours un physique et/ou un caractère inaccoutumés sinon inquiétants, les effets dont s'accompagne le rite, tant pour le magicien qui se retrouve en état d'ergi que pour la ou les éventuelles victimes qui deviennent méchants, incapables d'agir, mélancoliques ou frappés de stupeur (ainsi dans *Gísla saga Súrssonar*, *Egla*, *Laxdoela saga* chap. 37 sans parler de telle strophe de Kormákr Ögmundarson /seiđ Óđinn til Rindar/ ou des allusions de Lokasenna 24), le tout vérifié par la sévérité des lois à cet égard (*Grágás* I 392 ou II 184), tout donne à penser que le sejđr ne vise plus les capacités proprement végétatives de son destinataire, non plus que sa force physique, mais bien son *esprit*. Le domaine du sejđr paraît bien être celui du *mental*. Au demeurant, la *Hákonar saga góða*, chap. 12 relate bien comment on fit síđa í hundinn þriggja manna *vit*, ou comment la stjúpmóđir Dómalda lét síđa at honum ógaefu. La prestation, présumée indispensable, de chants ou de récitation de strophes, détaillée à loisir dans *Örvar-Odds saga*, chap. 2, ou *Laxdoela saga*, chap. 35, va dans le même sens: il s'agit bien d'ensorceler un ou des esprits. *Rómverja sögur*, p. 383, nous propose même un composé sejđgaldr qui se passe de commentaires. Non seulement l'éxécutant perd momentanément ses esprits au point de devenir argr pour un temps, mais les victimes deviennent carrément folles ou sont sujettes, comme dans *Vatnsdoela*, à sjónhverfing qui implique un désordre profond de l'aperception du réel. Là encore, le but est de faire perdre à un homme sa dignité humaine (mannhelgi), mais non pas au niveau de ses capacités sexuelles, ni à celui de ses chances de réussite ou de victoire: clairement, au stade du mental.

Ces vues se trouvent confirmées par une constatation que l'on ne fait pas assez souvent: si le níđ est d'ordre plutôt artisanal (le níđstöng gravé ou sculpté, le formáli plus ou moins élaboré), si le blót est de nature opératoire et se cristalise volontiers en une gestuelle (sacrifice et ses modalités d'éxécution, banquet et libations), le sejđr est, bien plus que les deux autres, de type extatique. Il est, de plus, en étroite liaison avec la croyance dans le hamfar, la hampleypa, ce dont la citation de *Hákonar saga góða*, chap. 12, donnée plus haut, offre un exemple satisfaisant. *Egla*, chap. 59, *Friðþjófs saga*, chap. 6 et 8, *Hrólfs saga kraka*, chap. 32 ne semblent pas, d'ailleurs, faire de nuance entre sejđkona et hamhleypa. Nulle part, nous ne

voyons que la transe ou l'état second président au níđ ou au blót. En revanche, on peut penser que c'est là le climat normal dans lequel se pratique le sejđr: par quoi il ressortit beaucoup plus aux techniques chamaniques de l'extase, telles qu'elles ont été analysées par M. Eliade. Son caractère est certainement plus "intellectuel": son allure orale, sinon incantatoire, l'absence de sacrifice, de confection d'objets-relais, les hurlements sacrés, l'épuisement conséquent, tout tend en ce sens. Au demeurant, n'importe qui, que l'on sache, peut pratiquer le níđ; les prérogatives du blótmađr ne paraissent réservées qu'à une catégorie sociale, d'ordinaire celle des chefs, jarls ou rois; mais le sejđmađr ou la sejđkona nous a bien l'air d'un individu "spécialisé" (un Finnr, en général, c'est-à-dire un Lapon) et, plus que tous les autres types de magiciens, il paraît avoir subi une initiation dont le *Grímnismál* ou les *Hávamál* pourraient nous livrer d'obscurs échos, sans parler de son appartenance possible à une caste, notion qui ne saurait venir à l'esprit pour les deux autres catégories de sorciers. Sans doute, encore une fois, s'agit-il là d'un essai de typologie qui emporte avec soi ses limites puisque, bien souvent, les textes, rédigés à l'époque chrétienne et qui n'entendent plus que de loin les réalités dont ils parlent, ont tendance à confondre les trois notions. Mais rien n'interdit d'en tenter l'archéologie mentale pour essayer de les cerner dans leur essence possible.

Récapitulons les idées qui ont été suggérées dans ce bref essai. Toute tentative d'application d'une grille dumézilienne à l'appareil mythologique scandinave ancien est révocable en doute à cause des trop nombreuses confusions dont se rendent coupables nos sources. En revanche, l'imprégnation magique profonde qu'atteste ce paganisme sous toutes ses manifestations est si intense qu'il faut y voir la coloration première et majeure de cette religion. Or, cette magie se connaît par excellence dans trois types d'opérations qui, saisies en leur probable spécificité, retrouvent admirablement, me semble-t-il, le trifonctionnalisme duméliezien. Au sejđr revient par excellence le domaine de l'esprit sous son acception intellectuelle et symbolique de hamr. Il relève assez clairement de la première fonction, intelligente et évoluée.

Le blót s'inscrit dans le registre de la force active, éventuellement conquérante et contraignante. Il est, au demeurant, le fief du chef (de guerre, éventuellement) et s'applique de façon satisfaisante à la deuxième fonction.

Le níđ ressortit à une couche plus "primitive", à un processus moins sophistiqué, il mobilise le hugr à des fins dépourvues de délicatesse. Il convient au domaine de la troisième fonction, appétititve et, au sens latin de l'épithète, libidineuse.

The Chinese language in Archaic Korean

Seung-bog CHO
Uppsala

§0.0 *Foreword*

A. For reasons of typographical difficulties, I have used the following devices in my transcription and presentation of Chinese and Korean. The historical values of Chinese sounds have been transcribed by B. Karlgren's system, described in his Grammata Serica (KGS), while the modern values are given by the Pinyin [1] system. "Archaic Chinese" refers to the languages of the period between the 7th and the 11th centuries, and "Old Mandarin" to the language of the period between the 11th and 17th centuries. If a character concerned is not found in KGS, I have reconstructed its historical value on the basis of fanqie [2]. The Korean sounds and the sounds of Chinese as used in Korean are transcribed by the system used in my Phonological Study of Korean (CPK), with the following modifications. The modifications are necessary in order to avoid the confusion that is apt to arise from multilingual texts such as those in the present paper: ē (for e = IPA e), e (for ə = Pinyin e), ū (for ɯ = IPA ɯ), c (for ts) and ng (for ŋ). The aspiration of the aspirated plosives is indicated by the sign /h/ (th for t`) while the glottalised plosives are indicated by doubling the plosive sign (tt for t').

B. The historical values of Chinese in Korean are given by their modern values firstly because they are greatly similar to their modern counterparts and secondly because no unified system for transcribing the ancient phonological values of Chinese in Korean has yet been developed. When necessary,

therefore, I have reconstructed the historical values of the Chinese.

C. In my analysis of the language materials written in Chinese, the Chinese characters are indicated by Arabic numbers. These numbers stand for the position of characters in the vertical lines into which the language materials are divided, while the Roman numbers stand for the vertical lines.

D. The following ad hoc signs are used for the sake of convenience. Ad hoc signs: /,/ stands for comma; /#/ for pause; /./ for the morphemic boundary; /+/ for the boundary of word or phrase; /x/ for the unknown morpheme or phrase.

E. An Arabic number above the line of the English text indicates the number of the footnote, while an Arabic number within square brackets stands for the number in the list of Chinese and Korean characters.

F. To permit cross-checking of the exactness of quotations, I have given the originals of Chinese and Korean quotations in the list of Chinese and Korean characters.

G. All bibliographical references are indicated by their abbreviations, complete titles of which are found in the Bibliography.

H. Prosodies of the Chinese in Archaic Korean have been omitted from my study, since the language materials used do not provide me with any clue for reconstructing their nature. The quantity of the Chinese phonemes is, however, sometimes revealed by the quantitative differences from the Archaic Korean phonemes that have been transcribed by the Chinese, while there is no clue at all for reconstruction of the tonal prosody of Chinese in Korean. This is probably because the Chinese language represented in my language materials belonged to the period prior to the time of Shen Yao [3] (A.D. 441-513), who first discovered the four tones in Chinese.

§1.0 *Problem*

In this paper, I shall treat a problem that has been neglected in the study of the history of the Chinese language in Korean, namely the historical evolution of Chinese that took place in the period prior to the 10th century. In the chronological division of the history of the Korean language, the Korean of the period prior to the 10th century

is called "Archaic Korean".

From circumstantial evidence provided by the Chinese chronicles, it would appear that the Chinese language was introduced into Korea as early as some time in the first century before the Christian Era, but we have no concrete language material to permit any definite statement to this effect. In the section of Korea in the first official chronicle of China, the *shiji* [4] (Historical Record) of 90 B.C., for instance, it is recorded that the grandson Uke [5] of the Korean king Wiman [6] (Weiman) was slain by the expedition army of the Emperor Wu [7] of Han [8] China in 108 B.C. because Uke not only refused to pay his own tribute to the Han court but also prevented the kings of other tribal states then existing in Korea from presenting their letters of tribute. This historical episode is, of course, nothing but a Chinese pretext to justify the establishment of a Chinese colony in the northern part of Korea in 108 B.C. However, the record does reveal that the Chinese script was used as a written means of communication in Korea in the period prior to 108 B.C., when the expedition army of the Emperor Wu invaded Korea. The Chinese colony existed in Korea for more than 400 years (108 B.C. - A.D. 313). Naturally the Chinese colony in the northern area of Korea helped to propagate the Chinese language and culture to the remaining part of Korea. This is indirectly attested by the information on a Korean scholar named Wani [9] from the Pækce [10] kingdom, given in the oldest extant Japanese chronicle, Koziki [11] (Record of the old things) of A.D. 712. According to this chronicle, Wani went to the Japanese court to teach Chinese in A.D. 285. It is said that he took with him the Lun Yu [12] (Confucian Annalects) and the Qianziwen [13] (reading text of thousand characters).[1]

This indicates that the learning of Chinese was so widely spread in Korea by the third century that knowledge of this language coud be transmitted to the neighbouring country, Japan. Except for such records, we have no direct information on the use of Chinese in Korea in the period prior to the 5th century.

Very little information is available concerning the history of Chinese in Korean in the period from the 5th to the 10th centuries. Apart from two monographs which appeared in the later part of the Archaic Korean Period, most of the language material available consists either of inscriptions on stone monuments, stone walls of the forts, land certificates and temple bells, or of fragmentary quotations derived from the three no longer existend Pækce chronicles. These latter quotations are given as references in the Nihon shoki

[14] (Chronicle of Japan) of A.D. 720.[2] The two monographs mentioned above are Chwē Chi-wen's [15] collected work of literary production, Kēwen philkyeng cip, [16] (A collected work of the writer of the garden of Cinnamomum Cassia) of A.D. 887[3] and Kyunye Tæsacen [17] (A biography of the great master, Kyunye). Of the Kyunye Tæsacen, it is the eleven *hyangga* [18] that are relevant to the present study. Even though the biography itself was published in A.D. 1075, the compilation of the eleven *hyangga* was completed already in A.D. 967, according to the introductory remark in their Chinese translations. These Chinese translations are therefore taken as representative of the Chinese language existing in Korea in the period prior to the 10th century. Each of these eleven *hyangga* is written in Chinese charakters and is given its Chinese translation. The Chinese used in the translation and that used in the transcription of the *hyangga* differ from each other in their structure, the latter being Koreanised Chinese.

§2.0 *The language material used*

Of the above-mentioned oldest existing language materials, I have chosen the following four materials, which were published in the period between A.D. 414 and 732, for my analytical study of the use of the Chinese language in the early part of the Archaic Korean period.

They have been collected from the documents of YKW, SKW, INM, TKB, and TKN. Each of the four materials makes up a small portion of the material concerned. It goes without saying that the previous interpretations have been taken into consideration in my analysis.

A. KWP = Kwangkætho Wangpi (Royal monument of the King Kwang-kætho) [19] of A.D. 414. In Tonggou, Ji-an, Jilin Province, China [20]. The inscription consists of about 1800 charakters, divided into 43 lines. The number of characters and of lines vary between 1763 and 43, on the one hand, and 1802 and 44, on the other, according to which scholars have deciphered the inscription. Of the total number of characters, about 200 are invisible.[4] In addition, about 70 of the characters deviate from the normal form of the characters.[5] They are made up of ad hoc creations or simplified forms of the normal charactershapes.

B. The three extinct Pækce chronicles mentioned in the Nihon Shoki are Pækceki [21] (the Record of the Kingdom of Pækce), Pækce Sinsen [22] (new Edition of Pækce) and Pækce Ponki [23] (Main Chronicle of Pækce). The year of publication of each of the three chronicles is not given, and it is

therefore difficult to determine the chronology of the information given in them. Since, however, each of the three chronicles is mentioned as a reference to historical events whose chronology is known, it may be assumed that they were published no earlier than A.D. 475, and no later than A.D. 557. *Pækceki*, *Pækce Sinsen* and *Pækce Ponki* are quoted as sources of commentaries on some historical events that took place in the periods A.D. 346-475, 455-523 and 501-557 respectively. In view of the fact that each of the historical events referred to is recorded separately in each of the three chronicles, it is assumed that each of these chronicles was published in a different year. Even if we put their year of publication at a year later than our latest estimation (A.D. 557), we cannot put it later than A.D. 682, the year when the compilation of the Nihon Shoki, in which these three chronicles are quoted, was completed.

C. KSM = Kokurye sengpyek sekkakmun [24] of A.D. 566.
The KSM (Inscription on the wall of the Kokurye Fort) was found in Phyengyang in 1913. This inscription consists of 23 characters, one of which consists of a radical.

D. ISK = Imsin Sēkisek [25] of A.D. 732.
The ISK (Oath Stone of the year Imsin - A.D. 732) was found at Kūmcang'li, Kyenkok-myen, in Kyengcu, in the North Kyengsang [26] Province, in 1934. The inscription consists of 42 individual characters and five of them occur more than once, making a total of 50.

§3.0 *Analysis of the language material*

In order to illustrate the nature of the Chinese language that existed in Korea in the early part of the Archaic Korean period, I have analysed the Chinese that is represented in the above mentioned language material. Each of the abbreviations TRSC, TRSL and FTR stands for Transcrition, Literal translation and Free translation respectively.

It is often the case that ancient Chinese text has not yet been interpreted is not provided with any punctuation marks or signs. An uninterpreted Chinese text (Baiwen) [27] can therefore be subject to various interpretations. Obviously an interpreter's grammatical and syntactical knowledge about uninterpreted Chinese text can be revealed by his punctuation of the text.

3.1 KWP

"Line VIII" and "line IX" stand for the 8th and 9th lines of

the 44 (or 43) lines into which the inscription is divided.

line VIII	25	26	27	28	29	30	31
TRSC	yu	yu	kwan	tho	kyeng	cen	lyep [yep]
TRSL	fur- thermore	play	look	earth	border	field	hunt

	32	33	34	35	36	37	38
TRSC	i	hwan #	pæk	can	sin	la	ku
TRSL	and	return	Pækce		Silla		old- formerly

	39	40	41
TRSC	si	sok	min #
TRSL	was	be- longed	subject

line IX:	1	2	3	4	5	6	7
TRSC	yu	læ,	co	kong,	i	wæ	i
TRSL	since	then	tribute	pay	but	Japa- nese	thereby

	8	9	10	11	12	13	14	15
TRSC	sin	myo,	nyen	læ	to	hæ	pha	pæk
ØTRSL	Sinmyo		year	come	cross	sea	destroy	Pækce

	16	17	18	19	20	21	22	23
TRSCk	can	x	x	x	la,	i	wi	sin
TRSL		x	x	x	Silla	thereby	make	subject

	24
TRSC	min #
TRSL	people

My FTR of the above two lines is:
"(The King)... furthermore looked around (his) territory and field and went hunting. (Then he) returned. Pækce and Silla were formerly (his) subjects. Since then, (they) have been paying (their) tribute but the Japanese came in the year Sinmyo (A.D. 391). Thereby (the King) crossed over the sea and destroyed Pækce x x Silla to make them his subjects."

As shown by the above small part of the inscription, the inscription is mainly concerned about the great meritorious achievements of King Kwangkætho (A.D. 375-413). It is not yet known who was the author(s) of the inscription. As far as its syntactical composition is concerned, it is excellently composed Chinese. It is so well composed that some scholars speculate that it might have been written by a

native Chinese scholar (Imanishi Tatsu) [28]. As the inscription contains a large number of invisible and abnormal characters (as described in footnotes 4 and 5), its decipherment become a controversial issue among scholars. An acceptable decipherment of the inscription therefore remains to be made. Among the reasons for the controversies centering around this decipherment, however, there are some that are derived from linguistic interpretations. The interpretation of the above-mentioned passages of the inscription (lines VIII and IX) constituted one such cause of disagreement in the past. These passages contain only three invisible characters, and the controversy concerning the decipherment of these lines cannot be ascribed solely to the presence of these three invisible characters.

Of the linguistic interpretations that have been proposed for the first half on line IX, the following two are of interest, as they are in opposition to each other. The first of the two schools has been represented mainly by Japanese scholars, and the second by Korean scholars. The difference between the two schools of interpretation is demonstrated by the different punctuations and the consequently different meanings of one and the same passage.

The Japanese punctuation of the passage in question is as follows:
1.2.3.4,5.6.7.8.9.10.*11*.*12*.13. # 14.15.16 x.x.x.20,21.
22.23.24 #
and the Korean puncuation:
1.2,3.4,5.6.7.8.9.10.*11*,*12*.13,   14.15.16.x.x.x.20,21.
22.23.24. #

The crucial point of difference between the two schools of interpretation can be reduced to the punctuation of the two verbal morphemes (*11*.*12*).
The entire passage in question is given two differnt meanings as a result of the divergent punctuations of the sequential combination of the two different verbal morphemes. The meaning resulting from the Japanese punctuation is:"...since then they (=Pækce and Silla) paid tribute, but thereby the Japanese came (and) crossed over the sea in the year of Simmyo (=A.D. 391). (The Japanese) conquered Pækce xx Silla (and) thereby made (them Japanese) subjects".

The meaning resulting from the Korean punctuation is entirely different: "...since then, (they) paid tribute, but the Japanese came in the year of Simmyo (=a.D. 391). Thereby (the King) crossed over the sea (and) destroyed Pækce xx Silla to make them (his) subjects".

The word within parentheses in the above literal translation of the two punctuated passages stand for the meaning that is understood from the context.

The Japanese punctuation is based upon an erroneous linguistic analysis, so that the meaning of the passage is consequently rendered illogical.[6] The immediate context of the two verbal morphemes *11.12* is the morpheme combination represented by the numbers 6 to 13. In the Japanese version, the immediate context is taken for one clause phrase *6.7.8.9.10.11.12.13*,the subject of which is "the Japanese" *6*, whereas in the Korean interpretation it is taken for two co-ordinate clauses *6.7.8.9.10.11* and *12.13*; the subject of the first of these two clauses is "the Japanese"*6*, while that of the second is "the King of Kokurye", which is understood by the context. The subject of the entire line IX is "the King", which is made clear by the contextual meaning even if it is not indicated by any morpheme. According to the Japanese punctuation, the verbal phrase *12.13* ("cross over the sea") is taken for verbal adverbial, while the verb morpheme "come" *11* is taken for the main verb of the entire clause phrase *6.7.8.9.10.11.12.13*. *The word order* of the verb morpheme *11* and the verbal adverbial *12.13*, however, must be reversed in order to agree with the Japanese interpretation, namely *12.13.11*.[7]

The Japanese interpretation resulting from the erroneous punctuation gives us an impression that the Japanese came *twice*, first they came, and the second time they came by crossing over the sea. This impression is not supported, however, by any known historical fact.

The "sea" in the Japanese interpretation appears to refer to the Korean Strait, which separates the two countries, while the "sea" in the Korean interpretation seems to mean the Yellow Sea alongside the western coastline of Korea, as it was the most convenient sea route to the southwestern and southern parts of Korea from the northwestern coast of Korea (which was in the neighbourhood of Phyengyang [29], the capital of Kokurye [30]). The southwestern and southern parts of Korea were the ancient sites of Pækce and Silla [31].

3.2 *Chinese language in the three extinct Pækce Chronicles*

3.2.1 Pækceki

	1	2	3	4	5	6	7	8
TRSC	kæ	lo	wang	ūl	myo	nyen	tong,	pak
TRSL	Kæro		King	ūlmyo		year	winter	Kokurye

	9	10	11	12	13	14	15	16
TRSC	tæ	kun	læ	Kong	tæ	seng	chil	il
TRSL	great	army	came	attack	great	fort	seven	day

	17	18	19	20	21	22	23	24
TRSC	chil	ya,	wang	seng	hang	ham,	su	sil
TRSL	seven	night	King	fort	down	fall	finally	lose

	25	26	27	28	29	30	31	32
TRSC	wi	lye#	kuk	wang	kūp	tæ	hu,	wang
TRSL	Wiryē		nation	King	and	great	Queen	King

	33	34	35	36	37	38
TRSC	ca	tūng,	kæ	mol	cek	su #
TRSL	son	plural sign	all	perish	enemy	hand

My FTR of the example is:
"In the winter of the year of ūlmo (=A.D. 475) of King Kæro, the great army of Kokurye came (and) attacked the great fort (for) seven days and seven nights. The King's fort was fallen (and) at last lost Wiryē (= the capital). The King, the Queen and the Crown Prince - all perished (at) the hands of the enemy"

3.2.2 Pækce Ponki

	1	2	3	4	5	6	7	8
TRSC	sip	i	wel	kap	o,	ko	lye	kuk
TRSL	ten	two	month	Kabo		Kokurye		nation

	9	10	11	12	13	14	15	16
TRSC	sē	kun	ye	Chu	kun	cen	u	kung
TRSL	Segun		with	Chugun	at war	with	at	palace

	17	18	19	20	21	22	23	24
TRSC	mun #	pel	ko	cen	thu #	sē	kun	phæ
TRSL	gate	strike	drum	at war with	fight	Sēgun		defeat

	25	26	27	28	29	30	31	32
TRSC	pul	hæ	pyeng	sam	il #	cin	pho	cu
TRSL	not	dis-solve	army soldier	three	day	all	catch	kill

	33	34	35	36	37	38	39	40
TRSC	sē	kun	ca	son #	mu	sul,	pak	kuk
TRSL	Sēgun		son	grandson	Musul		Kokurye	nation

	41	42	43	44	45	46
TRSC	hyang	kang	sang	wang	hong	ya #
TRSL	hyang	Hyanggangsang		King	die	indicative sign

My FTR of the above example is: "On December 20, the Sēgun and Chugun of Kokurye were engaged in a war in front of the palace gate. (They) fought beating drums. The Sēgun were defeated (but they) did not surrender (for) three days. All of the Sēgun's children were captured and killed. In the year of Musul, it is said that King Anwen of Kokurye passed away."
"Sēgun" was the father of the third wife of the King (Kae-ro).
"Chugun" was the father of the second wife of the King.
"Hyanggangsang" was the title of the 23rd king of Kokurye

3.2.3. Pækce sinsen

	1	2	3	4	5	6	7	8
TRSC	mal	ta	wang	mu	to,	phok	hwak	pæk
TRSL	end	many	king	none	moral principle	violent	treat cruelly	hundred

	9	10	11	12	13	14	15	16
TRSC	seng,	kuk	in	kong	cē #	mu	nyeng	wang
TRSL	name	nation	people	toge-ther	reject	warrior	peace	king

	17	18	19 20	21	22	23	24	25
TRSC	ip,	hwi	sa ma	wang,	si	kon	ci(<ki)	wang
TRSL	stand	post-humous name	Sama	king	this	Konki		king

	26	27	28	29	30 31	32	33	34
TRSC	ca	ci	ca,	cūk	mal ta	wang	i	mo
TRSL	son	of	son	namely	Malta	king	dif-ferent	mother

	35	36
TRSC	hyeng	ya #
TRSL	elder brother	indicative mood sign

My FTR of the example is: "The King Mata was ruthless. (He) treated (his) subjects cruelly (so that) all people of the country rejected (him). King Munyeng ascended the throne. (His) posthumous name was Sama. He was the son of the Crown Prince Konki, namely the elder brother (by a different mother) of King Mata."

Concerning the style of the Chinese of these three chronicles, it is ordinary prose which is less elegantly composed than the Chinese of KWP. It is indicated, however, by the Chinese of the chronicles that the pseudo-*fanqie* was utilized for the transcription of Korean names already in the early part of the Archaic Korean period. Two characters

were used to transcribe one Korean name [mada] [32], the first character standing for the first half of the Korean name and the second one for the later half of the name, i.e. [mada] < *mal* + *ta*. In that two characters are used to transcribe one character, the transcriptional method is similar to the Chinese *fanqie* method, but it differs from the latter in details (and is therefore called the pseudo-*fanqie* method).[8] This pseudo-*fanqie* method is one of the methods of Chinese transcription that was often applied to the transcription of Korean names, official titles and place-names in ancient Korean documents written in Chinese.

3.3 KSM

	1	2	3	4	5	6	7	8
TRSC	pyeng	sul	sip	i	wel	cung,	han	seng
TRSL	Pyengsul (A.D.566)		ten	two	month	in among	Hanseng	

	9	10	11	12	13	14	15	16
TRSC	ha	hu	pu	so	hyeng	mun	tal	cel,
TRSL	under	back	divi sion	little	elder brother	letter	reach	section

	17	18	19	20	21	22	23
TRSC	ca	cha	se	puk	hyang	sep	ci#
TRSL	from	this	west	north	go	dispose	sign for indicative mood

My FTR of the example is: "During December of the year Pyengsul (=A.D. 566), Sohyeng Mundal of the Rear Division whi lives in Hanseng is to direct (the construction of the Royal fort?) and to take charge of the northwestern area (the areal situated in the northwestern direction from here)".

As indicated by the FTR, this phrase is concerned with the division of labour that was made in connection with the construction of the Royal fort (castle) of the Kokurye Dynastie.

This phrase, which is made up of 23 characters, is distinguished from the Chinese of the KWP and of the extinct Pækce chronicles both in graphemical and linguistic aspects.

One of the twenty-three characters, number 11, is made of the radical of the character *pu* ('division, part') and is used to stand for the character *pu*.

Three of the twenty-three component characters, namely numbers *16*, *22* and *23*, are used here according to their special meaning and grammatical function that were provided in the transpositional process of the Chinese language into Korean and the syntactical construction is also based upon

the Korean syntactical rules. In other words, the word order shown by the arrangement of component morphemes is not based upon the Chinese word order.

Since these three features - the use of graphic simplification and ad hoc creation, the Koreanised glossary and the Koreanised word order - constitute the main characteristics of the deformed style of Chinese, which was called under different names in the period posterior to the Archaic Korean, namely "hyangchal" [33] (local letters), "Itu" [34] (Scribes' letters),[9] "Imun" [35] (Scribes' Style) and "tho" [36] (Signs for grammatical endings), we can say that the prototypes of the latter four styles were formed already in the period prior to the 6th century (A.D. 566).

3.3.1

Each of these three component Chinese morphemes is used in the modified sense that developed in Korean during their transposition. The morpheme *16* /tsiet/ is read [cel] [37] in the ancestor dialect of Chinese in Korean[10] The morpheme *16* is used here in the sense ('to direct (work)'). In the meaning ('to direct (work)') is not found among the meanings of the morpheme that have been known in Korean, it is *new*, a *neologism*. This neologism appears to have been produced through the homonymic and synonymic relation between related morphemes that developed in Korean. When the Chinese morpheme *16* was transposed to Korean, two homonymic morphemes in Korean already existed, one Korean [ciwi] [38] 'time, at time of' and one Chinese loan morpheme [ciwi][39] ('to direct'). The Chinese morpheme *16* was a polysemic morpheme and was taken for *a partial synonym* of the Korean morpheme [ciwi] 'time, at the time of' in one of its semes ('division of time'). On the ground that the Korean morpheme [ciwi] 'time, at the time of' was *homonymous* to the Chinese loan morpheme [ciwi] 'to direct', the Chinese morpheme [16] was also taken for *a partial synonym* of the Chinese loan morpheme [ciwi] 'to direct' (in the sense of `division of time'). The process of formation of the neologism ([cel](`to direct')) can be illustrated as follows:

The arrow ---→ stands for transposition from Chinese to Korean, the sign - - - stands for (partial) synonymic relation, and the straight line ----- stands for homonymic relation.

Chinese ⟶ Korean

Sound	Meaning	Sound	Meaning
A./tsiet/	(1) Verse, section, rythm	A´ [cel] *[cel.hada]~	(1´) verse, section, rythm
	(2) moderation, economise	*[-celtha]	(2´) moderation, economise
	(3) regulate, restrain		(3´) regulate, restrain
	(4) tally, token		(4´) tally, token
	(5) lofty		(5´) lofty
	(6) division of term (season)		(6´) division of term (season)
B./tšixjwḙi/	(1) direction	B´ [ciwi]	(1´) direction
	(2) to direct	[ciwi.hada]	(2´) to direct
		C´ [ciwi]	(1) time (at the time of)

In view of the fact that when Chinese nominal morphemes are used as a verb of adjective in Korean the Korean inflectional ending /hata/ [hada] 'do, be' is suffixed to the Chinese loan morphemes, I have added here the inflectional suffix /-hata/ [hada] to the two Chinese loan morphemes [cel] and [ciwi] under the assumption that a similar transpositional process took place in the Archaic Korean period. Since the Korean grammatical endings which are assumed to have been added to the Chinese loan morphemes at the time when these morphemes were read according to the Korean syntactical rules were not indicated by any sign, I do not know how the Chinese loan morphemes in question were read. The transposed form [cel.hada] is hypothetical, as it does not accur alone; thus the morpheme [cel] occurs as a compound member.

A ---------- A'	loan transposition
B ---------- B'	loan transposition
A' ---------- B'	partial synonymic relation
A' ---------- C'	partial synonymic relation
C ---------- B'	homonymic relation
============	in the meaning 'division of term',, the Chinese loan morpheme [cel] and the Archaic Korean morpheme [ciwi] are synonymous

3.3.2 The morpheme 22 [40] /sep/ is used in the sense 'to take charge of', because one of the polysemes of the Chinese morpheme, namely 'to concern', was taken for a synonym of the Korean morpheme /matha/ [matta][40] 'to take charge of'. In the same way, the morpheme 23 /ci/ [42] is

used as a sign for the indicative mood, since it was used as a sign for an emphatic indicative mood in Chinese. The transpositional process of the two Chinese morphemes *22* and *23* can be illustrated as follows:

Chinese	→→→→→→→→→→→→	Korean	
Sound	Meaning	Sound	Meaning
/z̀i̯äp/22	(1) to wade	[sep]	(1') to wade
	(2) to concern, involve, be connected with	*[-sep.hada]	(2') to concern, to involve, to be connected with
		[mat.ta]	to take charge of

Chinese	→→→→→→→→→→→→	Korean	
Sound	Meaning	Sound	Meaning
/ts̀i/23	(1) to go	[ci]	(1') to go
	(2) genitive and attributive participle		(2') genitive and attributive participle
	(3) demonstrative pronoun		(3') demonstrative pronoun
	(4) emphatic indicative mood		(4') indicative mood

When Chinese characters were transposed into Korean, each of them was introduced into Korean in two different ways, which in turn were based upon the structure of Chinese. Each Chinese character consists of two inseparable phases, phoneticum and significum. When the Chinese character was used in terms of the Korean equivalent to its pronounciation, it was called /ūmtok/ [umdok][43] 'phonetic reading', whereas when a Chinese character was used in terms of the Korean equivalent to its meaning, it was called /huntok/ [hundok][44] 'semantic reading'. Thus, when a Chinese morpheme *22* was read according to the Korean equivalent [sep], it was the [ūmdok] of the morpheme, and when it was read according to the Korean equivalent [matta] it was the [hundok] of the morpheme. Since the loan transposition of Chinese occured mainly through books, the transpositional use of Chinese was called 'reading of read' (as shown by the concepts [ūm*dok*] and [hun*dok*]).[11] Translated descriptively, therefore, these two concepts should be translated as the "Korean version of the Chinese sound" and the "Korean version of the Chinese meaning" (or"transpositional pronounciation" and "transpositional meaning"), respectively, to agree with their distributional reality.

3.3.3 Word order

The inscription is paratactically constructed of three

parts. By use of the Arabic number showing the position of the character in the inscription and the syntactical function of each part, the range and syntactical function of each part can be illustrated as follows:

I. Temporal adverbial phrase *1.2.3.4.5.6*
II. First nominal phrase (subject part) *7.8.9.10.11.12.13.14.15.16*.
III. Second nominal phrase (object part) *17.18.19.20.21.22.23*

Of the three parts, it is the second nominal phrase that is contructed according to the Korean word order. The nominal phrase can be divided into the following three component parts according to their syntactical function: Subject + Object *17.18.19.20.21* + Predicative *22.23*. The subject is not indicated but is understood. The predicative *22.23* is made up of the transitive verb *22* and the sign for the indicative mood *23*. If it were a Chinese construction, the word order of the nominal phrase would be as follows: *22* + *17.18.19.20.21* + *23* (instead of the word order: *17.18.19.20.21* + *22.23*).

3.4. ISK

	1 2	3	4	5	6	7	8	9
TRSC	Im sin	nyen	lyuk	wel	sip	lyuk	il,	i
TRSL	Imsin	year	six	month	ten	six	day	two
	10	11	12	13	14	15	16	17
TRSC	in	pyeng	sē	ki #	chen	cen	sē,	kūm
TRSL	person	toge-ther	vow	record	heaven	before	vow	now
	18	19	20	21	22	23	24	25
TRSC	ca	sam	nyen	i	hu,	chung	to	cip
TRSL	from	three	year	after		loya-lity	prin-ciple	hold
	26	27	28	29	30	31	32	33
TRSC	ci,	kwa	sil	mu	sē#	nyak	cha	sa
TRSL	keep	error	loss	none	vow	if	this	thing
	34	35	36	37	38	39	40	41
TRSC	sil	chen	tæ	cwē	tūk	sē,	nyak	kuk
TRSL	loss	heaven	big	crim	obtain	vow	if	nation
	42	43	44	45	46	47	48	49
TRSC	pul	an	lan	sē	ceng	nyeng	hyang	sē
TRSL	not	peace	disturb	world	politely		carry	vow
	50							
TRSC	ci #							
TRSL	sign for emphatic indicative mood							

My FTR of the inscription is: "On June 16 of the year

Imsin (A.D. 732), (we) two persons vow together and write down (our vow). Before heaven (we) vow (that) we shall uphold the loyal principle and (there shall) not be any mistake (about it) in the coming three years. (We) vow (that) in case we are mistaken in this thing we shall be charged with a great heavenly crime. Even if the nation becomes unpeaceful and the world disturbed, (we) shall carry out (our vow) punctually."

3.4.1 Component analysis

The inscription is partly paratactically and partly hypotactically constructed. The construction of the first half is paratactical (1-30), and that of the second half hypotactical (31-50). Analysed according to phrase function, the inscription can be divided into the following five parts:

I. Temporal adverbial phrase (1-8) + nominal phrase(9-13).
II. Locative adverbial phrase (14-15) + predicativephrase (16)
III. Temporal adverbial phrase (17-22) + nominal phrase(23-29) + predicative phrase (30)
IV. Conditional phrase (31-34) + nominal phrase (35-38)+ predicative phrase (39)
V. Conditional phrase (40-45) + nominal phrase (46-48)+ predicative phrase (49-50).

3.4.2 Word order

The word order of the last four of the five parts (IIV) deviates from the Chinese word order. This is demonstrated as follows. Each of the Chinese morphemes is indicated here by its positional marker (Arabic number). Since the word order in parts II-V is similar to the Korean word order, the word order of the inscription is arranged under the heading Korean in this contrastive illustration:

	Korean	Chinese
II.	14.15.*16*	*16*.14.15
	17.*18*.19.20.21.22	*18*.17.19.20.21.22
III.	23.24.*25*.*26* + 27.28.*29*.*30*	*30*.*25*.*26*,23.24 + *29*.27.28
IV.	31.32.33.*34*	31.*34*.32.33
	35.36.37.*38*.*39*	*39*.*38*.35.36.37
V.	40.41.42.43.44.*45*	40.41.42.43.*45*.44
	46.47.48.*49*.*50*	*49*.46.47.48.*50*

The numbers printed in cursive letters stand for the positions which differ between the Korean and Chinese word order.
It seems from the above analysis that it is the grammatical relation which distinguishes the word order of Chinese from

that of Korean. In this sense, an analytical method of relational grammar may be useful for a study of the present type.

3.4.3 Reading of the inscriptions

In view of the fact that the above two inscriptions (KSM and ISK) were composed with the Korean word order, I assume that they were punctuated according to this word order when they were read, even though the punctuation signs (which are equivalent to the comma and pause in my transcription) are not given. In the Chinese transcriptions of Archaic Korean (Hyangga), which are found in documents of the 11th century, however, commas and pauses were indicated by the [ŭmdok] of Chinese characters, which stands for the Korean grammatical endings, while in the *Itu* [Idu] the Chinese characters that were used as signs for grammatical endings (i.e. punctuation) consisted mostly of the simplified forms of characters. Since the Korean alphabet, *Hangŭl* [45], was created in A.D. 1443-46, the punctuation signs were, however, replaced by the *Hangŭl*. In summary, the former two inscriptions (KWP and Pækce Chronicles) were read as they were read in China, where the comma and pause were represented by the different lengths of silence, while the latter two inscriptions were read in the Korean way, in which the comma and pause were indicated by the Korean morphemes (each of which was also in turn accompanied by a proper length of silence).

4. *Two different forms of Chinese in Archaic Korean*

It is clear from the above analysis that classical Chinese, the language of the Chinese classics, which was the first Chinese language introduced to Korea, had evolved into two different forms by the 6th century, namely a form of Chinese that was not affected by the Korean linguistic structure, and one that was structurally assimilated to Korean. The former is called here the prototype of the Hammun [46] (Chinese Style), as it is similar to the Hammun that flourished in the period posterior to the Archaic Korean period, and for the same reason, the latter is called here the prototype of Koreanised Chinese, which was known under different names such as "hyangchal", "Imun" and "tho".

4.1 Prototype of Hammun

As Korea began to model her social institutions upon those of the Chinese, Classical Chinese began to consolidate

its position firmly in Korea. One of the Korean institutions that were modelled upon the Chinese, namely the *kwake* [kwa-ge][47] `state examination system', served as a powerful instrument for helping to establish the classical form of the Chinese language in Korea. This was a test not only of the candidate's profound knowledge of Chinese classics but also of his compositional talent for prose and poetry in Chinese. As was the case in China, this state examination had to be passed in order to arrive at the top of society, which was in turn guaranteed by higher governmental positions. The *kwake* system existed in Korea for more than a thousand years (788-1894).[12]

Classical Chinese was apparently intensively studied and extensively used in Korea without any direct contact with the historical evolution of this language that was taking place in China. This assumption is partly supported by a historical episode that occured in the later part of the 14th century. According to the record, the first emperor of the Ming Dynasty [48] (1368-1644), Zhou Yuan-zhang [49] (1328-1398), did not understand the Chinese in which the Korean Ambassador spoke when received in audience. This was probably because the Chinese spoken by the Ambassador was the Classical Chinese with which the Chinese emperor was not familiar. In other words, the Korean Ambassador was not versed with the spoken Chinese used at the Chinese court of the time.[13]

Another powerful means of helping to maintain the classical form of Hammun was the literary custom of writing fiction in the Hammun Chinese that prevailed in the period posterior to the Archaic Korean period. The first Korean fiction, *kūm'o sinhwa* [50] (New Tale from the Mountain *Kūm'o*) was written in Hammun Chinese by Kim Si-sūp [51] (1435-1493) on the basis of the Chinese story *Qiandeng xinhua* [52] (New Tales under the Lamplight) of A.D. 1397. Even in the period when the Korean alphabet, *Hangūl*, was used in the writing of fiction, it was often the case that Korean fictional works in Hangūl were translated into Hammun Chinese and vice versa. Furthermore, the world of imagination expressed in the Korean fiction of Yi Dynasty [53] was mostly Chinese. Plots and scenes of the fictional works were based on Chinese ideas. The Hammun is still used today as a written means of communication by a small number of scholars who are well versed with Chinese classics.

4.2. Prototype of Koreanised Chinese

The prototype of Koreanised Chinese differs from both

Classical Chinese ans Archaic Korean. As illustrated by the above analysis of KSM and ISK, this prototype differs from the Classical Chinese mainly in its *word order*, while it is similar to the latter language in its vocabulary and characters. Thus, it resembles Archaic Korean in its word order but is different in its vocabulary and characters. In contrast to the written form of Hammun, however, a small number of simplified forms of characters often occur in the Koreanised Chinese (as shown by the KSM). The Korean word order and the occurence of simplified forms of Characters are two of the main features of the language forms which were called under different names such as "hyangchal", "itu", "imun", and "tho" in the period posterior to the Archaic Korean period.

Concerning the evolution of the prototype of Koreanised Chinese that took place in the period of more than 200 years between the 8th and 11th centuries (A.D. 732-1075), no language material is available, so I am unable to say anything about it. It is the eleven Archaic Korean folk songs ("hyangga") written in Chinese characters ("character transcriptions") that are available as the oldest extant language material of the post-Archaic Korean period. These folk songs are found in the biography of the Master Monk Kyunye (A.D. 917-973), which was published in A.D. 1075 (Kyunye Tæsacēn, `A biography of Great Master Kyunye'). Each of the eleven folk songs is provided with its translation written in Hammun.[14] The Chinese represented by the character transcriptions of the folk songs shown a further step forward in the Koreanisation of Classical Chinese. In comparison with the Chinese of the above KSM and ISK, the Chinese of the character transcriptions of the eleven folk songs is more thoroughly Koreanised in the sense that the transcription consists of Korean morphemes as its component vocabulary, which is arranged according to the Korean word order. Even though this component vocabulary is mostly made up of the normal forms of characters that are found in the Hammun, there are also a few simplified forms of characters and ad hoc creations. As the character transcriptions of *hyangga* are written in Chinese characters of two different forms (normal and simplified) but do not represent the Chinese but Korean morphemes, the character transcriptions of *hyangga* were often taken for special writing symbols. They were thus called "hyangchal" (the letters of the local province). The name *hyangchal* appears to have been created in analogy to the name *hyangga*. The first member of the binoms *hyangchal* and *hyangga*, *hyang* (local province) refers to Korea in contrast to China. It is not yet known when the name *hyangchal* was created. Since it does not occur in any of the known

documents of the period prior to the Yi Dynasty (1392-1910), it may be safe to assume that it was created sometime in the early part of the Yi Dynasty.

Recapitulated, the evolution of Koreanised Chinese may be summarised as follows: By the middle of the Archaic Korean period, the Chinese language in Korean that was used in private or unofficial occasions was affected by the Korean language mainly in its word order, but its component vocabulary was still the same Chinese as the Hammun. By the later part of the Archaic Korean period, however, Chinese characters were extensively used to express Archaic Korean. This meant that the prototype of Koreanised Chinese illustrated in the KSM and ISK discussed above was thoroughly assimilated into Korean to make up the vocabulary of Archaic Korean by the later part of the Archaic Korean period (as shown by the character transcriptions of the eleven *hyangga* of A.D. 1075) It is also clear from the foregoing that the vocabulary of Archaic Korean came to include such neologisms as those that were created in the process of transposition from Chinese to Korean ([cel] (`direct') in §3.3.1).

In transcribing Korean morphemes by the monosyllabic characters or combination of characters, the Koreans made use of a simplified form of *fanqie* transcription (`pseudo--fanqie' in §3.2.3). In the transcription of the monosyllabic Korean future participle form of the verb `to do, to be' /hal/ [hal][54], for instance, the first syllable of the [hundok] of the character *wi* (wei) [55] `to do', /ha-/ [ha] as in /hata/ [hada] [56] `to do, to be' is used to transcribe the verbal stem /ha-/ [ha-] (of /hata/ [hada]), merely because the meaning of the Chinese character *wi* is equivalent to that of the Korean verb. On the other hand, the lateral final /-l/ of the [ŭmdok] of the character *ŭl* (i̯ĕt) [57], a second cyclical character, is used to transcribe the lateral final /-l/ of the Korean future participle form of the verb /hata/ [hada], /hal/ [hal], because the lateral final of the [ŭmdok] of the characters *ŭl* sounded similar to the final of the future participle of the Korean verb /hata/ [hada], /hal/ [hal]. The Korean morphemes that were transcribed by the Chinese characters according to the pseudo-*fanqie* transcription are, in short, the vocabulary of the "Itu" or "tho". The [idu] is made up of both free and bound morphemes of Korean, while [tho] consists of bound morphemes of Korean. The former was used mainly by the minor officials and was therefore called [idu] "scribes' letters", while the latter was used to express the grammatical endings, and was called [tho] "grammatical endings". The concept [Imun] "scribes' style" differs from both [idu] and [tho] in its

construction and distribution. The vocabulary of the [Imun] is made up of a mixture of Classical Chinese, Old Mandarin and vernacular Korean. It was used mostly in the simple form of diplomatic dispatches that were sent to the local representative office of the Chinese government in Liaodong [58] in the early part of the Yi Dynasty. According to the record of the year A.D. 1430, however, [idu] and [imun] were taken up as obligatory subjects of study at the Department of Chinese at the Interpreter College. This means that they were taken for special forms of the Chinese style by the time of the middle part of the 15th century in Korea. This is probably because they were written in Chinese characters. As they were considered easier than the Hammun, they were often used to explain the Hammun text. The Criminal Code of the Ming Dynasty was thus translated to [idu] in 1395 (*Tæmyeng'yul Cikhæ* [59] of 30 volumes). When the [baiwen] of Hammun text was punctuated, the [tho] was used to mark the punctuation.

NOTES

1 In view of the fact that the Chinese text Qianziwen is said to have been compiled some time during the period of the Liang [60] dynasty (502-557), the information in Koziki on the text seems to be anachronic.

2 Judging from some of the quotations that are given in the Nihon Shoki, the three extinct Pækcechronicles appear to have been written by a Korean or Koreans who were closely related to Japan. Some of the expressions that occured in the Pækceki, one of the three extinct chronicles, give reason to suspect that the work was written at the request of Japan. When Japan is mentioned, it is referred to by the honorific form of a second person, *kyukuk* [61] 'Your honorable country'. It is strange to see such an expression in the chronicle of Pækce, which was also an independent country like Japan. Since the compilation of Nihon Shoki was complete in A.D. 682, we can say that these three extinct Pækce chronicles were compiled some time in the period prior to A.D. 682.

3 Chwē Chi-wen was one of the three great writers of Silla, the other beeing Kangsu [62] and Selchong [63]. They were not contemporaries. Chwē was born in A.D. 857 but was not well known when he died. At the age of 12 years he went to Tang [64] China to study. In China, at the age of 17, he passed the Chinese state examination and received the title *Cinsa* [65] (jinshi) ('Licentiate'). He then served with the Chinese court for more than 10 years before returning to Korea (Silla). In A.D. 893 he was nominated Ambassador to China, but he did not go and in 894 he was made Adhem [66] (Grand official). In A.D. 887 he presented to the Chinese court a collection of his litterary productions, *Kēwen philkyeng cip* ('A collected work of the writer of the garden of Cinnamomum Cassia'). According to the introduction, Chwē presented 28 volumes, but only 20 volumes are available. It was later included in one of the official chronicles of China, the Xin Tang Shu [67] (New Book of the Tang Dynasty) by Ouy-

ang Xiu [68] (1007-72), who was also one of the famous writers of China. This means that Chwē's literary production was highly appreciated by the Chinese.

4 Yi Chin-hi [69] has collected 12 different tables of inscription that have been deciphered. Of these, three consist of 43 lines each, while the remaining nine consist of 44 lines each. The total number of the characters in the table of 43 lines is 1763, while that of the characters in the table of 44 lines is 1802. The number of invisible characters varies with the tables. Some of the tables have about 177, while others have 208 or 245. This means that the deciphering of the inscription is not yet complete (YKW, SKW and CSK).

5 M. Courant lists 71 abnormal character forms on the basis of the Japanese sources which were used in connection with his translation of the inscription (CSK p. 239).

6 This Japanese interpretation of the passage in question has been maintained not only by Japanese scholars but also by foreign scholars who have blindly followed the Japanese view (for instance, Maurice Courant rendered the Japanese interpretation into French in his translation of the inscription. The passage in question is translated as follows: "... mais les Japonais, en l'année sin myo, sont venus, ont passé la mer, ont vaincu le Paik tjan, le ... et le Sin ra et en ont fait leurs sujets ..."

7 According to sæki [70] (pp. 255-257 in SKW) erroneous linguistic interpretation of this crucial passage was pointed out by Mr. Pak Si-hyeng [71] in 1966. Sæki further suggests that an interpretation similar to Pak's was made by Ceng In-po [72] already in 1955. Neither Pak's nor Ceng's work that is mentioned by Sæki is available to me.

8 In the *fanqie* proper, the two characters are used in the following way. The first letter of the word to be transcribed is indicated by the initial of the first of the two characters, while the remaining part of the word to be transcribed is indicated by the rhyme vowel and final of the second of the two characters. The Ancient Chinese value of the characters `palace' (ki̯ung) [73] was transcribed by the two characters `dwell' (ki̯wo) [74] and `male' (ji̯ung) [75] as follows: The consonant initial (k-) of the character `palace' is indicated by the initial of the first character `dwell' (ki̯wo), while the remaining part of the character `palace' is indicated by the rhyme vowel and final of the second of the two characters (ji̯ung), namely /ki̯ung/ < *Ki̯*wo + *ji̯ung*.

9 The concept "Itu" is indicated by several different binoms, *Itok* (Official's Reading or Reader), *Ito* [76] (Scribes' Principle), *Itho* [77] (Scribes' Grammatical Ending), *Itu* [78] (Scibes' Head), Ichal [79] (Scribes' Plate for writing). As shown by the literal translations of these synonymous expressions, they differ from each other by the second member of the binoms. Probably because the Old Mandarin value of the second character in each of the homonymic binoms was homophonous with the Korean morpheme /tho/ (punctuation point), they may have been so used. The character /tho/ looks like a Chinese character but it is not a Chinese character but an ad hoc creation to indicate the function of punctuating a sentence or phrase. As may be clear from my description of the origin of the concept /Itu/, *Itu* is a bilingual product that has been produced in the Koreanising process of the Chinese language.

10 The phonological phenomenon that the final of the group of graphemes which end in the alveolar implosive /-t/ in the Northern Chinese dialect is a lateral final in Chinese in Korean, provokes a number of historic linguistic problems. Concerning the origin of Chinese in Korean, this

phenomenon can lead us to speculate as follows: a) The Ancient Northern Chinese ancestor dialect of modern Pekinese had the alveolar implosive final, but it was transposed into a lateral final in Korean; alternatively b) The Chinese in Korean was derived from an Ancient Chinese dialect which was different from the ancestor dialect of modern Pekinese. In order that the transpositional theory may be sustained, one must assume that the ancestor form of the alveolar implosive final was a kind of supradental alveolar /-rd/ or /-rt/. Phonological transition from /-t/ to /-l/ may be possible through the assumed intermediary stage */-rt/ or */-rt/ in Korean phonology. This hypothesis thus presupposes that the alveolar implosive /-t/ of the ancestor dialect of Pekinese was a sound close to */-ṛt/ or */-rd/. Acceptance of the second theory of a different dialectal origin requires an extensive investigation of the dialects of the Ancient Chinese when Chinese was introduced into Korea. Even though dialectal investigations undertaken in the thirties show signs that there are some dialects which have a lateral final. it is not clear how the ancestor dialect of these dialects and that of the Chinese in Korean could be connected. (See my forthcoming work "History of Chinese language in Korean and Japanese" for a detailed examination of the problem.)

11 It was probably due to the historical fact that the learning of Chinese took place mainly through books.

12 In A.D. 788, a simple form of the state examination, *toksechulsinkwa* [80] or *toksesamphumkwa* [81] (three grades of reading knowledge) was introduced to Korea. This was a simple test of the aspirant's knowledge of Chinese classics. This was scaled into three different grades, high, middle and low. According to his grade of knowledge, the aspirant was given an appropriate government position. In A.D. 958, the state examination of the Tang Model was introduced to Korea on the recommendation of a Chinese scholar, Shuang Yi [82], who was a native of the Late Zhou [83] state but was naturalised to Korean. Since then, it existed in Korea until 1894, when the state examination system of the *kwake* (Keju) type was abolished in connection with the new movement, *kapo kyengsin* [84], in which a demand for learning the Western sciences was raised nationwide. In China, the Keju (Kwake) state examination existed for more than 1300 years (604-1905). The system is said to have been first established during the reigning period of the Emperor Wen [85] of the Sui-Dynasty (A.D. 581-604) [86] and was abolished in 1905.

13 Zhou Yuan-zhang was af poor peasant origin, from the Anhui [87] Province, which makes it possible that he was not familiar with the learned Classical Chinese.

14 Twenty-five oldest extant hyangga are available. The other fourteen are found in *Samkuk Yusa* [88] (Remained Things of the Three Kingdoms) of the monk Il'yen [89] (1206-1289). In contrast to the eleven hyangga of the Kyunye Tæsacen, no Hammun translation is provided for them.

BIBLIOGRAPHY

CHH = Tæ Ha:n Ha:n Satsen (Great Chinese-Korean Dictionary) Seoul 1965.
CPK = Cho, Seung-bog, A Phonological Study of Korean. Uppsala 1967.
CSK = Courant, Maurice, Stèle Chinoise du Royaume de Ko Kou Rye (Journal Asiatique. Neuvième Série Tome XI. Mars-Avril 1898 pp. 210-238)

IKZ = Koziki (Record of Old Things) Iwanami Shoten 1973.

INM = Inoue Hideo, Chosendeno mozino tenkai (Development of the letters in Korea) in *Ueda Masaaki hen nihon kodai bunkano tankyu. Mozi* (Search into the Ancient Japanese Culture. Section on letters. Edited by Ueda Masaaki) Tokyo 1975.

INS = Nihon Shoki (Chronicle of Japan) I-II. Iwanami Shoten 1973.

IPA = The sound character of the International PhoneticAssociation (of 1951).

ISY = Samkuk Yusa (Remained Things of the Three Kingdoms) Chosen Shiga-kkai, Seoul 1928.

KGS = Karlgren, Bernhard, Grammata Serica, Stockholm 1940.

KOC = Kyoto University, Ogura Shimpei Hakase cyosakushu 1, (Collection of the works of Dr. Ogura Shimpei) 1, Kyoto 1974.

KSB = Kim, Sa-yep, Chosen Bungakushi (A History of Korean Literature), Tokyo 1973.

MKN = Dai Kanwa Jiten (Great Chinese-Japanese Dictionary) by Morohasi Tetsuzi. Tokyo 1960. 1-12 + Index Vol.

SHJ = Shiji (Record of History) vol. 115.

SKW = Saeki Arikiyo, Kenkyushi. Kokaido ohi (A History of the studies on Kokaido ohi, the inscription of the Royal monument of King Kokaido). Tokyo 1974.

TKB = Todo Akiyasu, Kanzito sono bunkaken (Chinese characters and their cultural sphere). Tokyo 1971.

TKN = Todo Akiyasu, Kangoto Nihongo (Chinese and Japanese words). Tokyo 1978.

WHG = Wang Li, Hanyushi Gao (History of Chinese Language) I-III. Peking 1958.

YKS = Yi Hong-sik, Sæ Kuksa Satsen (New Dictionary of History). Seoul 1977.

YKW = Yi Cin-hi, Kokaido oryohi no kenkyu (Study on the inscription of the Royal Stone monument of King Kwangkætho). Tokyo 1972.

YKY = Yang Cu-tong, Cũngceng Koka Yenku (Study of Ancient Songs, enlar-ged & revised edition). Seoul 1981.

Appendices

A. KWP: The Roman numbers stand for the vertical lines while the Arabic numbers stand for the positions of the character in each of the vertical lines

Read vertically from right to left

朴時亨氏の釈文（「広開土王陵碑」一九六六年）(Mr. Pak Si-hyeng's table of 1966)

First Face

（第一面）

I 惟昔始祖鄒牟王之創基也出自北夫餘天帝之子母河伯女郎剖卵降出生子有聖亻□□□□□命駕

II 巡車南下路由夫餘奄利大水王臨津言曰我是皇天之子母河伯女郎鄒牟王爲我連葭浮龜應聲即爲

III 連葭浮龜然後造渡於沸流谷忽本西城山上而建都焉不樂世位因遣黃龍來下迎王王於忽本東岡黃

IV 龍負昇天顧命世子儒留王以道興治大朱留王紹承基業遝至十七世孫國岡上廣開土境平安好太王

V 二九登祚號爲永樂大王恩澤□于皇天威武横被四海掃除□□庶寧其業國富民殷五穀豐熟昊天不

VI 吊卅有九晏駕棄國以甲寅年九月廿九日乙酉遷就山陵於是立碑銘記勳績以示後世焉其詞曰

VII 永樂五年歲在乙未王以碑麗不息□□躬率住討叵富山負山至鹽水上破其三部□六七百營牛馬群

VIII 羊不可稱數於是旋駕因過弩平道東來□城力城北豐五備猶遊觀土境田獵而還百殘新羅舊是屬民

IX 由來朝貢而倭以辛卯年來渡海破百殘□□□羅以爲臣民以六年丙申王躬率水軍討利殘國軍□□

X 首攻取壹八城臼模盧城各模盧城幹弖利□□□城閣彌城牟盧城彌沙城□舍蔦城阿旦城古利城□

XI 利城雜彌城奧利城勾牟城古模耶羅城頁□□□□城□而耶羅□□城□□□□□□□奴城沸□□

Second Face

（第二面）

利城彌鄒城也利城大山韓城掃加城敦拔□□□□□婁賣城散□城□婁城細城牟婁城于婁城蘇灰

城燕婁城析支利城巖門岂城林城□□□□□□□□城就鄒城□拔城古牟婁城閏奴城貫奴城彡穰

城□□□□□羅城仇天城□□□□□其國城賊不服氣敢出百戰王威赫怒渡阿利水遣刺迫城横□

□□□便國城百殘王困逼獻出男女生口一千人細布千匹歸王自誓從今以後永爲奴客太王恩赦□

迷之衛錄其後順之誠於是□五十八城村七百將殘王弟幷大臣十人旋師還都八年戊戌教遣偏師觀

息愼土谷因便抄得莫□羅城加太羅谷男女三百餘人自此以來朝貢論事九年己亥百殘違誓與倭和

通王巡下平穰而新羅遣使白王云倭人滿其國境潰破城池以奴客爲民歸王請命太王□後稱其忠□

□遣使還告以□□十年庚子教遣步騎五萬住救新羅從男居城至新羅城倭滿其中官兵方至倭賊退

□□□□□□□□來背急追至任那加羅從拔城城即歸服安羅人戍兵拔新羅城□城倭滿倭潰城□

□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□安羅人戍兵□□□□□□□□□□□□□□

B a. Pækceki b. Pækce ponki c. Pækce sinsen

Read vertically from right to left

a.

百濟記

1 蓋 2 鹵 3 王 4 乙 5 卯 6 年 7 冬 8 狛 9 大 10 軍

11 來 12 攻 13 大 14 城 15 七 16 日 17 七 18 夜 19 王 20 城

21 降 22 陷 23 遂 24 失 25 尉 26 禮 27 国 28 王 29 及 30 大

31 后 32 王 33 子 34 等 35 皆 36 没 37 敵 38 手

b.

百濟本記

1 十 2 二 3 月 4 甲 5 午 6 高 7 麗 8 国 9 細 10 群

11 與 12 麁 13 群 14 戰 15 于 16 宮 17 門 18 伐 19 鼓 20 戰

21 闘 22 細 23 群 24 敗 25 不 26 解 27 兵 28 三 29 日

30 盡 31 捕 32 誅 33 細 34 群 35 子 36 孫 37 戊 38 戌

39 狛 40 国 41 香 42 岡 43 上 44 王 45 薨 46 也

c.

百濟新撰

1 末 2 多 3 王 4 無 5 道 6 暴 7 虐 8 百 9 姓

10 国 11 人 12 共 13 除 14 武 15 寧 16 王 17 立 18 諱

19 斯 20 麻 21 王 22 是 23 琨 24 支 25 王 26 子 27 之

28 子 29 則 30 末 31 多 32 王 33 異 34 母 35 兄 36 也

C. KSM

D. ISK

Read writing from right to left

C

高句麗城壁石刻文

1 丙 2 戌 3 十 4 二 5 月 6 中 7 漢 8 城 9 下 10 後

11 卩 12 小 13 兄 14 文 15 達 16 節 17 自 18 此 19 西 20 北

21 行 22 涉 23 之

24 道 25 執 26 持 27 過 28 失 29 死 30 誓 31 若 32 此

33 事 34 失 35 天 36 大 37 罪 38 得 39 誓 40 若 41 國

42 不 43 安 44 亂 45 世 46 可 47 嘆 48 行 49 誓 50 之

D

壬申誓記石

1 壬 2 申 3 年 4 六 5 月 6 十 7 六 8 日 9 二 10 人

11 并 12 誓 13 記

14 天 15 前 16 誓 17 今 18 自 19 三 20 年 21 以 22 後 23 忠

E. A list of Chinese and Korean characters

a.

Read from left to right.

1 拼 音
2 反 切
3 沈 約
4 史 記
5 右 渠
6 衛 滿
7 武
8 漢
9 百 濟
10 古 事 記
11 王 仁
12 論 語
13 千 字 文
14 日 本 書 紀
15 崔 致 遠
16 桂 苑 筆 耕 集
17 均 如 大 師 傳
18 鄉 歌
19 廣 開 土 王 碑
20 吉 林 集 安 通 溝
21 百 濟 記
22 百 濟 新 撰
23 百 濟 本 記
24 高 句 麗 城 壁 石 刻 文
25 壬 申 誓 記 石
26 慶 北 慶 州 見 谷 面 金 丈 里
27 白 文
28 今 西 龍
29 平 壤
30 高 句 麗
31 新 羅
32 末 多
33 鄉 札
34 吏 讀
35 吏 文
36 吐
37 節
38 지 휘
39 指 揮
40 涉

E.
b.

41 말다
42 之
43 音 讀
44 訓 讀
45 한 글
46 漢 文
47 科 擧
48 明 朝
49 朱 元 璋
50 金 鰲 新 話
51 金 時 習
52 剪 燈 新 話
53 李 朝
54 할
55 爲
56 하 다
57 乙
58 遼 東
59 大 明 律 直 解
60 梁
61 貴 國
62 強 首
63 薛 聰
64 唐
65 進 士
66 阿 喰
67 新 唐 書
68 歐 陽 修
69 李 進 熙
70 佐 伯 有 清
71 朴 時 亨
72 鄭 寅 普
73 宮
74 居
75 雄
76 吏 道
77 吏 吐
78 吏 頭
79 吏 札
80 讀 書 出 身 科
81 讀 書 三 品 科
82 雙 冀
83 周
84 甲 午 更 新
85 文 帝
86 隋 朝
87 安 徽
88 三 國 遺 事
89 一 然
90 張 三 植 大 漢 韓

E.
c.
辞典
井上秀雄朝鮮での文字の展開
91 上田正昭編日本古代文化の探究
文字
92 京都大學小倉進平博士著作集 I
93 金思燁
94 諸橋轍次大漢和辞典
95 佐伯有清研究史廣開土王碑
96 藤堂明保漢字とその文化圏
97 藤堂明保漢語と日本語
98 李弘植韓國史辞典
99 李進熙廣開土王陵碑の研究
100 梁柱東増訂古歌研究

On Personal Pronouns in the Nostratic Languages

Aron B. DOLGOPOLSKY
Haifa

In the present study (which is intended to be a fragment of a tentative Nostratic comparative grammar) I am trying to reconstruct the original system of personal pronouns (in this paper Sg.1 and Sg.2 only) which underlies the later systems of personal pronouns and pronimal affixes in Semito--Hamitic (henceforth SH), Indo-European (IE), Kartvelian (K), Uralic (U), the altaic languages [Turkic (T), Mongolian (M), Tungusian (Tn), and Gilyak (Glk)], Chukchee-Kamchadal (ChK), Elamite (E), and Dravidian (D).

§1. Let us first make a synopsis of the personal pronouns and pronominal affixes of Sg.1 and Sg.2 in the daughter--languages (Table A).

The numbers in Table A refer to the following explanatory notes:

[1] IE **eĝH(-om)* /**eĝoH* (or **eĝeH*^{w}) 'I' > OInd. *ahám*, Avestan *azə́m*, OPersian *adam*, Old Lithunian *eš*, pSl (proto-slavic) **jazъ*, Greek ἐγώ, ἐγών, Latin *egō*, Gothic *ik*, Hittite *uk*. According to Szemerémyi EVS 199, the original form is **eĝ(h)om*, which has been preserved in Indo-Iranian and Germanic, while **eĝō* (represented in Greek and Latin) is a secondary variant, which is due to the influence of the verbal inflection (Sing.1) *-ō. According to Burrow Sk 85, Greek ἐγώ, Lat. *egō* < *IE *eĝoH* (an Ablautstufe of **eĝH-)*. On IE **ĝH* (> reflexes of **ĝ* in most languages, those of * *ĝh* in Indo-Iranian) see Burrow Sk ibid. IE **tū* 'thou' > Avestan *tū*, Lithunian *tù*, pSl **tı̈*, Doric Greek τύ, Attic Greek σύ, Latin *tū*, Gothic *þu*; the Indo-Iranian form **tuwám (> OInd. tvam*, Avestan *tvəm*, Opers. *tuvam*) goes back to IE **tū* with an enlargement *-*am* due to analogical influence of the reflex **eĝHom* 'I' (> OInd. *aham*, etc.). The proto-Anatolian form **ti* 'thou' is represented by Hittite *zi-k (-k* due to the influence either of *uk* 'I' or the accusative form *tuk* 'thee', comparable to Gothic *þuk)*, Palaic *ti* and Hierogly-

phic Luwian *ti* 'thou'. See Brugmann-Delbrück GVG 2.2:382-3, Brugmann KVG 410, Szemerényi EVS 195-9, YaAA 1:20.

[2] IE **mē* . **me* 'me' (accus.) > OInd. *mā*, Greek με ~ ἐμέ, OIrish and Middle Welsh *-m-* (OIrish *ro-m-ícc* 'he cured me', MWelsh *ry-m-goruc* 'he made me'), Old Polish *mie*, possibly Hittite *-mu*, Hier. Luwian *ámu* . *-mu* (*ámu* is extended to the nominative case as well). Palaic *-mu*. Side by side whith this monomorphemic form, there are forms with case inflection and/or with additional deictic morphemes, such as accusative **mĕ-m* 'me' (with the accusative marker **-m*) > Vedic *mām* and OSlavonic *mę*, dative **mo-i* 'to me' > OInd. *mē*, Greek μοι ~ἐμοί, OSlavonic *mi*, Olatin *mī*. IE **t(w)ĕ* 'thee' (accus.) is preserved in OInd. *tvā*, Attic Greek σέ OIrish *-t-*, MWelsh *-th-*, side by side with pIE (proto-IE) forms with case endings, such as accusative form **t(w)ĕ-m* 'thee' > OInd. *tvām*, OSlavonic *tę* and Lithunian *tave* (< **tavę*). For further details see Brugmann KVG 410-1 (and the table after p. 412), Brugmann-Delbrück GVG 2.2:382-3, Szemerényi EVS 195-201, Lewis-Pedersen CCCG §336, Klingheben OPG 209, Meriggi UXIYa 268.

[3] IE**mene* (pronoun of Sing.1, genitive case) > Avestan *mana*, OSlavonic *mene*, OLatvian *mani(s)* and Lith.*manęs* (with the final *-s* by analogy with the nominal inflection), Gothic *meina* (contamination of dat. **mei* and genitive **mene*). See Brugmann KVG 412, Szemerényi EVS 197, Stang 249-251.

[4] The pIE possessive nominal suffixes **-mi* 'my' and **-t(i)* 'thy' [1] have been preserved in Hittite *-mi-* and *-ti-* (e.g., in the accusative forms *xalugatallan-mi-n* 'legatum meum' and *xalugatallat-ti-n* 'legatum teum') See Friedrich HEB 1:§115.

[5] IE **-mi* (> Oind., Avestan, Lith, Hittite *-mi*, Greek -μι, OSlavonic -мь, OLat., Gothic, *-m*) and **-si* (> OInd., Avestan, Lith. *-si*. Hittite *-ši*, Greek -σι, OLat., Gothic *-s*) are "primary endings", i.e. person-and-number markers of non-past tenses. IE **-m* (> Oind., Avestan, OLat. *-m*, Greek -ν, Hittite *-n*) and **-s* (> OInd., Avest., OLat., Gothic *-s*, Hittite *-š*) are "secondary endings" (person-and-number--markers of past tenses). The origin of the difference between "primary" and "secondary" endings is not clear. In view of the external comparison of IE **-mi/*-m* and **-si/*-s* I am inclined to assume that the vowel **i* is an integral part of the morphemes in question, and the difference is of accentual (prosodic) origin.

[6] By LIE (Late proto-Indo-European) I mean the common ancestor of all IE daughter-languages except Anatolian. The existence of LIE as a valid branch of IE is rather obvious (to mention only such important morphological innovations as the feminine gender and the perfect tense). LIE corresponds to Sturtevant's Indo-European, while pIE is Sturtevant's Indo-Hittite. LIE *-H^W is a primary ending of Sing.1 of the thematic verbs (those with stem-final *e/o). The thematic vowel + *-H^W becomes *-ō* (Greek φέρω, Latin *ferō*, Gothic *baíra* 'Iam carrying, I carry' OIrish abs. *biru* and constr. *-biur* < **birū* 'I carry', Gatha-Avestan *spasyā*, 'specto', Lith. *nešù* 'I carry, am carrying'). The LIE ending *-H^W is obviously connected with Hittite *-xi* (see [7]), but the details of the development remain obscure. LIE **-ei* (a primary ending of Sing.2) is very tentatively reconstructible from Lithunian *-ì* . *-ie-* (*neši* 'fers', reflexive *-íe-si*). Celtic **-í* (OIrish *biri* 'fers') and Greek -εις (-ς by analogy with the secondary ending?). See Szemerényi EVS 218-9, Watkins CV 140, Watkins GIV 163-4, 212-4, Stang VGBS 405-7,Sturtevant CGHL.

[7] The hypothesis on the pre-IE personal prefixes **H-* (Sing.1) and **t*$_{(H)}$-[1] (Sing.2) is based on internal reconstruction. Let us consider the paradigms of the LIE perfect tense, the Hittite *xi*-conjugation and the IE medium voice:
Medium voice:

	PIE	LIE non-past[2]	LIE past	OIndian non-past	OIndian past	Avestan non-past	Avestan past	Greek non-past	Greek past	Goth. non-past	Hittite non-past	Hittite past
Sing. 1	*-Ho	*-ai<*-Hoi		-ē		-ē		-μαι		-da	-xa(xa)t(i)	
			-ə<-H		-i		-i		-μᾱν			-xa(xa)t(i)
Sing. 2	*-tHV̆	*-soi[3]		-sē		-sē		-σοι[4]		-za	-ta(ti)	
			*-tHV̆s, *-so[3]		-thās		-sa		-σό			-tat(i)
Sing. 3	*-to	*-toi		-tē		-tē		-τοι[4]		-da	-ta(ri)	
			*-to		-ta		-ta		-το			-tat(i)

PIE stative > LIE perfect tense:

	PIE stative	LIE perfect	>	OInd. perfect	Greek perfect	Gothic perf.
Sing. 1	*-He	*-Ha [5], e.g.	*woid-Ha 'I know'	vēda	Ϝοῖδα	wait
Sing. 2	*-tHe	*-tHa, e.g.	*woid-tHa 'you know'	vēttha	Ϝοῖσθα	waist
Sing. 3	*-e	*-e, e.g.	*woid-e 'knows'	vēda	Ϝοῖδε	wait

Now we may compare the pIE medium, the pIE stative (→ LIE perfect) and the Hittite *xi*-conjugation:

	PIE medium	PIE stative	Hittite *xi*-conjugation present)
Sing.1	*-Ho	*-He	-xi
Sing.2	*-tHV	*-tHe	-ti < *-tHi [6]
Sing.3	*-to	*-e	-i

In the paradigms the suffix of person precedes that of tense/aspect and voice. How are we to explain this rather unusual order of suffixes? From typology of languages of the world we learn that suffix-conjugated tenses usually go back to periphrastic (analytic) constructions of three different types:

(a) Nomen verbale (i.e. verbal noun or verbal adjective) + a suffix-conjugated auxiliary verb. Examples: The future in French, Spanish and Italian (*cantare habeo* > French *chanterai)*, the past tense in Polish (pSl *sъpalъ jesmъ* > Polish *spałem* 'I slept').

(b) Nomen verbale + pronouns. Examples: the West Semitic perfect and the Akkadian permansive (WSem. *wašinta* 'dormis' < *wašinV 'asleep' + *ta 'thou', Akkadian *šalmāku* 'valeo' < *šalimV 'valens' + *ʹāku 'I').

(c) Nomen verbale + a prefix-conjugated auxiliary verb. An Example: the Awngi (Central Cushitic) definite past tense: Sing. 1 *ǯepúγà* 'I bought' Sg.2 *ǯewtúγu à*, Sg. 3 m. **ǯewúγa*, Sg.3 f. **ǯewtúγà*, Pl.1 *Bzewnúγà* < Sg. 1 **ǯeb ʼ -uγa*, Sg.2 **ʒeb t-uγa*, Sg.3 m. **ǯeb y-uγa*, Sg.3 f. **ǯeb t-uγa*, etc. See Hetzron VSSA 12 ff.

The verbal paradigms with the person-maker in the world-final position go back to analytical constructions (a) and (b), while those with the person-marker preceding the

tense-or-voice marker are most likely to go back to a construction of the type (c), i.e. Nomen verbale + a prefix-conjugated auxiliary verb. Hence, the IE medium, the LIE perfect tense and the Hittite *xi*-conjugation point to underlying constructions with prefix-conjugated auxiliaries. Thus we come to the conclusion about the prefix **H-* for Sg.1 and **t(H)-* for Sg.2 (while the forms of Sg.3 have either no prefix or a prefix **t-*, going back to a demonstrative pronoun).

[8] The SH disjunct pronoun ("Nennform") *ʹanī* 'I' has been presevd:

(a) in Semitic as a self-standing Nennform-pronoun **ʾanī* (> Hebrew ʾªnī) with a secondary variant **ʹană* (> Arab. *ʹanā*, Ethiopian *ʹana* etc., probably due to analogy with Sg.2 m. **ʹanta* 'thou'), as well as an enclitic object pronoun **nī* 'me' (>Hebrew, Arabic, Aramaic, Ethiopian *-nī*, Akkadian *-ni)*,

(b) in Cushitic as a self-standing pronoun: Beḍawye *ani* . *áne*, Bilin *ʹan*, Awngi *án*, Somali *aní-ga*, *aní-gī*, Galla *ánª*, Saho *anú (-u* from the nominal inflection), Sidamo *ane*, pSCush. **ʹánì* (Ehret SCP 283), as well as a subject pronoun: Somali *ān*, Galla *àní*. See Dolgopolsky SF 210-1.

The SH pronoun **ʹanāku* 'I' has been preserved as a self-standing pronoun in Semitic **ʹanāku* (>Akkad. *anāku*, Hebrew *ʹānōḵī*, Phoenician ʹnk ~ ʹnky, Ugaritic ánVkV, Ya'udic Aramaic 'nk), in Eg. ink > Coptic ANOK and in pBerber *ənakkʷ* 'I' (Prasse MGT I-III:179).

The SH independent pronoun **ʾant(i)* 'thou' is represented in Cush.: Bilin *ʾəntí*, Awngi *əntə́*, Somali *adí-ga*, *adí-gī*, Galla *áti*, Saho *atú (-u* from the nominal inflection), Sidamo *ate*, pCush **ʾăta* (Ehret SCP 282), etc (see Dolgopolsky SF 133-4). In Semitic there is a gender differentiation between **ʾant-a* 'thou' m. (> Akkad. *atta*, Hebrew *ʾattā*, Arabic *ʾanta*, etc.) and **ʾant-i* 'thou' f (> Akkad. *atti*, Hebrew 'attə, Arabic *ʾanti*, etc.), which is either a pSemitic innovation, probably due to the influence if the pronouns **ka* 'thee, thy' (m.) and **ki* 'thee, thy' (f.), or a SH archaism: **ʾanta* m. < **ʾan(i)-a* (with the masculine particle **-a*, see [10], preserved in pS **ʾanta* 'thou' m. and in pCush. **ăta* 'thou' (a former masculine form, which has lost its gender meaning)

[9] In SH there is a special series of pronominal affixes

used as subjects following nominal predicates. This construction (→ predicative form of nomina) has been preserved in Akkadian: Sg.1 *gašr-āku* 'I am strong', *gašr-āta* 'you (sg.m.) are strong', *gašr-āti* 'you (sg.f.) are strong'. In other languages this construction (→ predicative form of nomina) has joined the verbal paradigm as a tense. This is the case with the WSemitic stative → perfect, with the OEg. conjugation of the "pseudo-participle" and with the proto--Berber "parfait qualificatif":

A. WS stative → perfect: Sg.1 stem + **-ku (*mawít-ku* 'I am dead' → 'I hafe died' > Eth. *mōtkū), Sg.2 m.: stem + *-ta (*mawít-ta* 'mortuus es' > Hebrew *mattā*, Arab. *mitta)*, Sg.2 f.: stem + **-ti (*mawít-ti* 'mortua es' > Hebrew *mattə*, Arab. *mitti)*;
B. OEg. conjugation of the "pseudo-participle": Sg.1: stem + kw ~ kj (ỉrx.kw ~ ỉrx.kj 'I know'), Sg.2: stem + tj (ỉrx.tj 'you know');
C. Proto-Berber "parfait qualificatif": Sg.1 stem + **-aɣ (>* Kabyle stem + *-əɣ*, e.g. *məlliləɣ* 'I am white', Tahaggart stem + *-ăɣ)*, Sg.2: stem + **-ad (>* Kabyle stem + *-əḍ*, e.g. *məlluləḍ* 'you are white', Tahaggart stem + *-ăd or t- + stem + -ăd* with the facultative t- by analogy with the regular prefix-conjugation of verbs). See Djakonoff SHL 85-7, Edel AÄG 269-287, Cohen SVS 22-3, Klingenheben PSK 230-1. Hanoteau EGT 195, Stumme HSchT 55, cp. Prasse MHT VI-VII:10-1, 193.[7]

The SH pronominal affixes in question may be reconstructed as **-āku* for Sg.1 (> Akkadian *-āku*, pWSem. **-ku* with lost of **ā* by analogy with the forms of other persons, Eg. -kw ~ -kj, proto-Berber **-aɣ)*, **-t‘i* for Sg.2 (> Eg. -tj, pB **-ad*, pS **-ta* m. and **-ti* f.); the gender distinction in Semitic is either an innovation (due to analogy with **ka* 'thee, thy' m. and **ki* 'thee, thy' f.) or an archaic feature with **-ta* preserving the SH masculine-marker **-a* (discussed in [10])

The fact that these pronominal affixes (← pronouns) are found within SH compound pronouns **ʾan-āku* 'I' and **ʾan-t‘i* 'thou' (see above [8], which are not predicates, suggests that originally **-āku* and **-t‘i* could accompany a nomen (noun, adjective etc.), no matter the syntactic function of the latter, i.e. originally they function as an apposition to a nomen: **ʾan-āku* and **ʾan-t‘i* may have originally meant 'self I' and 'self thou' (cp. Italian *proprio io* and *proprio tu* or French *moi-même*; see below §2.6), and pS **šalim-āku (>* Akkadian *šalmāku* 'valeo, I am all right') may have the

etymological meaning 'valens ego, safe-and-sound I'. Later, when the nomen assumed the function of a predicate, its apposition (personal pronominal affix) became its subject: pS **šalim-āku* 'all right am I'.

[10] SH **ya* (pers.pron.Sg.1 in the oblique cases) have been preserved in Akkadian *(yâ-ti* 'me' accus., *ana yâ-šim* 'to me') in pBerb. (suffix **-i/*-y* and prefix **i-/*y-*, both meaning 'me') and in Cushitic (Saho *yi*, *yo*, *yotte* 'me', Somali *i*, Elmolo *i-* 'me', Dasenech *yē*, Sidamo *-ē* 'me', Beḍawye *-ē-* in the compound suffix *-h-ē-b* 'me'). The Eg. enclitic pronoun wj (used as object of verbs, as well as in some other functions) suggests that this **ya* has resulted from reduction of earlier SH **'uya* (cf. below [11]).

SH **ku* 'thee' is found in Akkadian *ku(w)āti (> kâti . kâta)* 'thee' (accus.), *(ana) ku(w)āšim > kâšim* 'to thee' and in Cushitic **ku* 'thee' > Saho *ku*, *kuo*, Somali *ku*, Elmolo *ki-* (preverb), Dasenech *kô*, Awngi *-ku* (verbal suffix), Iraqw *kô* 'thee' (analytic preverb), etc. Cp. Dolgopolsky SF 77-8, 260.

Side by side with **ku* (object pronoun of Sg.2 without gender distinction) there are special pronouns for masculine and feminine: **ka* 'thee' me., **ki* . **kVm* 'thee'f.

SH **k-a* 'thee' m. has been preserved in pS **-ka* 'thee' m. (verbal suffix), pB **-ək* 'thee' m. (suffix), in Cushitic **ka* 'thee'm. (> Bilin *-kā* and Beḍawye *-hō-k(a)*, verbal suffixes), in Chadic **ka* 'thee' m. (> Hausa *ka*, Bolanchi *kā*, Mubi *ka*, etc., see Dolgopolsky EPC) and possibly in Eg. kw 'thee' m. (< **kV-w*; **-w* is a suffix, cp. Eg. čw (< **ki-w)* 'thee' f., Cush. **ki* 'thee' f. (> Bilin *-kī*, Beḍawye *-hō-k(i)*, verbal suffixes) and by Ch. **ki* 'thee' f. (>Hausa *ki*, Bolanchi *šī*, Mubi *kí*, etc., see Dolgopolsky EPC).

SH **k-Vm* 'thee'f. is found in pB **-kam* 'thee'f. (Prasse MGT I-III:173) and in Ch. **kVm* id. (>Ngizim, Duway *kəm*, Bade *gəm*, Buduma *-gɛm)*.

The feminine-marker **-i* in SH **k-i* is identical to pS **-ī* and Beḍawye *-i* as suffixes of fem.sg. in verbal forms of the 2nd person (imperative and indicative), e.g. Sg.2 f. imperative: Hebrew *šəḇ-ī* 'sit!' (f.sg.), Arab. *'iǧlis-ī* 'sit!' (f.sg.), Beḍawye *dir-i* 'kill!' (f.sg.). The masculine-marker **-a* in the pronoun **k-a* is identical to the marker of masc. sg. in the Beḍawye verbal forms of the 2nd pers.: *dír-a* 'sit!' (m.sg.). Some tentative conclusions on the origin of these gender-markers may be drawn from analysis of their distribution. The fact that in the prefix--conjugated verbal forms of Sg.2 (such as Beḍawye *ti-háy-a* 'thou [m.] art', *ti-háy-i* thou [f.] art', Hebrew *ti-šmə*ᶜ*-ī*

'you [f.sg.] will hear') the gender-marker is separated from the person-marker (← personal pronoun) suggests that the gender-marker cannot go back to personal pronouns or their attributes (appositions). What is important with the gender--markers *-ǐ (f.) and *-a (m) is (1) that they are used in Sg.2 forms only (cp. a Beḍawye paradigm of the past tense of the verb /dir 'to kill': Sg.1 *a-dir*, Sg.2 m. *tí-dir-a*, Sg. 2 f. *tí-dir-i*, Sg.3 m. *i-dír*, Sg.3 f. *ti-dír*, Pl.1 *ni-dír*, etc.), (2) that they are always used as suffixes only, and (3) that they follow quite different parts of speech: verbs (both imperative and indicative), nouns, adjectives and pronouns. All these pecularities of distribution are easily accounted for by an assumption that these gender-markers go back to adress words. Feminine-markers *-ǐ and *-a may go back to words meaning 'mother': cp. SH roots *'∇y- 'mother' (> ECush. *'āyy- 'mother' > Rendille *ay-o*, Boni *āy-O'*, Galla *āyy-o*, Burju *āyy-e*, etc.; SCush *'āyo . *yāyo 'mother' > Iraqw *ayo*, Burunge, Alagwa *iyo*, Asa *yeyo*, Dahalo *ǯāǯo*; Chadic *'iya 'mother' > Pero [WCh.] *iyà*, Mubi [ECh.] *íyà*, Hwona [CCh.] *'ìya*, WMargi [CCh.] *'iyà* 'mother', etc.) and *'∇m- . *m∇ 'mother' (> pS *'imm- . *'umm- 'mother'; Eg. mw.t 'mother'; Berber *₍m₎mā 'mother' > Ait-Izdeg *mma*, Tahaggart, Tawelemedden, Ghadames, Tashelhit *ma*, etc.; Chadic: Ngizim *màì*, Kera *àmá* 'mother', Gwandara *ama*, Pa'anchi *ama-ti*, Kilba *ámà*, etc.). Cf. Black LEC 214, Cohen DRS 1:22-3, Ebert STK II:26, 103, Ehret SCP 317, Foucauld DTF 3:1134, Ghoubïd Alojaly GTF 122, Jungraithmayr-Shimizu CLR 2:185, Kraft ChW I-III, Mercier VTAI 165, Sasse PEC 44, Schuh DN 109, Skinner NBL 32. The gender-marker in question bear some typical resemblance to English [s :] and [m̩], which may be regarded as gender-markers within the utterances ['je(s)s :] *(Yes, sir)* and ['jesm̩] *(Yes, mam)*.

[11] SH *'∇ya (> *-ya/*-ī) 'my' has been preserved as a suffix in Sem. *-ya/*-ī, pB *-ī/*-y 'my' (Prasse MGT I-III; 164), Eg. -j, Cush.: Iraqw *-ĕ*, Alagwa *-í*, Burunge *-ayí*, Sidamo *-'ya*, Somali *-(k/t)-ay*, Galla *-(k/t)-îyyà* (*-k-* and *-t-* are gender-markers of the noun), Elmolo *-au*, *-u*, as well as in Chadic: Margi *-áyù*, Musgu *-á*, *-ya*, Hausa *-a* (for further details and analysis of the Ch. pronouns cf. Dolgopolsky EPC). The Sidamo morpheme *-'ya* 'my' suggests the reconstruction of a morpheme with an initial laryngeal (≈ *'∇ya), cp. Eg. wj 'me, I' (presupposing *'uya see above [10]).

SH *ka 'thy' (masc.possessoris) > Sem. *-ka* id. (> Hebrew *-ḵā* 'thy' id., Arabic *-ka* id., etc.), Beḍawye *-k*[a] 'thy'm., WCh.: Hausa *-ka* 'thy'm., Bolanchi *-ko* id., etc.

SH *ki, 'thy' (fem.possessoris) > Sem. *-ki*, Eg.-č, Beḍawye *-k*[i], Haraso (ECush.) *-āhi*, Wch.: Hausa *-ki*, *Bolanchi*

-*iš*, Kulere -*iky*, She -*ič*, etc.

SH **kVm* 'thy' (fem. possessoris) has been preserved in Berber (pB **-əm*. see Prass MGT I-III:64) and in Central Chadic (e.g., Buduma -*(g)um)*. Cp. **kVm* 'thee' f. [10]).

The gender of the SH possessive pronoun **ku* is more problematic. As can be seen from certain Cushitic and Chadic languages preserving gender differentiation in Sg.2 possessive suffixes (e.g. Haraso [ECush.] *ăhu* 'thy' m. versus -*ăhi* 'thy' fem. possessoris, Buduma [CCh.] -*gu* 'thy' m. versus -*(g)um* 'thy' f.), **ku* referred to the masculine gender. But the obvious etymological identity of this possessive **ku* with the SH object pronoun **ku* 'thee' (lacking gender differentiation) suggests that the association of the possessive *ku* with the masuline gender is secondary: it seems to have resulted from a semantic polarization, due to the presence of feminine possessives **ki* and **kVm*.

Eg. -k 'thy' m. (> Coptic -K) and pB **-ək* 'thy' m. may go back both to **ka* and to **ku*.

[12] SH **-mi* and **-ti* as verbal suffixes of Sg.1 and Sg.2 have been preserved in Highland East Cushitic, e.g. in Kambatta *yom-mi* 'sum', *yon-ti* 'es' (see Dolgopolsky PLOG 103-110, 112, cp. another opinion in Zaborski VC 106-119). Cp. **t(i)* in SH **'an-t(i)* 'tu' and **mi* 'I' probably preserved in WCh. (Southern Bauchi: Lungi *mi* 'I', Zul *àmi* 'I' [possibly from **'an-mi?*], see Dolgopolsky EPC).

[13] SH *'V- (verbal prefix of Sg.1) > Sem. *'V-, Cush. **tV*- (> Beḍawye, Saho, Afar, Somali, Awngi V-, 'V-), pB zero--prefix **Ø*- < **a*- in the form **Ø*-stem-*ăy*, Sg.1 of verbs (Prasse MGT VI-VII:16).

SH **tV*- (verbal prefix of the 2nd person) > Sem. **tV*-, Cush. **tV*- (> Beḍawye, Saho, Afar, Somali, Awngi *tV*-), pB **t*- in the form **t-stem-ăd*, Sg.2 of verbs.

[14] Kartvelian **me(n)* 'I, me' > OGeorgian *me(n)*, G *me*, Megrelian *ma*, Laz *ma(n)*. K **mi* (apophonical variant of **me)* > Svanian *mi* 'I'. See Klimov ÈSKYa 132, Illič-Svitïč OS 1:153. The apophony **e (< *ye) / *i* is a regular development of a pre-Kartv. **i* (see Gemqreliӡe-Mačavariani SSAKE 175--379, Illič-Svitïč GM, Dolgopolsky-Dïbo-Zaliznyak VIS 89--90). K **si* 'thou' > Megr. *si*, Laz *si(n)*, Svan. *si*. A variant **swen* is found (according to Illič-Svitïč) in the compositum **š(w)en* (Sg.2 poss. and genitive) < **č-swen*- ; **č*- is the pK marker of possessive and genitive in pronouns. See Klimov ÈSKYa 162-3, Illič-Svitïč OS 1:6.

[15] K **m*- 'me, to me' (verbal prefix) > OG, G, Svan. *m*-,

Megr., Laz *m-* (. *b-* . *p-* . *p̣-*). K **g-* 'thee, to thee' (verbal prefix) > OG, G, Laz *g-*, Megr. *g-* . *r-*, Svan. *ǯ-*.

[*16*] **hw-* (verbal prefix of Sg.1 agentis) > OG *w-* (. *xw-?*[8]), G *v-*, Megr. *w-* (before vowels), *b-*, *p-* and *p̣-* (befre consonants), Laz *w-*, *b-*, *p-*, *p̣-*, Svan. *xw-*, *w-*. See Mačavariani SKḲS 71-73 (reconstruction of the pK phoneme **h*), Deeters KhV 25-27, cp. Klimov ÈSKYa 258 (his reconstruction of the Sg.1 prefix is **xw-*, since he does not distinguish between **x* and **h*).

K **h-* (agential prefix of Sg.2) > OG *x-* (in one dialect) and *h-* (in another one), G *Ø-* . (rare) *x-*,(in dialects) *x-*, *h-*, Megr. .., Laz *Ø-*, Svan. *x-*, *Ø-*. See Mačavariani SKḲS 71-73, Deeters KhV 28-34, Klimov ESKYa 257.

[17] In Uralic the original forms of the nominative case of the pronouns are **mE*[9] 'I' (> proto-Permian *mę* > Ziryene, Yaźva Komi *me*; proto-Ostyak **mä*; proto-Vogul *ăm* < *ä-mE*) and **tE*[9] 'thou' (> proto-Permian **tę*, Hungarian *të*). In the oblique cases stems with a **n*-suffix were used: Sg.1 **min-* . **mun-*, Sg.2 **tin-* . **tun-* . **tün-*. This distinction between stems has been preserved in a few languages only: Ziryene and Yaźva-Komi (nom. *me*, oblique cases *men-*, nom. *te*, oblique cases *ten-*), EOstyak (e.g. Vakh nom. *mä*, obl .cases *män-*), Nostyak (e.g. Obdorsk *må*, *mån-*), Vogul (e.g. in the Konda dialect nom. *ăm*, obl. *ămn-*, Tavda nom. *ɛm*, obl.*ɛmäˑn* . *ɛnäˑm*). But usually the stems with **-n-* were generalized and extended to the nominative case as well: 1) **minV* > Finnish *minä*, Cheremis W *mъń* 'I', 2) **mun*(*V*) 'I' > proto-Lapp **mŏn*, Mordvin *mon*, proto-Samoyed **mъn*, 3) **tinV* . **tünV* 'thou' > Finnish *sinä*, Cheremis W *tъń*, proto-Ostyak **nŏ̈ŋ* . **nŏŋ* (**t* > **n* by assimilation), proto-Vogul **năŋʷ* (> Tavda *näw*, *nüw*, Lower Konda and Upper Konda *näŋ*, NVogul *naŋ*, etc.), 4) **tun*(*V*) 'thou' > proto-Lapp **tŏn*, Mordvin *ton*, proto-Samoyed *tъn*[10].

The variation of vowels in the stems suggests levelling processes, probably an analogical influence of Sg.1 pronoun upon Sg.2 pronoun and/or viceversa. A plausible hypothesis is that the original form of the stems was **mi* for Sg.1 and **tü* for Sg.2. The stems of oblique cases go back to the forms of genitive (**mi-nu* and **ṭü-nu*, cp. Mong. Sg.1 genitive *minu* and Sg.2 genitive *cinu* < **tinu*), which were later generalized as stems for all oblique cases. The variant **tinV* (with **i* for the original **ü*) is due to analogy with **minV*. The variant **tunV* (from **tünü* due to vowel harmony) influenced the Sg.1 pronoun, hence the stem **mun*(*V*). Another factor responsible for the change **i* > **u* in **mun*(*V*) is the labializing influence of **m*. Ostyak has preserved (in its **ŏ̈* in *nŏ̈ŋ* 'thou' > Vakh, Vasyugan *nŏ̈ŋ*, Tremyugan *nŏŋ*) the **ü* of

the stem **tün⸤V⸥*.

The original suffix vowel **u* of the genitive case forms **minu* . **munu* and **tinu* . **tunu*, comparable to that of Mong. *minu* and *cinu*, can be possibly found in the genitive forms of Finnish *(minu-n, sinu-n)*, Estonian *(minu, sinu)* and Lapp (pL **mδn⸤δ⸥* > Kola Lapp *monə, munə, mon*ᵃ ~ pL **mū* > *NLapp mū, mu*, SLapp *muw*, pL **tδn⸤δ⸥* . **tū)*[11].

See Collinder CG 308-10, Honti GOV 167, Illič-Svityč OS 2:64-5, Itkonen OLV 17-18. Janhunen SW 86, 147, Janhunen UKS 14-5, Liimola WPP 20, MSzFE 3:621-2, Sammallahti LMS 32, 38, Szinnyei FUS 95, Vértes OP 191-215, 235-9, Wiklund EUL 280-4.

The Mordvin suffixes *-m-* 'me', *-t-* 'thee' and the Hung. suffix *-l-* 'thou' in the verbal forms of the so-called "objective conjugation" are not mentioned here as markers of pronominal object, since they cannot be traced back to pU as object pronouns. To my mind, the verbal forms in question may go back to periphrastic constructions of verbal nouns with pronominal possessive suffixes + auxiliary verbs, hence the pronominal morphemes in question go back to possessive pronominal suffixes. See Kövesi OK 96-106, Szinnyei FUS 131-3.

[18] According to P.Hajdú, the pU possessive suffixes are **-me* 'my' and **-te* 'thy' (Hajdú BUNy 69). The reconstruction of the vowel **e* here is open to discussion, hence I write it with half-brackets ⸢ ⸣ (half-brackets of questionable reconstruction).

Proto-Uralic **-m⸢e⸣* > *OFinnish -mi (poikase-mi* 'mein Söhnchen'), Finnish (Iitti dial.), *-m (< -mi)*, pLapp **-mɜ* (> NLapp, Lule, ELapp *-m*, SLapp *-mə, -mɛ*), Mordvin (Erźä) *-m*, Cheremis *-m* . *-em*, pPermian (after Lïtkin) **-mV*, Ostyak *-m*, Vogul *-əm* . *-um*, Hung. *-mV*, pSam. (Künnap) **-mV*. PU **-t⸢e⸣* > Finnish *-si* (OFinnish also *-ti)*, pLapp **-tɜ*, Mordvin, Cheremis *-t*, pPerm. *-tV*, pSam. (after Künnap) **-δV* . **-tV*. Cp. J.Mark's reconstruction of 1929: **-mV (. *-wV)* for the 1st person, **-tV(. *-δV)* for the 2nd person. See Collinder CG 299-301, Korhonen JLKH 236-7, 267-70, Künnap SUKF I:156-82, Mark PSUS (the whole paper), Mark SPUS 50-62, Szinnyei FUS 97-103, Teplyašina-Lïtkin PYa 149-50.

[19] PU **-m⸤V⸥* (verbal suffix(es) or postverbal subject pronoun(s)[12] of Sg.1) > Finnish *-n*, pLapp **-m* (> Lapp N *-m)*, Mordvin *-n*, Cheremis *-m*, Votyak *-m*, Ostyak, Vogul *-m*, Hung. *-m*, pSam. (after Künnap) **-mV*, **-m*. PU **-t⸤V⸥/*δ⸤V⸥* (verbal suffix(es) or postverbal pronoun(s)[12] of Sg.2) > Finnish *-t*, Mordvin, Cheremis *-t*, Hung. *-l (< *-δV)*, pSam. **-tV*, **-t*[13]. The pLapp suffix of Sg.2 **-k (> -k, -h, -Ø* in dialects of Lapp) goes back, according to Collinder, to **-k-ti (*-k-*is a

suffix of present). See Collinder CG 308-9, Hajdú BUNy 140-4, Kerhonen JLKH 267-71, 285-7, Künnap SUKF II:11-84, Szinnyei FUS 128-9.

[20] PTurk **bi* 'I' and **si* 'thou' have been preserved in Chuvash: *eBə* 'I' and *ezə* 'thou'. The initial element *e-* probably goes back to an interjection, since it does nor follow the regular sound laws: there is no pT vowel to become initial *e* in Chuvash (all words with initial *e* are either loanwords or interjections). In CT (= Common Turkic, the ancestor of all Turkic languages other than Bulghar and Chuvash) there was a levelling of stems within the declension paradigm, and the stems of oblique classes **män* Sg.1 and **sän* Sg.2 were extended to the nominative case as well.

[21] PTurk. **män- (. *bän?)*[14], the stem of oblique cases of the pronoun for Sg.1 > Chuvash *man-* id., CT **män (. *bän?)* 'I' (the generalized stem for all cases) > Old Turkic (8th cent. AD) *män, män-* or *men, men-*[15] (in the inscriptions of Kül Tegin and Bilgē Qaγan) . *bän, bän-* or *ben, ben-*[15] (in the inscription of Tońuquq), OTurkic (9-12 cent. *män, män- (men,men-)* . *bän,bän- (ben,ben-)*, Azerbaijani, Eastern Turki *män,män-*, Türkmen, Kazakh *men,men-*, Kazan Tatar *min, min-*,Turkish *ben,ben-*.

PTurk. **sän-*[15], stem of oblique cases of the pronoun of Sg.2 > Chuvash *san-* id., CT **sän, sän-* > OTurkic *sän, sän-* . *sen, sen-* (generalized stem both for most oblique cases and for the nominative), Azerbaijani, ETurki *sän, sän-*, Türkmen, Turkish, Kazakh *sen, sen-* etc.

The vowel of these stems was not stable in OTurkic, the dative case having the form *maŋa* . *baŋa* 'to me', *saŋa* 'to you' (an obvious case of regressive vowel assimilation under the influence of the case ending **-qa)*. According to the reading of Gabain, Tekin, Teczan and Malov, the accusative forms in the Tońuquq inscription are to be read *bini* 'me' and *sini* 'thee'.[16] If this reading is reliable, we may see here still another grade of vowel alternation. The question of priority might even arise: which of the two vowels - *ä (e)* or *i* - is primary, and which is due to the influence of some case ending(s)? Cp. A.von Gabain's opinion about the primarity of *i* in the pers.pronouns.

See Clauson ED 346, 831, Gabain ATG 91, Gabain PSK 132, Kononov GYaTRP 164-6, Malov PDP 61, Ščerbak OSM(I) 124-7, Tekin GOT 138-9, Tezcan UIS 92.

[22] Proto-Turkic **-m/*-Im* 'my' > Chuvash *-m/-əm/-ъm* 'my', OTurkic *-m* (after vowels), *-im / -ïm/-üm/-um* (after consonants) and similar suffixes in other medieval and modern Turkish languages. The symbol *I* stands here for a high vo-

wel, alternating according to the rules of vowel harmony.

Proto-Turkic *-*uγ*/*-*üg*, (after vowels) *-*γ*/*-*g* 'thy'> Chuvash -*u*/-*ü*, Old Turkic -*uγ*/-*üg*/-*ïγ*/*ig*, (after vowels) -*γ*/-*g*, Azerbaijani (dialects) -*uγ*, -*γ*, -*uw*, -*w* (*göz-uγ-un* 'oculi tui', *baba-γ-ïn* 'avi tui', *at-uw-ï* 'equum tuum') Chuvash -*u*/-*ü* may go back only to rounded allomorphs *-*uγ*/*-*üg*, hence I am inclined to assume that the Old Turkish unrounded allomorphs -*ïγ*/-*ig* are secondary. They are due to labial harmony of vowels, which is a rather recent morphophonemic rule: according to T.Tekin, "in Orkhon Turkic the labial harmony is at its first stage of development" (Tekin GOT 63). Side by side with *-*(u)γ* / -*(ü)g*, a nasalized variant *-*(u/ü)ŋ* (. *-*(ï/i)ŋ?* exists. In Old Turkish we find both variants, in most other languages of the CT branch the *-*(V)ŋ*-suffix is the only one in use. According to J. Benzing (Benzing T 726-7), the nasalized variant is represented by the Chuvash optional allomorph -*ъn*-, used in the oblique cases side by side with the regular -*u* (-*ü*): genitive -*ъn-ъn* 'of thy ...' side by side with the regular -*u-n*. If it is true, it suggests that Chuvash reflects the pT distribution: the *-*(V)ŋ*-suffix was originally used in the oblique cases only, and it may be conjectured that it resulted from nasalization of the suffix *-*(u)γ*/*-*(ü)g* by the adjacent genitive ending *-*n*. See Caferoğlu-Doerfer A 302, Kononov GYaTRP 148, Levitskaya IFČYa (on the Chuvash reflexes of pT vowels and on the origin of Chuvash *u* and *ü*), Levitskaya IMČYa 14-15, Ščerbak OSM(I) 73, Širaliev VL 44-5, Tekin GOT 122-4.

[23] Proto-Turkic Sg.1 *-*m* (> Chuvash -*n*, Old Turkic -*m*, as well as -*m* in Middle Turkic and New Turkic languages) and Sg.2 *-ŋ ~ *γ*/*g*, Turkish, Azerbaijani, Karaim -*n*, Türkmen, Qazaq, Kazan Tatar, Qumïq, Altai Turkic, Tuva, Yakut -ŋ) are used as verbal suffixes with the -*dI*/-*tI*-Perfect (Old Turkic *ala-dï-m* 'I took', *ala-dï-ŋ* 'you took'), as well as with some other verbal forms, such as the Conditional (*ala-sa-m* 'I should take')[17].

The sentence-final pronouns **män* 'I' and **sän* 'thou' are used in the languages of CT origin with nominal predicates and with several verbal tenses (going back to nomina verbalia). In Old Turkic, some Middle Turkic languages (Karakhanid, Chagatay, Old Osman-Turkish, etc.) and in Tuva these pronouns still remain separate words (e.g. OTurkic *qïrγïz oγlï män* Ian descendant of Qïrγïzes' *bän anča ter män* 'I say as follows', lit. 'ego sic dicens ego', *öltäči sän* 'you will die', lit. 'moriturus tu', Tuva *ažïlčïn men'* 'I am a worker', *ažïlčïn sen 'you are a 'worker'*, *ažïldār kiži men* 'I work', lit. 'working man I', *nomčān men* 'I read', *nomčān sen* 'you read', *nomčup tur men* 'I read', *nomčup olur men* 'I

am reading', etc.), while in most New Turkic languages these pronouns have become suffixes agglutinated to the predicate nomen or verb, e.g. Qazaq *muγallim-min* 'I am a teacher', *bala-sïŋ* 'you are a child', *ala-mïn* 'I am taking', *ala-sïn* 'you (sg.) are taking', etc. In some New Turkic languages the suffix -*m*V*n* has been reduced to *-(*V*)m* (probably under the influence of the verbal personal suffix -V*m)*: Turkish *rum-um* 'I am Greek', *oǧlun-um* 'I am your son', *evdey-im* 'I am at home', *gidiyor-um* 'I am going away', Crimea Tatar *oǯa-m* 'I am a teacher', *ala-m* 'I am taking', Kazan Tatar *ala-m* 'I am taking' (cp. *ala-sïŋ* 'you are taking'). As should be expected, the sentence-final pronouns **män*, **sän* and their reflexes are found in the languages of the CT branch only. These pronouns can be traced to CT, but not to pT, since in pT the nominative forms **män* and **sän* did not exist yet (see [20]). Instead, we should expect pT nominatives **bi* and **si* in this function in pT. Indeed, traces of this usage are found in Chuvash, namely in verbal forms going back to participial and gerundial constructions (participle + pronoun and gerund + pronouns as nominal predicates), such as future *pïrъ-p* Ishall go', *pələ-p* 'I shall say' from participium necessitatis (futuri) with **-γu/*-gü(> -ъ/-ə)* + pronoun **bi (> -p)*[18]. See Benzing T 740, 747, Isxakov-Pal'mbax FTYa 351-4, Kononov GYaTRP 169-70, Levitskaya IMČYa 64-5, Pritsak HTF 153, Ščerbak OSM(G) 24-40, Tekin GOT 138-9, 187-97.

[24] Proto-Mongolian **bi* 'I' > MM (= Middle Mongolian), WrM (= Written Mongolian) Khalka, Moghol *bi*, Monguor *bu*, Dagur *ɓi*.

Prae-Mong. **ti* > pM (= proto-Mong.) *či* 'thou' > MM, Kalkha. Monguor *či*, WrM *ci*, Dagur *śi*.

[25] PM **mïnu* (genitive of the pronoun of Sg.1) > MM *minu* . *mini*, WrM *minu*, Dagur *ḿińi*, Monguor *muni*, Khalkha *minī*, Kalmuck *minъ* . *minē*.

Pre-M **tinu* > pM *činu* (genitive of the pronoun of Sg.2) > WrM *cinu*, MM *činu* . *čini*, Dagur *šińi*, Monguor *čini*, Khalkha *činī*, Kalmuck *činъ*.

[26] Proto-Mong. accusative **nama-yï* 'me' (> MM *namai* . *namayi*, WrM *namayi*, Dagur *namăi*, Moghol *namεi*. Buryat *namā(yi)*, etc.) is formed with the regular nominal accusative ending **-yi* from **nama-* , which is a Mongolian stem for oblique cases of 'I' (ablative pM **nama-ča*, Instrumentalis **nama-βar*, etc., see Poppe IMCS 212). In MM ("Muqaddimat-al--'Adab", 14th cent.) a form *mina-yi* 'me' (accus.) is attested.

PM **čima-yï* 'thee' (> MM *čima(y)i*, WrM *cimayi*, Dagur

šamai, Monguor _čimi_, Buryat _šamā(yi)_. etc.) is formed with the nominal accusative-marker _*-yi_ from _*čima-_, which is a pM stem for oblique cases (cp. ablative _*čima-ča_, instrumentalis _*čima-βar_).

In view of external comparison, we suggest that _*čima-_ as a stem for oblique cases is a generalization of an accusative form _čima_ < _*tïma_ < _*ti_ + _ma_ (_*ti_ 'thou' + accusative marker _*ma_). In the oblique stem _*nama-_ we may see a generalization of an accusative form _*na-ma_. The origin of _*na-_ is not clear. According to Ramstedt ÜMP 7 and Poppe IMCS 21, _*nama_ is from _*nima_ < _*mima_, i.e. the original pronominal stem was _*mi-_. Another possible hypothesis is that _*na-_ goes back to the pronoun _*n∇_ 'we' (1 pl. excl.), comparable to Gilyak _ńə-ŋ_ . _ni-n_ 'we' excl. (ŋ . _-n_ is a plural marker), Kartvelian _*n-_ 'we' excl., SH _*n-_ (1 pl. exl.). IE _*n-_ (1 pl.), as well as possibly to Dravidian _*nām_ 'we' incl. (_*-m_ is pl. marker).

MM _minayi_ 'me' (acc.) is formed with _-yi_ (accusative ending) from the stem _min-_ (going back to the pM genitive form _*mïnu_, see [25]).

[27] In Old Mongolian (unattested language underlying the tradition of WrM) and in MM there is a construction Noun + Genitive of Personal Pronouns: _*aqa minu_ 'my elder brother', lit. 'frater mei', _*aqa činu_ 'thy elder brother'. In most modern Mongolian languages such postnominal pronouns "lost their stress, became enclitics, and ultimately became endings" (Poppe IMCS 221): Dagur _-mińʹ_ . _-mńi_ 'my', _-šin_ . _-š-ni_ 'thy', Moghol _-mini_ . _-min_ . _-mni_ . _-mi_ 'my', _-čini_ . _-či_ 'thy', Khalkha _mъn_ 'my', _-čъn_ 'thy', Kalmuck _-mə_ . _-m_ 'my', _-čn_ 'thy'.

[28] The pM pronouns (nominative case _*mi_ 'I' and _*či_ 'thou' can be used in sentence-final (post-predicative) position as subjects of verbal and nominal predicates: MM ("Secret History of the Mongols") _oyisulaqda'a bi_ 'ich bin umgebraucht worden', _oktekü̈i mortei či_ 'you (sg.) must obtain'. In some modern Mongolian languages these pronouns have become personal endings of predicates: Kalmuck Sg.1 _-w_, Sg.2 -č(ъ) (_bi yowna-w_ 'I am going', _bi kommunistw_ 'I am communist', _bi end-w_ 'I am here', _či yowna-č_ 'you are going', _či kommunist-č_ 'you are a communist', _či gert-č_ 'you are at home'), Buryat Sg.1 _-b_, Sg.2 _-š_, Moghol Sg.1 _-bi_, Sg.2 _-či_, Dagur Sg.1 _bi_, Sg.2 _-ši_. See Poppe BS 113-4, Poppe MM 101, Posch K 223-4, Sanžeev GKYa 83-4, 99-100, Sanžeev SGMYa(G) 82-93, WeiersSM 124, cp. Poppe IMCS 250-1.

[29] Proto-Tungusian _*bi_ 'I' > Ewenki, Negidal, Solon, Orochi, Ude, Ulcha, Manchu _bi_, Lamut _bi_ . _bī_, Gold _mi_ (_m-_

instead of *b-* under the influence of *min-*, the stem of the oblique cases, see [30]).

PTn **si* 'thou' > Ewenki, Negidal, Orochi, Ude, Ulcha, Gold, Manchu *si*, Solon *ši*, Lamut *hi* . *hī*.

See Benzing TS 107, Cincius SF 259, 270-1, SSTMYa 1:79, 2:72-3.

[30] The stems of the oblique cases in pTn are **min-* for Sg.1 (> *min-* in all Tungusian languages) and **sin-* for Sg.2 (> Ewenki, Negidal, Orochi, Ude, Ulcha, Gold, Manchu *sin-*, Solon šin-, Lamut *hin-*). This is obviously a generalization based on the genitive forms **mini*)(> Solon and Ussuri Gold *mini* 'my', Negidal, Ulcha, Orok, Lamut E *min* 'my', Manchu *mini* 'my', gen. of 'I') and **sini* (> Solon *šini*, Ussuri Gold *sini* 'thy', Negidal, Ulcha, Orok *sin* 'thy', Lamut E *hin* 'thy', Manchu *sini* 'thy', gen. of 'thou'[19] See Benzing TS 109, Boycova KLÈYa 83-7, Cincius SF 259, 270-1, Cincius OGÈYa 129-43, Kolesnikova-Konstantinova NYa 116, Novikova ÈYa 92-5, Paškov MYa 30-1, Petrova OYa 180-1, Petrova YaO 66-7, Sem BD 56, Sunik NYa 133-8, Sunik OlYa 159-60.

[31] In most Tungusian languages the postnominal pronouns **mi* 'my' and **si* 'thy' have become suffixes. Their phonetic shape in these languages depends on the stem-final phoneme. PTung. **mi* 'my' has yielded Ewenki *-w* . *-f* . *wi* . *fi*, Solon *-bi*, Negidal *-w* . *-bi*, Lamut *-w* . *-u* . *-bu*, Orochi *-yi* . *-wi* . *-bi*, Ude *-i* . *-bi*, Ulcha and Gold *-i* . *-bi*; final **-n of the noun + *bi* have yielded Ewenki *-mi* . *-m*, Negidal *m-*, Orochi *-mi*, Ude *-i* . *-mi*, Ulcha and Gold *-mbi*. PTn **si* 'thy' > Ewenki *-s* . *š* . *-li -ri* . (after stem-final *n*) *-ni*, Solon *-ši* . *-š* . *-či*, Negidal *-s(i)*, Orochi *-si* . *-hi*, Ude *-hi*, Ulcha *-si* . *-ti*, Gold *-si*. *See Benzing TS 110-1, Cincius SF 273-3.*

[32] *In individual Tungusian languages the postpredicative subject pronouns *mi* 'I' and **si* 'thou' have become personal endings. Their phonetic shape depends on the final phoneme of the tense suffix. Thus, after a vowel pTn **mi* 'I' > Ewenki, Negidal *-w*, Solon *-wi*, Lamut *-ū*, Ude *-ī*, Ulcha *-i*, Gold *-wa*, pTn **si* 'thou' > Ewenki, Negidal, Lamut *-s*, Solon *-š*, Orochi, Ulcha, Gold *-si*, Ude *-hi*, while **-n bi (*-n* of the tense suffix + **bi)* yields Ewenki, Negidal, Lamut *-m*, Solon, Ude *-mi*, Gold *-mbi*, and **-n si (*-n* of the tense suffix + **si)* > Ewenki *-nni*, Solon *-ndi*, Lamut *-nri*, Ude *-hi*, Orochi *-ci*, Gold *-ci*. In Manchu the verb has no person-markers, although some traces of them (such as Sg.3 *genembi-ni* 'goes') are attested in Manchu texts. See Benzing TS 129-42, Cincius SF 276-82.

[33] The absolute forms of the Gilyak pronouns of Sg.1 and Sg.2 are ńi 'I' and ť^{h}i 'thou'. They are used in different syntactic functions, including that of a subject.

The pronominal prefixes (ń- and ť^{h}-) of a noun have the meaning of possessive pronouns: Amur Gilyak ń-zaqo 'my knife', ť^{h}-saqo 'thy knife'. If a similar prefix precedes the verb, it is direct object: Amur Gilyak ť^{h}i ń-zaá 'tu me cecidisti', ńi ť^{h}-saá 'ego te cecidi'. Traces of genitive forms ńin (genitive of 'I') and ť^{h}in (genitive of 'thou') appear to be found in constructions with postpositions (former nouns): Amur Gilyak ńin t^{h}xə 'on me' (← *'my surface'), ť^{h}in t^{h}xə 'on thee'. See Austerlitz GP 102-9, Kreynovič NYa 204-7, Panfilov GNYa 1:222-237, Savel'ev LM 223-244.

[34] PChK (proto-Chukchee-Kamchadal) *gə-m . *gəm-HV 'I' (disjunct pronoun) > WKamchadal (Napana subdialect) kəmma, (Sedankino subdialect) kma, EKamchadal *kəmmV (recorded as kymma, kümma, ким, куме[20]) ~ *kəmhV (recorded as kymha[21]), SKamchadal *kəm (ким) . *kəmma (kymma, kemma, кемма . *kəmxV (koncha), pChKor. (= proto-Chukchee-Koryak) *γəm . *γəm-ʻŋ\V (> *γəmmV) > Chukchee γəm, Chawchuwen (Standard Koryak) γəmmo, Alyutor γəmma, Kerek -um, umŋu.

PChK *gə-ś . *gə-ʻś-H\V (*ʻśH\ > pChKor. *tt?) 'thou' (disjunct pronoun) > WKamchadal (Napana) kəzza, (Sedankino) kza, EKamchadal *kəžžV (recorded as кыже, кизэ, kyschscha, küshsha[21]) ~ *kəžhV (kyschha), SKamch. *kəž (кыш, киз, kysch) ~ kəžžV (kyschscha), pChKor.. γəttV . (?) *γəś > Chukchee γət, γər[22], Chawchuwen γəčči, Alyutor γətta.

See Sjören K, Sjören SK, Bogoraz Ch 719-723, Bogoraz LRS 42, Golovastikov-Dolgopolsky RČKK 27-28, Krašeninnikov OZK, Moll SD 209-210, Radliński SNKL II, III, Skorik ČKYa 238, Skorik ČYa 260, Skorik KYa 320, Stebnicky IYa 88, Volodin IYa 169-170, Žukova AYa 300-301, Žukova GKYa 188-189.

It is obvious that in the disjunct pronoun *gə-m(-HV) 'I' and *gə-ś(-HV) 'thou' the first element *gə- is a marker of Sg. (cp. *gə-m 'I' and *muśV 'we'. *gə-ś 'thou' and *tuśV 'ye') and probably of "disjunctness", while the persons are marked by *m (1 pers.) and *ś (2 pers.). The suffix *-HV [which is very tentatively reconstructed on the evidence of Kamchadal (E,S) *-hV . -xV (recorded as -ha, -cha), Kerek -ŋu (< *-HV by assimilation with the preceding m) and the gemination of the preceding consonant in Chawchuwen, Alyutor and Kamchadal] appears to be a marker of the absolute case, since it is not present in the oblique cases of the pronouns.

Pronominal stems without *gə- are found in WKamch.: -miŋ 'me' (verbal suffix: ančp-miŋ 'you taught me', see

Volodin IYa 223-237), as well as seemingly in B.Dybowski's records of SKamch. (мә 'to me', си 'thee, to thee') and EKamch. (туэ 'thou'). But since Dybowski was not a professional linguist and had no practical knowledge of Kamchadal (according to Volodin IYa 13), his records (unless confirmed by other sources) are to be approached with extreme caution. WKamch. *-miŋ* 'me' /and Dybowski's SKamch. ма 'to me') may be compared to pChK **m(ə)-*, prefix of Sg.1 /subject) of the cohortative mood: Chukchee *mə-čeyv-ək* 'let me go!, Chawchuwen *mə-le-k* 'let me go!', Alyutor *mə-witat-ək* 'let me work!', Kerek *mə-čihya-k* 'let me sleep!', WKamch. *m-nukičen* 'let me eat!'. See Bogoraz Ch 738-740, Skorik ČYa 262-4, Skorik KYa 323, 327-9, Volodin IYa 220, 232-4, Žukova AYa 302-4, Žukova GKYa 240-6, Radliński SNLK II, III.

[35] The possessive pronouns (← the genetive case of the personal pronouns) of Sg.1 and Sg.2 are pChK **gə-mn-Vn* 'my' [> Chukchee, Chawchuwen, Alyutor *γəmnin*, Kerek *umni*, WKamch. (Napana) *kəmman*, (Sedankino) *kəman*] and pChK **gə-n-Vn* (from **gə-ǝ́n-Vn?*) 'thy' [> Chukchee, Chawchuwen *γənin*, Alyutor *γəninna*, Kerek *hənina-*, WKamch (Napana) *knin*, (Sedankino) *knən* (see Moll SD 210), EKamch. (Dybowski) книн, SKamch. *kniŋ* (Krašeninnikov: книгн]. It is interesting to note that other oblique cases of the personal pronouns are often formed by adding case endings to the stem of the genitive **gəmn-* (Sg.1) or **gən-* (Sg.2): Chukchee instrumental-ergative *γəmn-an* 'by me', *γən-an* 'by thee', locative *γən-, ək* 'in thee', dative *γan-əkə* 'to thee', WKamch. (Napana) locative *kn-ink* 'in thee', dative-directive *kn-anke* 'to thee', etc.

[36] In the Elamite texts (from the Middle Elamite (=ME) and Late Elamite (=LE) periods) the independent pronouns of Sg.1 and Sg.2 are *u* 'I' and *nu* 'thou'. According to I.Djykonoff, *u* 'I' < **hu*. The reconstruction **hu* is based on comparison with the verbal subject suffix ME *-h* 'I' (> LE *-Ø*), as well as on the existence of a regular phonetic change *h* > *Ø* in the history of Elamite. In the postnominal position the pronoun assumes the function of a possessive ('my'): *takki-me* u-*me* 'my life', *att*-u-*re* 'my father', *petur*-u-*ri* 'my enemy' (*-me*, *re* and *-ri* are class markers of the corresponding nomina possessa). See Reiner EL 89-90, 102-3, Djakonoff YaDPA 105, Paper RAE 93-7.

[37] On the forms *un* (< **hun*) 'me' and *nun* 'thee' see Reiner EL 89, Djakonoff YaDPA 106.

[38] The postnominal suffixes *-k* 'I' and *-t* 'thou' have the meaning of an apposition (→ subject of a subordinate predi-

cate): *sunki-k* 'I the king', *huttan-k* 'faciens ego' → 'me faciente', *huttan-t* 'te faciente', *halpin-t* 'when tou art dead' ('mortuus tu' → 'te mortuo'). If the nomen (noun, adjective, participle, etc.) functions as predicate, its pronominal suffix becomes its subject: *u ... sunki-k* 'I am king', *hutta-k* 'I made' (literally 'сделавший я'), *hutta-t* 'you (sg.) made'. See Reiner EL 77, 84-5, 94-5, 99-105, Djakonoff YaDPA 100-5.

[39] ME *-h* LE (Royal Achaemenid Elamite) *-Ø 'I' and ME, LE -t(i)* 'thou' are used as subject-markers of verbs and participles. See Reiner EL 75-6, 94, 98-9, 104-5, Djakonoff YaDPA 100-5, Paper RAE 41-4. According to Djakonoff YaDPA, ME *-h* is from **hu*.

[40] PD (= proto-Dravidian) **yā<u>n</u>* 'I' (stem of the oblique cases **ya<u>n</u>-*) > Old Tamil *yā<u>n</u>* / *e<u>n</u>-*, Malayam *ńān* (. *nān*) / *en-*, Old Kannada *ān* / *en-*, Tulu *yānu* . *yēnu* / *en-*, Telugu *ēnu*, Kolami, Parji *ān* / *an-*, Kurux, Malto *ēn* / *eng-*. PD **nī(n)* (abs. case) / **ni<u>m</u>-* (oblique cases) 'thou' > OTamil *nī* / *ni<u>n</u>-*, Malayam *nī* / *nin-*, OKannada *nīn* / *nin-*, Kolami *nīv* / *in-*, Parji *īn* / *in-*, kurux, Malto *nīn* / *ning-*. The alternation of long and short vowels results from morphophonemic rules in pD. See Zvelebil CDM 1:40-4, Zvelebil CDPh 35-6, 128, Andronov DL 68-74, Burrow-Emeneau DED 247 (no. 3051), 353 (no. 4234), Shanmugam DN 176-80, 186-8, Andronov SGDYa 250-60.

[41] In Dravidian there are grammatical forms called "pronominal nouns" or "personal nouns", i.e. nomina (nouns, adjectives, etc.) with suffixed pronominal appositions: Tamil *nall-ē<u>n</u>* 'bonus ego', *nall-āy* 'bonus tu', *nall-ēm* 'boni nos', Classical Kannada *olliό-e<u>n</u>* 'bonus ego', *olliό-ay* 'bonus tu', Malto *maχ-en* 'child I' *maχ-e* 'child thou', *maχ-em* 'children we (excl.)' (cp. a similar construction in E). If in Early Dravidian a nomen was used as predicate, its pronominal suffix was reinterpreted as its subject, and if in addition the nomen was a verbal noun or verbal adjective (→ participle, gerund), the whole construction became a finite verbal form: Malto *baʒ-in* 'I am beating' (← caedens ego'), *baʒ-im* 'we are beating' (← 'caedentes nos'). Therefore verbs have personal endings, which are etymologically identical to the pronominal suffixes of the "pronominalized nouns".

The suffix of Sg.1 is **-ē<u>n</u>/*-e<u>n</u>* > Old Tamil *-ē<u>n</u>*, Old Kannada *-e<u>n</u>*, Parji *-en*, Gondi *-ōnā*, Konda *-a*, Pengo *-a*, Kui *-enu*, Kurux *-a<u>n</u>*, Malto *-en*. I am almost sure about its etymological identity with **yā<u>n</u>* 'I' (see [40]).

The suffix of Sg.2 is **-ī* (as reconstructed by Andro-

nov) or *-āy . *-i (as reconstructed by Subrahmanyam) > Old Tamil -Vy . -ī, Old Kannada -ay, Gondi -ī, Pengo -ay, Kui -i, Kurux -ay, Malto -e. In Parji and Gadaba (Central Dravidian) there is another suffix of Sg.2: Parji -Vṭ (used both in "pronominalized nouns" and in verbs), Gadaba -Vṭ (only in verbs). The suffix -Vt . -Vṭ (having no clear pD etymology) bears a striking resemblance (both in its phonetic shape and in its very peculiar syntactic use) to Elamite -t (see [38]).

In Brahui the verbal ending of Sg.2 subiecti is -s(a). J.Bloch's hypothesis about the borrowing of this ending from Endo-Aryan (Bloch GSDL 53) cannot be accepted for typological reasons: borrowing of personal endings of verbs is practically unknown in the languages of the world. Neither can I accept Andronov's etymology (Brahu -s < *-yi, see Andronov SGDYa 352), since it is not supported by known laws of Dravidian historical phonology. I am much more disposed do accept an alternative hypothesis formulated by Andronov: "... The possibility is not excluded that at least some of these endings [Brahui verbal endings -r of Sg.1, -s of Sg.2 and -k of Sg.3] are traces of an ancient system of personal endings of the Dravidian verb, which preceded the development of the modern system" (Andronov YaB 107).

See Andronov SGDYy 283-4, 346-9, 351-3, 362-4, Subrahmanyam DVM 397-400, 405-6, 409-10, Zvelebil CDM 1:47-52, Zvelebil CDP 71-2 (on the development of pD *-ay).

§2. The forms of the daughter-languages enumerated in §1 (and summarized in Table A) may be explained as going back to a number of proto-nostratic (pN) pronouns and non-pronominal words:

1. *mi 'I', 'me, 'my' > IE *-mi/ *-m (verbal suffixes) 'I', *mē . +me 'me', *-mi (nominal suffix) 'my' / K *mi, *me(n) 'I', *m- (verbal prefix) 'me, to me' / U mE 'I' *-m₍V₎ (verbal suffix) 'I', *-m⁽e⁾ (nominal suffix) 'my' / pT *bi (or *-bi) 'I', *-m (verbal suffix) 'I', *-m (nominal suffix) 'my' / pT *bi (or *-bi) 'I', *-m (verbal suffix) 'I', *-m (nominal suffix) 'my' / M *bi 'I' (as an independant pronoun and as a postverbal subject pronoun / Tn *bi 'I' (as an independant pronoun and as a postverbal subject pronoun), postnominal *bi 'my' / ChK *gə-m, *gəmHV 'I' (with *gə- being a marker of independant pronouns, and the tentatively reconstructed *-HV being a suffix of the absolute case), *m(ə)-, verbal prefix Sg.1 (agent) of the cohortative mood, WKamch. -miŋ 'me' / Etruscan mi 'I', 'me' (see Pallotino E 359, Pfiffig ES 103-4) / probably SH *m⁽i⁾ 'I' (verbal suffix of Sg.1 in Highland East Cuchitic and independant pronoun in the Southern Bauchi subgroup of Chadic,

as well as the first component of *m-un* 'we' in proto-Chadic, *-un* being a plural-marker, see Dolgopolsky EPC).

We can see that *mi* is used as an independant pronoun 'I', as a subject pronoun of Sg.1 (in a postpredictive position), as an object pronoun of Sg.1 (originally in preverbal position) and as a possessive of Sg.1 (in postnominal position).

It is used with case postpositions as well : pN *mi nu* (with the genitive-marker *nu) > pM *mïnu* 'mei, meus' (genitive of the pronoun 'I' / pTn *mini* id. / IE *mene* (genitive of 'I')/ ChK *gə-mn-∇n* (genitive of 'I'). This genitive form was used as a stem for other oblique cases of the paradigma of 'I': U *min- . *mun-* / pT *män- . *man- . (?) *min-* (with the vowel influenced by that of the case ending / pTn *min-* / Etruscan *mini 'me'*. In Ct the extended stem *män-* was generalized for the whole declension paradigm (including nominative), whence CT *män* 'I'. The same process occured in the Finno-Permian and the Samoyed branches of Uralic (Finno--Permian *min∇. *mun(∇)* 'I', Samoyed *mъn* 'I'). In T, M and Tn the initial *m changed into *n, which is probably a regular phonetic change (nasal harmony of consonants): the initial *m changes to *b in monosyllabic words with a final vowel (see Illič-Svitič OS 2:65), while in the presence of another nasal consonant the initial *m is preserved, whence pT *män-* (oblique stem of the pronoun 'I'), pM *mïnu* 'my', pTn *mini* 'my', *min-* (oblique stem of the pronoun *bi* 'I'). For the further details see Illič-Svitič OS 2:63-6.

2. *hoy∇ 'by me' (agent, (?) 'my' > SH *'uy∇ > Eg. wj, enclitic pronoun of Sg.1 ('me' etc.) and *ya, *-ya/*-ī* 'me' in Sem., Berber, Cush, Chadic, SH *∇ya* 'my' (> Highland ECush. *-'ya*, Lowland ECush. *-ya*, Sem. postnominal *ya > *-ya/*-ī* my', Berber *-y/*-ī*, Eg. -j 'my'), SH *'∇-, verbal prefix of sg.1 subject (> Sem., Cush. *'∇-, pB *ø-), the second element in SH *'an-ī 'I'* / *pre-IE *H-*, agentive verbal prefix of Sg.1 (> *-H-*, verbal presuffix of Sg.1 in the paradigms of the medium (middle voice), in those of the LIE perfect amd of the Hittite *xi*-conjugation, see §1[7]), as well as LIE *-H^w, verbal suffix of Sg.1 / K *hw-*, agentive verbal prefix of Sg.1 / Elamite *hu > u* 'I', 'my', *-h* (verbal subject marker of Sg.1) / pD *yān̲* 'I', obl. cases stem *yan̲*. The vowel of the first syllable of the pN pronoun must have been labial (hence Eg. wj, Kartvelian *hw-*, Elamite *hu > u*, LIE *-H^w*); it is to be reconstructed as *o*, since pN *u* or *ü* would have yielded pIE *w*-diphtongs or *u* (see Dolgopolskx PIEV). The initial consonant of the pronoun must have been laryngeal (denoted here as *H*). The pronoun *Hoy∇* is restricted to the following syntactic usages:

1) Agent marker of Sg.1 of the verb (whence the prefixes K *hw-, SH *'-, Pre-IE *H-). I am inclined to interpret *HoyV (unlike *mi 'I') as a non-nominative (ergative ?) agens of the verb. This is suggested by the following observations:

a. K *hw- (in the past tenses of the transitive verbs) refers to an agens treated as ergative.
b. IE *-H- is used as a subject-marker of the perfect, which is a tense presumably going back to an impersonal construction (with a real agens in an oblique case): *woid-H-e (> *woida) 'I know' ← 'it is seen by me, видно мне (from *weid- 'to see')[23], whence Greek ϝοῖδα, Old Indian vēda and Gothic *wait* 'I know'. On the prehistory of the IE perfect (← impersonal predicate of state/result) see Kuryłowicz Ap. 41-8, Kuryłowicz IC 61-2 and Watkins GIV 105-6.
c. In most Nostratic languages (and hence presumably in pN) the person-markers of the verbal subject (originally pronoun as subject) follow the predicate (IE *-mi 'I', *-si 'thou', U *-m˛V˛ 'I', *-t˛V˛ 'thou', pT subject-markers, etc.) But SH *'-, K *hw- (and presumably Pre-IE *H-) apparently infringe upon this rule: they are prefixes rather than suffixes. In other words, they occupy the position preserved for the objects (see below §3). However, if we assume that the SM, K and Pre-IE prefixes in question go back to markers of a non-nominative agens (i.e. to a kind of indirect object), the morpheme order (← word order) will be explained.
d. Unlike *mi, *HoyV is never used as a subject-marker of a nominal predicate (as far as we cam judge on the evidence of its reflexes in the daughter-languages). This fact is easily explained if *HoyV is interpreted as a non-nominative agens (ergative or the like), since ergative and similar constructions are known to exist only with predicates of action or state (predicates of verbal meaning) and not with predicates of quality (nominal predicates).

2) Postnominal possessive pronoun ('my'), as preserved in Semito-Hamitic and Elamite. In several branches of SH (Egyptian, East and South Cushitic, the Bade-Ngizim subground of Chadic) the reflexes of *HoyV are used as object pronouns (Eg. wj, Afar *yō*, Sidamo *-ē*, Somali *i*, Alagwa *i*, Bade íyù, Ngizim *íyù* 'me'), but several facts and considerations prevent us from concluding that this SH usage goes back to pN: (a) this usage has no parallels outside SH (Elamite *u-n* and Drav. *ya-n- are not valid parallels, since they have a case-ending), (b) in no SH language has this

object pronoun joined the verb as a verbal prefix (unlike the agential *HoyV), which fact suggests a comparatively recent introduction of this syntactic usage of *HoyV, (c) in Egyptian, Bade-Ngizim and in Highland East Cushitic the object pronoun in question does not precede the verb, as should have been expected if this syntactic usage had been a direct continuation of that pN (see §3). Of course, the reflexes of *HoyV + case-ending used in SH as objects (Akkadian yâ-ti, Xamir, Quara and Kemant [Central Cushitic] yə-t 'me', Saho yo-tte 'me'), as well as Elamite u-n and D *ya-n or *ya-n- + accusative-ending, give no indication of the ancient functions of *HoyV, since here the syntactic function is inherent in the case-ending rather than in the pronoun.

3. *ṭ‹ü› 'thou' > IE *tū and Anatolian *ti 'thou', IE *tĕ . *twĕ 'thee', *-tH- (subject suffix of Sg.2 in the LIE perfect and the Hittite xi-conjugation, going back presumably to a pre-IE verbal prefix *tH-, see §1 [7]) / SH *-t‹i› in *'an-t‹i› 'thou', *-t‹i› as subject suffix for Sg.2 of nominal predicates (← nominal appositional suffix of Sg.2), verbal suffix *-t‹i›, verbal prefix *tV- (Sg.2 subjecti) / U *tE (= *tü ?) 'thou', *-tE 'thy' (nominal suffix), *-t‹V› 'thou' (postverbal subject-marker) / pM *ti (> či) 'thou' (independant pronoun), postverbal *ti 'thou' (subject of the verb) / Gilyak t́ʰi 'thou', t́ʰ- 'thee' (preverbal) / ChK *gə-δ, *gə-‹δ-H›V 'thou' (*gə- being a marker of independant pronouns) and (???) Dybowski's EKamch. туэ 'thou' (as far as we can rely upon Dybowski's records) / Elamite -t, postnominal appositional marker of Sg.2 / (??) Dravidian: Parji -t, appositional marker of Sg.2 in "pronominalized nouns" and verbal suffix of Sg.2, Gadaba -ṭ, verbal suffix of Sg.2 subiecti. In several daughter-languages the initial consonant *-ṭ- has been assibilized to *s-[24] under the palatalizing influence of the next vowel: IE *-si/*-s (verbal suffix of Sg.2 subiecti) / K *si 'thou' / pT *si (or *V-si) 'thou' / Tn *si 'thou' / (??) D: Brahui -s(a), verbal suffix of Sg.2, which has no plausible pD etymology.[25] The construction *ṭ‹ü› nu (*ṭ‹ü› with the genitive-marker *nu) has been preserved in pM *tïnu (> WrM cinu, genitive-possessive form of ci 'thou'), Glk t́ʰən, U *tin- . *tun . *tün- (generalized as a common stem for all oblique cases and in most branches of U as a stem for the whole declension paradigm), pT *sän- (stem of the oblique cases) > CT *sän (generalized stem for all cases), pTn genitive *sini (whence *sin-, stem of the oblique cases), D *nī‹ṉ›/*niṉ- 'thou' (generalization of the genitive form as a common stem for the declension paradigm). The construction *ṭ‹ü› ma 'thee' (with the accusative marker *ma) has been

preserved in pM **tĭma-yĭ (> cimayi)* 'me' and in the stem **tĭma-*, generalized as a common stem for most oblique cases of the M pronoun of Sg.2. In the combination **ṭ'ü\ nu* the initial **ṭ* was nasalized to **n* by assimilation with the following **n* in the prehistory of Elamo-Dravidian (D nom. **nī'n̲*, oblique cases **nin̲*; E *nun* 'thee', whence nom. *nu)*, in the Ob-Ugrian languages [EOstyak (Vakh) *nŏŋ* 'thou', NVogul *naŋ*, SVogul *näw*, *nüw* < proto-Ugrian **nŏŋ* . **nĕŋ* < U **tün-*] and possibly in ChK (genitive **gə-n-Vn* 'thy' with **-n- < *-nn- < *ǒn- < *ṭü nu)*.

*The reconstruction of the initial *ṭ* in this pN is based on sound laws established by V.Illič-Svitič: pN **ṭ-* > IE **t-*, M. **t-*, U **t-*, SH **ṭ-* and **t- (*t-* being regular SH reflex in grammatical and pronominal morphemes; see Illič-Svitič SS 315-9, Illič-Svitič OS 1:147). The vowel of the pN pronoun is represented in the daughter-languages as **i*, **u*, **ü* and their reflexes. It may be suggested that the underlying pN vowel was **ü*, which was later delabialized (mainly to **i)* in several daughter-languages as a result of a qualitative reduction (i.e. of a phonemic feature) typical of grammatical morphemes and probably by analogy with **mi* 'I'. In some daughter-languages (IE, E, several branches of U) **ü* was depalatalized to **u*. In IE such depalatalization is regular (see Illič-Svitič OS 1:152-3, 191-2, 207-8, 222-3. 236-7, 257, cp. Dolgopolsky PIEV), while in U it may be due to vowel harmony (see above §1 [17]). A rounded palatal vowel has been preserved in Ostyak (proto-Ostyak **nŏŋ* 'thou', cf. Honti GOV 167) and in pTn **süä* 'you' pl. (< **ṭ'ü* + **Ha*, marker of collectiveness) > Manchu *suwe*, Gold *suз*, Solon *sū* etc. (see Benzing TS 107-111, SSTMYa 2:115). Cf. Collinder FUV 74, 155, Collinder IUS 54-5, Collinder UA 15, Dolgopolsky LRC 15, Illič-Svitič OS 1:6, Illič-Svitič SS 317.

The syntactic value of pN **ṭ'ü* may be reconstructed as follows:

a) It fulfilled the function of a syntactically unmarked pronoun "Nennform" of Sg.2 (see the first column of Table A); hence its used as a subject pronoun (including postpredicative sentence-final subject) and as a pronoun with case markers (genitive **ṭ'ü\ nu*, accusative **ṭ'ü\ ma)*.
b) It was used as a postnominal apposition (hence SH **-t'i* in **'an-t'i* 'thou', SH postnominal subject suffix **-t'i*, E postnominal appositional *-t* and possibly pD postnominal appositional suffix of Sg.2, preserved in Parji*-t* and Gadaba *-ṭ)*.

c) SH *t- (subject prefix of verbs) and Pre-IE *tH- > IE *-tH- (subject affix of Sg.2 in the LIE perfect and in the Hittite *ḫi*-conjugation) suggest that pN *ṭ'ü\ was used as a non-nominative agentive marker of Sg.2. But the laryngeal *H in the IE morpheme appears to point to the presence of some laryngeal element in pN, probably a case marker (of the ergative case?) *H∇. If so, one may suggest an underlying *ṭ'ü\ H∇ 'by thee' (in preverbal position) > IE *-tH-, SH *t- (with loss of the laryngeal) and K *h- (with loss of *ṭ in the consonant cluster **ṭH). For an alternative explanation of K *h- see §2.5.

As to other syntactic functions of the reflexes of *ṭ'ü\ without case-markers (object in IE and Glk, postnominal possessive 'thy' in IE, U and Tn), they do not necessarily go back to pN usage. They may well be a later (dialectal) development, namely extension of a syntactically unmarked form to new syntactic functions (which up to then had been fulfilled by a special pronoun *K∇ 'thee, thy', see below §2.4 and §4.1).

4. *K∇ (= *k∇ or *g∇) 'thee', 'thy' > K *g- 'thee' verbal prefix) / SH *ku 'thee', *k-a 'thee' (m.), *k-i and *k-∇m (f.), in an postnominal position *ku 'thy', *k-a 'thy' (masc. possessoris), *k-i and *k-∇m (fem. possessoris / pT *-g/*-γ 'thy' (*-g in words with front vowels, *-γ in those with back vowels), with a CT variant *-ŋ 'thy'.

Originally this pronoun functioned as a verbal object (as preserved in K and SH) and as a postnominal possessive (as in SH and T).

5. ?? *Hi, a pronoun of Sg.2 with an uncertain syntactic value > LIE *-ei (?), verbal ending of Sg.2 (> Lith. -ie-. Old Lithunian -ai-, Celtic *-ī, Greek -ει-ς, see above §1.5)/ K *h- verbal prefix of Sg.2 (agens) / pD *-ī . *-i, suffix Sg.2 (postnominal appositional suffix → verbal subject). This is an alternative explanation of K*h- (for the first explanation see above s.v. *ṭ'ü\). The hypothesis of the existence of a pronoun *Hi is highly tentative (both because we cannot be sure of the existence of an IE ending -ei and because K *h- may have another explanation). IE *ei presupposes pN *i (see Illič-Svitič OS 1:153, Dolgopolsky PIEV).

6. *H∇kE (= *'∇kE ?) > IE *eĝ-H(om)/*eĝo-H 'I' (independent or emphatic pronoun) / SH *-āku 'I' (postnominal subject), *'an-āku 'I' (independent or emphatic pronoun) / E -k

'I' (postnominal apposition → postnominal subject).[26] There is a rather clear-cut functional difference between **HVkE* and **mi* 'I': whereas **mi* is syntactically unmarked (and therefore can be used in quite different syntactic functions), **HVkE* functions almost exclusively as an emphatic (independent) pronoun and a postnominal apposition (→ subject of a nominal predicate). Another striking peculiarity is that IE **eĝ-H(om)/*eĝo-H* shows a combination of **eĝ-* (< **HVkE)* with a pronoun of Sg.1 **-H* or **-H*^{w} (see §2.2). Both facts suggest that **HVkE* is not a genuine personal pronoun, but a nominal substitute for the pronoun **mi*. Like similar substitutes in other languages (Polish *pan* 'thou' ← `lord, master', Spanish *Usted* 'thou' ← *Vuestra merced* 'your mercy', Yurak Samoyed *pïδa-r* 'thou' ← 'thyself' ← 'thy body', Japanese *watakŭśi* 'I' ← 'self', Bedauye *bar-ūk* 'thou' ← Sg.2 possessive form of *bar-*, noun of unknown meaning), **HVkE* is used mainly as an independant pronoun and does not penetrate the paradigms of verbal morphology. Like Yurak *pïδa-*, Bedauye *bar-* and Middle Spanish *merced*, pN **HVkE* can be combined with a genuine pronominal element, as is the case in IE **eĝ-H(om)/*eĝo-H*. Therefore I cannot help agreeing with O.Szemerényi's treatment of IE **eĝ-* as a substitute for **mi* (Szemerényi EVS 199).

The final vowel of this pN word is to be reconstructed as palatal (symbolized as **E*, I.e. **e* or **ä)* on the evidence of the IE palatal **ĝ (*regular reresentation of pN **k* before front vowels). The SH **-u* in **-āku* and **'an-āku* may be interpreted as the SH regular case-ending of the nominative case (> Sem. **-u*, Highland East Cushitic **-u*, Somali nominative-marker *-u* within the nominative form of the definitive article *-k-u*, as opposed to the non-nominative *-ka*; cp. Djykonoff SHL 57-60, Hetzron SCCS):

7. *nV 'we' exclusive > SH **n-* 'we' exclusive > Chadic **nV* id. (see Dolgopolsky EPC), Sem., Berber, Cushitic **n-* , marker of Pl.1, Eg. n 'we' / K **n-*. Pl1 exclusive / IE **ne-/*nō-*, pronoun of Pl.1 (stem of oblique cases) / Gilyak (Amur dialect) *ńəŋ*, (ESakhalin dialect) *niŋ* 'we' excl. / probably, pD **nā-m* 'we' inclusive (change of function). Plural pronouns are beyond the scope of the present paper. Nevertheless, I mention the pronoun **nV* her, since it appears to have influenced the pronoun of Sg.1 in Gilyak and probably in Mongolian. Gilyak *ńi* 'I' may be explained as resulting from a proportional analogy:

Nostratic		pre-Gilyak		Gilyak
**mi* sg.1 : **n*∇ pl.1 excl.	→	**mi* sg.1 : **ni*ŋ pl.1 ex.	→	*ńi* sg.1 : *ń*əŋ pl.1 excl.
ṭ*$^{(ü)}$ sg.2 : **ṭ*$^{(ü)}$ *N*∇ pl.2 (N*∇ is a plural marker)		**t*^{h}*i* sg.2 : **t*^{h}*i*ŋ pl.2		*t́*^{h}*i* sg.2 : *t́*^{h}əŋ pl.2

A similar process in the prehistory of Mongolian may be responsible for the stem *nama-* . *na-* in the oblique cases of the M pronoun *bi* 'I' (*-ma-* going back to the pN accusative marker **ma* 'I', cf. §2.9). See above §1[26] and Illič-Svityč OS.1:7.

8. *'on∇ (or *'oŋ̹∇)[27] 'self, the same' > U **oNe* or **oNa* (**N* = **n* or **ŋ̹*) > proto-Samoyed *ǟnъ* 'self'[28], used with personal pronominal suffixes to form reflexive pronouns: Sölqup (Tïm dialect) *on-äk* 'myself', *on-äntï* 'thyself', *on-ti* 'himself, herself', etc., Nganasan ŋ*onənə* 'myself', ŋ*onəntə* 'thyself', etc. (see Janhunen SW 18, Kuznecova-Xelimsky-Gruškina OSYa 290-3, Tereščenko NgYa 428) / Turkic: Old Uyghur *onā* 'precisely, exactly' (Clausen ED 170; TT V:32, Note B 80) / Mongolian: WrM *önü-ki*, Khalkha *önȫx* 'the one in question', 'that very (thing or person)': WrM *önüki kereg* 'that very matter' / SH **'an-* : Eg. ìn, subject emphasizer, i.e. a particle replacing the sentence-initial nominal predicate and thus causing inversion of the normal word order: Nominal predicate + Nominal subject → ìn + Nominal subject + Nominal predicate; SH **'an-āku* 'I' (emphasized) > Eg. ìnk, pSem **'anāku*, pBerber **ənəkk*^{w}; SH **'an-ī* 'I' (emphasized or independent "Nennform") > pSem. **'anī*, pCush. **'ánì*, ppCush. **'an*, Somali *aní-ga*, etc. (see §1 [8]); SH **'an-t'i* 'thou' > Bilin *ənti*, Somali *adí-ga*, pCush. **'āta* 'thou', pSem. **'an-t-a* 'thou'm., **'an-t-i* 'thou' f., Eg. nt-k 'thou' m. nt-ṯ 'thou' f. The etymological identity of Eg. ìn with the initial element **'an-* of the SH pronouns is suggested by the fact that in Old Egyptian the pronoun ìnk 'I' (< **'an-āku)* is syntactically identical with ìn + nominal subject: "An Stelle von jn + Substantiv treten bei pronominalem Subjekt ... die nichtenklitischen Personalendungen (jnk, ...)" (Edel AÄG 423)[29]. Eg. ìn (and hence SH **'an-*) may be characterized as a nounemphasizing nomen (adjective?), something like Polish *właśnie (Właśnie tego potrzebujemy* 'That is just what we want') or Italian *proprio (L'hai fatto proprio tu?)*. Just as *właśnie* and *proprio*, SH **'an-* may go back to a word meaning 'one's own self'. If so, SH **'an-āku* and **'an-t'i* have an etymological meaning reminiscent of French *moi-même* and *toi-même*.

9. +ma, postpositional marker of a definitive direct object (accusative) > IE _*-m accusative / U *-m(V)_, definiteve accusative / TN _*-ba/*-bä_, (after a nasal consonant) _*ma/*-mä_, definiteve accusative / D _*-m_, accusative / M _*-ma-_, marker of oblique cases (← accusative) of personal and demonstrative pronouns: WrM _na-ma-yi_ 'me', _ci-ma-yi_ 'thee', _i-ma-yi_ 'him' / Old Japanese _-wo_, accusative > New Japanese _-o_. Cp. (with further details and discussion) Illič-Svitič OS 2:48-51, Menges MP 21-36, Menges JA 11, 14, Collinder IUS 21, Collinder HUV 130.

10 *nu, postpositional marker of genitive > M _*-n_, (after monosyllabic stems, i.e. pronouns) _*-nu (*minu_, gen. of _*bi_ 'I', _*cinu_, gen. of _*ci_ 'thou', _*manu_, gen. of _*ba_, 'we' excl.) / pT _*-ŋ_, genitive / _Tn *-ŋi (< *-n-ki)_, marker of possessive forms)/ U _*-n_, genitive / D _*-i(n̲)_, genitive / Old Japanese _(-)nö_, postpositional genitive-marker > New Japanese _-no_ / on traces of genitive _-n_ in Korean see Ramstedt EASF 27 / IE _*-n-_, marker of oblique cases in heteroclitic nouns. For further details and discussion see Illič-Svitič OS 2:78-81 and Menges MP 9-20.

§3. In order to understand the original pN system of pronouns, we must take into account the rules of pN syntax. These rules, which can be deduced fro the syntax of the daughter-languages and even more from the order of morphemes in grammatical forms, may be formulated as follows:

A. Words are classified into three groups (which differ in their syntactic behaviour):

- a) Full Words(in the sense of the Chinese traditional grammar, i.e. semantic counterparts of nouns, adjectives, adverbs and verbs of modern languages),
- b) Pronouns,
- c) Grammatical Words (e.g. case-markers).

B. Pronouns (if stressed?) can behave syntactically according to the rules of Full Words as well.

C. The predicate is the last Full Word of the sentence.

D. Any object precedes its verb (i.e. its Full Word with verbal meaning).

E. Any attribute (expressed by a Full Word) precedes its _regens_.

F. A pronoun (personal or demonstrative) functioning as attribute follows its _regens_. In this case a personal pronoun has possessive meaning.

G. A pronoun functioning as subject follows its predicate.

H. Case-markers follow the corresponding Full Word. Some

of them (genitive-marker **nu*, accusative-marker **ma*) follow immediately after its Full Word, while others (such as locative postpositions) can be used in a construction Full Word + **nu* + postposition. This accounts for **-n-* preceding the case-ending in the oblique cases of the IE heteroclita, for the increment **-iṉ-/-ṉ-* preceding the case endings of oblique cases in D, for some FU case forms (locative **-na* < **nu Ha*), as well as for the **-n-*increment in the personal pronominal stems in the oblique cases (→ all cases) in U, T, Tn and D (see §1 [17,21,30,40]).

A logical corrolary of the rules C - E is that the subject (if it is a Full Word) occupied the remaining place: somewhere in the initial part of the sentence.

These rules have been preserved almost entirely (either as syntactic rules of word-order or as morpheme-order in grammatical forms) in Uralic, Turkic, Mongolian, Tungusian, Gilyak, Korean, Japanese, Dravidian, Early Indo-European, Cushitic, and have determined the order of morphemes within words in the rest of the Nostratic languages. See Dolgopolsky OR 33-4. I hope to discuss the whole problem in a special paper[30].

§4. In order to explain the syntactic and morphologic distribution of the reflexes of pN pronouns in the daughter-languages (exposed in §1) we have to clarify. (a) the original system of pronouns and their syntactic features, and (b) the subsequent changes of this system which led to the systems of daughter-languages.

4.1 In our view, the original pN syntactic distribution of the pronouns in question may be reconstructed as in Table B:

		Sg.1	Sg.2
A.	Syntactically unmarked pronouns (Nennform) used (a) as postpredicative subject, (b) as a Full Word functioning as subject, (c) as a Full Word with case postpositions (syntactic function being determined by the Postposition)	**mi*	*ṭ ʻü*
B.	Object pronouns		**K∇*
C.	Postnominal pronouns (possessive)	*mi* and/or *ʼHoy∇*	**K∇*
D.	Preverbal agentive pronouns	**Hoy∇*	**ṭ ʻü* (H∇), ?*Hi*
E.	Non-pronominal word liable to replace the independant pronoun	*H∇kE*	
F.	Nomen regens following an appositional Nomen	*H∇kE*	**ṭ ʻü*

rectum (→ postnominal apposition → subject of a nominal predicate)

Examples of languages preserving the ancient syntactical use of pronouns or its traces:

Aa: IE *-*m(i)*, *-*s(i)* and U *-*m(V)* and *-*t(V)* as verbal endings of Sg.1 and Sg.2 subiecti, pM **bi* and **ti*, pTn **bi* and **si* as postpredicative subject pronouns.

Ab: U **mE* and **tE*, *pT* **bi*, **si*, M **bi*, **ti*, pTn **bi*, **si*, K **mi*, **si* as nominative of the pronouns 'I' and 'thou'.

Ac: IE genitive **mene*, M genitive **mĭnu*, **tĭnu*, Tn genitive **mini*, **sini*, M accusative **tĭma(yĭ)* > *cimayi* 'thee', IE accusative: OIndian *mām*, *tvām*, Avestan *mam*, *θvam*, Slavonic *mę*, *tę*.

B. *K* **m-* 'me' (verbal prefix Sg.1 obiecti), **g-* 'thee' (prefix Sg.2 obiecti), SH **ku* 'thee' (and **k-a* 'thee' m., **k-i*, **k-Vm* 'thee'f.) and probably IE **mĕ* 'me' (< Greek με, OIndian *mā*, Hittite enclitical *-mu)*.

C. *pN postnominal* **HoyV* > SH postnominal *'*Vya* 'my', E postnominal *u-* (+ class marker) 'my'; pN postnominal **mi* > Hittite *-mi-*, U **m'e*, pT *-*m* 'my'; pN **KV* 'thy' > SH postnominal **ku* (. **k-a*, **k-i*, etc.) 'thy', pT *-*γ/g* 'thy'; pN postnominal **t̯'ü* > *Hittite -ti-*, U *-*t'e* and probably Tn postnominal **si* 'thy'

D: SH *'- and **t-* (verbal prefixes of Sg.1 and Sg.2 subiecti), K **hw-* and **h-* (verbal prefixes of Sg.1 and Sg.2 agentis), Pre-IE **H-* and **tH-* (verbal prefixes of Sg.1 and Sg.2 with presumably agentive meaning) > IE *-*H-* and *-*tH-* (verbal presuffixes of Sg.1 and Sg.2 subiecti).

E: IE **eĝ-* in **eĝ-H(om)* . **eĝ-H* 'I'

F: SH *-*āku* and *-*ti* in *'an-āku and **'an-ti* (originally appositional **'an-* 'self' + nomen regens *('\)*āku* 'I' or **ti* 'thou', cp. Russian я сам, мы сам with the personal pronouns as nomina regentia and сам as their apposition) and as personmarkers in nominal predicates (→ Akkadian stative, WS perfect) going back to a postnominal appositional pronoun (like in Elamite and Dravidian "pronominalized nouns") and finally a nomen regens following its nomen rectum; E *-k* and *-t* (postnominal apposition: 'king I', 'dead thou').

In Table B in function "Postnominal pronouns (possessive)" we find two pronouns: **mi* and **HoyV*. Three alternative interpretations of this fact are possible:

(a) both pronouns were used in this function,

(b) **HoyV* is the original pronoun for this function, while the use of **mi* (as in IE, U ans pT) is more recent and is due to an extension of the syntactically unmakred

pronoun.

(c) *mi is the original pronoun, while the use of *HoyV developed later in the prehistory of SH and E due to the fact that in these languages *HoyV had become the syntactically unmarked pronoun of Sg.1.

4.2. The historical changes leading from the original systems of the daughter-languages may be reconstructed as follows:

4.2.1. The pronoun *ṭ(ü) underwent delabialization of its vowel (*ṭü > *ṭi) and assimilatory palatalization (→ assibilation) of its consonant (*ṭi > *si, *ṭü > sü), hence Anatolian *ti 'thou', *-ti 'thy', IE *-si/*-s (verbal ending of Sg.2), K *si 'thou', U *ti(nV) (side by side with *tun-), pT *si 'thou' (and the stem of the oblique cases *sän), M *ti > či, Tn *si. The variant *sü (with the assibilation, but without delabialization) is preserved in the Tn plural form *süä 'ye' < *ṭü + *Ha, pN pron. coll. (see Benzing TS 107-9). Both processes are probably due to a reduction of phonetic features, typical of grammatical morphemes and not accounted for by regular sound laws (like -śa > -sa in the Russian reflexive ending -ся. These changes probably belong to a rather early period in the history of the Nostratic languages (period of common interdialectal developments?), since their results are observed in many branches of N.

4.2.2. Changes from pN to IE:

A. The syntactically unmarked pronoun of Sg.2 *ṭ(ü) extended its use to all syntactic fundtions (incl. object and postnominal possessive pronoun).

B. Full Words are predicates + Postpredicative subject pronouns *mi and *si → Active forms of verbum finitum (Present with the endings *-mi for Sg.1 and *-si for Sg.2, past tenses with the endings *-m and *-s).

C. Agentive pronouns (Sg.1 *HoyV, Sg.2 *ṭV-HV) + Predicates → Pre-IE verbs (of state?) with prefix-conjugation (resembling those of K and SH). Such verbs were later lost, except for several auxiliary verbs which took part in periphrastic constructions Nominal form of verbs (verbal noun, adjective, etc.) + Auxiliary Verb → IE verb forms of Middle voice (medium), LIE forms of Perfect (originally verbal forms of state?) and Hittite forms of xi-conjugation, all of them with *-H- and *-tH- as markers of Sg.1 and Sg.2. Probably the LIE ending *-H^w (Present tense of the thematic verbs: *-e-H^w > *-ō > -ō in Latin and Greek) belongs here as well.

D. Postnominal possessives *mi and *ṭi (< *ṭü) → posses-

sive endings *-mi-* 'my', *-ti-* 'thy' (preserved in Hittite).
E. The Nennform (→ nominative) of the independant pronoun of Sg.1 was replaced by **eĝH(om)* – **eĝoH* (going back to **HVkE* + **HoyV*). In other cases the stem of the old pronoun **mi* has been preserved.

4.2.3. Changes from pN to SH.

A. In pre-SH (or in the pre-SH dialect of N?) **HoyV* (agentive pronoun 'by me' and possibly possessive 'my') extended its syntactic use (e.g. became an object pronoun 'me' and probably ousted **mi* as unmarked pronoun of Sg.1).
B. In pre-SH different predicate forms were created:

(1) Predicate + Subject pronouns **mi*, **ṭ'ü* → active verbal forms with the endings **-mV* (Sg.1), **-tV* (Sg.2)- (later replaced by (2) and preserved only in the verbum substantivum in Highland East Cushitic: Kambatta *yom-mi* 'sum', *yon-ti* 'es', and in verbal forms developed from constructions with this verbum substantivum).
(2) Agentive pronouns **HoyV* 'by me', **ṭ'ü* 'by thee' + Predicative → Verbal forms with the prefixes **'V* (Sg.1) and *tV* (Sg.2); comparison with similar K forms suggests that originally these SH verbal forms were ergative-orientated (or dative-orientated?), as can be seen, e.g., in Akkadian *īšu* 'mihi est' (< *'V-*yšu* < N **HoyV'esV* mihi est'[31]) and *tīšu* 'tibi est' (< **tV-yšu* < N **ṭV'esV* or **ṭV HV'esV* 'tibi est'); later the verbal forms were reinterpreted as nominative-orientated.
(3) Noun or adjective + SH enclitic pronouns **-āku* 'I' and *-t'i* 'thou' (going back to N **HVkE* and **ṭ'ü*) → SH forms of nominal predicate (whence Akkadian stative, WS perfect, etc.)

C. The pronouns as "Nennform" were replaced by a construction: N **'onV* (or **'on̨V*) 'self' + **HVkE* 'I' resp. **ṭ'ü* 'thou' → SH **'an-āku* 'I' (← 'moi-même), **'an-t'i* 'thou' (← 'toi-même).
D. SH nouns **'VyV* and **'Vm(m)V* (both meaning 'mother') used as address following verbal forms and pronouns of Sg.2 ('come, mother', 'thou, mother', 'thee, mother', etc.) turned into suffixes (**-ĭ̄* and **-Vm*) marking feminine gender of the addressee. They were added to verbal forms of Sg.2 (either imperative or prefix-conjugated tenses: Hebrew *kiϑβ-ī*, Arabic *'uktub-ī* 'write, oh woman!, Hebrew *tiχtəβ-ī* 'you (f.sg.) will write', Akkadian *tamxaṣ-ī* 'you (f.sg.) struck, have struck, Bedauye *tídir-i* 'you (f.sg.) killed, have killed') or to pronouns of Sg.2 (Arabic *'ant-i* 'thou' f., Eg. -č 'thy' f. < **k-i*, Eg. č-m 'thee' f., proto-Berber **kä-m* 'thou' f.)

4.2.4. Changes from pN to K:

A. Pronouns (in the function of agens) *HoyV 'by me' (> K *hw-) and *ṭ'ü\ HV or *Hi (> K *h-) + Predicate → pK verbal forms. These verbal forms are ergative-orientated (function as predicate of ergative sentences) in the past tenses, while in the present tense (formed from analytical constructions with verbal nouns) the verb is nominative-orientated.[31]

B. The ancient genitive construction *mi nu (> pK *men) lost its case-meaning and became an alternative of the unmarked pronoun, side by side with the ancient pronoun *mi (> pK *mi). The function of possessive pronouns is fulfilled by new composite pronouns *čem- 'my' and *šwen- (> *č-swen, according to Illič-Svitič OS 1:6), going back to word groups: pK *čem- 'my' < N *čV 'that which'[33] + postnominal *mi 'my' (or + *mi nu 'my' with subsequent phonetic reduction of *n), pK *šwen- 'thy' < *č-swen- < N *čV 'that which' + *sü nu 'thy'.

C. The preverbal object pronouns *mi 'me' and *KV 'thee' became verbal prefixes: K *m- 'me' and *g- 'thee'.

4.2.5. Changes from pN to U:

A. The syntactically unmarked pN pronouns *mi for Sg.1 and *ṭ'ü\ for Sg.2 extended their use to all syntactic contexts and thus ousted other (syntactically specialized) pronouns of Sg.1 and Sg.2.

B. The construction of predicates with non-nominative agent pronouns (*HoyV 'by me' and preverbal *ṭ'ü\ (HV) 'by thee') fell out of use.

C. Within the paradigms of the personal pronouns most oblique case-endings were added to the genitive forms *min(u) – *mun(u) (< N *mi nu) and *tin(u) – *tun(u) – *tün(u) – (< N *ṭ'ü\ nu)[32], and thus the genitive-based stems *min-/*mun- and *tin-/*tun-/*tün- were generalized in pU as stems for all oblique cases. Later (in the separate history of different branches of U and in individual languages) these stems were generalized for the whole paradigm (including nominative).

4.2.6. Changes from pN to Turkuc:

A. The syntactically unmarked pronoun *mi was generalized as the only marker of Sg.1. On the contrary, the pronouns of Sg.2 still preserved (partially) their ancient syntactic distribution: *ṭ'ü\ > pT *si as unmarked pronoun and *KV (> *-r*-g) as postnomina possessive 'thy'.

B. In the function of objects only case forms of unmarked pronouns remained in use.

C. The ancient construction of predicates with a non-no-

minative (ergative?) agentive pronouns fell out of use.
D. The genitive forms (N *mi nu > pre-T *m∇n- and N *ṭ'ü\ nu > pre-T *s∇n-) were generalized as stems of all oblique cases, and later (in CT) as the only stems of these pronouns throughout their declension paradigm (i.e. including nominative).
E. The initial consonant *m of the pronoun *mi was denasalized, i.e. changed into *b (*mi > *bi) unless another nasal consonant was present in the form (hence *mi nu > *m∇n- with the *m preserved), The vowel of the pronouns *m∇n- and *s∇n- fluctuated, probably due to the influence of the case-endings (e.g. Turkic dative *maŋa 'to me' < N *mi nu Ḳa with the postposition *Ḳa 'to', cp. Illič-Svitïč OS 1:368-9).

4.2.7. Changes from pN to Mongolian:
A. The N unmarked pronouns *mi and ṭ'ü\ with case postpositions became the only possible forms of pronominal object ('me', 'thee') and possessive pronominal attribute ('my', 'thy').
B. The "ergative"-orientated predicates (those with a non--nominative agential pronoun) wentout of use.
C. As a result, the unmarked pronouns *mi and *ṭ'ü\ remained the only pronouns of Sg.1 and Sg.2.
D. In the paradigm of the Sg.2 pronoun the accusative form (N *ṭ'ü\ ma >) *tïma > *čima was generalized as a stem for oblique cases. In the paradigm of the Sg.1 pronoun a stem for oblique cases *nam(a)- appeared. It may be explained either as pN *n∇ 'we' excl. + *ma accusative (use of 'we' for 'I') or as a reduction of *mïnuma (an accusative based on the genitive *mi nu). The stem *nam(a)- is used for most oblique cases, but in the genitive the old form is preserved (N *mi nu > pM *mïnu ~ *mini), and in the dative *nadur we find the stem *na- (from N *n∇ 'we' or from *mïn∇) withoput *-ma-.
E. The initial consonant of *mi 'I' was denasalized: *mi > *bi, but in the genitive case *mïnu / *mini the consonant *m has been preserved.

4.2.8. Changes from pN to Tungusian:
A. The N unmarked pronouns *mi and *ṭ'ü\ with case postpositions became the only possible forms of pronominal object ('me', 'thee').
B. The "ergative"-orientated predicates went out of use, and the unmarked pronouns *mi and *ṭ'ü\ (> *si) remained the only pronouns of Sg.1 and Sg.2.
C. The genitive forms *mini (< N *mi nu) and *sini (<N *ṭ'ü\ nu) were generalized as stems (*min-, *sin-) for all oblique cases.

D. The initial *m *mi 'I' (only in the direct case) was denasalized: N *mi > pTn *bi.

4.2.9. Changes from pN to Gilyak:

A. The pronoun *mi 'I' was transformed into *ni > ńi probably under the influence of *n∇ 'we' (see §2.7).

B. The unmarked pronouns *mi (> ńi) and ṭ'ü\ (>t́ʰi) spread to all syntactic functions and ousted all other pronouns of Sg.1 and Sg.2.

C. The syntactic use of the pronouns was transformed by analogy with the syntax or nouns, so that the personal pronouns are used in Glk according to the rules D and E of pN syntax (see §3).

4.2.10. Changes from pN to Chukchee-Kamchadal:

The grammatical system of pChK has not been reconstructed as yet, but two points in its prehistory are clear enough:

A. The reflexes of the pN unmarked pronouns *mi (pChK *-m-) and *ṭ'ü\ (> pChK -δ- have been joined by a preceding element *gə- (of unknown origin) to form pChK pronouns *gə-m(H∇) 'I' and *gə-δ(H∇) 'thou' (> proto-Chukchee-Koryak Шrətt∇, WKamchadal kəzza). The etymology of these forms may be similar to that of Yurak Samoyed pïδa-r 'thou' (← 'thy body', lit. 'body thy') or to that of SH *'an-āku 'I' (← 'moi-même', lit. 'self I') and *'ant-'i\ 'thou' (← 'toi-même', self thou'). The genitive forms of Sg.1 *gə-mn-∇n and of Sg.2 *gə-n-∇n (probably from *gə-δn-∇n) consist of elements *gə + *-mn- (< N *mi nu, i.e. genitive of *mi) + *-∇n (< *nu, genitive marker) and gə + *-n- (< *-δn- < N *ṭ'ü\ nu) + *-∇n. The genitive ending *-∇n (pleonastic from the etymological point of view) appearsto have been added by analogy to nominal declension.

B. The subject prefix of Sg.1 *mə (verbal prefix in certain tenses) goes back to N *mi 'İ' (unmarked pronoun used as a Full Word with subject function in the initial part of the sentence, see §3).

As far as we can rely upon B.Dybowski's unprofessional records of EKamch and SKamch (now extinct), these dialects appear to have preserved some other remnants of pN pronouns: SKamch ма 'to me', си щChK *δi < *ṭ'ü\) 'thee, to thee', EKamch. туэ 'thou'.

4.2.11. Changes from pN to Elamite:

A. In pED (proto-Elam-Dravidian) the N pronoun *Hoy∇ 'by me, (?) my' became the main pronoun of Sg.1, having ousted *mi. In E the reflexes of the pronoun *Hoy∇ are used as an independant pronoun (Nennform, direct case) hu > u, as an

object pronoun *hu-n*, as a postnominal possessive pronoun (*u* + class markers of the nomen regens), and as a subject suffix *-h* of verbs.

B. N **'∇kE* 'I' preserved its use in an appositional construction Nomen (noun, adjective) + **'∇kE*, but the latter element turned into a suffix: *sunki-k* 'I the king' (lit. 'king I').

C. The pronoun **ṭ⸢ü⸣* 'thou' was preserved in an appositional construction nomen + **ṭ⸢ü⸣* (> Nomen + **-t*) and as a subject suffix of verbs (*-t*, *-ti* < pN **ṭ⸢ü⸣* as a postpredicative subject).

D. In the N genitive construction **ṭ⸢ü⸣ nu* > pED **tün* there was an assimilation **tün* > **nün*, whence Middle Elamite *nun* (Sg.2, genitive) and pD **nin-*, stem of the oblique cases of 'thou' (see §4.2.12.B).

E. In E an unmarked pronoun of Sg.2 *nu* appeared. It can be considered either a back formation from *nun* (genitive) or a transformation of **tü* (< **t⸢ü⸣*) under the influence of the genitive form. Cp. a similar process in Ob-Ugrian.

4.2.12. Changes from pN to Dravidian:

A. As mentioned above (§4.2.11, p.A), in pED the reflex of N **Hoy∇* became the main pronoun of Sg.1. Its genitive form **Hoy∇ nu* became *hu-n* in E and **yan̲* in pre-Dravidian. According to the pD phonological rule of Krishnamurti (Krishnamurti HVL 237-52, Zvelebil CDP 184), **yan̲* > **yān̲* (before word boundary) / **yan̲* (before derivational vowels). The stem **yān̲/*yan̲* was generalized for the whole declension paradigm of the pronoun of Sg.1.

B. PN **ṭ⸢ü⸣ nu* > pED **nün* (see 4.2.11 D) > pD **nīn̲* (before word boundary) / *nin̲-* (before derivational vowels). The stem was generalized for the whole declension paradigm of the pD pronoun of Sg.2.

In pre-D the postpredicative pronominal elements went out of use, and personal conjugation of verbs did not develop.

FOOTNOTES

1 In the present paper I use two types of "uncertainty brackets" The half-brakcets ⸢⸣ accompany a letter (or letters) if the identity of a reconstructed phoneme (phonemes) is dubious: ⸢*t*⸣ means "*t* or the like". The half-brackets ⸤⸥ are used if the very presence of any phoneme is questionable: *t*⸤*h*⸥ means "*t* or *th*". Capital letters are used for unspecified phonemes of a particular class: e.g. *H* stands for an unspecified laryngeal consonant, *E* denotes an unspecified front vowel. ∇

stands for an unspecified vowel. In §[4] doubts about **i* (denoted as ⁽i⁾) have arisen, since in this case **ti* failed to develop into Hittite *zi*, which is a phonetic law.

2 The formal difference of non-past and past is obviously based on the addition of the present-marker **-i* (analogy with the active voice).

3 LIE **tHV̄s* is the original form (cp. Hittite), while LIE **-soi* and **-so* are innovations, based on proportional analogy with the active voice and the third person: non-past Active Sg.3 **-ti* : Sg2 **-si* = Medium Sg.3 **-toi* : Sg.2 x, thus x is **-soi*; past Active Sg.3 **-t* : Sg.2 **-s* = Medium Sg.3 **-to* : Sg.2 x, thus x is **-so*.

4 Arcado-Cyprian Greek has preseved the dyphtong-*αι*, while other Greek dialects (incl. Classical Greek) have generalized -*αι* < -*Hoi*) from Sg.1 -*μαι* (in which -*μ*- is an innovation based on analogy with the active voice forms, e.g. present *μι*.

5 Evidence for *H can be found in the Old Indian forms of the reduplicated perfect, such as Sg.1 *cakara* I have done' < **k^{w}ek^{w}or-Ha* as against Sg.3 *cakāra* 'has done' < **k^{w}ek^{w}or-e*. According to Brugman's law, in open syllables IE apophonic **o* > Indo-Iranian **ā* (Brugman-Delbrück GVG I 1:139), hence lack of lengthening of **a* in Sg.1 points to the presence of a laryngeal following the stem-final consonant: in **k^{w}ek^{w}orHa* the penultimate syllable is closed, and therefore there is no Brugman's lengthening of **a*.

6 Hittite *-ti* can go back only to **-tHi*, since IE **ti* yields Hittite *zi*.

7 The pB reconstructions are quoted from Prasse MGT VI-VII. K.Prasse considers this construction to be a Berber innovatio: "Ces auteurs regardent le parfait qualificatif comme le pendant du parfait sémitique à suffixes, alors que dans notre pensée c'est une innovation berbère" (Prasse MGT VI-VII 10, note 4), but in view of the striking semantic and formal resemblance between the Berber "parfait qualificatif", the Akkadin stative (=permansive), the West Semitic perfect (the *fa^{c}ala*-tense) and the Egyptian conjugation of pseudoparticiples I cannot share his opinion. It is obviously a pSH heritage.

8 The variant *xw-* of the prefix is mentioned in Klimov ÈSKYa 258, but I could not find any corroboration of it in the available grammatical descriptions of OG (Imnaišvili KEIK, Marr GDGYa, Marr OT, Marr-Brière LG, Zorell GAGB, Zwolanek-Assflag AGK, etc.). Unfortunately I have been unable to consult Şaniʒe ЗKEG.

9 As mentioned above (footnote 1), *E* stands for unspecified front vowel. In this case the Permian and Ugrian reflexes of pU do not enable us to distinguish between **i*, **e* and **ä*.

10 Reconstruction of proto-Lapp is after E.Itkonen, that of proto-Ostyak and proto-Vogul is based on material of Liimola WPP 20-25 and Vértes OP and on vowel correspondences established by W.Steinitz and L.Honti (Steinitz GOV, GWV, Honti GOV). The pSam reconstruction is after Janhunen SW. The symbol ъ stands for reduced back vowel (FUT ə̊). For proto-Vogul L.Honti's notation is used (except for the redundant sign of vowel shortness).

11 On the form in ELapp (Kola) see Wiklund EUL 280 and Kert SYa 173. The sign ɣ for pLapp is used here according to

E.Itkonen's notation (Itkonen OLV). It corresponds to Korhonen's ɷ. Kola Lapp ə of the second syllable may go back to pLapp *ɣ < FU *u (Korhonen JLKH 102-3). The variant **mū* appears to reault from a reduction of **munu*.

12 B.Collinder is right in saying: "The personal endings of the first and second persons are historically speaking pronominal stems ... It cannot be inferred with apodeictic certainty that the combination of verb stem (or base) and personal ending existed in Proto-Uralic - it may have taken place separately in different branches of Uralic" (Collinder CG 308). To this I may add that there may have been two series of subject pronouns (→ verbal suffixes of gender/number) used in different periphrastic constructions (→tenses, types of conjugation), one of the series probably being etymologically identical to the simple (unenlarged) stems **mE*, **tE*, and the other going back to enlarged stems **m∇n∇*, **t∇n∇* (see [17]). Probably this latter case is responsible for the ending *-n* of Sg.2 in Ziryene, Votyak, Ostyak and Vogul (< **n∇n∇*, assimilation from **t∇n∇*, see [17]).

13 A.Künnap reconstructs the pSam verbal personal suffix(es) of Sg.2 as *-*δ∇* ˢ *-*δ*, his **δ* corresponding more or less to *-*t*- of J.Janhunen's and P.Sammallahti's reconstruction of pSam.

14 In pT there was no phonemic opposition of **m* and **b* in the word-initial position: in the absence of other nasal consonants in the same or next syllable, the original **m-* (recognized as such on the evidence of external etymological comparison) became **b-*, while in the presence of another nasal consonant the initial **m-* was preserved (and most probably the etymological **b-* became **m-* as well). Hence there was no phonemic difference between two possible notations of the pT stem as **män* or **bän*. I prefer the notation **män* for diachronic reasons: firstly, this **m/b-* goes back to **m-*, and secondly, it has remained **m-* in most Turkic languages (but not in Anatolian Turkish). Cp.Clauson ED 291.

15 According to Clauson ED 346, 831 the vowel is *ä*, according to Kononov GYaTRP 164-5 it is *e*.

16 But Clauson 346, 831 reads the Old Turkic forms (spelt in Tońuquq 10 as bini and sini) as *benī* and *senī*. DTS mentions both readings as possible.

17 Preterit (=Perfect) with *-δi-/-δï-*, *di-/-dï-* is primary (=genuine finite) verbal form, according to Tekin GOT 187-9. Other forms (with *-m* Sg.1, -ŋ ˢ /*g* Sg.2) appear to go back to a construction Verbal noun + Possessive suffix (Tekin GOT 190-1)

18 In Sg.2 similar forms are not found. Instead, forms with *-n* are used: *pïrь-n* 'you will go', *pələ-n* 'you will say' (with *-n* < *-ŋ, regular verbal suffix of Sg.2). These forms are obviously due to analogy (generalization of the ending of primary forms).

19 Unlike postnominal **mi* 'my' and **si* 'thy', these genitive forms **mini* and **sini* occupy the regular position of the nominal attribute, i.e. they precede the nomen regens.

20 The Southern and Eastern (=Kamchatka-River) dialects of Kamchadal are now extinct. The only materials available are very short wordlists recorded by travellers in the 18th century (Stepan Krašeninnikov, M.Robek, K.Merk, Baxmet'ev, as well as the anonymous correspondents of

P.S.Pallas, who sent him short dialect glossaries for his *Linguarum totius orbis vocabularia comparativa)* and more extensive vocabularies of both dialects by the Polish physician Prof. B.Dybowski who recorded Kamchadal words in his exile in Kamchatka (second half of the 19th century). See Krašenninikov OZK, Pallas LTO, Radliński SNLK II-III, Sjören K, Sjören SK. The words recorded by S. Krašeninnikov and B.Dybowski are in cyrillic characters, the others are in Roman characters (reproduced here in bold type).

21 To understand the phonetic value of the unprofessional records of SKamch. and EKamch. in Roman characters, it should be kept in mind that those who recorded the words were either speakers of German of Russian-speakers with German-orientated habits of using Latin script: From their records of WKamch., Koryak and other languages known today we learn that they usually rendered ə by y, ü,e,ž by sch or sh. In Kamchadal there is no phonemic opposition between hiss and hush sibilants (both in WKamch., and in the extinct SKamch. and EKamch.) and the phonetic realization of the voiced sibilant (tentavely reconstructed as *ž)* could mak an acoustic impression either of *ž (*ж of Krašeninnikov's Russian transcription, sch ˢ sh of the German travellers) or of *z (*з of Dybowski, who was a Polish-speaker). On modern WKamch. *z* (half-hush) see Volodin IYa 28-9.

22 The form *ər* is mentioned in Bogoraz CH 677, 720. In Chukchee folklore texts it occurs when the pronoun is enclitic: *iam nəleivútku-y- ər* 'Why art thou walking about?' (Bogoraz Ch 893).

23 One may suggest a morpheme-to-morpheme translation 'seen' + 'by me' + 'is' (**woid-*'seen', **-H-* 'by me', **-e* 'is'), if we choose to translate the auxiliary verb, preserved in the ending **-e*, as 'is'.

24 Cp. pN **gäṭi* 'hand' > IE **ĝhes-* - id., D **kac-* id. (see Illič-Svitič OS 1:227).

25 On existing etymological hypothesis see §1 [41].

26 It is worth considering the possibility of explaining Brahui *ka-n-* (Sg.1 pronoun, oblique cases) as going back to pN **HVkE (*Brahui *-n-* is from a case-marker?).

27 The sign*ŋ* stands for the cerebral (coronal) nasal consonant (*ŋ* of the Finno-Ugrian transcription, *ṇ* of the Indologists, Collinder's and Illič-Svitič's *ń)*. The difference between pN **n* and **ŋ* has been preserved only in Ob-Ugrian (some Ostyak-dialects) and Dravidian In the root in question, for lack of Ob-Ugrian and Dravidian reflexes, the two phonemes cannot be distinguished.

28 PSam. *ånъ* presupposes pU *oNe* (= pU **oni* in J.Janhunen's notation) or pU **oNa (*= Janhunen's **onå)*. See Janhunen UKS 226, 235-6, 242.

29 Edel's j corresponds to the ˀ in the modern Egyptological (=Erman-Grapow's) transliteration.

30 In the same paper I hope t explain my conception of pN as an analytic root-isolating language. This is a work hypothesis based on certain facts (such as mobility of grammatical exponents etc.). Of course, this hypothesis has nothing to do with glottogonic theories about "rude and simple beginnings" of human speech (to quote W.D.Whitney), since Nostratic obviously has a very long prehistory and, like Old Chinese (a classical example of a root-isolating language) might well have develloped from an earlier synthetic language as well. Cf. Jes-

persen L 367-373, Karlgren PChLF.

31 On pN *'*esA* 'stay' → `be` see Illič-Svitĭč OS 1:268-70. **A* stands for unspecified low vowel (**a* or **ä*).

32 The form of some oblique cases may have been inherited from N constructions Pronoun (**mi*, **ṭ'ü*\ + **nu* + Postposition of case.

33 N *čV 'that of, that which' > K *č- (common base of different possessive pronouns) SH *č- > *pS* *ϑ- › Old Akkadian *ϑ-u*, gen. *ϑ-i*, yaa. *ϑ-a*, nota genitivi 'that of', Hebrew *ša-* +gemination (in the "Song og Deborah", Judges 5) *sɛ-* +gemination 'which', Phoenician **sə* (sa, sy in ancient Roman transcrition), ˢ 'š 'which'; a voiced variant pS **δ*- > Arab. *δ-u*, *δ-i*, *δ-a*, 'that of'. Geez *za* id. (voicing **δ*- › *δ*- probably under the influence of the demonstrative pS **δ*-) pTn *-*čǖ* 'having X, that of X' > Ulcha -*ču* id., Ewenki -*čī* id.: *hùts-šī* 'having children, имеющий детей, детный, *oro-č(i*, suffix of ordinal numerals and relative adjectives: Ewenki *umū-čī* 'first', *ǯū-čī* 'second', Manchu *emuči* 'first', *ilači* 'third', Ewenki *ǯū-čī* 'of two years', etc. See Djakonoff YaDPA 288-9 (on pS **δ*- > Old Akkad. *δ*-, Vasilevic ÈRS 797.

A b b r e v i a t i o n s :

CCh = Central Chadic; Ch = Chadic; ChK = Chukchee-Kamchadal; CT = Common Turkic; Cush.= Cushitic; D = Dravidian; E = Elamite; E... = Eastern (e.g. EOstyak = Eastern Ostyak); ECh = East Chadic; ECush.= East Cushitic; Eg.= Egyptian; FU = Finno-Ugric; G = Georgian; Glk = Gilyak; HEC = Highland East Cushitic; IE = Indo-European; K = Kartvelian; Kamch.= Kamchadal; Lat.= Latin; LE = Late Elamite; LIE = Late proto-Indo-European; Lith.= Lithunian; LlLapp = Lule Lapp; M = Mongolian; M... = Middle (e.g. MWelsch = Middle Welsh); ME = Middle Elamite; Megr.= Megrelian; N = Nostratic; N... = Northern (e.g. NLapp = Northern Lapp); O... = Old (e.g. OInd.= Old Indian); OG = Old Georgian; p... = proto- (e.g. pPerm.= proto-Permian); pB, pBerb.= proto-Berber; pCCush.= proto-Central-Cushitic; pChK = proto-Chukchee-Kamchadal; pChKor.= proto-Chukchee-Koryak; pD = proto-Dravidian; pECush.= proto-East-Cushitic; pED = proto-Elamo-Dravidian; pIE = proto-Indo-European; Pj = Parji; pK = proto-Kartvelian; pL, pLapp = proto-Lapp; pM = proto-Mongolian; pN = prot-Nostratic; pS, pSem.= prot-Semitic; pSam.= proto-Samoyed; pSCush.=proto-South-Cushitic; pSH = proto-South-Hamitic; pSl.= proto-Slavic; pT = proto-Turkic; pTn = proto-Tungusian; pU = prot-Uralic; S... = Southern (e.g. SKamch.= Southern Kamchadal); SCush.= South Cushitic; Sem.= Semitic; SH = Semito-Hamitic; Svan.= Svanian; T = Turkic; Tn = Tungusian; U = Uralic; W... = Western (e.g. WKamch.= Western Kamchadal); WCh.= West Chadic; WrM = Written Mongolian; WS = West Semitic.

P h o n e t i c   S y m b o l s :

ĭ = high back vowel
ɜ mid back vowel
ə = reduced vowel (if there is one); reduced front vowel.
ъ reduced back vowel (Chuvash ă)
ʒ = voiced affricate (if there is no opposition of hiss

and hush affricates); voiced hiss affricate (Italian *z* in *zelante*)
ǯ = voiced hush affricate (English *j*)

REFERENCES

Andronov DL = M.S.Andronov. *Dravidian Languages*. Moscow, 1970.
Andronov SGDYa = M.S.Andronov. *Sravnitel'naya grammatika dravidiyskix yazïkov*. Moscow, 1978.
Andronov YaB = M.S.Andronov. *Yazïk braui*. Moskva 1971.
Austerlitz GP = R.Austerlitz. "Gilyak pronouns", *Word* 15.1 (1959): 102-109.
Avrorin NYa = V.A.Avrorin. "Nanayskiy yazïk",*YaNSSSR* V:129-148.
Benzing T = J. Benzing. "Das Tschuwassische", *PhTF* I:695-751.
Benzing TS = J. Benzing. *Die tungusischen Sprachen*. Wiesbaden, 1956.
Black LEC = P.D.Black. *Lowland East Cushitic. Subgrouping and Reconstruction*. Doctoral dissertation. Yale Univ. 1974.
Bogoraz Ch = W.Bogoraz. "Chukchee". In: F.Boas (ed.), *Handbook of American Indian Languages*, part 2, Washington, 1922: 639-903.
Bogoraz LRS = V.G.Bogoraz. *Luoravetlansko-russkiy (čukotsko-russkiy) slovar'*. Leningrad, 1937.
Boycova KLÉYa = A.F.Boycova. *Kategoriya lica vèvenkiyskom yazïke*. Leningrad-Moskva, 1940-
Brugmann KVG = K.Brugmann. *Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen*. Strassburg, 1904. (quoted after the reprint: Berlin - Leipzig, 1922).
Brugmann-Delbrück GVG= K.Brugmann, B.Delbrück. *Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*. I-V Straßburg, 1897-1916.
Burrow Sk = Th.Burrow. *The Sanskrit Language*. 2nd ed.London, 1959 (quoted after the Russian translation: T.Barrou. *Sanskrit*. Moskva 1970.
Burrow-Emeneau DED = Th.Burrow, M.Emeneau. *Dravidian Etymological Dictionary*. Oxford, 1961.
Caferoǧlu-Doerfer A.= A.Caferoǧlu, G.Doerfer. "Das Aserbeidschanische", *PhTF* I:280-307.
Cincius OGÈYa = V.I.Cincius. *Očerk grammatiki èvenskogo (lamutskogo) yazïka*. Leningrad, 1947.
Cincius SF = V.I.Cincius. *Sravnitel'naya fonetica tunguso-man'čžurskix yazïkov*. Leningrad, 1947.
Clauson ED = Sir G.Clauson. *An Etymological Dictionary of Pre-Thirteenth-Century Turkish*. Oxford, 1972.
Cohen DRS = D.Cohen. *Dictionnaire des racines sémitiques ou attestées dans les langues sémitiques*. I. Paris, La Haye, 1970 -.
Cohen SVS = M.Cohen. *Le système verbale sémitique et l'expression du temps*. Paris, 1924.
Collinder CG = B.Collinder. *Comparative Grammar of the Uralic Languages*. Stockholm, 1960.
Collinder FUV = B.Collinder. *Fenno-Ugric Vocabulary*. 2nd ed. Hamburg, 1977.
Collinder HUV = B.Collinder. *Hat das Uralische Verwandte?* Uppsala, 1965.
Collinder IUS = B. Collinder. *Indo-uralisches Sprachgut*. Uppsala, 1934. *(= Uppsala Universitets Årsskrift 1934. Filo-*

sofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper, I).
Collinder UA = B.Collinder. "Uralaltaisch", *UAJ* 23.3/4 (1952):1-26.
Deeters KhV = G.Deeters. *Das kharthvelische Verbum. Vergl.Darst. des Verbalbaus der südkaukas.Sprachen*. Leipzig, 1930.
Djakonoff PPGS = I.M.D'yakonov. "Proisxoždenie praafraziyskoy glagol'noy sistemĭ", *KSI* 45-49.
Djakonoff SHL = I.Diakonoff. *Semito-Hamitic Languages*. Moscow, 1965.
Djakonoff YaDPA = I.M.D'akonov. *Yazĭki Drevney Peredney Azii*. Moskva, 1967.
Dolgopolsky EPC = A.Dolgopolsky. "On etymology of pronouns and classification of the Chadic languages" (forthcoming).
Dolgopolsky LRC = A.Dolgopolsky. *A Long-Range Comparison of Some Languages of Northern Eurasia*. Moscow, 1964.
Dolgopolsky OR = A.B.Dolgopol'skiy. "Opĭt rekonstrukcii obščenostratičeskoy grammaticeskoy sistemĭ" *KSI* 32-34.
Dolgopolsky PIEV= A. Dolgopolsky. "Prehistory of the Indo-European Vocalism" (forthcoming)
Dolgopolsky PLOG= A.B.Dolgopol'skiy. "O proisxoždenii ličnĭx okončaniy glagolov v vostoč-nosidamskix i irakvskix yazĭkax". In: *Africana IX (= Trudĭ Instituta ètnografii im. N. N.Mikluxo-Maklaya*, n.s., v.100: *Afrikanskiy ètnografičeskiy sbornik)*, Leningrad, 1972, pp.103-112.
Dolgopolsky SF = A.B.Dolgopol'skiy. *Sravnitel'no-istoričeskaya fonetika kušitskix yazĭkov*. Moskva, 1973.
Dolgopolsky-Dĭbo-Zaliznyak VIS = A.B.Dolgopol'skiy, V.A.Dĭbo, A.A.Zaliznyak. "Vklad V.M. Illič-Svitĭča v sravnitel'no-istoričeskuyu grammatiku indoevropeyskix i nostratičeskix yazĭkov, *Sovetskoe slavyanovedenie* 5 (1973):82-91.
DTS = *Drevnetyurkiy slovar'*. Pod red. V.M. Nedelyaeva i dr. Leningrad, 1969.
Ebert STK = K.Ebert. *Sprache und Tradition der Kera (Tschad)*. Teil II: *Lexikon*.Berlin 1976
Edel AÄG = E.Edel. *Altägyptische Grammatik*. Roma, 1955/ 1964.
Ehret SCP = Chr. Ehret. *The Historical Reconstruction of Southern Cushitic Phonology and Vocabulary*. Berlin, 1980.
Foucauld DTF = Ch.Foucauld. *Dictionnaire touareg-français. Dialecte de l'Ahaggar*. I-IV. Paris, 1951-2.
Friedrich HEB = J.Friedrich. *Hettitisches Elementarbuch*. 1.Teil: *Kurzgefasste Grammatik*. Heidelberg, 1940.
Gabain ATG = A.von Gabain. *Alttürkische Grammatik*. 2.Aufl. Leipzig, 1950.
Gabain PSK = A.von Gabain. Primäre und sekundäre Kasus im Alttürkischen".In: *Studies in General and Oriental Linguistics Presented to Shirô Hattori on the Occasion of his Sixtieth Birthday*, Tokyo, 1970.
Gamqreliʒe-Mačavariani SSAKE = T.Gamqreliʒe, G.Mačavariani. *Sonantta sistema da ablauti kartvelur enebši*. Tbilisi, 1965 ("System of Sonants and Ablaut in Kartvelian Languages").
Ghoubeïd Alojaly LTF = Ghoubeïd Alojaly. *Dictionnaire touareg-français*. Ed. K.Prasse. Copenhague, 1980.
Golovastikov-Dolgopolsky RCKK = A.N.Golovastikov, A.B.Dolgopol'skiy. "Rekonstrukciya čukotsko-koryackix korney i nostratičeskie ètimologii", *KSI* 27-30.
Hajdú BUNy = P.Hajdú. *Bevezetes az uráli nyelvtudományba*. Budapest, 1966.
Hanoteau EGT = A.Hanoteau. *Essai de grammaire de langue tamachek'*. Paris, 1896.
Hetzron SCCS = R.Hetzron. "Suffixes casuels chamito-sémitiques" (to appear in *Comptes-rendus du Groupe linguistiques des études chamito-sémitiques*, Paris).

Hetzron VSSA = R.Hetzron. *The Verbal System of Southern Agaw*. Berkeley - Los Angeles, 1969.

Honti GOV = L.Honti. *Geschichte des obugrischen Vokalismus der ersten Silbe*. Budapest, 1982.

Illič-Svitïč GM = V.M.Illič-Svitïč. "T.M.Gamkrelidze i G. I. Mačavariani. *Sistema sonantov i ablaut v kartvel'skix yazïkax*" (review of Gamqrelize-Mačavariani SSAKE), *Voprosi yazïkoznaniya* 1966. Nr. 4

Illič-Svitïč OS I = V.M.Illič-Svitïč. *Opït sravneniya nostratičeskix yazïkov. Sravnitel'nïy slovar'. (b-K̦)*. Moskva, 1971.

Illic-Svitic OS II = V.M.Illič-Svitïč. *Opït sravneniya nostratičeskix yazïkov. Sravnitel'nïy slovar'. (l - ʒ)*. Moskva, 1976

Imnaišvili KEIK = I.Imnaišvili. *Kartuli enis isṭoriuli kresṭomatia*. I, naçili II (pt.2): *Enis nimoxilva da ṭabulebi*. Tbilisi, 1971 (Historical grammar of Georgian).

Isxakov-Pal'mbax GTYa = F.G.Isxakov, A.A.Pal'mbax. *Grammatika tuvinskogo yazïka. Fonetika i morfologiya*. Moskva, 1961.

Itkonen OLV = E.Itkonen. *Der ostlappische Vokalismus vom quantitativen Standpunkt aus*. Helsinki 1977.

Janhunen SW = J.Janhunen. Samojedischer Wortschatz. *Gemeinsamojedische Etymologien*. Helsinki 1977.

Janhunen UKS = J.Janhunen. "Uralilaisen kantakielen sanastosta", *JSFOu 77:219-274*.

Jespersen L = *O.Jespersen. Language. Its Nature, Development and Origin*. L., 1922.

Jungraithmayr-Shimizu CLR = H.Jungraithmayr, K.Shimizu. *Chadic Lexical Roots*. II: *Tentative Reconstruction, Grading and Distribution*. Berlin, 1981.

Kammenhuber OPG = A.Kammenxuber. "Očerk palaysoy grammatiki", *DYaMA* 198-216 (a Russian translation from: A.Kammenhuber, "Esquisse de grammaire palaïte, *BSL* 54.1:18-45).

Karlgren PChLF = B.Karlgren. "Proto-chinois, langue flexionelle", *Journal asiatique* (1920): 250 ff

Kert SYa = G.M.Kert. *Saamskiy yazïk*. Leningrad 1971.

Klimov ÈSKYa = G.A.Klimov. *Ètimoločeskiy slovar' kartvel'skix yazïkov*. Moskva, 1964.

Klingenheben PSK= A.Klingenheben. "Die Präfix- und die Suffixkonjugationen des Hamitosemitischen. *Mitteilungen des Instituts für Orientforschung* (Berlin) 4 (1956):211-277.

Kolešnikova-Konstantinova NYa = V.D.Kolesnikova, O.A.Konstantinova. "Negidal'akiy yazïk", *YaNSSSR* V:109-128.

Kononov GYaTRP = A.N.Kononov. *Grammatika yazïka tyurkskix runičeskix pamyatnikov VII-IX vv*. Leningrad, 1980.

Korhonen JLKH = M.Korhonen. *Johdatus lapin kielen historiaan*. Helsinki, 1981.

Kövesi OK = M.Kövesi. "Zu den "umstrittenen" Fragen der objektiven Konjugation in den ugrischen Sprachen", *FUF* 40:96.106.

Kraft ChW = Ch. Kraft. *Chadic Wordlists*. Vol.I-III Berlin, 1980.

Krašeninnikov OZK = S.Krašeninnikov. *Opisanie zemli Kamčatki*. SPb., 1755. (English translation: S.Krasheninnikov. *Exploration of Kamchatka*. Portland, 1972).

Kreynovič NYa = E.A.Kreynovič. "Nivxskiy (gilyackiy) yazık", *YaPNS* III:181-222.

Krishnamurti HVL= Bh.Krishnamurti. "The history of vowel-length in Telugu verbal bases", *JAOS* 75: 237-252.

Künnap SUKF = A.Künnap. *System und Ursprung der kamssischen Flexionssuffixe*. I-II. Helsinki 1971-8 (= *MSFOu* 147, 164).

Kurylowicz Ap. = J. Kurylowicz. *L'apophonie en indo-européen*. Wroclaw, 1956.

Kurylowicz IC = J. Kurylowicz. *The Inflectional Categories of Indo-European*. Heidelberg, 1962.

Kuznecova-Xelimskiy-Gruskina OSYa = A.I.Kuznecova, E.A. Xelimskiy, E.V. Gruškina. *Očerki po sel'kupskomu yazïku*. Moskva, 1980.

Levitskaya IFČYa = L.S.Levitskaya. *Istoričeskaya fonetica čuvašskogo yazïka*. Ph.D. ("kandidat") dissertation (ms). 1966. A summary: L.S.Levitskaya. *Istoričeskaya fonetica čuvašskogo yazïka. Avtoreferat kandidatskoy dissertacii*. Moskva, 1966

Levitskaya IMČYa = L.S.Levitskaya. *Istoričeskaya morphologiya čuvašskogo yazïka*. Moskva, 1976.

Lewis-Pedersen CCCG = H.Lewis, H Pedersen. *A Concise Comparative Celtic Grammar*. Göttingen, 1937.

Liimola WPP = M. Liimola. "Zu den wogulischen Personal-Pronomina", *FUF* 28.1-3:20-56.

Mačavariani SKKS = G. Mačavariani. *Saerto-kartveluri konsunanturi sistema*. Tblisi, 1965 ("Consonant System of Proto-Kartvelian").

Malov PDP = S.E.Malov. *Pamyatniki drevnetyurkskoy pis'mennosti*. Moskva - Leningrad, 1951.

Mark PSUS = J.Mark. *Die Possessivsuffixe in den uralischen Sprachen*. Helsinki, 1925 (=MSFOu 54).

Mark SPUS = J.Mark. "Das System der Possessivsuffixe in den uralischen Sprachen", *Õpetatud Eesti Seltsi Aastaraamat* (Tartu) 1929:50-62.

Marr GDGYa = N.Ya.Marr. *Grammatika drevneliteraturnogo gruzinskogo yazïka*. Leningrad, 1925.

Marr OT = N.Marr. *Osnovnïya tablicï k grammatikě drevne-gruzinskago yazïka s predvaritel'nïm soobščeniem o rodstvě gruzinskago yazïka s semitičeskimi*. Sankt-Peterburg, 1908.

Marr-Brière LG = N.Marr, M.Brière. *La langue géorgienne*. Paris, 1931.

Menges JA = K.Menges. *Altajische Studien. II. Japanisch und Altajisch*. Wiesbaden, 1975.

Menges MP = K.Menges. *Morphologische Probleme*. Wiesbaden, 1960.

Mercier VTAI = H.Mercier. *Vocabulaires et textes berbères dans le dialecte des Aït Izdeq*. Rabat (Maroc), 1937.

Meriggi UXIYa = P.Meridži. "Učebnik xettskogo ieroglifičeskogo yazïka", DYaMA 238-276 (translation from: P.Meriggi. *Manuale di eteo geroglifico*. Parte1: *Grammatica*. Roma, 1966).

Moll SD = T.A.Moll. "Očerk fonetiki i morfologii sedankinskogo dialekta itel'menskogo yazïka", *Učënïe zapiski Leningradskogo Gosudarstvennogo Pedakogočeskogo Instituta im. Gercena* 167 (1960): 193-222.

MSzFE = *A Magyar szókészlet finnugor elemei etimológiai szótár*. Föszerkesztö Lakó György. I-III. Budapest, 1967-78.

Novikova ÈYa = K.A.Novikova. =Èvenkiyskiy yazïk, *YaNSSSR* V:88-108.

Pallas LTO = P.S.Pallas. *Linguarum totius orbis vocabularia comparativa Augustissimae cura collecta*. SPb., 1787-1789.

Pallotino E = M.Pallottino. *Etruskowie*. Warszawa, 1968 (Polish translation from: M.Pallottino. *Etruscologia*. Milano, 1963).

Panfilov GNYa = V.Z.Panfilov. *Grammatika nivxskogo yazïka*. I-II. Moskva - Leningrad, 1962-5.

Paper RAE = H.Paper. *The Phonology and Morphology of Royal Achaemenid Elamite*. Ann Arbor, 1955.

Paskov MYa = B.K.Paškov. *Man'čžurskiy yazïk*. Moskva, 1963.

Petrova OYa = T.I.Petrova. "Orokskiy yazïk", *YaNSSSR* V:172-190

Petrova YaO = T.I.Petrova. *Yazïk orokov (ul'ta)*. Moskva-Leningrad, 1967.

Pfiffig ES = A.J.Pfiffig. *Die etruskische Sprache*. Graz, 1969.

Poppe BS = N.Poppe. "Die burjätische Sprache", *HOM* 108-133.

Poppe IMCS = N.Poppe. *Introduction to Mongolian Comparative Studies*. Helsinki, 1955.

Poppe MM = N.Poppe. "Das Mittelmongolische", *HOM* 96-103.

Posch KVD = U.Posch. "Das Kalmückische und verwandte Dialekte", *HOM* 200-226.

Prasse MGT I-III= K.Prasse. *Manuel de grammaire touaregue* (tăhăggart). I-III: Phonétique - Ecriture - Pronom. Copenhague, 1972.

Prasse MGT VI-VII = K.Prasse. *Manuel de grammaire touaregue* (tăhăggart). VI-VII: *Verbe*. Copenhague, 1973.

Pritsak HTF = O.Pritsak. "Die Herkunft des tschuwassischen Futurums", *WZKM* 56 (1960).

Radlinski SNLK = *Słowniki narzeczy ludów kamczackich. Ze zbiorów Prof. B. Dybowskiego*. Wydał I. Radliński. I-IV. Kraków, 1892.

Ramstedt EASF = G.J.Ramstedt. *Einführung in die altaische Sprachwissenschaft. II :Formenlehre*. Helsinki, 1952 (= *MSFOu* 104:2).

Ramstedt ÜMP = G.J.Ramstedt. "Über mongolische Pronomina", *JSFOu* 23 (1906). Nr.3.

Reiner EL = E.Reiner. "The Elamite language", *AKS* 54-118.

Rössler VB = O.Rössler. "Verbalbau und Verbalflexion in den smitohamitischen Sprachen. Vorstudien zu einer vergleichenden semitohamitischen Grammatik", *ZDMG* 101 (1951):461-514.

Sammallahti LMS = P.Sammallahti. "Laut- und Frmenstruktur des Proto-Uralischen", *FUF* 43.1-3:22-66.

Šaniʒe ʒKEG = A.Šaniʒe. ʒveli kartuli enis grammaṭiḳa. Tbilisi, 1966 ("Grammar of Old Georgian").

Sanžeev GKYa = G.D.Sanžeev. *Grammatika kalmïckogo yazïka*. Moskva-Leningrad, 1940.

Sanžeev SGMYa(G) = G.D.Sanžeev. *Sravnitel'naya grammatika mongol'skix yazïkov (Glagol)*. Moskva, 1963.

Sasse PEC = H.-J.Sasse. "The consonant phonemes of Proto-East-Cushitic (PEC): A first approximation", *Afro-Asiatic Linguistics* 7.1 (1979).

Savel'eva LM = V.N.Savel'neva. "Ličnïe mestoimeniya v nivxskom (gilyackom) yazïke", *Učënïe zapiski Leningradskogo Gosudarstvennogo Pedagogičeskogo Instituta im. Gercena* 107 (1960):223-244.

Ščerbak OSM(G) = A.M.Ščerbak. *Očerki po sravnitel'noy grammatike tyurkskix yazïkov (Glagol)*. Moskva, 1981.

Ščerbak OSG(I) = A.M.Ščerbak. *Očerki sravnitel'noy grammatiki tyurkskix yazïkov (Imya)*. Leningrad, 1977.

Schuh DN = R.Schuh. *A Dictionary of Ngizim*. Berkeley-Los Angeles--London, 1981.

Sem BD = L.I.Sem. *Očerki dialektov nanayaskogo yazïka. Bikinskiy (ussuriyskiy) dialekt*. Leningrad, 1971.

Shanmugam DN = S.VShanmugam. *Dravidian Nouns. A Comparative Study*. Annamalainagar, 1971.

Širaliev VL = M.S.Širaliev. "Vtoroe lico kategorii prinadležnosti v skazuemom (na materiale dialektov i govorov azerbaydžanskogo yazïka), *Voprosï dialektologii tyurkskix yazïkov IV*, Baku, 1966.

Sjögren K = *Kamtschadalisch*. Ms. 14 wordlists from different places of Kamchatka, compiled by travellers. Copied probably by A.Sjögren[1].

Sjögren SK = *Sprache der Kamtschadalen*. Ms. 17 wordlists from different places of Kamchatka (partly coinciding with Sjögren K). Copied probably by A.Sjögren[1].

Skinner NBL = N.Skinner. "North Bauch Chadic languages: Common

roots", *Afro-Asiatic Linguistics* 4.1 (1977):1-49.

Skorik ČKYa = P.Ya.Skorik. "Čukotsko-kamčatskie yazïki (vvedenie)", *YaNSSSR* V:235-247.

Skorik ČYa = P.Ya.Skorik. "Čukotskiy yazïk", *YaNSSSR* V:248-270.

Skorik KYa = P.Ya.Skorik. "Kerekskiy yazïk, *YaNSSSR* V:310-333.

SSTMYa = *Sravnitel'nïy slovar' tunguso-man'čžurskix yazïkov. Materialï k ètimologičeskomu sovaryu*. Otv. red. VI. Cincius. I-II. Leningrad, 1975-1977.

Stang VGBS = Chr.Stang. *Vergleichende Grammatik der baltischen Sprachen*. Oslo-Bergen-Tromsö, 1966.

Stebnickiy IYa = S.N.Stebnickiy. "Itel'menskiy yazïk", *YaPNS* III:85-104.

Steinitz FUV = W.Steinitz. *Geschichte des finnisch-ugrischen Vokalismus*. Brl., 1964.

Steinitz GOV = W.Steinitz. *Geschichte des ostjakischen Vokalismus*. Brl., 1955.

Steinitz GWV = W.Steinitz. *Geschichte des wogulischen Vokalismus*. Brl., 1955

Stumme HSchT = H.Stumme. *Handbuch des Schilschen von Tazerwalt*. Lpz., 1899.

Sturtevant CGHL = E.H.Turtevant. *Comparative Grammar of the Hittite Language. Philadelphia, 1933*.

Subrahmanyam DVM = *P.S.Subrahmanyam. Dravidian Verm Morphology*. Annamalainagar, 1971.

Sunik UIYa = O.ISunik. "Ul'cskiy yazïk, *YaNSSSR* V:149-171.

Szemerényi EVS = O.Szemerényi. *Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft*. Darmstadt, 1980.

Szinnyei FUS = J.Szinnyei. *Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft*. Brl-Lpz., 1922.

Tekin GOT = T.Tekin. *Grammar of Orkhon Turkic*. Bloomington-The Hague, 1968.

Teplyašina-Lïtkin PYa = T.I.Teplyašina, V.I.Lïtkin. "Permskie yazïki." In: *Osnovï finno-ugorskogo yazïkoznaniniya. Mariyskiy, permskie i ugorskie yazïki*, Moskva, 1976, pp. 97-228.

Tereščenko NgYa = N.M.Tereščenko. "Nganasanskiy yazïk", *YaNSSSR* III:416-437.

Tezcan UIS = S.Tezcan. *Das ujgurische Insadi-Sūtra*. Brl., 1971.

TT V = W.Bang und A. von Gabain. "Türkische Turfantexte. V", *Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften* 14 (1931):323.356.

Vasilevic ÈRS = G.M.Vasilevic. *Èvenkiysko-russkiy slovar'*. Moskva, 1958

Vértes OP = E.Vértes. *Die ostjakischen Pronomina*. Budapest, 1967.

Volodin IYa = A.P.Volodin. *Itel'mensiky yazïk*. Leningrad, 1976.

Watkins CV = C.Watkins. *Indo-European Origins of the Celtic Verb*. I: *The sigmatic Aorist*. Dublin, 1962.

Watkins GIV = *Indogermanische Grammatik*. Hrsg.v.J.Kurylowicz. Bd.3: C.Watkins. *Formenslehre*. 1.Teil: *Geschichte der indogermanischen Verbalflexion*. Heidelberg, 1969.

Weiers SM = M.Weiers. *Die Sprache der Moghol der Provinz Herat in Afghanistan*. Opladen, 1972.

Wiklund EUL = K.B.Wiklund. *Entwurf einer urlappischen Lautlehre*. Helsinki, 1896 (=*MSFOu* 10:1)

YaAA I = *Yazïki Azii i Afriki* I: *Xetto-luviyskie yazïki. Armyanskiy yazïk. Indoariyskie yazïki*. Moskva, 1976.

Zaborski VC = A.Zaborski. *The Verb in Cushitic*. Kraków, 1975.

Zorell GAGB = F.Zorell. *Grammatik zur altgeorgischen Bibelübersetzung*. Roma, 1930.

Žukova AYa = A.N.Žukova. "Alyutorskiy yazïk, *YaNSSSR* V:294-309.

Žukova GKYa = A.N.Žukova. *Grammatika koryakskogo yazïka*. Leningrad, 1972.

Zvelebil CDM = K.Zvelebil. *A Sketch of Comparative Dravidian Morpho-*

logy. Part One. The Hague-P.-N.Y.,1977.

Zvelebil CDP = K.Zvelebil. *Comparative Dravidian Phonology*. The Hague -P., 1970.

Zwolanek-Assfalg AGK = R.Zwolanek, J.Assfalg. *Altgeorgische Kurzgrammatik*. Freiburg, 1976.

NOTE IN THE LIST OF REFERENCES

1 I saw one of these manuscripts in the Archives of the Academy of Sciences (Leningrad) and the other in the Saltïkov-Ščedrin Public Library (Leningrad) in 1969. I have no access to these manuscripts now (except for what I managed to copy then), and I do not remember which of the two manuscripts belongs to which institution.

ABBREVIATIONS IN THE LIST OF REFERENCES

AKS = Altkleinasiatische Sprachen. Mit Beiträgen von J. Friedrich, E.Reiner, A.Kammenhuber, G.Neumann, A.Heubeck. (=Handbuch der Orientalistik. 1.Abt.: *Der Nahe und der Mittlere Osten*. 2.Bd.: *Keilschriftforschung und alte Geschichte Vorderasiens*. 1.u.2. Abschnitt: *Geschichte der Forschung, Sprach und Literatur*. Lief.2: *Altkleinasiatische Sprachen)*. Leiden-Köln, 1969.

DYaMA = Drevnie yazïki Maloy Azii. Sbornik statey. Pod.red. I.M.D'yakonova i Vyač.Vs.Ivanova. Moskva, 1980.

HOM = Mongolistik. Mit Beiträgen v. N.Poppe, U.Posche, G.Doerfer u.a. (= Handbuch der Orientalistik. 1. Abt.: *Der Nahe und der Mittlere Osten*. 5.Bd.: *Altaistik*. 2.Abschnitt: *Mongolisitk*. Leiden-Köln, 1964.

KSI = Institut slavyanovedeniya i balkanistiki Akademii nauk SSSR. Konferenciya po sravnitel'no-istoričeskoy grammatike indoevropeyskix yazïkov. Predvaritel'nïe materialï. Moskva, 1972.

PhTF I = *Philologiae Turcicae Fundamenta*. Ediderunt J.Deny, K. Grønbech, H.Scheel, Z.Velidi Togan. Tomus primus. Aquis Mattiacis (=Wiesbaden), 1959.

YaNSSSR III = Yazïki narodov SSSR. III: *Finno-ugorskie i samodiyskie yazïki*. Moskva, 1966.

YaNSSSR V = Yazïki narodov SSSR. V: *Mongol'skie, tunguso-man'čžurskie i paleoaziatskie yazïki*. Leningrad, 1968.

YaPNS III = *Yazïki i pis'mennost' narodov Severa*. Pod red. Ya. A. Al'kora. Čast' III. Moskva-Leningrad, 1934.

Table A

	Independent pronoun	Object pronoun (→ object prefix of verbs)	Pronoun in genitive	Postnominal possessive pronoun (→ suffix)	Postnominal appositional pron. (→ subject suffix)	Agentive pronoun (→ affix): Postverbal (post-predicative)	Agentive pronoun (→ affix): Preverbal
Sing. 1:							
Indo-European	*eĝH(om)/*eĝoH[1]	*mē ~ *me, *mē- ~ *me-[2]	*mene[3]	*-mi[4]		*-mi / *-m[5], LIE *-Hʷ [6]	Pre-IE *H-[7]
Semito-Hamitic	*'an-ī, *'an-āku[8]	*ya (< *'uya ?)[10]		*'∇ya (>*-ya,*-ī)[11]	*-āku[9]	HEC *-mi [12]	*'∇-[13]
Kartvelian	*me(n)/*mi[14]	*m- (prefix)[15]					*hw-[16]
Uralic	*mE (= *mi ?), *min∇ ~ *mun∇ (← genitive) [17]	*min∇ ~ *mun∇ (← genitive)[17]		*m(e) [18]		*-m(∇) [19]	
Proto-Turkic	*bi[20]	*män ~ *bän (← genitive)[21]		*-m [22]		*-m, *bi, CT *män [23]	
Mongolian	*bi[24]	accus. *nama(-yï), (?) MM mina-yi[26]	*mïnu[25] > *minu	*mïnu > *minu [27]		*bi [28]	
Tungusian	*bi[29]	*min- (← gen.)[30]	*mini[30]	*bi[31]		*bi [32]	
Gilyak	ńi[33]	ń- (preverb)[33]	ń-, *ńin[33]				
Chukchee-Kamchadal	*gə-m, *gəm-H∇, *m(ə)- (prefix ← pronoun)[34]	WKamch. -mi 'me', (?) SKamch. ма 'to me' [34]	*gə-mn-∇n[35]				
Elamite	u < *hu[36]	un < *hun[37]		u-[36]	-k [38]	-h [39]	
Dravidian	*yān̲[40]	*yan̲- (for all obl. cases)[40]			*-ēn̲/*-en̲ [41] →	*-ēn̲/*-en̲ [41]	
Indo-European	*tū, Anat. *ti[1]	*t(w)ē ~ *t(w)e[2]		*-t(i) [4]		*-si/*-s[5], (?) *-ei[6]	Pre-IE *tH-[7]
Semito-Hamitic	*'an-t(i) [8]	*ku, m. *ka, f. *ki ~ *k∇m [10]		*ku, m. *ka f. *ki ~ *k∇m [11]	*-t(i) [9]	HEC *-ti[12]	*t∇- [13]
Kartvelian	*si[14]	*g- (prefix) [15]	? *swen-[14]				*h- [16]
Uralic	*tE (= *tü ?), *ti/u/ün∇ [17]	*tin-~*tun-~*tün- (← gen.)[17]		*-t(e) [18]		*-t(∇) [19]	
Proto-Turkic	*si[20]	*sän- (← genitive)[21]		*-g/*-γ, *-ŋ [22]		*-ŋ, (?) *si, CT *sän[23]	
Mongolian	*ti > *či[24]	*tïma(yï)[26]	*tïnu [25]	*tïnu > *činu [27]		*ti > *či[28]	
Tungusian	*si [29]	*sin- (← gen.)[30]	*sini[30]	*si[31]		*si[32]	
Gilyak	ťhi [33]	ťh- (preverb)[33]	ťh-, ťhin[33]				
Chukchee-Kamch.	*gə-δ, *gə(δ-H)∇ ?EKamch. туэ[34]	?SKamch. си 'te, tibi'[34]	*gə-n-∇n[35]				
Elamite	nu [36]	nun [37]			-t [38]	-t(i) [39]	
Dravidian	*nī(n̲) [40]	*nin- (for all obl. cases) [40]			*-i/ī, Pj. -∇t[41] →	*-i/ī, Pj. -∇t; Brahui -s[41]	

Man, Kvinna och Person

Bertil EJDER
Lund

På de allra senaste åren har en del människor reagerat mot att ordet *man* i svenska användes i sammanhang, där det otvivelaktigt rör sig om en kvinna. I synnerhet gäller reaktionerna en mängd sammansättningar med *man* i efterleden. Låt oss som ett vanligt exempel ta ordet *justeringsman*. Man har sålunda ibland ansett det orättvist och olämpligt att i fråga om en rådplägande, ev. beslutande församling, bestående av både damer och herrar, använda just ordet *justeringsman*, därmed möjligtvis antydande, att herrarna vore de lämpligare för uppdraget. Kanske i värsta fall någon på språkliga grunder ville se en antydan om att ingen av damerna egentligen borde komma i fråga. Så har någon på sistone skapat ordet *justeringsperson*, som i skrivande stund (mars 1981) inte är helt ovanligt i vissa kretsar men som - om förf. får ha någon åsikt - verkar onaturligt. I alla händelser bör det vara av intresse att i detta läge undersöka förutsättningarna för bruket av ordet.

Att *justeringsperson* är ett helt nytt påfund, har väl alla på känn. Somliga av dem jag intervjuat vill över huvud inte kännas vid det. Jag har inte lagt ner möda på att söka datera ordet, men det förvånar alls inte, att det är okänt i SAOB (partiet tryckt 1934) och i Östergren (bandet tryckt 1931). SAOL:s senaste, tionde upplaga 1973 har inte registrerat det.

Det är att antaga, att den känsla för rättvisa, som tar sig uttryck i det nämnda ordet, har funnits tidigare än tillskapandet av detta. Det är också klart, att situationen egentligen är precis densamma i en mängd andra tillfällen, där dock hittills ingen som helst stämning av revolt mot ett förment språkligt förtryck har yppat sig. På de följande sidorna skall omständigheterna och det språkliga materialet något undersökas. Men först en kort granskning av det kritiska ordet *man*, som utgör senare leden i *justeringsman* o.a.

I den historiska grammatikens formlära finner vi upplysningen, att substantiven *man* är en avkomling av äldre *manna-*, ursprungligen *manan-*, alltså en *-n*-stam, dock med en vokalstam *mana-* vid sin sida. Över huvud är ordets formhistoria liksom anknytningarna till utomgermanskt material

mycket problemladdade. Se t. ex. de Vries, Altnordisches Etymologisches Wörterbuch och Feist, Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache, jämte de många litteraturställen som dessa ger anvisning på. - Allt detta är emellertid av underordnad betydelse i närvarande sammanhang.

Intressantare är ordets semantiska sida, och vi vill här helt koncentrera oss på det germanska materialet. Got. *manna* är 'Mann, Mensch', och någon specialisering till den maskulina delen av människosläktet kan inte utläsas av textställena.

Det fornvästnordiska *maðr* återges i lexika i första hand med 'människa'. Helt klargörande i detta hänseende är de båda sammansättningarna *karlmaðr* och *kvennmaðr* 'man' resp 'kvinna', där förlederna uppenbarligen är framkallade av behovet av tydlighet och specialisering. *Karlmaðr* synes vara det långt vanligare av de två. Detta framgår bl a därav, att den språkliga motsättningen *man* - *kvinna* ett flertal gånger i texterna uttryckes med *karlmaðr* - *kona* (se Fritzner).

I fsv. och fda. är förhållandet i princip det samma (det heter dock nästan genomgående *kvinn-*, *qvinn-*, med *-i-*, och ordet *qvinnmaþer* motsvarande fisl. *kvennmaðr* synes vara mycket ålderdomligt). Om detta och näraliggande förhållanden har Lis Jacobsen meddelat en mängd värdefullt vetande i boken Kvinde og mand (1912).

I detta sammanhang bör också viss uppmärksamhet skänkas åt det obestämda pronominet *man*. Detta är naturligtvis en användning av samma subst. *man*, om vilket nyss har ordats. Det finns i modern tid i de nordiska språken samt i tyska. I engelska betjänar man sig som bekant numera av andra medel för att beteckna en obestämd person. Framför allt har i denna funktion *one* fått en utsträckt användning; dessutom nyttjas *anyone*, *they* och *people* i ställningar, där t. ex. nordiskan använder *man*. I fornengelskan var förhållandet mer likt det i nutida nordiska och tyska. I ordböckerna förklaras sålunda det nu utdöda feng. pron. *man* vara 'a human being (irrespective of sex or age); = L[atin] homo. In OE the prevailing sense'; så NED. Det finns emellertid sena lämningar av det forntida skicket, t. ex. i titeln på Popes berömda verk "An essay on man" (1732-35), i talesättet *Man proposes, God disposes* och i sammansättningar som *mankind* 'människosläktet', för att nu ta några exempel. - Vi skall inte uppehålla oss vid de olika ansatserna och utvecklingarna i skilda språk ock vid skilda tider. Vare det endast sagt, att engelskan på olika stadier också visar former som *mon*, *men* (sg.) och *me*, dessutom plur. *men* (jfr. isl.). I nederländska kan man använda *men*, en svagtonsform av subst. *man*, dock nästan endast i vårdat skriftspråk. (I talat språk på olika nivåer uttrycker man sig på annat sätt: obetonade varianter *we*, *ge*, *ze* till personliga flertalspronomina *wij*,

gij, zij, stundom/sällan också indefinit *'n mens* 'en människa'.[1] Likaså brukar det i handböckerna omtalas, att det franska pron. *on* 'man' är uppkommet ur lat. *homo* 'människa'.

Huvudföremålet för denna studie är emellertid det nordiska ordet *man* i dess olika användningar.

I såväl forn som modern isländska är det ofta tydligt, att *mað(u)r* betyder 'människa', utan hänsyn till kön. Vidare förekommer *mað(u)r* i ställningar som visar, att övergången till obestämt pronomen ligger synnerligen nära. För fisl:s del behöver jag egentligen bara påminna om det ordspråksartade talesättet *maðr er manz gaman* Hav. 46. Enligt Kuhn i glossaret till Neckels eddautgåva liksom enligt Blöndal är betydelsen hos ordet *maðr* försvagad, i synnerhet - säges det - i negerade satser, ofta helt obetonat, samt i förbindelse med adj. och pron. vid substantivering. Som exempel anföres under a): *obrigðra vin fær maðr aldregi* 'einen treueren freund bekommt man nie' m.fl., under b): *menn meinsvara* 'meineidige' m.fl. (Detta påminner om sentida engelskas behov av ett "prop-word" i tillfällen, då ett adjektiv inte kan användas fristående, substantiverat.) Men också i andra källor och i andra sammanhang förekommer *maðr* 'människa'. Några prosaexempel, alla hämtade ur Fritzners ordbok, är följande:

Guð skapaði síðarst menn tvá, er ættir eru frá komnar, Adam ok Eva Snorra Edda I, 2, 5.

Þar mun ei fleira manna en karlmaðr ok kona Flateyjarbok III, 403, 35.

Skapaði guð manninn eptir sjalfs síns myndi ok líkneskju, skapaði hann bæði karlmann ok kvenmann Stjórn 19, 15.

Mycket material hade ytterligare kunnat anföras. Även plur. *menn* i motsvarande funktion hade kunnat belysas och diskuteras. (Här hade man kunnat jämföra med eng. *people say* o.d.)

Också i fornsvenska har *maþer* på ett tidigt stadium tydligt betytt 'människa'. I Söderwalls ordbok (Sdw) är hithörande fall samlade som mom. 2, medan ordbokens mom. 3 upptager fall med den nu vanligare betydelsen 'man, karl, i motsats till qvinna'. (I Suppl. är indelningen givetvis bibehållen.) Det är naturligtvis ogörligt att kontrollera, hur pass fullständigt Söderwall har registrerat det i litteraturen uppträdande materialet. Vid en mera flyktig genomsyn tycker man sig finna, att bet. 1 föreligger i fler verkligt gamla ex. än bet. 2. Emellertid påverkas nog både medeltidens bruk och vår moderna uppfattning av utomspråkliga faktorer. Det är nog också klokt att, liksom Lis Jacobsen a.a. ofta gör, räkna med att språket i den gamla litteraturen avspeglar bruket i långt äldre talat språk.

Det är naturligtvis av vikt att också studera sådana sammansatta ord, där *maþer* ingår som senare led. Sdw redovisar 275 sådana jämte 19 sammansättningar med enbart plur. *-män*. Sdw Suppl. förtecknar ytterligare 121 *-man* respektive 1 *-män*. (Av dessa konstituerar åtskilliga egentligen inte nya ord utan blott varierande sammansättningstyper av förut kända; ex. är *mal-*, *mala-*, *mals-maþer*; *skiäl-*, *skiäla-*, *skiäls-maþer*; *skötning-*, *skötninga-*, *skötningis-maþer* m.fl.

Det är naturligtvis ofta omöjligt att i detta stora material urskilja, i vilka tillfällen *maþer* betyder 'homo' och i vilka det betyder 'vir'. Man har väl lov att utan föregående undersökning räkna med det senare i ord som *aker-*, *bruþ-(!)*, *dottor-(!)*, *for-*, *?frälse-*, *?frälsis-* (jfr *frälsis kona* 1 gg från 1300t., senare avskr.), *fästa-(!)*, *fästo-(!)*, *guds-*, *hirþ-*, *hof-*, *kärra-*
, *karl-(!)*, *kloster-*, *köp-*, *lagh-*, *lek-*, *löska-*, *portkonu-*, *riddar(a)(manz)-*, *strids-*, *ämbitis-*, *örlögs-maþer*, för att endast ta några mera säkra fall ur Sdw (Suppl. är ej anlitat för denna uppräkning). I ytterligare en stor mängd tillfällen visar det sig med all evidens vid granskning av de beläggställen, till vilka ordboken hänvisar, att det rör sig om beteckningen på maskulina individer.

Och det är naturligtvis aldrig någon tvekan om att sammansättningar med *-kona* alltid avser kvinnor. Snart nog slår f. ö. formen *kvinna*, ursprungligen väl gen. pl. utlöst ur sammansättningar, ut det gamla *kona*. Detta får i svenska, där det över huvud lever vidare, snart en starkt försämrad betydelse. SAOB använder följande definition på *kona*: "numera bl. arkaiserande l. starkt vard.) med nedsättande bet., dels i förb. med adjektivbestämning som betecknar dålig egenskap, dels ensamt i pregnant anv.: dålig, särsk. lättfärdig l. sedeslös kvinna; äv. ss. okvädinsord." Redan i en källa av 1531 användes uttrycket *lösa konor*, HH XI 1:54. Detta bruk har man f. ö. velat spåra redan i fsv. När Klemming, Ur en antecknares samlingar s. 49, trycker av "Skämtan om abbotar" ur Cod. Verelianus av ?1457, läser han strax i styckets början att abboten kommer till *kona sins*; i en not skrives "Egentligen qvinna, hustru; här menas nog konkubin." Senare utgivare har här läst *koua sins*, troligen med större rätt. Obs. den maskulina formen *sins*! I så fall utgår alltså detta textställe ur betraktelserna. Under *kona* mom. 3 upptages i Sdw ett ex., där ordet *kona* återges 'frilla', och i förledsramsan för *kona* urskiljer man det helt tydliga *almänningskona* samt ett antal andra sammansättningar som har en inte helt god klang: *galderkona*, *trollkona* m. fl.

Sammansättningsramsorna vid *kona*, *qvinna* är mycket kortare än vid *maþer*. Sdw har 29 *-kona*, Sdw Suppl. ytter-

ligare 13. Av ord med *kono-* i förled har Sdw 1 (*kono myolk*), Suppl. inget; *qvinna* i förled finns i 11 ord förtecknade i Sdw, i Suppl. ytterligare 3 under *kona*, 29 under *qvinna*[2].

I danska har den semantiska utvecklingen slagit in på andra vägar. Den har, kort sagt, resulterat i att *kone*, ett helt respektabelt ord, vanligtvis betyder 'hustru'. Om huvudpunkter i denna del av ordets historia se Lis Jacobsen a.a. samt om de nutida förhållandena ODS.

Man kan vänta sig, att *maþer* 'homo' sträcker sig åtminstone med förgreningar in i nynordiskan. Detta har observerats av SAOB. I den vidlyftiga artikeln *man*, skriven av Sigfrid Ehrling och tryckt 1942, urskiljes inte mindre än 14 betydelsemoment, av vilka det första är 'människa; person'. (Om några av de senare momenten se nedan.)

Det omtalade första momentet i SAOB ser ut som följer. Av det viktiga exempelmaterialet anföres här en del, medan annat utelämnas (markerat med ...).[3]

1) (+ utom i *b-d* samt i vissa ssgr) människa; person; ofta svårt att skilja från 5[4]. *Then andre engelen giöt vth sina skååål j haffuet, och thet wort som en döödh mandz blodh.* Upp. 16:3 (NT 1526; gr. καὶ ἐγένετο αἷμα ὡς νεκροῦ). ... *Alskiöns Sääd .../Aff hwilkom Örter, Gräsz, ok Frukter wexa fram, /Som föder Man ok Dinur.* Lucidor (NS) 208 (1672). *Jag trodde ..., att du var munk och krigare i en man* Rydberg Sing. 73 (1876). - Jfr *anner-*, *börde-man*. - särsk.

a) i uttr. vari höjden av ngt angives i förhållande till längden av en vuxen människa. *Strömmen ... är ... i denne Sommaren så uttårkat, att det eij (är) diupare än till halfwa mannen.* KKD 11:166 (1710). *Uti Wolhymien har ... ett så faseligit Platz-Rägn fallit, at Vatnet* [...] *har stådt en half Man högt.* Quensel Alm (Gbg) 1727, s 33.

b) (numera bl. ngn gg i högre stil) motsatt: Gud. *Jesus sann Gudh och Mann.* Ps. 1653, s 358 ...

c) (fullt br.) *jur.* om fysisk l. juridisk person ur rättssynpunkt, ss. rättssubjekt l. innehavare av ekonomiska tillgånger o.d. [...] *annars mans jord, hus eller tomt,* [...] JB 10:1 (Lag 1734). [...] särsk. i uttr. *tredje man*, person som icke är kontrahent i ett visst avtal l. part. i ett visst rättsförhållande, utomstående person. VRP 14/9 1724. [...]

d) [jfr d. mands minde] (i högre stil, mindre br.) i uttr. i (förr äv. *inom* l. *utom*) *mans* (förr äv. *manna*) *minne*, i nu levande människors hågkomst (resp. inom l. utanför tid var förhållanden ihågkommas av nu levande människor). Jfr *manna-minna*. [...] *thet som är i manna minne* O Petri Kr. 7 (c. 1540). [...]

Ovanstående material kunde nog också ses från andra synvinklar än som har skett i SAOB. Även äv det snäva urval

som meddelas kan nog ett och annat gallras bort. Det gäller åtminstone ex:et på huvudmomentet från Rydbergs Singoalla, där det nog är stark presumtion för maskulint kön. Under a) gäller det samma för ex:et 1710, där texten handlar om trupprörelser o.d. En skugga faller slutligen på ex:et under b) från 1658; Gudomens personer brukar tänkas och omtalas såsom maskulina.

Av det ovan anförda materialet och grupperingen därav är det till sist kanske bara c) och d) som inte framkallar invändningar eller åtminstone tveksamhet. Men det rör sig där om användningar och uttryck, som hör hemma i fackspråk eller är konservatismer eller båda delarna.

Det är ingen tvekan om att det problem, som sammansättningarna med *-man* i skisserade avseenden erbjuder, på den yttersta av dessa dagar aktualiseras allt starkare. Jämför inledningen till denna artikel. I ett undermoment långt ner på skalan i *man* 5) har SAOB samlat ett betydande antal förleder, till vilka *man* kan anslutas "ss. senare led i ssgr betecknande person som är beklädd med visst uppdrag l. innehar visst ämbete l. viss tjänst l. utövar visst yrke l. ägnar sig åt viss verksamhet o.d., i vissa fall äv. i utvídgad anv., om kvinna". Därefter följer en ramsa av 118 förleder i sådana ord, behandlade på vederbörliga olika ställen i SAOB. Jag har inte heller här gått igenom alla artiklar om eller material för allihop. Det är inte många yrken, representerade av dessa ord, i vilka inte kvinnor numera är sysselsatta. Med "numera" förstås här ofta tiden efter de tillfällen, då orden behandlades i SAOB.

Ordböckerna återspeglar förhållanden som trots det relativt ringa tidsavståndet nu är helt föråldrade. Detta gäller inte bara SAOB, vars äldsta partier har en ålder som närmar sig ett sekel (det samlade första bandet bär tryckåret 1898, och sist publicerade häfte går [mars 1981] fram tom. *smält* sbst4). Det torde ligga utom möjligheternas gräns att företaga en uttömmande saklig och språklig undersökning av vårt studieobjekt. Dessutom skulle den vara föråldrad i morgon. På enstaka, valda punkter kan man däremot sätta in en undersökning åtminstone för att se, vilka vägar utvecklingen hittills har tagit eller tycks vilja taga. SAOB:s ovan citerade formulering "i vissa fall äv. i utvidgad anv., om kvinna" är såtillvida utmärkt, som den inte ens utsäger något bestämt om förhållandena då artikeln skrevs, långt mindre om en social och språklig utveckling, som sedan dess har pågått i 40 år. Å andra sidan kan det invändas, att det faktiskt är av intresse att veta, hurudant dagsläget är på en punkt som denna.

Språkbruket tycks här som ofta annars vara ganska nyckfullt. Enligt förf:s minne och språkkänsla är åtminstone *affärskvinna*, *idrottskvinna* och (det visserligen åldrande)

spåkvinna fullt gängse (alla i SAOB). Något mer avancerat är *motorkvinna* (ej i SAOB eller Östergren), men ordet är utan tvivel gängse i fackkretsar.

I en lång rad tillfällen är det emellertid inte möjligt att helt enkelt sätta in *-kvinna* (ev. något annat ord) i st. f. *-man*. Låt oss se på följande grupp. *Arkivman, barnavårdsman, besiktningsman, biblioteksman, bouppteckningsman, brandman, fackman, försäkringsman, kronouppbördsman, lagman, målsman, nämndeman, ordningsman, polisman, rådman, styresman, taxeringsman, uppbördsman, värderingsman, ålderman, ämbetsman.* I intet av dessa tillfällen lär det vara möjligt att ersätta *-man* med någon led, utvisande annat sexus hos den åsyftade personen än maskulint. Det är möjligt, att orden i gruppen har ett gemensamt karateristikum, som kunde bidraga till att förklara detta fenomen. I så fall består detta i en sträng fackmässighet, en förankring i den kamerala eller juridiska eller politiska sfären, som gör att hela vår uppmärksamhet dras till första leden, medan den andra leden, *-man*, stannar helt utanför vår uppmärksamhets ljuskägla. Man kan kanske i stället tala om en extra hård hopkoppling av de båda sammansättingslederna, vilken vållar att inget utbyte av *man* vore möjligt utan skada. Eller skulle ett sådant utbyte på ett störande sätt dra vår uppmärksamhet från den semantiskt dominerande första leden?

Här kommer förf. att tänka på en gammal klassföreståndare under skoltiden. Denne konstaterade en gång med förargelse dels att frånvaron var anmärkningsvärt stor, dels att det inflöt en mängd sjukintyg, utfärdade av vederbörandes *mödrar*. Gripen av misstankar utbrast han, vänd till en f.d. frånvarande: "Det skall vara hans far, som skriver under intygen. Det står tryckt mål*sman* där nere, där underskriften skall vara. Ser han det?!"

Somliga av de senast förtecknade orden har otvivelaktigt utländskt (lågtyskt) påbrå. Detta gäller bl a ord som sammanhänger med det under medeltiden och början av nyare tiden uppspirande bergsbruket, drivet främst av tyska yrkesmän.[5] Andra åter går otvivelaktigt tillbaka till förlitterär tid och är av rent nordiskt ursprung. Det senare gäller t.ex. *lagman* och *nämndeman*, båda med motsvarigheter i den äldsta fornisländskan. De sistnämnda härrör alltså från en tid, då *man* ännu ofta betydde 'människa'. Det vore emellertid förhastat att därav dra slutsatsen, att i en forntext *man* i *lagman* o.s.v. kunde avse en kvinna, eller bättre, att en kvinna kunde bekläda lagmannens ämbete. Detta vore visserligen teoretiskt-språkligt möjligt, men trots alla försäkringar om kvinnans självständiga ställning i forntiden och om hennes uppsikt och myndighet över hus och hem etc. var samhället starkt dominerat av männen. Berättelserna om dugliga och viljestarka kvinnor i forntidens

Island, om Sigrid Storråda, Blenda, drottning Margareta o.s.v. är endast undantagen som bekräftar regeln.

Hur skevt systemet i själva verket är framgår av ordparet *tjänsteman* : *tjänstekvinna*. Det senare ordet säges av Östergren "numera huvudsakl. vara känt genom Strindbergs bok Tjänstekvinnans son". I Dalins ordbok (1853) är *tjensteqvinna* 'tjenande kvinna'. Det tillägges "Säges i allmänhet endast i fråga om lägre tjenster". *Tjänsteman* är däremot numera tvekönat. Det talas i förekommande fall om *kvinnlig tjänsteman*. Och huvudfackorganisationen har ett namn, TCO, som betyder "Tjänstemännens centralorganisation", ingenting annat.

En orsak till den oerhörda dominansen för *-man* är nog att fornlitteraturen åtminstone i alldeles övervägande grad är skriven av karlar. Detta strider inte mot det förhållandet, att manuskripten nog i stor utsträckning är framställda av kvinnor. Att skriva av böcker var mångenstädes en kvinnlig handaslöjd, och en mycket stor del av t.ex. den fornsvenska litteraturen är kopior skrivna i klostren av nunnor. Likväl har ordet *avskriverska* enligt Sdw inte i fornsvensk tid funnit vägen till pergamentet eller papperet. Ordet finns inte heller i SAOB, där det visserligen skulle ha haft sin plats i det tidigaste bandet, men det finns hos Östergren liksom redan i SAOL:s 7 upplaga 1900. (I upplagan av 1874 saknas det.) I praktiken finns det använt t.ex. i titeln på Arne Bengtsons uppsats Avskriverskan och förlagan, i Arkiv för nordisk filologi 1946.

Den diskuterade saken hänger givetvis samman med strukturen hos forntidens och medeltidens samfund. Av alla tillgängliga kriterier att döma rådde det där en stark mansdominans. Bland annat tog detta sig uttryck däri att det var karlarna, som kom samman till ting. Likväl är det ostridigt, att landskapslagarnas *maþer* i en mängd tillfällen betyder 'människa'. Det förefaller, som om Schlyters ordbok har registrerat detta material med en viss omsorg.

Fastän sammansättningarna på *-man* endast i en rätt begränsad del fall har forntida påbrå, gör vi nog klokast i att betrakta sammansatta ord sådana som de anförda såsom nya tillskott till denna semantiska kategori. Att vi kanske i detta hänseende ser en smula olika på dessa sammansättningar hindrar väl inte, att *-kvinna* enligt samstämmig mening skulle vara tillfälligt, ha en skämtsam ton över sig och många gånger vara rent omöjligt. Detta åtminstone på nuvarande ståndpunkt, och det finns knappast något välgrundat skäl att söka ändra på detta spontant framsprungna förhållande.

Det är nog inte helt klart, var frontlinjen för ögonblicket går mellan enhetstitlar med maskulin form, använda om både män och kvinnor, och beteckningar med skilda språk-

liga former. *Direktris* är enligt SAOB (1915) "kvinnlig direktör; särsk. om föreståndarska för teatertrupp l. för större syatelje o.d.". Det är kanske fortfarande sant. Men det är också otvivelaktigt så, att en kvinnlig direktör numera i de flesta fall om- och tilltalas som *direktör*. I sammansättningen *generaldirektör*, titel för den som bekläder ett av vissa höga svenska statliga ämbeten, är det utan tvekan så. Det danska *direktrice* definieras i ODS: 'kvindelig leder ell. bestyrer (især af forretning, ell. en afdeling heraf).' Något fler individer synes gå in under denna definition än under den av det svenska *direktris*. Detsamma synes gälla det norska *direktrise*. Titeln *musikdirektör* (enl. SAOB efter ty. *musikdirektor*) har heller ingen speciell femininform, trots att det finns många kvinnliga musikdirektörer. (Ordet saknas veterligen i nutida danska och norska.) Det finns många liknande fall, om man vill göra sig mödan att samla på dem. *Ambassadörer* är chefer för de förnämsta svenska beskickningarna utomlands. Detta oavsett om vederbörande är man eller kvinna. (Det väckte för en del år sedan ett visst uppseende, när makan till en viss ambassadör lät kungöra, att hon förväntade sig tituleringen *ambassadris*.) I studentvärlden har universitetens nationer var sin akademisk lärare, vanligen en professor, till *inspektor*. Hans hustru kallas i studentmun *inspektrix*. En kvinnlig inspektor är däremot just *inspektor* även hon. En *professor* kan vara och är numera ofta en kvinna, på samma sätt som *docent*. Några kvinnliga biformer av titlarna är otänkbara. *Doctrix* förekommer nästan endast i det latinska promotionsformuläret vid universitetet i Lund. Inom det militära gradväsendet har man inga särskilda språkliga bildningar som beteckningar för kvinnliga befattningshavare, liksom av gammalt inte inom Frälsningsarmén. I sjömanslagen (SFS 282/1973) talas endast om *sjöman*, likaså i mönstringsförordningen (SFS 37/1979). Hos polisen, som numera rekryterar många kvinnliga befattningshavare, talar man om *polisman* och *polisassistent* oavsett kön. Skolväsendet har sedan många år officiellt inte några *lärarinnor*, endast *lärare*. Orsaken är att *lärarinna* för ungefär hundra år sedan hade blivit den officiella titeln för kvinnliga pedagoger utexaminerade från ett s.k. högre lärarinneseminarium, kungligt eller privat. Ordet *lärerska* förekommer redan hos Birgitta (översättning av *doctrix*?) men är i svenskan utdött sedan 1700-talet. Just på pedagogikens område är dessa förhållanden brokiga och svåröverskådliga. I fisl. har man *lærifaðir* 'Lærer, Læremester' och *lærimóðir* 'Lærerinde' liksom *lærisveinn* och *læridóttir*. Av de svenska motsvarigheterna till dessa är *lärofader* i betydelsen 'man som undervisar ngn i ngt' dött sedan mitten av 1800-talet (SAOB). *Lär(o)moder* betygsättes i SAOB "(om ä. förh)"; yngsta exempel rör förhållanden 1840, i

danska är det "foræld.", med senaste ex. från H. C. Andersens tid. Äldsta danska belägg är f.ö. i Kalkars ordbok från Moth o. 1700, men det kan numera föras tillbaka till mitten eller slutet av 1500-talet, Lunds stifts landebok 1 467:29. *Lärosven* är i bet. 'elev, studerande' i svenska dött sedan mitten av 1800-talet, förekommer enligt ODS "hos sprogrenserne", med ett sista belägg från 1883. MB 1 m. fl. fornsvenska källor har *lærepilter*, ett ord som tycks ha spårats sista gången 1742 hos Olof von Dalin. *Lärodotter* slutligen, motsvarande isl. *lærídóttir*, har jag inte kunnat belägga varken i fsv. eller i nysv.; däremot finns dan. *Lære-datter*, som är 'elev paa jordemoderskolen ved fødselsstiftelsen i Kbh.', med ex. från 1787-1926.

Det återstår att säga några ord om de på några håll föreslagna och brukade sammansättningarna med *-person*, varmed denna uppsats inleddes. Det finns i SAOB några sådana som verkligen tycks vara mer eller mindre könlösa. Det gäller dock inte dem som har (hittills) utpräglat maskulina ord i förleden, sålunda *amiralsperson*, *generalsperson* och kanske fler. Det mest gängse är kanske *privatperson*. - I ordboken har man dödat det undermoment av *person*, som innehåller definitionen: "övergående i bet.: anställd person, medlem (av regering, ämbetsvärk o.d.), ämbetsman, tjänsteman, lärare (vid skola l. universitet) ..." Hit hör det numera på sina håll uppblomstrande *justeringsperson*. Bruket därav bör inte uppmuntras. Det är nämligen fara värt, att man genom att nyttja ett genom sin bildning eller ungdom så påfallande ord drar uppmärksamheten till det som i saklighetens namn skulle i all stillhet förbigås. Och det är denna yttring av att språket inte längre har någon god och "jämlik" beteckning för "människa" (oavsett kön). Det sistnämnda ordet duger inte, ty det tycks ha en viss inneboende tendens att tolkas in malam partem. Härom åter ett citat från SAOB, under *människa* 2): "om viss bestämd mänsklig individ; numera bl. i vardagliga användningar för att beteckna en person ss. okänd l. mindervärdig l. socialt lågtstående l. för att uttrycka att man saknar intresse för att namnge l. närmare beskriva honom; förr äv. utan dylik bibetydelse." Man ser tydligt, i vilken riktning utvecklingen är på väg, och detta framgår dessutom av vissa undermoment. Sålunda b) "i nedsättande l. respektlöst l. starkt känsloladdat tilltal till person ..." c) "(ngt. vard.) i sådana uttr. som *unga* l. *gamla människan*, om ung resp. gammal l. fullvuxen person, vanl. använt för att betona att man på grund av hans (hennes) ålder kan ställa vissa förväntningar på honom (henne); ofta i tilltal ..." d) "(i kvinnospråk, numera föga br.) ss. förtrolig l. beundrande beteckning för manlig person ..." e) "ss. vardaglig l. ngn gg skämtsamt förtrolig beteckning för kvinna ... särsk.

(vard.) om kvinnlig tjänare."

Det är stor risk, att *person* skall utvecklas åt samma håll. I svenska kanske man ännu bara anar det, men i t.ex. SAOB:s behandling av ordet saknas antydan därom. I danska skymtar förhållandet emellertid fullt tydligt. I mom. 5:4 av ODS:s artikel om *Person* står att läsa: "brugt som nedsæt. ell. respektløs betegnelse for et individ ...: 'fyr, personage'." Efter ett stort skiljetecken följer så "... i forb. m. adj., der har nedsæt. bet." Bland språkproven finns sådana som *en raa Person* och *den gemene Person*. I tyska är denna utveckling sedan länge ett faktum: *ein man, der muth genug hat, ... sich mit einer person auf ewig zu verbinden, es musz eine schlechte person sein, die sich leicht in frembde wohnungen führen läst* o.s.v., Grimms Wb s.v. *person* 5 b.

Så mynnar då denna lilla studie ut i konstaterandet, att könsskillnaden vållar språkets handhavare stora bekymmer. Försöken att åvägabringa "större jämlikhet" har vållat mycket besvär, och resultaten därav manar på den behandlade punkten inte till efterföljd. Andra europeiska språk än de skandinaviska har väl eller kommer väl att få samma svårigheter. Det skulle dock föra alltför långt att söka beskriva också dem. Saken överlämnas med förtroende till dessa länders språkforskning och språkvård.

ANMÄRKNINGAR

1 Upplysningar från min vän prof. dr. Karel Roelandts i Leuven.
2 Ursprunget till formen *kvinna (kvinno-)* undersökes inte här.
3 Det räknas såsom bekant för läsaren, att endast en del av det material ordboksredaktionen förfogar över är avtryckt. Det övriga, som också det är noggrant genomtänkt av artikelns författare, har efter författande av artikeln gått tillbaka till ordbokens arkiv. Inte ens ett citerande av allt i ordboksartikeln skulle alltså ha medfört en komplett redovisning för äldre tid. (För nyare tid är fullständighet givetvis ouppnåelig.)
4 Se nedan.
5 Här öppnar sig möjligheten att undersöka, i vilken utsträckning motsvarande ord på tysk botten har blivit till egennamn. Det ligger dock utanför ramarna för närvarande framställning. Se de tyska personnamnsordböckerna, för det mer principiella t. ex. Bach, Deutsche Namenkunde passim (register i band 3 s 107).

Thomas Murners 'Aeneis' handschriftlich

Hans FROMM
München

> Kein Problem ist mit der Literatur und ihrem bescheidenen Mysterium so innig verwoben wie das Problem, vor das uns eine Übersetzung stellt.
>
> Jorge Luis Borges, Ges. Werke 5/1, S.99 (1981)

Wenn sich die mitteleuropäische Wahlheimat Björn Collinders rüstet, dem Jubilar eine Festschrift darzubringen, dann darf einmal seine Bedeutung als Finnougrist zurücktreten und sein Verdienst als Übersetzer weltliterarischer Werke in den Vordergrund rücken. Collinder hat Schweden ein beachtliches Stück Weltliteratur eingebracht; er hat neben dem finnischen Kalevala den angelsächsischen Beowulf, die beiden Edden, Shakespeare und ein halbes Dutzend antiker Tragödien ins Schwedische übertragen.[1] Es war wohl nicht nur die Freude an der Nachgestaltung des antiken Versmaßes, die ihn zu Euripides und Sophokles führte, sondern auch das Wissen, um wieviel mittelbarer die Antike, die doch eine zeitlose Interpretin des europäischen Geistes bleibt, in Skandinavien aufgenommen wird.

Björn Collinder hat in seinem Schreibtisch-Leben sehr verschiedene Gegenstände angefaßt, aber immer die Arbeit am sprachlichen Detail gesucht - oder im lappischen Bilde: *ī dât gūliid, gutti ī gieđâidis nuoskâđ.*

Im folgenden soll von frühen deutschen Übersetzungen von Vergils 'Aeneis' und einer bisher unbekannten Handschrift die Rede sein.

Vergils Epos wurde im deutschen Mittelalter nicht übersetzt. Doch als sich in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts der aus der Maastricher Gegend stammende Ministeriale Heinrich von Veldeke ans Werk machte, den etwa 1160 am anglonormannischen Hofe Heinrichs II. geschriebenen altfranzösichen 'Roman d'Eneas' ins Mittelhochdeutsche zu übertragen[2], hat er zwar den Schulautor Vergil ebensowenig wie den spätantiken Kommentar des Servius systematisch beigezogen, wohl aber die 'Aeneis' über seine unmittelbare

Quelle hinaus immer wieder ad hoc genutzt. Das philosophische Vergilverständnis der Zeit, wie es sich im Kreis der Schule von Chartres und im 'Commentum super sex libros Aeneidos Virgilii' des Bernardus Silvestris um 1150 spiegelt[3], ist Heinrich wohl fremd geblieben. Hier wurde in der Fahrt des Aeneas das Leben des Menschen, von Gottes Vorsehung geleitet, *sub integumento* dargestellt und gedeutet, in Vergil der *philosophus* gesehen, dessen ontologischer Tiefsinn sich erst in allegorischer Auslegung der Fabel erschließt. Die allegorische Vergildichtung ist bis in den Humanismus hinein lebendig geblieben. In der 'Aeneis' sah noch die Maximilianzeit die *conditio humana* allegorisch beschrieben.[4]

Durch Heinrich von Veldeke hat das ganze nicht lateinkundige deutsche Mittelalter den Stoff kennengelernt. Die erhaltenen Handschriften und Handschriftenfragmente erstrekken sich vom 12. bis zum 15. Jahrhundert. Die späteste Handschrift (n), die aus der Bibliothek der Grafen von Zimmern stammt und heute in der österreichischen Nationalbibliothek in Wien als cod. 2861 [Hist. prof. 534] aufbewahrt wird, wurde 1474 durch Jorg von Elsbach geschrieben. Nach ihrem handschriftlichen Kontext zu urteilen, wurde der stark gekürzte Eneasroman Veldekes hier noch einmal als geschichtliche Darstellung verstanden.

Ein Jahr, nachdem Jorg von Elsbach seine Arbeit beendet hatte, wurde der Mann geboren, dem die deutsche Aeneis-Übersetzung verdankt wird, der Franziskanermönch Thomas Murner. Er übertrug Vergils Epos in den Knittelvers, den Vers seiner Zeit. Er folgte dem lateinischen Original nicht wörtlich; sein Werk hat etwa den doppelten Versumfang seiner Vorlage. Die Freiheiten, die ihm das Versmaß, die Sprachstruktur und die Vorstellungen seiner Zeit boten, erschienen ihm, ganz entsprechend der bekannten Übersetzungsmaxime Steinhöwels von der Prävalenz des Sinnes gegenüber der wörtlichen Treue[5], als fraglos zu nutzende Lizenzen. Daß die sprachlichen und Übersetzungsversehen sich in engen Grenzen halten, ist wohl auch Conrad Peutinger zu danken, dessen Überprüfung des Manuskriptes Murner in der Vorrede erwähnt. Der Übersetzungsarbeit waren 1508 in Freiburg gehaltene Vergil-Vorlesungen Murners vorausgegangen.

Auch sein Werk hat Erfolg gehabt. Bei Grüninger in Straßburg erschien das Buch zuerst 1515, mit 143 kostbaren Holzschnitten ausgestattet und einer pompösen Widmung an Kaiser Maximilian, und bis 1606 wurde es noch fünfmal gedruckt: 1543 und 1545 durch Gregor Hofmann in Worms, 1559 und 1562 in Frankfurt und schließlich 1606 bei Johann Weidner in Jena.[6] Vier Jahre später kam in Augsburg die Übersetzung des dortigen Professors am St. Annen-Gymnasium Johannes Spreng postum heraus, natürlich nicht mehr im frei-

en Knittel, aber ebenfalls in vierhebeigen Reimpaaren. Spreng, der etwas von den Humanismusinteressen der ostschwäbischen Meistersinger erkennen läßt, ist im ganzen metrisch gewandter als Murner, amplifiziert auch inhaltlich freier. Er hat seinen Vorgänger benutzt, aber nicht ausgebeutet.[7]

Die Versuche, Vergils Epos in das Versmaß der jeweiligen Zeit oder in ein 'deutsches' Metrum zu übersetzen, sind nicht ganz selten geblieben. Nur auf einiges kann hier hingewiesen werden. Die Goethezeit brachte mit Gottfried August Bürgers und Johann Jakob Bodmers Proben, mit Th. Plazzary, J. Spitzenberger, J. H. Voß und C. L. Neuffer Hexameter-Übersetzungen, die dann auch im 19. Jahrhundert (Wilhelm Binder) und im 20. Jahrhundert mit Thassilo von Scheffer und Rudolf Alexander Schröder sich als die 'maßgeblichen' durchsetzten, wobei Voß und sogar Spitzenberger sich mit Neuauflagen noch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts behaupten konnten. Das 18. Jahrhundert aber las auch die Übertragungen von Johann Christian Schwarz (1742/44) und Heinrich H. Flügge (1749) in Alexandrinern. 1821/22 wurde in der Übersetzung des Postmeisters und Mathematikers Joseph Nürnberger die Aeneis in deutsche Jamben umgeschmolzen. Noch in unserem Jahrhundert hat Hans Draheim den Blankvers benutzt. 1784-88 wurde aus der Feder des Hofzensors am Hofe Kaiser Josephs II., Aloys Blumauer, eine seinerzeit viel beachtete Vergil-Travestie veröffentlicht. Sie erregte Schillers Unwillen, und als Antwort darauf erschienen 1792 seine ausgewählten Stücke aus der Aeneis, nach Wielands Vorbild in Stanzenstrophen. Sie setzten angesichts des großen Übersetzernamens die Kritik der Zeit in einige Verlegenheit. Doch wirkte das Vorbild in den Stanzen-Übersetzungen des 19. Jahrhunderts nach (P. Stolle, der sich P. E. L. Lots nannte, und Emil Irmscher). Eine Übertragung in das 'deutsche' Versmaß des heroischen Epos versuchte Moritz Zille 1868, als er, wohl das Metrum spätromantischer Balladen im Ohr, die Aeneis in Nibelungenstrophen übertrug. Das hörte sich dann so an (Aen. I 198-202):

O Freunde, deren Schulter schon Schwereres ertrug!
Auch diese Wunde heilet der Gott, der sie uns schlug!
Ihr kennt der Skylla Tosen, der Klippen Donnerhall,
Bei dem kyklopischen Felsen der wilden Brandung Schall!

Eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Murners 'Aeneis' hat noch kaum begonnen, eine Ausgabe, die modernen Ansprüchen genügte, gibt es nicht; die einzige monographische Darstellung zum Thema ist unzulänglich.[9] Die Drucke vor dem Jahre 1550 verzeichnet F. J. Worstbrock[10], doch hat er nicht systematisch die noch vorhandenen Exemplare gesammelt. Für den kostbaren Erstdruck[11] benutzte er das Exemplar der UB Tübingen. Weitere Exemplare finden sich in der Bayerischen Staatsbibliothek München (Sign. A. lat. a 349 2°; aus dem Besitz von St. Ulrich und Afra in Augsburg) und in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel. Daß es außerdem eine Handschrift von Murners 'Aeneis' gibt, war bisher unbekannt. Ich stelle sie nachstehend vor. Es handelt sich nicht um einen Codex, der den Drucken voraufgeht, sondern um die Abschrift von einem Druck.

Codex III. 2. 8° 68 der ehem. Öttingen-Wallersteinschen Bibliothek, Harburg-Maihingen, jetzt der UB Augsburg gehörig und zwischenzeitlich im Depot der Bayer. Staatsbibliothek München.

Papier. Wasserzeichen: Wappen mit Kreuz auf Dreiberg und vier die Kreuzesenden mit dem Berg verbindende Bögen: Variante bei Briquet 1242 = Wien 1566.[12]

463 gez. Bll.; es fehlen Bl. 1, 2 und 8 mit Textverlust, Bl. 457 und 458 locker im Einband.

Seitengröße: 17,5 x 11,5 cm. Die Seiten sind unbeschnitten und durch Wassereinwirkung an den Rändern aufgequollen.

Die Lagen lassen sich wegen des schlechten Zustandes der Hs. nicht feststellen; sie wären nur zu ermitteln, wenn man die Hs. auseinandernähme. Eine alte Blattzählung am unteren Rand, und zwar jeweils 5 Bll. gez. mit fortlaufender Majuskelfoliierung und römischer Zählung und anschließenden 3 Bll. Vakat, d.h. daß zu jeder Lage (?) 8 Bll. gehören, von denen 5 bezeichnet sind. Oben rechts Foliierung von alter Schreiberhand.

Der Schriftraum ist mit der Seitengröße so gut wie identisch, nur ist gewöhnlich am unteren Rand ca. 1 cm freier Raum.

21-25 Zeilen auf der Seite, Verse abgesetzt, jeweils die zweite Zeile eines Verspaars eingerückt, Zeilenanfänge in Majuskeln. Bei fehlendem Raum am Zeilenende Super- und Subscriptiones, in einzelnen Fällen auch Textverlust.

1 Hand; wechselnde Tintenfarbe, gewöhnlich hellbraun. Einige Male (z.B. Bl. 40r) Lesbarkeit durch Wassereinwirkung beeinträchtigt.

Holzdeckeleinband mit abgescheuertem beschriebenen Pergament überzogen. Der zweispaltig in gotischer Textura (des 13./14. Jh.) geschriebene Text nur schwer und teilweise zu entziffern. Nach dem entzifferbaren Explicit (in rot) handelt es sich um Gregors 'Moralia in Job'.
Schild auf dem Rücken nicht mehr lesbar; 3 Bünde; Pergament aufgeplatzt; im unteren Teil Wurmloch, 2 lederne Schließbänder.
Auf dem Innendeckel von moderner Hand die Signatur sowie das Zeichen , eine Auktionsmarke, die sich auf den Ankauf des Codex durch das Haus Öttingen-Wallerstein (dessen Stempel auf dem hinteren Innendeckel) bezieht.
Auf dem Vorbl. von der Hand des Bibliothekars Löffelholz (dem die Zettelkatalogisierung der Harburger Bestände im 19. Jh. verdankt wird): "Virgils Aeneide Verdeutscht. Desgl. L'Eneide des Maffei Vegio. (Der Anfang fehlt, ebenso der Schluß von Mapheis Aeneas.)"

Die Schrift stellt einen besonders aus der ersten Hälfte des 16. Jh. bekannten Typus dar: deutsche Buchstaben mit leicht links geneigten, öfter kalligraphisch leicht gebrochenen Schäften. Sehr gleichmäßige Schrift, als Kürzeln Nasalstriche und selten *dz*. In den größeren Überschriften wird mit einer noch unruhigeren Brechungstechnik größere ornamentale Wirkung angestrebt. Schriften von ähnlichem Bild und Duktus sind nachgewiesen und abgebildet bei

G. Mentz: Handschriften der Reformationszeit. 1912. Abb. 11a: Caspar Conzinger 1546; 21a Johann Lening 1540; 43a Hieronymus Rudloff 1522.
J. Ficker u. O. Winckelmann: Handschriftenproben aus dem 16. Jh. nach Straßburger Originalen. Straßburg 1905. II, 75A Johann Denck 1526; 96E Schreibmusterbuch des Michael Mader 1563; 102B Johann Schwinger 1531.

Sprache und Graphie weisen keine eindeutige Färbung

auf. Einzelne Merkmale lassen an den bairisch-alemannischen Grenzraum, etwa die Augsburger Gegend, denken, der im übrigen der Großteil der Harburger Handschriften entstammt. Insgesamt sind bairische Merkmale bestimmender als alemannische. Nachstehend nur einige Beispiele:
mhd. *ī* in der Regel *ei*, aber auch *i (findtlich, feindtlich)*;
mhd. *ei* in der Regel als *ai (stain, laidt)*;
mhd. *ū* gewöhnlich *au, aw (traurige)*;
mhd. *k* an- und inlautend meist *kh (khompt, karkher)* (vgl. V. Moser, Frühnhd. Gr., I, 1, § 39);
mhd. *uo* gewöhnlich *ū (suchten, gemut)*, aber auch *uo (zů)* (vgl. Besch, Sprachlandschaften, Kt. 2a);
mhd. *sl* gewöhnlich *schl (schlugen)* (vgl. Besch, Kt. 17);
mhd. Pers. Pron. Nom. Pl. masc. *si* regelmäßig *siv* (Weinhold, Bair. Gr., § 361);
-e in der 1. 3. Sg. Prät. des st. V. *(ich empfande, er kame)* (Weinhold, Bair. Gr., § 290);
3. Pl. Präs. gelegentlich auf *-dt (handt)*.

Inc. Bl. 3r
Eine Alte Statt Carthago gnant
Gelegen gegen welschem landt
Von ferem [!] Tyberinisch pordt
Sichet man wol ein frůchtbars or<t>
Div statt besassen mit gewalt
Tiri mit reichtumb manigfalt
(≈ Aen. I 12-14)

Expl. Bl. 463v
Darnach wañ morn der tag auff gat
So will ich kom̃en in ewr stadt.
Wie die todten verbrandt word<en>
Vnd Eneas zů der stat s<ich> / rustet.

Wie das Expl. erweist, bildet Vergil nicht den Schluß der Handschrift. Dessen Übersetzung reicht bis Bl. 449r. Dann folgt bei Murner und bei allen Drucken das sogen. 13. Buch des Maffei Vegio (Mapheus Vegius), eine Fortsetzung durch den jedem Christlichen Archäologen bekannten italienischen Humanisten, die zuerst 1428 unter dem Titel 'Libri XII Aeneidos Supplementum' erschienen war.[13] Es behandelte die schon für Veldeke zentrale Verbindung des Aeneas mit der Tochter des Königs Latinus, Lavinia, die Belehnung des Aeneas mit der neuen Herrschaft in der Nachfolge des Latinus und Aeneas' Tod nach drei Jahren des Friedensregimentes. Vegio ergänzte also Vergil durch die mittelalterliche (französisch-deutsche) Aeneas-Tradition.

Der Text der Handschrift folgt bis auf geringfügige, wohl unabsichtliche Abweichungen den Wormser Drucken durch Gregor Hofmann. Dieser und damit auch der handschriftliche Text ist nicht mehr mit Murners Text identisch; denn nach Murners Tod (1537) hat der anonyme Herausgeber der Wormser Ausgaben Korrekturen vorgenommen. Die Vorrede erläutert sie kurz: "*Nach dem (freuntlicher lieber Leser) die Aeneadische büche Vergilij / vor vil jaren / von einem gelerten Man verteutschet vnd außgegangen. Seind sie jetz wider auffs new getruckt / vnd an vil orten corrigiert / die reymen gebes-*

sert ..." Neben den Reimbesserungen handelt es sich um stilistische oder prosodische Glättungen, Druckfehlerkorrekturen (z.B. Bl. IIIr Z. 83 *kerts* für *kort*, IVr Z. 106 *jn den zorn* für *in dem zorn*), Beseitigung von Alemannismen (z.B. IIIr Z. 68 *so gar nit* für *ich nit enkan*), aber auch inhaltliche Verdeutlichungen (z.B. IIIr Z. 59 *die übrigen man* für *die armen lüt*) und freie Besserungen von in der 1. Auflage verderbten Stellen (z.B. IIIr Z. 60 *Die vor Troja kamen daruon* für *oleib* [!] *des troyanschen Streit*). Wenn ein Wort nicht mehr verstanden wird, können auch Schlimmbesserungen vorkommen (z.B. IIIr Z. 86 *büßt* für *kießt*). In den ersten 100 Versen von Murners Vergiltext zähle ich bei Hofmann 43 kleinere und größere Abweichungen. Jedem Vergil-Buch ist ein Holzschnitt vorangestellt. Dabei besteht stilistische und z.T. auch motivische Verwandtschaft mit den Holzschnitten der Erstausgabe, aber keine Identität.[16]

Was Thomas Murner zu seiner Vergil-Übersetzung bewogen haben könnte, läßt sich an der Widmung ablesen. Sie steht nur der Erstausgabe von 1515 voran; in ihr dediziert der Übersetzer sein Werk Kaiser Maximilian I. Murner reiht sich mit ihr in den Kreis derjenigen Humanisten ein, die Maximilian in indirekter oder allegorischer Weise huldigten.[14] Die Widmung stellt mehrfach die Verbindung zwischen Maximilian und dem Friedenskaiser Augustus her. 1515 war das Jahr des 1. Wiener Kongresses mit Maximilians Versuch einer europäischen Friedenssicherung durch Erbeinigung und Heiratsverbindungen zwischen herrschenden Häusern. Maximilians Traum von einer Universalmonarchie des christlichen Friedens, gesichert durch einen gemeinsamen Türkenkreuzzug, stand im Vordergrund der kaiserlichen Publizistik. Die Verbindung von Augustus und Maximilian war dem Hof geläufig. In Heinrich Bebels 'Ecloga triumphalis' wurde sie vollzogen, und sie sollte sichtbar werden in dem von Conrad Celtis geplanten, Vergil nachzudichtenden Maximilianepos. Ein Jahr nach der Aeneis-Ausgabe, im Jahr 1516, erschien die Darstellung von Maximilians Böhmen-Feldzug aus der Feder des Ricardus Bartholinus in den 12 Büchern der 'Austrias', in welcher, um die Geschichtsmythologie zu verdeutlichen, der Pfalzgraf Rudolf sogar eine Unterweltsfahrt unternehmen mußte.

Zwischen Murner und dem Kaiser gab es Beziehungen. Auf allerhöchste Intervention wurde zwar 1503 die Streitschrift gegen Wimpheling, die 'Germania nova' Murners, verboten, doch schon zwei Jahre später wurde Murner vom Kaiser zum Poeten gekrönt, und 1509 scheint Murner Gelegenheit gehabt zu haben, Maximilian von seinem Plan der 'Narrenbeschwörung' persönlich zu unterrichten. Unter dem Eindruck des 1513 erschienen Werkes hat dann auch der Kaiser versucht, Murner als Rat an seinen Hof zu ziehen.[15]

Murner sah seine Übersetzung als ein gelehrtes Werk an

und setzte sie in der Vorrede ausdrücklich von seiner anderen Produktion ab (*so ich ein dalmetsch vnd kein Dichter was*). Der Bedeutung des Unternehmens war sich der *geistlich man* wohl bewußt, wenn er den *anmütigsten latynschen man vff erden ... von latynschem todt in tütsches leben ... erquicket: ... vor mir ein vngehortes vnderston.*

In welchen Umkreis die Handschrift der sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts gehört, kann man, da alle eingrenzenden Hinweise fehlen, nur vermuten. Das eigene Anfertigen von Handschriften nach Drucken für den privaten Bedarf war, wie wir wissen, keine Seltenheit. Allerdings könnte die gewandte, nicht leicht lesbare, bis zum Schluß sehr gleichmäßige Schrift mit ihrer routinierten Überschriftengestaltung und dem vagen Dialektprofil hier an einen Berufsschreiber denken lassen, der sich der Arbeit im Auftrag unterzog. Ausstattung und Format zeigen an, daß es dem Auftraggeber nicht auf Repräsentation ankam. Denkt man als möglichen Auftraggeber an meistersingliche Kreise und behält dabei die wahrscheinliche Entstehung im Augsburger Raum im Blick, so wird man wieder auf den schon genannten Johann Spreng geführt, den gelehrten Meistersinger, der Murners Übersetzung kannte und für seine eigene 'Aeneis'-Übersetzung nutzte. Außer dem vergilischen Epos brachte er auch die 'Ilias' und Ovids Metamorphosen in deutsche Reime. Die Augsburger Meistersingerschule war durch ihre humanistischen Interessen bekannt.[17] Durch eine Petition aus dem Jahre 1534 wissen wir, daß in ihr antike Fabeln und Historien besonders gepflegt wurden. Auch in der zweiten Jahrhunderthälfte behielt sie die humanistische Richtung bei. Schulmeister und Juristen waren in ihr zu finden. Ein etwas jüngerer Zeitgenosse Sprengs war Daniel Holtzmann, der 1571 seine Übertragung der cyrillischen Fabeln erscheinen ließ.[18]

Doch man bewegt sich mit solchen Hinweisen auf den möglichen Entstehungsumkreis im Raum des nicht mehr Nachweisbaren.

ANMERKUNGEN

1 Björn Collinder als Übersetzer: Kalevala. Svensk tolkning. Stockholm 1948; 2., omarb. uppl. Helsingfors 1950; 3., förbättrade uppl. Stockholm 1960; 5. uppl. ebda. 1970. - Beowulf. Översatt i originalens versmått. Stockholm 1954; 2., genommsedda uppl. ebda. 1955. - Den poetiska Eddan. [Stockholm 1957.] - Snorres Edda. Översättning och inledning. [Stockholm] 1970. - Von Shakespeare erschienen in Einzelbänden Hamlet (1960), Julius Cesar (1960), Romeo och Julia (1960), Kung Lear (1961), Macbeth (1961), Othello (1961), Som ni behagar (1962), Köpmannen i Venedig (1963), Richard III. (1965), in zweisprachiger Ausgabe De stora dramerna. Stockholm 1964. - Euripides, Kyklopen. Satyrspel. Översatt i originals versmått. Stockholm

1955. - Sofokles, Antigone. Tragedie. Stockholm 1954: Antigone. Filoktetes. Två tragedier övers. från grekiskan i originalens versmått. ebda. 1968; Oidipus i Kolonos. Ajas, Kvinnorna i Trachis. Tre tragedier övers. från grekiskan i grundtextens versmått med inledning och kommentar. ebda. 1974.

2 Le Roman d'Eneas. Übers. u. eingel. v. Monica Schöler-Beinhauer. München 1972 [altfranzösisch u. dt.]; Henric van Veldeken. Eneide. Hrsg. v. Gabriele Schieb u. Th. Frings. 2 Bde. Berlin (DDR) 1964-1965.

3 J. W. Jones u. Elizabeth Frances Jones (ed.) Commentum quod dicitur Bernardi Silvestris super sex libros Eneidos Virgilii. Lincoln 1977. Man vgl. dazu die ausgezeichnete Monographie von W. Wetherbee: Platonism and poetry in the 12th century. Princeton 1972. S. 104-125.

4 Dazu J. D. Müller: Gedechtnus. Literatur und Hofgesellschaft um Maximilian I. München 1982. S. 179 (in Bartholinus' 'Austrias' von 1516) u.ö.

5 Dazu F. J. Worstbrock: Zur Einbürgerung der Übersetzung antiker Autoren im deutschen Humanismus. ZfdA 99. 1970. 45-81, hier 48 ff.

6 Die Ausg. von 1606 hat den Eingang des Epos um die in einem Teil der Vergil-Handschriften überlieferten bekannten Verse 1a-d erweitert: *Ich der vormals hab zugericht / Mit grobē Gsang ein schlecht gericht / Darnach bald aus dem Wåldē gieng / Vnd mich des Feldbaws vnterfieng / Damit es Frucht brecht nach der schwer / Wie geitzig schon sein Bauman wer / Ein angnem Werck den Ackerleuten: / Sing nu von Stůrmen vnd von Streiten / Vnd bschreib die Waffen vnd den Man.* Diese Verse stammen also bis auf den letzten nicht von Murner.

7 Rudolf Pfeiffer: Die Meistersingerschule in Augsburg und der Homerübersetzer Joh. Spreng. München 1919. S. 58-62. Daß Spreng Murner nicht benutzt habe, behaupten G. Roethe (ADB XXXV, 290) und noch Gronemeyer (Anm. 8, S. 104). Doch sind die Nachweise, die Pfeiffer bringt, übersehen.

8 [G. A. Bürger:] Dido. Ein episches Gedicht. Aus Vergils Äneis gezogen, in: Deutsches Museum. Leipzig 1977. Stück III, S. 193-210. - J. J. Bodmer: 1. Buch der Aeneide. Metrisch übers. Zürich 1779. - Th. Plazzary: Virgils Aeneis. Verdeutscht. 2 Bd. Buchau 1783. - J. Spitzenberger: Virgils Aeneis. Deutsch u. lat. München 1796; 2., verb. Aufl. 3 Bde. Straubing 1809-10; 3., viel verb. Ausg. 3 Bde. 1827-28; Neuaufl. München 1958. - J. H. Voß: Des P. Virgilius Maro Werke. Bd. 3. Braunschweig 1799 (mit zahlreichen Neuauflagen). - Chr. L. Neuffer: Aeneide. Im Versmaß der Urschrift neu verdeutscht. Reutlingen 1816; 2. Aufl. Stuttgart 1830. - W. Binder: Virgil's Werke. Dt. in d. Versweise d. Urschrift. Stuttgart 1857; 2. Aufl. 1865. - Th. v. Scheffer: Vergil, Aeneis. Verdeutscht. Wiesbaden 1943. - R. A. Schröder: Vergil, Aeneis. Berlin, Frankfurt/M. [1952]. - J. Chr. Schwarz: Des P. Virgilius Maro Aeneis. Ein Heldengedicht. In eben so viel dt. Verse übersetzet, u. mit einer Vorrede ... des Herrn Prof. Gottsched begleitet ... Regensburg 1742-44. - [H. H. Flügge:] Aeneis. Ein Heldengedicht ... Göttingen 1749-54; 2. Aufl. 1770. - J. E. Nürnberger: Virgils Aeneide. In Deutschen Jamben. 4 Bdchen. Zwickau 1821-22; 2., verb. Aufl. Kempten 1841. - H. Draheim: Äneis. Dt. in Auswahl. Berlin 1908. - F. v. Schiller: Die Zerstörung von Troja. Dido. Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer. Neue Thalia I. 1792., 1.-3. Stück [u.] Schwäbisches Magazin 1780. 11. Stück; zusammen in der Säkularausgabe. 10, 197-263, 286-91. - Lots: Aeneide. In dt. Bearbeitung. Leipzig 1857; 3. Aufl. ebd. 1862. - E. Irmscher: Vergils Aeneide. Progr. Dresden 1887-1902. - M. Zille: Vergils Aeneide. Im Nibelungenversmaß übers. Leipzig 1868.
Vgl. H. Gronemeyer: Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Vergil-Übertragung mit bes. Berücksichtigung R. A. Schröders. Diss. Hamburg 1963. S. 110-216, 270-291; 358-371 (nicht vollständige und auch nicht fehlerfreie Bibliographie, aber weit umfänglichere Daten,

als sie hier gegeben werden können). Zu Bürger und darüber hinaus zur die ganze Goethezeit bewegenden Frage des 'richtigen' Versmaßes für die antike Epik vgl. G. Häntzschel: J. H. Voß. Seine Homerübersetzung als sprachschöpferische Leistung. München 1977. S. 28-35, 179-189. Grundlegend für das 18. Jh. noch immer Johanna Jarislowsky: Schillers Übertragung aus Virgil im Rahmen der deutschen Aeneis-Übersetzung des 18. Jh. Jena 1928. Zu Schiller vgl. auch Hermann Binder: Schiller und Vergil. DtVjs. 24. 1950. 101-128.

9 E. Bernstein: Die deutsche Äneis. Meisenheim/Glan 1974.

10 F. J. Worstbrock: Deutsche Antikerezeption 1450-1550. Boppard 1976. I., Nr. 427-429.

11 Die Holzschnitte des 'Vergil' Sebastian Brants von 1502 und damit auch zum großen Teil (113 Schnitte) Murners von 1515 sind jetzt reproduziert in der Ausgabe: Vergil, Aeneis. Übers. v. J. Götte. Mit 136 Holzschnitten der 1502 in Straßburg erschienenen Ausg. hrsg. u. kommentiert v. M. Lemmer. München 1979. Das Tübinger Exemplar von 1515 trägt von Bibliothekarshand des letzten Jahrhunderts den Eintrag, daß die Holzschnitte Hans Baldung Grien gehörten. Das ist indes zeitlich nicht möglich; denn Grüninger war der Auftraggeber des Künstlers erst ab 1509. Die Holzschnitte sind infolgedessen auch nicht aufgeführt bei M. Consuelo Oldenbourg: Die Buchholzschnitte des Hans Baldung Grien. Ein bibliographisches Verzeichnis ihrer Verwendungen. Baden-Baden, Strasbourg 1962.

12 Für Hilfe bei der Identifizierung des schwer zu ermittelnden Wasserzeichens danke ich Karin Schneider (München).

13 Vgl. Anna Cox Brinton: Mapheus Vegius and his XIII. book of the Eneid. A chapter on Vergil in the Renaissance. Stanford 1930.

14 Das Thema Maximilian-Vergil jetzt bei J. D. Müller (Anm. 4), S. 172 ff. behandelt. Zu Maximilian vgl. R. Buchner: Maximilian I., Kaiser an der Zeitenwende. Göttingen 1959; H. Wiesflecker: Kaiser Maximilian I., in: Gestalten der Geschichte Österreichs. Innsbruck 1962. S. 93-126; ders.: Der Traum des Hans von Hermansgrün, in: FS für Karl Eder. Innsbruck 1959. Zu Murners Biographie kurz Ernst Martin ADB 23. 1886. S. 67-76 (S. 69 Erwähnung der Vergil-Vorlesungen 1508).

15 Vgl. W. Stammler: Von der Mystik zum Barock. 2. Aufl. Stuttgart 1950. S. 211; zur 'Austrias' J. D. Müller (Anm.4) S. 174-78.

16 Vor dem Textbeginn ist z.B. auf der gegenüberstehenden verso-Seite dargestellt Aeneas' Empfang durch Dido in einem nach zwei Seiten offenen Kuppelraum, in diesen eintretend Achates, im Hintergrund ein Zelt, Meer, Schiffe, oben in den Wolken die Halbfiguren von Aeolus und Juno. Zu Gregor Hofmanns Ausgabe vgl. F. W. E. Roth: Die Buchdruckereien zu Worms a. Rhein im XVI. Jh. und ihre Erzeugnisse. Hist.-Bibliogr. bearbeitet. Worms 1892. Nr. 3 u. 5.

17 Vgl. Stammler (Anm. 15) S. 240 f. Eine Bibliographie zur Augsburger Meistersingerschule bei B. Nagel: Meistersang. Stuttgart 1962. S. 27 f.

18 Bei W. Stammler (Anm. 15) S. 216 findet sich die Notiz, daß Hans Sachs Murners Übersetzung der Aeneis benutzt habe. Das ist eine wohl zu weit gehende Annahme. Nur in einem einzigen Falle taucht Vergil bei Sachs auf. Sein Meisterlied *Die geruecht oder newe mer: Virgilius peschreibet here* ... (Nr. 2067 im Gen.-Reg. von Keller-Goetze [XXV, 221]), das nahezu identisch ist mit dem Spruchgedicht des Jahres 1534 *Fama, das weytfliegent gerücht* (Inc. *Virgilius der hoch poet*) (Keller-Goetze IV, 161-164, Nr. 646) und sich auf Vergil, Aeneis IV 173 ff. bezieht, geht kaum auf Murner als unmittelbare Vorlage zurück; denn es wäre recht untypisch, daß Sachs, Murners Band in Händen, die Aeneis nur in einem einzigen Falle für ein eigenes Gedicht genutzt hätte. Ich verdanke den Hinweis auf Sachsens Spruchgedicht und Meisterlied der Freundlichkeit von Herrn Dr. Dieter Merzbacher (Erlangen).



Die Heldensagen-Passagen in den Quedlinburger Annalen und in der Würzburger Chronik*

Otto GSCHWANTLER
Wien

1. Die Quedlinburger Annalen und ihre Sagen

Die Quedlinburger Annalen sind uns in einem Folianten überliefert, der verschiedene Handschriften aus dem Besitz des Wittenberger Professors Peter Albinus (gest. 1598 als Archivar in Dresden) vereinigt und sich heute an der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden befindet (Sign. Misc. Dresd. Q 133). Die Handschrift der Quedl. Ann. ist nicht, wie man lange im Anschluß an G. H. PERTZ[1] geglaubt hatte, von Albinus selbst geschrieben, sondern von der Hand eines anderen Humanisten um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Doch rühren von Albinus zahlreiche Kennzeichnungen für ihn interessanter Stellen, auch Verbesserungen und Ergänzungen, die freilich keine handschriftliche Grundlage haben.[2] In seinem ersten Teil stellt das Werk eine Kompilation dar, die bis 973 auf den verlorenen Hersfelder Annalen fußt, welche in derselben Fassung auch von den Annales Hildesheimenses, den Annales Altahenses, den Annales Lamperti, den Annales Weissemburgenses und den Annales Ottenburani benützt worden sind.[3] Es bietet zunächst in einem chronikalischen Teil einen Überblick über die sechs Weltalter und eine römische Kaisergeschichte und geht dann mit der Regierungszeit Kaiser Konstantins IV. und dem sechsten ökumenischen Konzil (68081) genau wie die Hersfelder Annalen in eine (seit 702 aufzählende) annalistische Form über.[4] Für die Jahre von 973 bis 1002 liegt eine wahrscheinlich in Hildesheim verfaßte selbständige Fortsetzung der Hersfelder Annalen zugrunde.[5] Man pflegt diese den Quedl. Ann. und den Hildesheimer Annalen gemeinsame verlorene Quelle mit HiQ zu bezeichnen. Gelegentliche Notizen aus HiQ finden sich auch in der Böhmenchronik des Cosmas von Prag,[6] die ein Mönch des böhmischen Klosters Sazawa in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts hinzugefügt hat. Mit dem Jahre 913 beginnen Nachrichten, die der Annalist aus eigener Erkundung und Kenntnis schöpft.[7] Eigene Erinnerungen des Verfassers setzen mit 985 ein. Zu 993 bekennt er sich bei der Schilderung eines Naturereignisses als Augenzeuge. Doch erst vom Jahre 1003 ab

berichtet er ohne jede schriftliche Grundlage.[8] Für die Zeit von 994 bis 1025 - in diesem Jahr bricht die erhaltene Handschrift mitten im Satz ab - stellen die Quedl. Ann. eine der wichtigsten Geschichtsquellen dar. Trotz der "unerträglichen Schwülstigkeit der Sprache" - so E. C. W. WATTENBACH - "müssen wir diese Jahrbücher zu den bedeutenderen Erscheinungen der Historiographie zählen, und sachlich sind sie von höchstem Werte".[9] Zusätzlich zur Hauptvorlage ist in den Quedl. Ann. schon für die älteste Zeit - wie schon PERTZ erkannte - vor allem die größere Chronik von Beda De sex huius saeculi aetatibus herangezogen, die einen Teil (Kap. 66) des vollständigen chronologischen Werkes De temporum ratione[10] bildet. Sie war in einer großen Zahl von Exemplaren in Deutschland verbreitet[11] und schon von den Hersfelder Annalen benützt worden, doch haben die Quedl. Ann. sie noch einmal herangezogen und ihr eine ganze Reihe von Nachrichten aus der römischen Kaiserzeit entnommen.[12] R. HOLTZMANN nennt die Verbindung stellenweise recht kunstvoll.[13] Außerdem kommen noch als Quellen in Betracht: der Liber historiae Francorum, die fränkischen Reichsannalen in der überarbeiteten Gestalt der sogenannten Annales Einhardi, die Annalen von Corvey, die Annalen von Reichenau, ferner eine verlorene Gandersheimer und eine verlorene Halberstädter Quelle.[14]

Zunächst geben wir den für uns bedeutsamen Textabschnitt wieder (Ausg. S. 31 f.):

Theodosius minor, Arcadii filius, annis 26. Augustinus, Hypponensis episcopus et sanctae ecclesiae doctor eximius, obiit. Huius Theodosii tempore Bleda et Attila fratres in Hunis regnaverunt et Illiricum Thraciamque depopulati sunt.
Martianus cum Valentiniano, Placidiae filio, annos 7. Angli terram quam nunc Dani possident relinquentes, cum rege suo Anglingo, invitante et conducente eos rege Vertigerno, contra Scotos et Pictos Britanniam petunt. Calcedonense concilium sub Leone papa collocutione 630 patrum agitur. Mortuo Bleda, Attila eius frater omnem pene Galliam devastavit, quo usque, Deo annuente, per Egidium patritium et Thurismodum, remensis civitatis principem Gothicum, fugatus est. Eo tempore Ermanricus super omnes Gothos regnavit, astutior in dolo, largior in dono; qui post mortem Friderici unici filii sui, sua perpetrata voluntate, patrueles suos Embricam et Fritlam patibulo suspendit. Theodoricum similiter, patruelem suum, instimulante Odoacro patruele suo, de Verona pulsum apud Attilam exulare coegit. Aetius patricius, magna occidentalis rei publicae salus et regi Attilae etiam terror, a Valentiniano iuniore occiditur. Cum quo Hesperium cecidit regnum, neque hactenus valuit relevari.
Leo maior annis 17. Egyptius errore Dioscori latrat.
Leo minor annum 1.
Zenon annos 17. Odoacar, rex Gothorum, Romam obtinuit.
Anastasius annos 27. Fulgentius episcopus praedicatur. Ermanrici regis Gothorum, a fratribus Hemido et Serila et Adaccaro, quorum patrem interfecerat, amputatis manibus et pedibus turpiter, uti dignus erat, occisio. Amulung Theoderic dicitur; proavus suus Amul vocabatur, qui Gothorum potissimus censebatur. Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim. Theodoricus Attilae regis auxilio in regnum Gothorum reductus, suum patruelem Odoacrum

in Ravenna civitate expugnatum, interveniente Attila, ne occideretur, exilio deputatum, paucis villis iuxta confluentiam Albiae et Salae fluminum donavit. Anastasius autem imperator, haereticis favens, fulmine interiit.
Iustinus annis 9. Theodoricus Roma potitus, sanctum Iohannem Romanum pontificem in Ravenna carcere tentum, ad mortem usque perducens, praeclaros quoque consules Symmachum et Boetium occidit. Ipse vero Theodoricus, 98. die postquam Iohannes papa defunctus est, subitanea morte interiit; cuius regnum nepos suus Athalaricus suscepit. Eodem tempore sanctus Benedictus in monte Cassino velut sol emicuit.
Iustinianus imperator annis 39. Huius 6. anno quinta synodus celebratur. Primus Dionysii circulus inchoat anno dominicae incarnationis 532, et codex Iustinianeus de legibus Romano orbi promulgatus est. Eodem anno Hugo Theodoricus rex, Chlodovei regis filius ex concubina natus, cum patri successisset in regnum, ad electionem suam Irminfridum regem Thuringorum honorifice invitavit. Hugo Theodoricus iste dicitur, id est Francus, quia olim omnes Franci Hugones vocabantur a suo quodam duce Hugone. Qui quamvis nothus esset, a patre Chlodoveo propter sapientiam et fortitudinem sibi divinitus collatam caeteris filiis suis plus dilectus, suo iussu totiusque populi consensu inter fratres suos nobiles, id est Clodomirum, Hildebertum, et Lotharium, aequalem regni partem suscepit. Cuius parti cum Thuringia cessisset, Irminfridus, gener eius, hortatu uxoris suae Amelburgae invitationem regis respuit, dicens, Theodoricum uxoris suae, quae soror erat Theodorici, potius esse debere servum, quam sibi vel aliis regem vel dominum. "Veniat primum", dixit ad nuncium, "ferens secum multiformis pecuniae cumulum, ut emat ab uxore mea, ab utroque parente nobili, me iubente, libertatis testamentum." Quo responso, unanimi Francorum furore, commotus Theodoricus, remandavit ei dicens: "Veniam, ut iussisti. Et si aurum mihi non suffecerit, pro libertate mea Thuringorum Francorumque capita tibi dabo numero inexplicabilia." Statim que collecto exercitu, venit in regionem Maerstem vocatam, et Irminfridum illic sibi bello occurrentem multa caede suorum vicit et fugavit. Quem insecutus usque ad Ovaccram fluvium, iuxta villam Arhen vocatam maximo praelio fudit; illoque fugato, propter suorum casum et viventium vulnera amplius eum persequi destitit, seque ob curationem dolentium statutis munierat castris. Audiens autem Theodoricus, Saxones, quorum iam fortitudo per totum pene divulgabatur mundum, in loco Hadalaon dicto applicuisse, in suum eos convocavit auxilium, promittens eis cum suo suorumque 12 nobilissimorum iuramento, si Thuringos sibi adversantes vincerent, omnem illis eorum terram daturum, usque ad confluentiam Salae et Unstradae fluviorum. Qui nihil morantes, venerunt ad eum, et persequentes Irminfridum, pugnaverunt contra eum super Unstradan fluvium, tantamque Thuringorum stragem illic dederunt, ut ipse fluvius eorum cadaveribus repletus, pontem illis praeberet. Irminfridus autem cum uxore et filiis, et uno milite Iringo nomine, capta a Saxonibus noctu civitate Schidinga qua se concluserat, vix evasit. Tunc Theodoricus, accepto consilio, victoribus tradidit Saxonibus omnem terram Thuringorum, excepta quam Louvia et Haertz sylvae concludunt, absque tributo perpetuo possidendam. Thuringos vero qui caedi superfuerant, cum porcis tributum regis stipendiis solvere iussit. Post haec Theodoricus data fide Irminfrido, in Zulpiaco civitate illum dolo perimi iussit. Attila, rex Hunorum et totius Europae terror, a puella quadam, quam a patre occiso vi rapuit, cultello perfossus, interiit.

Die sagenhafte Zusätze verteilen sich in der Hauptsache auf vier Stellen:

1. Dem Bericht über Kaiser Valentinian I. folgt ein langer

Exkurs über die ältere Geschichte der Franken bis zum Ende der Merowinger und der Thronbesteigung Pippins (hier nicht wiedergegeben). Schon hier zeigt sich ein besonderes sagengeschichtliches Interesse (Abstammung der Franken von den Trojanern; ihre ersten Könige; Tötung aller Sachsen, die höher sind als ein Schwert, durch Chlothar II.). Das meiste davon ist (direkt oder indirekt) aus dem Liber historiae Francorum entlehnt.[15]
2. Unter Kaiser Marcian (450 - 457) wird von dem sagenhaften Angelnkönig Anglingus berichtet, dann über den Einfall Attilas in Gallien und schließlich Ermanrichs Wüten gegen seine Verwandten und Dietrichs Flucht zu Attila.
3. In die Regierungszeit des Kaisers Anastasius (491 - 518) wird die Ermordung Ermanrichs, die Rückkehr Dietrichs nach Italien mit Hilfe Attilas, sein Sieg über Odoaker und die Schenkung einiger Güter am Zusammenfluß von Saale und Elbe an Odoaker eingeflochten.
4. Unter Kaiser Justinian (527 - 565) findet sich dann die Erzählung über Chlodwigs Sohn Hugo Theodoricus, der den Thüringern einen Schweinezins auferlegt, und den Thüringerkönig Irminfrid. Der Abschnitt schließt mit einer eigenartigen Variante von Attilas Tod.

Alter und Herkunft der sagenhaften Stellen sind zum Teil bis heute nicht eindeutig geklärt. L. HOFFMANN[16] hat die Vermutung ausgesprochen, daß der Abschnitt aus der thüringischen Volkssage sicher nicht der ersten Niederschrift der Quedl. Ann. angehört, sondern als spätere, kaum vor der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eingetragene Interpolation zu betrachten sei. WATTENBACH[17] hat sich ihm angeschlossen. Der Bericht über die Besiegung Irminfrids trete, so argumentierte HOFFMANN, in seiner Breite ganz aus dem Charakter der Quedl. Ann. heraus. Auch werde die Nachricht über die Unterwerfung der Thüringer an zwei verschiedenen Stellen gebracht (p. 30 ganz kurz: *et Hugo Theodoricus, de concubina genitus, qui, data terra Thuringorum maxima ex parte Saxonibus, qui remanserant, Thuringos regiis territoriis fecit tributarios in porcis*, dann ausführlich p. 31 f.) und schließlich finde sich in den Geschichtswerken des 11. und 12. Jahrhunderts, die im übrigen die Quedl. Ann. benützten, von der zweiten ausführlichen Stelle keine Spur.

Doch hat H. LORENZ[18] diese Argumente weitgehend entkräftet. Daß die Stellen, die auf Sagentradition zurückgehen, nur äußerlich eingeschoben erscheinen, sei bei dem allgemeinen Charakter einer rohen Kompilation nicht verwunderlich. Die relative Ausführlichkeit des Berichtes begründet LORENZ überzeugend mit dem vorwiegend lokalen Charakter der Quedl. Ann. Da die Diözese Halberstadt den nördlichen Teil des alten Thüringerreiches bildete, hatte der Annalist das Bedürfnis mitzuteilen, wie seine Heimat den Sachsen

untertan und den Franken zinspflichtig wurde. Die zweimalige Erwähnung des Thüringeruntergangs erklärt sich daraus, daß der Annalist nach den Brüdern Valentinian und Valens und vor der Regierungszeit Kaiser Gratians (375 - 383) nach den Gesta Francorum einen kurzen Überblick über die Geschichte des fränkischen Reiches von den ersten sagenhaften Nachrichten bis auf Karl den Großen gibt, das vom Jahre 708 ab den Mittelpunkt der in den Quedl. Ann. gegebenen Nachrichten bildet. Hugo Theodericus wird unter den Söhnen Chlodwigs in diesem Zusammenhang als derjenige kurz gekennzeichnet, der die Thüringer unterwarf.[19] Den ausführlichen Bericht gibt er nach Rückkehr zu seiner üblichen Quelle, den Hersfelder Annalen, unter Kaiser Justinian, zum Jahre 532. Das Fehlen dieses Berichtes in Werken, die aus den Quedl. Ann. schöpften, besagt nichts angesichts des kompilatorischen Charakters dieser Werke (Würzburger Chronik, Annalista Saxo, Annales Magdeburgenses). Da das Chronicon Wirciburgense die Quedl. Ann. nur in sehr geringem Ausmaße herangezogen hat, die zweimalige Erwähnung des Schweinezinses beim Annalista Saxo[20] sich wohl nicht aus jener ersten kürzeren Erwähnung in den Quedl. Ann., sondern aus eigener Kenntnis der Sage herleitet und schließlich in dem überlieferten Text der Annales Magdeburgenses gerade der Quaternio fehlt, der die Zeit Justinians behandelt, ist HOFFMANNs Schluß, die Ausführungen zum Untergang des Thüringerreiches in den Quedl. Ann. hätten zur Zeit der Abfassung der angeführten Quellen noch nicht bestanden, in keiner Weise zu rechtfertigen.[21] HOFFMANN sieht in dem Bericht der Quedl. Ann. über den Untergang des Thüringerreiches "ein buntes Gemisch aus sagenhaften Elementen sowie aus Nachrichten der Gesta Francorum, Widukinds und der Translatio S. Alexandri".[22] Doch läßt sich keine wörtliche Übereinstimmung der Quedl. Ann. mit den angeführten Quellen aufzeigen, und in Einzelheiten sind die Unterschiede beachtlich. Auch widerspricht eine so selbständige Verarbeitung verschiedener Vorlagen dem Charakter einer Interpolation. Nur die letzten Worte des Berichtes: *Post haec Theodoricus data fide Irminfrido, in Zulpiaco civitate illum dolo perimi iussit* sind wahrscheinlich wörtlich den Gesta Francorum entnommen.[23] HOFFMANN nimmt, wohl mit Recht, an, die Volkssage habe nicht von der Ermordung Irminfrids berichtet und habe wohl mit der Flucht Irminfrids und Irings geendet, die auch die Nibelungensage voraussetzt. Daher berichteten die Annalen Irminfrids Ende nach einer schriftlichen Quelle. Doch im übrigen ist wohl anzunehmen, daß der Annalist unabhängig von literarischen Quellen heimischer Sage folgte.[24] Der Name des Hugo Theoderich wird in ähnlicher Weise erklärt wie Dietrichs Beiname *Amulung*; HOLTZMANN, der den Satz über *Amulung Theoderic* dem ursprünglichen Text glaubt zusprechen zu können, möchte auch die Bemerkung über

Hugo Theoderich dem Annalisten zuschreiben.[25]

Ähnlich wie in dem Abschnitt über die thüringische Sage vermutete HOFFMANN auch in den Sätzen über die gotische Heldensage spätere Interpolation; sie seien erst im 13. Jahrhundert - wahrscheinlich aus dem Chronicon Wirciburgense - in die Quedl. Ann. gelangt. Die Bemerkung über die Ansiedlung Odoakers in der Nähe des Zusammenflusses von Saale und Elbe geht wohl sicher auf den Quedlinburger Annalisten zurück, dessen lokalhistorische Interessen auch sonst in Erscheinung treten. Ob sie ausschließlich gelehrter Spekulation entsprossen ist oder in echter Volkssage ihren Ursprung hat, läßt sich nicht entscheiden.

LORENZ möchte in ihr "eine verschwommene Erinnerung an geschichtliche Tatsachen" sehen.[26] Er bringt diese Notiz in Zusammenhang mit der Notiz Prokops, ein Teil der Eruler sei nach ihrer Besiegung durch die Langobarden nach Norden gezogen und habe bei den Warinern Aufnahme gefunden. Da Theoderich der Große im Jahre 500 oder 501 einen Brief an die Könige der Eruler, Wariner und Thüringer schrieb, darf man annehmen, daß die Eruler Nachbarn der Thüringer und Wariner waren. Diese aber saßen östlich der Saale in dem später von Sorben bewohnten Land, die Thüringer am westlichen Ufer der Saale. "Für die Ansiedlung der Heruler in der Nachbarschaft dieser beiden Völkerschaften läßt sich demnach keine passendere Gegend vermuten als diejenige in der Nähe des Zusammenflusses von Elbe und Saale und vielleicht nördlich desselben."[27] Da LORENZ, wie manche andere, von der lateinischen Namensform *Heruli* ausgeht und somit das anlautende *h* für ursprünglich hält, ist er davon überzeugt, daß die Harlungen der Sage auf jenen Volksstamm zurückgehen, und glaubt so ein Argument dafür gewonnen zu haben, daß sich hinter der Notiz von Odoakers Verbannung historische Erinnerung an die Eruler verbirgt.[28] Wenn man im Volksstamm der Rosomonen, dem nach Jordanes die beiden rächenden Brüder angehörten, ebenfalls die Eruler sehen darf, wofür einiges spricht,[29] könnte man auch darin einen Zusammenhang sehen zwischen jenen Erulern in der Saalegegend und der Bemerkung über Hemidus, Serila und Ermanrich in den Quedl. Ann. Die Gestalt Odoakers wäre nach LORENZ allerdings erst vom Annalisten eingeführt worden (s.u.). Den unmittelbaren Anlaß dafür könnte der Name des Dorfes Ettgersleben an der Bode im Kreis Wanzleben gegeben haben, das in den Urkunden des 11. Jahrhunderts *Oticherslef* (weitere Varianten s.u.) genannt wird.[30] Der Annalist hätte dann weiteres von Ermanrich und Dietrich berichtet, um jene lokalhistorische Notiz verständlich zu machen. Ein zusätzlicher Grund für den Annalisten, eine sagenhafte Überlieferung von der Ansiedlung der Eruler in jener Gegend mit Odoaker zu verbinden, könnte nach LORENZ darin liegen, daß dieser König in manchen mittelalterlichen Geschichtswerken als Erulerführer bezeichnet wird.[31] Daß der Annalist in Odoaker einen Erulerkönig sah, darf allerdings ausgeschlossen werden, da Odoaker in den Quedl. Ann. im Anschluß an Beda ausdrücklich als *rex Gothorum* bezeichnet wird.

Da in den Annalen mit der Gestalt Odoakers die Sagen um Ermanrich und Dietrich aufs engste verbunden sind (s.u.), möchte man annehmen, daß auch sie vom Annalisten stammen und nicht erst später eingefügt wurden.

2. Widerlegung der These von der angelsächsischen Herkunft einiger Stellen

Die an sich naheliegende Annahme eines inneren Zusam-

menhanges zwischen der Lokalsage um Odoaker und der gotischen Heldensage wurde erschüttert durch einen Aufsatz von E. SCHRÖDER, der die zum Teil noch heute vertretene These von der angelsächsischen Herkunft der Heldensagenberichte begründete.[32]

Den Satz: *Amulung Theoderic dicitur; proavus suus Amul vocabatur, qui Gothorum potissimus censebatur* hielt SCHRÖDER wegen der Namensform *Theoderic* unter Hinweis auf Aelfreds Boetiusübersetzung: *se Theodric wæs Amulinga* für angelsächsischen Ursprungs, da im Sächsischen des Festlandes *eo* schon im 9. Jahrhundert zu *io*, *ia* geworden war.

Einen Hinweis auf angelsächsische Herkunft sieht SCHRÖDER (S. 26) auch in dem sagenhaften Bericht über den sächsisch-thüringischen Krieg, in dem alle Franken als *Hugones* bezeichnet werden. Zwar nennt Widukind Chlodwig mit dem Namen *Huga* und kennt die deutsche Sage *Hugdietrich*, doch nirgendwo würden auf dem Kontinent die Franken als Stamm mit diesem Namen genannt, dagegen sei er bei den Angelsachsen – Beowulf V. 2502; 2914: *Hûgas* – bezeugt.

Auch das Auftreten Odoakers in verschiedenen Rollen und verschiedenen Namensformen spricht nach SCHRÖDER für den kompilatorischen Charakter des Werkes im allgemeinen, für die Herkunft eines Teiles der Zusätze aus England im besonderen: die abweichende Namensform *Adaccaro* könnte angelsächsischer Herkunft sein, wo Schreibungen *Adward* für *Eadweard*, *Adwine* für *Eadwine*, *Adulf* für *Eadwulf* auftreten (S. 27).

Auch die Mitteilungen über die Ermanrichsage hält SCHRÖDER auf Grund der Namensformen für angelsächsisch. Die Diminutivformen auf *-ca* und *-la* in *Embrica* und *Fritla*, *Serila* seien für das Ags. kennzeichnend, während im Ahd. und As. *-co (-cho)* und *-lo* entsprächen, ebenso die Synkope des Mittelvokals in *Fritla*, die den zahlreichen festländischen Belegen fremd sei (*Fritilo*, *Fridilo*), sich aber im Wids. 113 (*Emercan and Fridlan*) wiederfindet (S. 28). Er glaubt eine ags. Form **Searila* dem nord. *Sǫrli* und dem as. *Sarulo* (Trad. Werd. nr. 32, ca. 800) gegenüberstellen zu können (S. 29).[33]

Besondere Beachtung schenkt SCHRÖDER der zweimaligen Verwendung der Namensform *Bletla* für Attilas Bruder *Bleda* (PERTZ in seiner Ausgabe bessert hier zu *Bleda*). Dies entspricht der auch sonst bei den Angelsachsen üblichen epischen Form *Blêdla*[34] gegenüber obd. *Bloedel*, *Bloedelîn*. Nun konnte SCHRÖDER (S. 30) zeigen, daß der Satz Ann. Quedl. 31, 4 f.: *Huius Theodosii tempore Bletla et Attila fratres in Hunis regnaverunt et Illiricum Thraciamque depopulati sunt* aus Bedas Weltchronik stammt: *Blaedla et Attila fratres multarumque gentium reges Illyricum Thraciamque depopulati sunt*.[35] Beda aber hat diesen Satz wörtlich aus Marcellinus Comes entnommen.[36] Seltsamerweise tritt die Form *blaedla* (bzw. *blaetla*) auch in zwei guten Handschriften des Marcel-

linus Comes aus dem 11. Jahrhundert auf, ebenfalls bei Hermann von Reichenau (MG. SS. V. 83,1: *Bledlam*). SCHRÖDER erklärt dies aus dem Einwirken des vielgelesenen Beda.[37] Ebenso entsprechen einander die Nachrichten über den Tod des Aetius bei Beda (Chron. min. III, S. 304, a. 493) und Ann. Quedl. 31, 15 f. fast Wort für Wort.[38] Auch hier fußt Beda weitgehend wörtlich auf Marcellinus Comes.

Damit ist erwiesen, daß eine wichtige Quelle des ganzen Abschnittes in den Quedl. Ann. Bedas Weltchronik ist. SCHRÖDER sieht in einem glossierten und interpolierten Exemplar von Bedas Weltchronik die Quelle der betreffenden Stellen sowohl der Quedl. Ann. als auch der Würzburger Chronik (um 1050), in der ein Teil der Heldensagennotizen weitgehend wörtlich wiederkehrt (s.u.). Nach SCHRÖDER wäre lediglich das Sätzchen: *et iste fuit* ... die einzige Zusatzglosse, welche allerdings ebenfalls schon vom Annalisten um 1000 eingeführt wäre. Wir hätten es somit in den Quedl. Ann. nicht mit Zeugnissen germanischer Heldensage in Deutschland, sondern in England zu tun.

Die SCHRÖDERsche These ist nicht unwidersprochen geblieben. O. L. JIRICZEK und R. KÖGEL haben Einwendungen vorgebracht (zum Einzelnen s.u.), andere halten an der angelsächsischen Herkunft der Sagenzeugnisse fest.[39] Auch HOLTZMANN glaubt in seiner grundlegenden Arbeit über die Quedl. Ann. mit angelsächsischer Vermittlung wenigstens eines Teiles der Sagen rechnen zu müssen. Zwar schreibt er den ersten Satz über Ermanrich (*astutior in dolo, largior in dono*) wegen dessen Vorliebe für solche Wortspielereien dem Annalisten zu,[40] doch für das Folgende - auch für die Fortsetzung unter Anastasius - scheint ihm Herkunft aus England doch recht wahrscheinlich. Allerdings bezweifelt er nicht, daß der Quedlinburger Annalist - etwa im Falle der Lokalsage um Odoaker - auch aus Sagen und Erzählungen der mündlichen Überlieferung geschöpft habe.[41] Auch P. HIRSCH hält im wesentlichen an der SCHRÖDERschen These fest.[42]

Wir wollen im folgenden, da dies noch nie erfolgt ist, die einzelnen Argumente Punkt für Punkt durchgehen.

Die Argumente, die SCHRÖDER für angelsächsische Herkunft der Erklärung des Namens *Hugo Theoderich* anführt, sind nicht überzeugend. Daß in der 1282 verfaßten Chronica ducum de Brunswick die Sage von Hugdietrich und Irminfrid nach den Quedl. Ann. ausgeschrieben wird (vielleicht durch Vermittlung der um 1140 entstandenen verlorenen Nienburger Annalen), jedoch das Glossem zu Hugo Theoderich nicht enthalten ist, könnte für spätere Einfügung sprechen. P. HIRSCH zieht sogar humanistische Interpolation in Erwägung.[43] Aber die Benennung der Franken als Hugen ist, wie N. WAGNER gezeigt hat, nicht auf den angelsächsischen Bereich beschränkt, sie kann somit nicht als Argument für angelsächsischen Ursprung

der Stelle dienen.[44]

Schon SCHRÖDER selbst hat gewußt, daß im südlichen und östlichen Bereich des Sachsenstammes auch auf dem Festland jene Endungen schwacher Maskulina auf *-a* vorkommen, und führt (S. 28) auch Beispiele aus den Quedl. Ann. an (79,30; 81,36; 84,5,29), wo Deutsche mit demselben auslautenden *-a* genannt werden: *Tadilan* (Acc. a. 1007), *Erila*, *Hiza*. Weitere Belege hat KÖGEL gegen SCHRÖDERs Hypothese ins Treffen geführt,[45] und neuere Sammlungen zeigen eindrucksvoll die Häufigkeit dieser Endung: Im Merseburger Totenbuch sind Namen auf *-a* statt *-o* ganz gewöhnlich, sehr zahlreich im Namenmaterial aus Paderborn, Herzfeld, Korvey und Lüneburg.[46] Ob es sich dabei um eine jüngere Neuerung im Altsächsischen oder um eine Bewahrung eines altertümlichen mit dem Anglofriesischen übereinstimmenden Zuges handelt, der durch fränkische Kanzleitradition zurückgedrängt worden wäre, konnte bis heute nicht geklärt werden.[47]

Auch daß die Synkope des Mittelvokals wie in *Bletla* und *Fritla* dem As. keineswegs fremd ist, erwähnt bereits SCHRÖDER in seinem Aufsatz (S. 28). Den bei E. SIEVERS[48] und in den Grammatiken (z.B. GALLÉE) genannten Beispielen seien zwei Namen mit *l*-Suffix und Synkope des Vokals *Gerlo* (Dienstmann des Grafen Eric u. 826/56) und *Marla* 965/83[49] hinzugefügt. Was die Form *Bletla* betrifft, so fällt sie für die Herkunftsbestimmung der in Rede stehenden Passagen weg, da diese Form zwar in der nachweislich vom Annalisten herangezogenen Bedachronik gestanden ist (Ann. Quedl. 31,4: *Bletla et Attila fratres*: Beda S. 303, a. 487: *Blaedla et Attila fratres*), in den der angelsächsischen Interpolation verdächtigen Stellen aber nicht vorkommt.

Zur Namensform *Adaccar* bemerkte schon KÖGEL, sie stehe von ags. *ēadwacer* so weit ab, "daß sie sich eher zum Beweise des Gegenteils verwenden ließe".[50] In der Tat läßt sich die Lautung *Adaccar* unschwer als jener Gegend zugehörig erweisen, in der die Annalen entstanden sind. Als alte Formen des Ortsnamens Etgersleben, mit dem LORENZ die Lokalsage von Odoaker in Zusammenhang brachte, führt E. FÖRSTEMANN neben *Atigeresliep* (a. 1055), *Oticheresleb* (a. 1056), *Ogkereslebe* (a. 1057 ar.), *Edekersleve* (a. 1181 ar.), *Hethchersleven* (a. 1181 ar.), *Ethchersleven* (a. 1181 ar.), *Oticherslef* (a. 1050) als älteste belegte Form (10. Jh.) *Adikkaroslovu* an und aus dem 12. Jahrhundert (1145 ar.) *Adikerslove*.[51] Wie in ON so ist auch für den PN *Odoaker* eine Form *Adaccar* - *Adiccar* zu erwarten und in den Annalen bezeugt. Für die Schreibung *ā* für as. *ō* aus westgerm. *au* gibt es zahlreiche Beispiele.[52]

In seiner Beurteilung der Namensform *Serila* geht SCHRÖDER von der Erwägung aus, daß die Namensform *Sarulo* die einzig gültige as. Form darstelle; *Serila* (mit Suffix *-il-*)

in den Quedl. Ann. werde daher angelsächsisch sein, worauf auch die Endung *-a* deute.[53] Doch findet die These von der angelsächsischen Herkunft der Namensform in den entsprechenden Quellen keine Stütze. Der Name ist in England in der zu erwartenden Form **Searila* (vgl. ae. *Searu*) nicht nachweisbar, sondern zeigt in der ersten Silbe regelmäßig *e* oder *æ*: *Serlo*, *Særle* u.ä. Der Name ist nach der Eroberung Englands durch die Normannen sehr häufig.[54] Der einzige Beleg vor dem Domesday Book scheint ein Mönch *Serlo* in Canterbury c. 960 (?) zu sein.[55] Der Name kann nicht mit BJÖRKMAN[56] von an. *Sǫrli*[57] abgeleitet werden, das **Sarli*, **Sarle* oder gelegentlich vielleicht **Sorli* hätte ergeben müssen.[58] Die an. Namensform könnte vielleicht in *Sarlo Iuuenis* 1091-93[59] vorliegen. Die genaue Entsprechung ist nach G. BINZ[60] und O. von FEILITZEN[61] ahd. *Sarilo*, *Serila*, (Rom.) *Serlo*[62]. Dieser Name findet sich in französischen Ortsnamen wieder[63] und kommt häufig in der Normandie vor.[64] Daß dieser westfränkischen Namensform das Suffix *-ila* zugrunde liegt, ist allerdings nicht gesichert, da PN mit demselben Erstglied *-er-* statt *-ar-* zeigen, auch wenn ein dunkler Vokal folgte, z.B. *Ser(r)-ald*, *Ser-ulf*. H. KAUFFMANN vermutet darin "eine mundartliche Besonderheit innerhalb des Altfranzösischen" und setzt auch für *Serlo* ein **Ser-(u)lus* voraus.[65] Doch berührt uns diese Frage nur am Rande. Wichtig für unseren Zusammenhang ist, daß sich das ae. *Serlo* vom Altfränk. herleitet und damit kaum zur Erklärung der Form *Serila* in den Quedl. Ann. herangezogen werden kann. Auch zeigen die englischen Belege immer Synkope des Mittelvokals, so daß man annehmen müßte, der Annalist hätte hier den Mittelvokal restituiert, bei *Bletla* und *Fritla* aber nicht.

Die umgelautete Form *Serila* in den Quedl. Ann. ist in Deutschland ziemlich isoliert. Unter den bei FÖRSTEMANN angeführten Belegen findet sich kein einziger mit Umlaut in der ersten Silbe: In den Libri confraternitatum[66] ist ein *Sarelo* belegt, der ein Mainzer aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu sein scheint, ebenso ein erheblich älterer *Saralo* alemannischer Herkunft.[67] Immerhin findet sich ein Anhaltspunkt, der die Existenz der umgelauteten Form auch in Deutschland wahrscheinlich macht. Dem ON *Servilingan* 11. Jh. (wüst im Kr. Landau/Pfalz) liegt wahrscheinlich eine Koseform **Sarw-ilo* zugrunde.[68] Daß die umgelautete Form nicht häufiger auftritt, mag daran liegen, daß der Name *Sarilo* überhaupt selten bezeugt ist und in Urkunden gar nicht vorkommt.[69]

Aus dem langobardischen Bereich ist (a. 941) ein *marchio et abbas Sarilo* bezeugt.[70] Hier liegt eindeutig das Suffix *-ilo* vor, da *-ulo* mit dem lat. Diminutivsuffix *-ulus* wiedergegeben wird.[71]

Wir dürfen annehmen, daß es auch in Sachsen selbst

neben *Sarulo* die Form *Serilo Sarilo* gegeben hat. Darauf deutet der Kurzname *Seri* (11. Jh.) hin, möglicherweise auch *Sello*, ebenfalls 11. Jh.[72]

Gegenüber dem *k*-Suffix tritt im Niederdeutschen das germ. *l*-Suffix mit kosender Bedeutung stark zurück. Es erscheint in der Regel als *-ilo*, *-ulo* ist viel seltener.[73] Auch aus diesem Grunde ist es wahrscheinlich, daß es neben *Sarulo* auch ein *Sarila/Serila* gegeben hat, wie etwa auch neben einem *Widula* ein *Vuidilo*[74] bezeugt ist.

Besondere Schwierigkeiten bereiten die Sätze: *Amulung Theoderic dicitur; proavus suus Amul vocabatur, qui Gothorum potissimus censebatur. Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim.* Die beiden Sätze stehen nicht an passender Stelle, sie wären nach dem folgenden Satz als Abschluß des ganzen Abschnittes besser angebracht.[75] Es ist naheliegend, dies als falsche Einreihung einer Glosse zu erklären.

Was das Sätzchen über *Thideric de Berne* betrifft, so kann über seinen Charakter als Glosse wohl kein Zweifel sein. Schon inhaltlich fällt es auf. Wie konnte der Chronist um 1000 behaupten, es sei "einst" über Dietrich von Bern gesungen worden, wo wir wissen, daß dies ein halbes Jahrtausend später noch geschah? W. WACKERNAGEL, K. LACHMANN[76] ebenso wie auch LORENZ[77] und B. SYMONS[78] glaubten, das *olim* beziehe sich auf die frühe Jugend des Mönchs, in der er jene Gesänge gehört habe, derer er sich nun im Kloster erinnerte. SCHRÖDER vertrat die Ansicht, der Verfasser der Annalen sei durch jene ältere Glosse über den *Amulung Theoderic* zu dieser eigenen Bemerkung angeregt worden, und während er im ersten Falle die ags. Lautung der schriftlichen Vorlage beibehielt, verwendete er im zweiten die ihm geläufige volkssprachliche Lautung, die in den Annalen auch später noch einmal zum Jahre 985 (S. 67, Z. 23) in einem *Thidericus* erscheint.[79] Doch bleibt die Schwierigkeit mit dem *olim*, das sich nirgendwo in jener Zeit in der angenommenen Bedeutung feststellen läßt.[80] J. DE VRIES hielt noch 1955 an der Echtheit und Ursprünglichkeit des Satzes fest und sah in ihm ein wertvolles und vollgültiges Zeugnis für die Verwurzelung der Heldensage im einfachen Volke.[81] Doch hat man diesen Satz früh für einen viel späteren Zusatz angesehen.[82] KÖGEL sprach ihm jeden Wert ab und erwog, ob er nicht erst der Zeit der einzigen Handschrift, dem 16. Jahrhundert, angehöre. Dem Verfasser des Glossems seien Notizen wie etwa die aus Twinger von Königshofen[83]: *Dieterich von Berne, von dem die geburen also vil singent und sagent* bekannt gewesen, und diese Weisheit habe er anbringen wollen.[84] Die genaue Genese des Sätzchens schien dann HOLTZMANN endgültig geklärt zu haben[85]: Es stamme aus der vielgelesenen Chronik des Straßburger Geschichtsschreibers Jakob Twinger von Königshofen.[86]

Ein humanistischer Abschreiber - HOLTZMANN vermutet im 15. Jahrhundert - habe es dann ins Lateinische übersetzt und durch ein *olim* erweitert, woraus man ersehen könne, daß er einige Zeit nach Twinger geschrieben habe. Doch wurde auch Twinger zu seiner Bemerkung durch eine seiner Quellen angeregt, und zwar durch die Weltchronik des Frutolf-Ekkehard, die er in jenem Abschnitt seines Werkes stark benützt. Frutolf (S. 130, Z. 31 ff.) nimmt Bezug auf die Sage von Ermanrich und Dietrich, die *vulgari fabulatione et cantilenarum modulatione usitatur*, aber auch in gewissen Chroniken berichtet werde (Frutolf kannte die von den Quedl. Ann. abhängige Würzburger Chronik). Letztlich stünde also die späte Glosse in den Quedl. Ann. doch mit unseren Heldensagennotizen im Zusammenhang: Frutolf lernte sie aus dem Chron. Wirz. kennen und ergänzte sie durch die selbständige Bemerkung über das volkstümliche Singen und Sagen. Durch die Worte Frutolfs wäre Twinger zu seiner Bemerkung über den "Bauerngesang" angeregt worden, und von hier führe der Weg zurück in die Quedl. Ann.

Doch blieb diese Hypothese nicht unwidersprochen. Die ähnliche, keineswegs identische Formulierung in den Annalen und bei Twinger könne, so E. E. METZNER, durch Ähnlichkeit der kulturellen Zustände bedingt sein. Auch sei es befremdend, daß sich sonst keinerlei Abhängigkeit der Quedl. Ann. von Twinger nachweisen lasse. METZNER sieht im Tanz von Kölbigk, wie er vor allem anhand der überlieferten (Rollen-) Namen nachweisen kann, ein (dem niederdeutschen Lied von Koninc Ermenrîkes Dôt vergleichbares) Tanzspiel um Dietrich-Ermanrich (S. 113 ff.) und bezieht das Sätzchen in den Annalen auf den verhängnisvollen Dauertanz von Kölbigk, den er auf Weihnachten 1018 datiert. So erkläre sich auch am besten das rätselhafte *olim* des Textes: Nach dem verhängnisvollen Tanz wird man eine Zeitlang die Dietrichlieder und Tänze in Ostsachsen gemieden haben. Der Satz, an dessen Charakter als Glosse auch METZNER nicht zweifelt, gehöre am ehesten ins späte 11. Jahrhundert und stamme von einem Mann, der die Ereignisse der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts noch überblicken konnte.[87] Man wird also doch mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß der Satz älter ist, als HOLTZMANN meinte, und es spricht dann nichts gegen die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts. Für die Soziologie der Heldensage ist er keineswegs so aussagekräftig, wie man früher meinte. *Rustici* meint nämlich genau so wenig wie *geburen* bei Twinger Bauern im eigentlichen Sinn, sondern allgemein die Bevölkerungsschichten, die an der Schriftkultur keinen unmittelbaren Anteil haben (HAUCK 124; HEINZLE 273 f.).

Ähnlich komplex sind die Probleme bei dem vorausgehenden Satz. Wenn *Amul* auf eine schriftliche Quelle und damit letztlich auf den *Amal* in den Getica (XIV,79) des Jordanes

zurückgeht, wird man die Bemerkung nicht dem Annalisten zuschreiben können, da dieser die Getica nicht kannte. Sagenhafte Überlieferung ist nicht prinzipiell auszuschließen. Die mhd. Epik ('Dietrichs Flucht' V. 2375 ff.) kennt allerdings nur einen *Ametunc* als Großvater Dietrichs von Bern, und dabei handelt es sich wohl nur um eine späte Ableitung aus dem Namen der *Ametunge* bzw. aus Dietrichs Beinamen *Ametunc*. Schließlich ist möglich, daß *Amul* ohne Grundlage in schriftlicher oder mündlicher Überlieferung aus *Amulung* erschlossen ist. Für eine solche Auffassung spricht, daß für den Namen *Hugo Theodoricus* eine ähnliche Erklärung gegeben wird. Zum ältesten Bestand der Annalen rechnet den Satz mit *Amulung* HOLTZMANN, mit SCHRÖDER ein angelsächsisches Glossem voraussetzend (s.u.). Angelsächsische Herkunft des Satzes ist allerdings weder zwingend noch wahrscheinlich. Das zweite *u* in *Amulung* ist auffallend, da *-unȝ* in angelsächsischen Patronymica sonst stets durch *-inȝ* vertreten ist. Die Endung des Eigennamens *Omolunȝ* ist so isoliert, daß man annehmen muß, daß der Träger dieses Namens kein Angelsachse oder daß am Beginn des 8. Jahrhunderts die Sage in kontinentalgermanischer Form in England verbreitet war.[88] In Aelfreds Boethiusübersetzung heißt es dann *Amulinȝ*. Im As. ist *Amulung*, *Amalung* u.ä. seit dem 9. Jahrhundert als Personenname häufig bezeugt.[89] Wenn wir von dem Postulat SCHRÖDERs ausgehen, daß der Verfasser der Annalen sich in der Namensformen nach den schriftlichen Quellen richtete und daß hier eine solche vorlag, so spricht die Form *Amulung* eher gegen als für angelsächsische Herkunft.[90]

Auch das Argument, die Lautung *Theoderic* müsse ags. sein, weil im As. *eo* schon im 9. Jahrhundert zu *io*, *ia* geworden war, ist nicht zwingend. In der älteren, die Zeit von 822 bis ca. 875 umfassenden Partie der Traditiones Corbeienses, eines in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts verfertigten Registers über Schenkungen an Korvey,[91] wird § 253 ein *Teoderic*, § 302 ein *Teodric* genannt, während der Wurzelvokal sonst mit *ia*, *io*, *i* oder *e* geschrieben wird.[92] In unserem speziellen Fall ist damit zu rechnen, daß der Annalist zwar den Namen des Gotenkönigs in der volkssprachlichen Form wiedergeben wollte, aber für den Wurzelvokal die Schreibung der vorher und nachher verwendeten lateinischen Namensform verwendete. Für die Zeit nach etwa 1000 führt E. ROOTH, der die Geschichte des Namens *Thiadrîk* im As. eingehend untersucht hat,[93] mehrere Belege mit *eo* an: *Theotricus* (ca. 990), *Theodricus* (Magdeburg 1004), *Theodricus* (Magdeburg und Osnabrück 1160).[94] Nach ROOTH ist es unzweifelhaft, daß hier Kontaminationen von lat. *Theodericus* mit as. *Thiadrîc*, *Thiedrîk* vorliegen. Aus diesem Grunde und ganz unbeeinflußt von sagenhistorischen Erwägungen und den Lautungen der übrigen Namen denkt ROOTH daher bei der Form *Theoderic* in

den Quedl. Ann. im Gegensatz zu SCHRÖDER an lateinischen Einfluß.[95]

Vielleicht sollte auch die Behauptung, der Satz falle inhaltlich aus dem Rahmen und weise sich somit als Glosse aus, nochmals überprüft werden. HOLTZMANN übersetzt (S. 95): "Amulung Theoderich wird er genannt, sein Ahne hieß Amul und galt als der vorzüglichste der Gothen."[96] In diesem Falle wäre die Nennung Theoderichs im vorausgehenden Satze unabdingbar und der Satz somit eindeutig an falscher Stelle. Doch wird m. W. Dietrich nirgendwo mit e i n e m Namen "Amelungdietrich" genannt (wie Hugdietrich), wohl aber begegnet das Patronymikon *Amelunc* allein verschiedentlich anstelle des eigentlichen Namens. In 'Dietrichs Flucht' wird Dietrich einige Male *Amelunc* bzw. *der junge Amelunc* genannt, und in dem Brief Meinhards an Bischof Gunther von Bamberg steht *Amalung* eindeutig für Dietrich.[97] Man wird daher wohl auch hier übersetzen müssen: Amulung wird Theoderich genannt. Zwar würde auch so der Satz besser an das Ende des Absatzes passen, doch läßt er sich auch an der Stelle rechtfertigen, an der er jetzt steht: Theoderich wird erst hier mit seinem Beinamen eingeführt, weil er früher nur im Zusammenhang mit Ermanrichs Wüten gegen seine Verwandten erwähnt wurde, im folgenden aber erstmals als selbständig Handelnder auftritt.

So gesehen könnte der Satz mit *Amulung Theoderic* also auch zum ursprünglichen Bestand der Annalen gehören. Seine Ähnlichkeit mit der Bemerkung über *Hugo Theodoricus* ist evident, aber da auch über ihr Alter letzte Gewißheit nicht zu erlangen ist, läßt sich daraus kein Kriterium gewinnen. Da der Satz auch in der Würzburger Chronik fehlt, wird man eher mit späterer Eintragung, etwa gleichzeitig mit der über die *rustici*, rechnen müssen. Da es sich bei dem Satz über *Amulung Theoderic* um eine Glosse handeln kann, könnte man, selbst wenn sich in ihm angelsächsische Sprachmerkmale ausfindig machen ließen, aus ihm kein Kriterium gewinnen für die Herkunft der übrigen die Heldensagen betreffenden Passagen aus England.

Daß die Passagen über Ermanrich-Odoaker-Dietrich aus England stammen, ist schon deswegen unwahrscheinlich, weil von einem Sagenhelden Odoaker in England jede Spur fehlt, ebenso von Hamadeo, und der Name Sarilo tritt nur in fränkischer Form auf.[98] Wie wir gesehen haben, weisen die sprachlichen Kriterien in dieselbe Richtung. Die Synkope des Vokals in *Embrica* und *Fritla*, der Diphthong in *Theoderic*, das Suffix *-il-* in *Serila* können angelsächsische Herkunft nicht beweisen, und das *a* in *Adaccar*, das Suffix in *Amulung*, die Endung *-a* in *Embrica, Fritla* und *Serila* weisen darüber hinaus auf das Altsächsische. Was die zuletzt genannte Erscheinung betrifft, hat SCHRÖDER in einer späteren Arbeit

die interessante Beobachtung gemacht, daß in der Vita Meinwerci die Namen aus Urkunden vorwiegend *-a* haben, die historischen Partien dagegen die Namen der vornehmen Herrschaften, Fürsten, Grafen usw. mit *-o* geben. In ähnlicher Weise erscheinen bei Widukind von Korvey die vornehmen Personen in der offiziellen Schreibung mit *-o*, die sächsischen Landsleute dagegen mit *-a*.[99] Auch die Tatsache, daß sämtliche kleineren altsächsischen Denkmäler, die alle der Zeit um 900 bis um 1000 und verschiedenen Mundarten angehören, genau wie der Helianddichter *-on* im Gen. Dat. Akk. Sg. Mask. haben,[100] während die Eigennamen aus derselben Zeit (um 900 bis um 1000) überwiegend *-an* aufweisen,[101] weist darauf hin, daß wir hier die volksnähere Form sehen dürfen, die sich gegen den Bann der fränkisch-literarischen Tradition behaupten konnte.[102] Auch die Beobachtung von SCHLÜTER,[103] daß *-a* im 9. Jahrhundert noch selten ist, im 10. zunimmt und um 1050 wieder schwindet, weist in die Entstehungszeit und auf den Entstehungsort der Quedl. Ann.; ebenso paßt die etwas auffällige Lautung des Namens *Hemidus* am ehesten ins Altsächsische. Der Name geht nach allgemeiner Ansicht auf urgerm. **Hamaþewaz* zurück, es konnte daher lautgesetzlich kein Umlaut eintreten. Es scheint, daß das erste Kompositionsglied dieses zweigliedrigen Namens an die mit as. *hêm* "Heim" gebildeten Kurznamen wie *Hemmo*, *Hemmi*, *Hemmic* angeglichen wurde, unter denen auch das mit einem Dentalsuffix gebildete *Hemmid* (um 840, Trad. Corb. 328) begegnet.[104]

Da wir in den Heldensagennotizen auf verhältnismäßig engem Raum mehrere sprachliche Erscheinungen feststellen können, die sich am besten als sächsisch erklären lassen, da außerdem H. BRESSLAU wahrscheinlich gemacht hat, daß die Quedl. Ann. und die Würzburger Chronik nicht, wie SCHRÖDER meinte, unabhängig voneinander aus derselben Quelle schöpften, sondern die Würzburger Chronik von den Quedl. Ann. abhängig ist,[105] darf man wohl als gegeben ansehen, daß die Notizen sächsischen Ursprungs sind. Damit bleiben immer noch mehrere Möglichkeiten.

1. Die Notizen können dem Annalisten etwa in Form einer in Deutschland u. zw. in der Quedlinburger Gegend interpolierten Handschrift der Weltchronik Bedas vorgelegen haben.[106]
2. Sie können vom Annalisten stammen.
3. Sie können als spätere Glossen in den Text gelangt sein.

Von der ersten Notiz unterscheidet sich die zweite einmal dadurch, daß hier die mundartliche Lautung *Adaccar* im Gegensatz zum vorausgehenden und nachfolgenden *Odoacar* begegnet, aber auch dadurch, daß hier, worauf mich W. HARTL aufmerksam macht, keinerlei Verwandtschaftsbezeichnungen angegeben werden, während in der ersten Heldensagennotiz zu jedem Namen die Verwandtschaftsbeziehung angegeben und auch später bei Theoderichs Rückkehr nach Italien Odoaker als

patruelis Theoderichs bezeichnet wird. Man kann, so HARTL, durchaus zweifeln, ob der Annalist in *Adaccar* den vorher und nachher erwähnten *Odoacar* sah. SYMONS (1900, S. 635 f.), der auch inhaltliche Unstimmigkeiten feststellen zu können glaubte, hatte aus der Unterschiedlichkeit der Namensform gefolgert, die Ermanrichstellen stammten von verschiedenen Händen. Für das Fehlen einer Verwandtschaftsbezeichnung läßt sich in der Tat kaum eine Erklärung finden. Wenn Adaccar gleich Odoaker ist, dann ist er sowohl *patruelis* Ermanrichs als auch Bruder von Hemidus und Serila, was bedeuten würde, daß auch Hemidus und Serila *patrueles* Ermanrichs sind. Fehlt *patrueles* hier zufällig oder mochte der Annalist es nicht anführen, weil es in offenem Widerspruch zur Sagenüberlieferung stand? Die mundartliche Form *Adaccar* kann reiner Zufall sein, vielleicht hervorgerufen durch die mundartliche Färbung der beiden vorausgehenden Namen. Aber man wird bei der zweiten Notiz doch mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß sie anderen Ursprungs ist als die vorausgehende und die nachfolgende und daß sie vielleicht auf eine ältere Glosse zurückgeht. In diesem Falle ließe sich denken, daß die ältere Glosse den Annalisten veranlaßte, Adaccar mit dem Odoaker der Historiographie und jener Lokalsage zu verbinden und ihn auch in die Rolle des bösen Rates einzuführen. Daß die Identität des Namens *Adaccar* mit *Odoacar* nicht erkannt und somit Adaccar mit dem vorausgehenden und nachfolgenden Odoaker nicht gleichgesetzt wurde, ist doch recht unwahrscheinlich. Dem *Adaccaro* der Quedl. Ann. entspricht in der Würzburger Chronik jedenfalls ein *Odoacro*.

Da die Stellen über Ermanrich-Odoaker-Theoderich-Dietrich mit dem Annalenwerk eng verflochten und, obwohl auf zwei Stellen verteilt, aufeinander bezogen sind - was im nächsten Kapitel noch deutlicher werden dürfte -, möchten wir im folgenden davon ausgehen, daß die betreffenden Passagen zum ursprünglichen Bestand der Annalen gehören und zumindest die Art der Eingliederung in den Text vom Verfasser der Annalen stammt.

Man hat längere Zeit geglaubt, zwei oder mehrere Verfasser annehmen zu müssen, da die Annalen in einem sehr warmen, aus einer persönlichen Verbindung zum sächsischen Kaiserhaus hervorgewachsenen Geist von den drei Ottonen sprechen, dann aber unter Heinrich II. im Verlaufe des Jahresberichtes 1004 ein Wandel vom Freundlichen zum Feindlichen festzustellen ist, der dann erst wieder im Laufe des Jahresberichtes 1014 (H. PABST) bzw. 1016 (R. USINGER) einer kaiserfreundlichen Haltung Platz macht.[107] Doch hat HOLTZMANN sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Quedl. Ann. von einem einzigen Verfasser stammen.[108] Er sieht - soweit nicht in den früheren Partien andere Quellen ausgeschrieben wurden - in allen Teilen der Annalen (in den Berichten bis 1002, in den kaiserfeindlichen Jahren 1003/04-1014/16 und im Schluß 1016-1025) dieselben charakteristischen Stilmerkmale, in denen sich der außerordentlich prägnante und leicht zu erkennende Stil eines Schriftstellers manifestiere. HOLTZMANN nennt drei Charakteristika:

1. eine Reihe bevorzugter Wörter und Ausdrücke; 2. eine in die Höhe

getriebene, durch Superlative, Wortwiederholungen, Gleichklänge und Antithesen wirkende Ausdrucksweise; 3. eine ganz besondere, verschroben und gekünstelt anmutende Wortstellung. - Die feindselige Haltung der Annalen gegenüber Heinrich II. erklärt sich vor allem aus dessen Abweichen von der Slawenpolitik Ottos III. in einem langen Krieg im Bündnis mit den heidnischen Ljutizen und Redariern gegen die christlichen Polen und durch die Kirchenpolitik Heinrichs II., die eine starke Abhängigkeit der Kirchen und Klöster mit sich brachte. Erst als die Annalen nach einer Unterbrechung von mehreren Jahren (die Berichte von 1016 an wurden nach HOLTZMANN S. 115 ff. erst 1020/21 aufgezeichnet) wieder fortgesetzt wurden, tritt wieder eine positive Haltung gegen den Kaiser zutage: 1018 war im Frieden von Bautzen mit Boleslaw von Polen ein erfreulicher Frieden geschlossen worden, und Heinrich war inzwischen in eine Kirchenpolitik eingeschwenkt, die sich gewaltsamer Übergriffe auf Kirchen und Klöster enthielt. Die Wandlung in der Einstellung der Annalen zu Heinrich II. erklärt sich ganz natürlich aus der Einstellung des einen Verfassers zur kaiserlichen Politik, der als entschiedener Anhänger der Kirchen- und Slawenpolitik Ottos III. eine Zeitlang im Gegensatz zu dessen anders geartetem Nachfolger stand, ein Wechsel der Verfasserschaft braucht nicht angenommen zu werden.[109]

Über die Person des Verfassers läßt sich ermitteln, daß er Geistlicher des Damenstifts St. Servatii zu Quedlinburg war, einer Gründung der Königin Mathilde. Die selbständigen Nachrichten, die er in zunehmendem Maße vom Jahre 913 an bringt, beziehen sich vor allem auf das sächsische Herrscherhaus, woraus man auf nahe Beziehungen zu Mitgliedern der kaiserlichen Familie schließen darf. Es ist anzunehmen, daß diese Kontakte vor allem durch die beiden Quedlinburger Äbtissinnen Mathilde (966 - 999), die Schwester Ottos II., und Adelheid (999 - 1045), die Tochter Ottos II., unterhalten wurden.[110]

3. Die Frage der Echtheit der Sagenmotive und ihre Integration in das Annalenwerk

Wir dürfen also davon ausgehen, daß die Stellen dem ursprünglichen Bestand der Quedl. Ann. angehören und wahrscheinlich von deren Verfasser stammen. Damit ist aber nicht gesagt, daß alles, was sich da findet, echte Sage ist. Vertraute Sagenmotive stehen neben Zügen, für die wir kein Gegenstück kennen. Zur deutschen Überlieferung stimmt, daß Ermanrich die Harlungen Embrica und Fritla hängen läßt, daß sein einziger Sohn, den er töten läßt, Friedrich heißt und daß er auf Anstiften eines bösen Rates seinen Neffen Dietrich zu Etzel ins Exil treibt. Für England bezeugen uns Eigennamen im 'Widsið' die Harlungensage (... *Herelingas, Emercan sóhte ic and Frídlan*, V. 112 f.) und etwas später den bösen Rat Becca (V. 115) und Freoþeríc (V. 124). Bei Ermanrichs Freigebigkeit muß es sich doch wohl um einen alten Sagenzug handeln, denn sowohl im 'Widsið' (V. 88 ff.) als auch in einem Gedicht des 'Tannhäuser' wird auf sie angespielt.[111] Das Motiv von der Verstümmelung Ermanrichs an Händen und Füßen kennen wir sonst nur aus Skandinavien.

Diesen bekannten Sagenmotiven stehen eine Reihe von Sondermotiven gegenüber. Die Brüder rächen an Ermanrich nicht wie in der skandinavischen Überlieferung und bei Jordanes (Getica § 129) ihre Schwester Sunilda-Svanhild, die in Skandinavien als Gemahlin Ermanrich-Jörmunrekks gilt und von diesem wegen Ehebruchs mit dem Stiefsohn durch Pferde getötet wird, sondern ihren Vater. Einmalig und besonders auffällig ist auch die Rolle Odoakers: Er begegnet, den historischen Tatsachen zufolge, als Theoderichs Gegner in Italien. Die Annalen bezeichnen ihn auch als *rex Gothorum*, wie dies schon bei Beda (S. 305 a. 500) der Fall ist, darüber hinaus auch als *patruelis* Ermanrichs und *patruelis* Theoderichs. Er ist Ermanrichs böser Ratgeber, der sonst im Norden Bikki, im Süden Sibiche heißt. Ferner trägt hier auch der dritte Bruder von Hemidus und Serila den Namen Odoaker (Adaccar), während er uns im Norden unter dem Namen Erp überliefert ist. Die Frage ist, ob wir es in diesen Fällen mit echter Sage zu tun haben oder ob es sich um Konstruktionen des Annalisten handelt. Mit Manipulationen wurde von manchen Forschern bei der Untersuchung einzelner Motive gerechnet, aber es wurde nie der ganze Heldensagenabschnitt unter dem Aspekt möglicher Eingriffe des Chronisten betrachtet.

Beginnen wir mit der Rolle Odoakers in unserer Quelle. Zunächst begegnet er als böser Ratgeber Ermanrichs. Mehrfach wurde der Verdacht geäußert, der Verfasser der Annalen habe von sich aus Odoaker in diese Rolle eingeführt.[112] Doch meist wird die Auffassung vertreten, daß die Quedl. Ann. in diesem Punkt echte Sage wiedergäben: die den geschichtlichen Verhältnissen eher entsprechende und auch im Hildebrandslied bezeugte Form der Sage, wonach Dietrich vor dem Hasse Odoakers zu Etzel flieht, wäre mit der jüngeren Sage, in der Ermanrich an die Stelle Odoakers getreten ist, verbunden worden, indem zwar Ermanrich die Flucht Dietrichs erzwingt, aber von Odoaker dazu aufgehetzt wird. Nach SCHNEIDER bezeugen die Quedl. Ann., daß der böse Rat ehemals Odoaker war, Theoderichs historischer Widersacher in Italien.[113] Es läge also echte Sage vor. Auch JIRICZEK meint, daß diese Verbindung von Ermanrich, Odoaker und Dietrich in der Volkssage sporadisch und lokal habe stattfinden können: "Hatte die Verbindung der Ermanarich- und Dietrichsage Ermanarich an Stelle Odoacers treten lassen, dessen Gedächtnis nicht mit einemmale schwinden konnte, so mochte er nach dem Modell des Verhältnisses Ermanarich-Bicco als böser Ratgeber in der Dietrichsage eine Zeit lang weiterleben".[114] Dies sei vielleicht der Grund dafür, daß die Quedl. Ann. nur von den Ränken Odoakers gegen Dietrich, nicht aber gegen die Harlungen und Friedrich berichten. Die Rolle Odoakers als böser Ratgeber sei also eindeutig nur auf das Gebiet der Dietrich-

sage beschränkt, aus der er aber dann von dem mächtigen Sibiche der Harlungensage verdrängt wurde.

Eine Bestätigung der Annahme, daß der Odoaker der Dietrichsage im Sibiche der Ermanrich-Harlungensage aufgegangen sei, könnte man in der Sage von Dietrichs Rückkehr vermuten. Eine Form dieser Sage kannte vielleicht auch der Annalist, dessen Darstellung der Eroberung Italiens stark von der Hauptquelle, Beda Venerabilis, abweicht. Hier heißt es (a. 501/02): *Mortuo Theodorico Triarii filio alius Theodoricus cognomento Valamer Gothorum suscepit regnum, qui utramque Macedoniam Thessaliamque depopulatus est. Et plurima regiae civitatis loca igne succendens Italiam quoque infestus occupavit.* Nichts davon findet sich in den Quedl. Ann., anderseits findet sich bei Beda nichts über die Eroberung Ravennas. Diese starke Abweichung von Beda, dem dieser Teil der Annalen sonst viel verdankt, ist auffallend. Den allgemeinen Angaben Bedas steht die konkrete der Eroberung Ravennas gegenüber. Selbst wenn der Verfasser der Annalen diese Angabe nicht unmittelbar mündlicher Tradition, sondern einer schriftlichen Quelle verdanken sollte, dürfen wir annehmen, daß er in seiner Stoffwahl hier von der Heldensage bestimmt war, in der die Rabenschlacht eine so wichtige Rolle spielt. Es wäre also auch die Mitteilung des einzigen historischen "Faktums" in diesem Teil durch die Sage bedingt.[115] Eindeutig sagenhaft ist, daß die Eroberung Italiens mit Hilfe Attilas erfolgt (*Attilae regis auxilio*) und offenbar als Rückkehr Dietrichs aus dem hunnischen Exil verstanden wird. Unmittelbar vorher wird das Ende Ermanrichs berichtet, weil es, wie in der Sage, die Voraussetzung für Dietrichs Rückkehr war. Und so wird wie in der Sage in den Annalen der böse Rat Ermanrichs zugleich zu Dietrichs Gegner in Italien bei dessen Rückkehr aus dem Exil.

Die deutsche Heldendichtung überliefert keinen ausführlichen Bericht über Dietrichs Rückkehr nach Italien, doch die Tatsache als solche steht fest. Die 'Thidreks saga' (= þs.) und die 'Klage' (V. 2054 ff.) stimmen in der Schilderung von Dietrichs Aufbruch vom Etzelhofe genau überein. Ein altes Dietrichepos wird die gemeinsame Quelle gewesen sein, und dies berechtigt uns, die Wiederkehrfabel der þs. im ganzen für die alte Dichtung in Anspruch zu nehmen[116]: Nachdem Thidrek alle seine Gesellen und Freunde beim Burgundenuntergang verloren hat, bricht er mit Herrad und Hildebrand von Etzel auf, um heimlich ins Ömlungenland zu ziehen. Auf dem Wege erfahren sie von Ermanrichs Krankheit und Tod und daß nun Sifka, "der verfluchte Hund" und "Übelstifter", die Krone Ermanrichs trage (S. 425). Dietrich wird in Bern freudig aufgenommen. Auf einem großen Thing in Ran beschließen alle Mächtigen des Ömlungenreiches, mit Thidrek gegen Sifka in den Kampf zu ziehen, der mit großer Heeresmacht anrückt. Thidrek bricht mit seinem Heer von Ran auf. Bei der Stadt Gregenborg kommt es zur Entscheidung. Thidrek kämpft gegen ein Hilfsheer, das den Ömlungen in den Rücken gefallen ist, Herzog Alibrand aber fällt der Kampf gegen Sifka zu. "Nun ritt Sifka ihm kühn entgegen. Einer versetzte dem andern wuchtige Schläge. Ihr Zweikampf dauerte lange, bis Alibrand die Oberhand gewann und Sifka tot von seinem Roß stürzte." - Diese Episode steht im Widerspruch zu dem Bild Sifkas, das uns die Sage sonst vermittelt, und zu der Charakteristik, die Wolfram (Parz. 421,23 f.) von ihm gibt: *Sibche nie swert erzôch, er was ie bî den dâ man vlôch.* Wenn Sibiche hier als Nachfolger Ermanrichs in der Herrschaft begegnet, so könnte man zunächst darin einen alten Sagenzug und eine Stütze für die Annahme vermuten, daß Sifka an die Stelle Odoakers getreten sei, zunächst als Herrscher in Italien, dann auch als böser Ratgeber. Doch ist dieser Zug sonst nirgends bezeugt und dürfte kaum alt sein. SCHNEIDER, der ihn wegen seines Vorkommens in der þs. für das von ihm angenommene "erste Dietrichepos" voraussetzt, schaltet für die liedhafte Vorstufe die Heimkehrepisode insgesamt aus.[117] Bei der ganzen Feldschlacht mit Sifka handelt es sich wahrscheinlich um eine späte Erfindung,[118] die auch Alibrand noch Gelegenheit zu heldischer Bewährung geben sollte.

Strukturelle Überlegungen sprechen dagegen, daß Odoaker in der Sage je die Rolle des bösen Ratgebers Ermanrichs innehatte. Es werden ihm in den Annalen zwei Eigenschaften zugeschrieben, die nicht so recht zur traditionellen Figur des bösen Ratgebers passen: er wird als Neffe und damit als jüngerer Verwandter, dann auch als Nachfolger König Ermanrichs hingestellt. Wenn Sifka in der þs. in dieser zuletzt genannten Funktion begegnet, so handelt es sich da wohl, wie wir gesehen haben, um eine späte Erfindung. Sonst erscheint der Untergang des Herrschers und nicht Streben nach eigener Macht als sein einziges Ziel. Ganz ähnlich verhält es sich bezüglich des Verwandtschaftsverhältnisses. Nirgendwo in der Sage steht der böse Rat in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu seinem Herrn. Überdies liegt es im Wesen eines Ratgebers, daß er als alt oder jedenfalls älter als der König vorgestellt wird. Echte Sage konnte kaum darauf verfallen, den bösen Rat zum Neffen und Nachfolger Ermanrichs zu machen. Damit erhärtet sich aber der Verdacht, Odoaker sei überhaupt erst vom Annalisten in diese Rolle eingesetzt worden in dem Bestreben, die Sage chronikalisch-historisch einzugliedern.[119] Es mochte ihm daran liegen, eine Rechtfertigung dafür zu geben, daß Dietrich nach seiner Rückkehr aus dem Exil Odoaker aus Italien vertrieb. Die vom Annalisten behauptete Feindschaft Odoakers - er ist ja einer der rächenden Brüder - mit Ermanrich hätte ihn doch eigentlich zum Verbündeten Dietrichs machen können. Und so mochte der Annalist den Grund für das Vorgehen Dietrichs gegen Odoaker darin sehen, daß dieser an Dietrichs Vertreibung mitschuldig war durch den Rat, den er gab. Da zur Zeit der Abfassung der Quedl. Ann. in der Sage von Ermanrich der böse Rat längst eingeführt war,[120] mochte diese Figur den Anlaß geben, die Mitschuld Odoakers am Exil Dietrichs in Form seines Rates zu sehen. So würde sich auch erklären, daß nach unserem Text der Mord an Friedrich ausdrücklich nach dem Willen Ermanrichs erfolgte und, wie es scheint, auch die Hängung Embricas und Fritlas.[121] Der Annalist zeigt also keine Neigung, Ermanrich durch einen bösen Ratgeber generell zu entlasten. Einzig bei der Vertreibung Dietrichs wird die geistige Urheberschaft Odoakers eingeführt. Der Grund mag darin liegen, daß der Annalist die spätere Rivalität zwischen Dietrich und Odoaker vorbereiten wollte.

Es ist allerdings möglich, daß der Annalist eine ältere Überlieferung, die Odoaker als Dietrichs Gegner, aber auch die jüngere, in der Ermanrich an die Stelle Odoakers getreten war, kannte. Aber zwingend ist diese Annahme nicht. Denn der Annalist wußte aus seinen schriftlichen Quellen um die Gegnerschaft zwischen Theoderich und Odoaker. Darüber hinaus kannte er eine Überlieferung, derzufolge Odoaker von Theoderich besiegt und vertrieben wurde. Da mochte sich ihm

die Frage nach der Ursache der Feindschaft zwischen den beiden stellen: Odoaker wurde vertrieben, weil er an der Vertreibung Dietrichs Anteil hatte. Die Ansicht, daß die Sage von Dietrichs Exil von Anfang an mit Ermanrich dem Verwandtenfeind verknüpft war, wurde von N. WAGNER (1980) mit bemerkenswerten Argumenten vertreten. Auch ins Hildebrandslied könnte Odoaker erst durch Kontamination mit einer Überlieferung, die ihn noch als überwundenen Gegner Dietrichs tradiert hätte, oder letztlich aus gelehrtem Wissen gekommen sein (S. 222). Die Quedl. Ann. können somit schwerlich als Übergang von der Odoaker-Dietrich-Sage zur Ermanrich-Dietrich-Sage angesehen werden und daher auch nicht als Stütze für die Auffassung dienen, daß Dietrichs ursprünglicher Gegner in der Exilsage Odoaker war. Wie dem auch sei: mit großer Wahrscheinlichkeit können wir sagen, daß nicht die Sage, sondern der Annalist Überlieferungen um Odoaker, Ermanrich und Dietrich in der Weise verband, daß Odoaker zum Verwandten, bösen Rat und Nachfolger Ermanrichs wurde. Immerhin hatte die Historiographie solchen Kombinationen den Weg gebahnt: schon bei Beda fand der Annalist, wie schon erwähnt, Odoaker als *rex Gothorum* bezeichnet.

Auf eine bemerkenswerte Möglichkeit, wie Ermanrich und Odoaker zueinander in Beziehung kommen konnten, hat N. LUKMAN (S. 41 ff.) hingewiesen. Nach Jordanes hat Ermanrich eine Frau namens Sunilda von Pferden töten lassen, Theoderich hat nach Johannes von Antiochien Odoakers Gemahlin Sunigilda im Kerker verhungern lassen. Cassiodor hätte die Geschichte von Sunigilda, so LUKMAN, unter Beibehaltung des Namens auf Ermanrich übertragen, um Theoderich zu entlasten. Dabei sei die Geschichte nach dem Vorbild der griechischen Überlieferung von Harmodios und Aristogeiton, die den Tyrannen Hipparch 514 v. Chr. getötet haben, weil er Harmodios' Schwester schändlich behandelt hatte, umgeformt worden. Die Ursache der Umformung nach diesem Modell sei vielleicht der Beiname Harmatios für Hunulf, den Bruder Odoakers, gewesen. Dem Brüderpaar Odoaker-Harmatios (= Hemidus der Quedl. Ann.) sei dann noch Serila hinzugefügt worden, in dem LUKMAN den westgotischen Feldherrn Sarus sieht. Eine Stütze für diese These sieht er in den Quedl. Ann., die das Attentat in die Zeit des Anastasios (491 - 518) verlegen und einen der rächenden Brüder Odoaker nennen. Aber es ist unwahrscheinlich, daß der unter solchen Voraussetzungen wichtigste der drei Namen schon bei Jordanes und auch in der skandinavischen Sage fehlt und daß nur die Quedl. Ann. ihn bewahrt hätten, und auch, daß eine in weiten Teilen der Germania verbreitete Sage letztlich auf eine Geschichtsklitterung Cassiodors zurückgehen soll. Bedenkenswert ist die strukturelle Übereinstimmung mit der griechischen Überlieferung von Harmodios und Aristogeiton, und es wäre denkbar, daß die Gleichheit oder Ähnlichkeit des Namens von Sunilda, die in der späteren Sage zur Gemahlin Ermanrichs wird, mit dem Namen von Sunigilda, der Gemahlin Odoakers, sowie das grausame Schicksal, das beide erfahren mußten, zu einer Identifizierung der beiden Frauengestalten führte und so Odoaker zum Gegner Ermanrichs wurde. Doch ist eben durchaus fraglich, ob es in der Heldensage je eine Verbindung von Ermanrich mit Odoaker gab; die Quedl. Ann. können sie, wie wir gesehen haben, nicht beweisen. - Zuerst hat m.W. JIRICZEK, 144 den Gedanken geäußert, die Ähnlichkeit der Namen *Sunilda* und *Sunigilda* könne Ermanrich in die Nähe und schließlich an die Stelle Odoakers gebracht haben. Doch zweifelt er, ob in den betreffenden Sagen die Übereinstimmung zur Zeit der Kontamination noch festgehalten war. Zu Lukmans These vgl. auch Anders-

son, 30 f.

Wir kommen damit zur Frage, wie Odoaker in die Rolle des dritten Bruders geraten sein kann. In der skandinavischen Sage spielt bekanntlich der dritte Bruder eine zentrale Rolle. Auf ihrem Weg zu Jörmunrekk treffen Hamdir und Sörli ihren Halbbruder Erp. Der bietet ihnen seine Hilfe an, doch kommt es zum Streit und die beiden töten ihn. Und so gelingt der Racheanschlag nur halb: Hamdir und Sörli können Jörmunrekk zwar Hände und Füße, nicht aber - denn dazu war Erp ausersehen - das Haupt abschlagen. Die Gestalt des dritten Bruders ist hier aufs engste mit dem Umstand verknüpft, daß die Rache nicht vollends gelingt. In den Quedl. Ann. endet der Anschlag, wie ausdrücklich vermerkt wird, mit Ermanrichs Tod, Odoaker hingegen bleibt am Leben. Die Rolle des dritten Bruders ist zwar vorhanden, doch hat sie, von der skandinavischen Sage her gesehen, keine spezifische Funktion. CAROLINE BRADY erklärt sich diesen Sachverhalt so, daß die Gestalt Erps einst auch im Norden Deutschlands bekannt war. Doch wäre sie, wie die Hamdirsage insgesamt, nur oberflächlich aus Skandinavien übernommen und daher bald der ursprünglichen Funktion beraubt und der Name durch einen neuen ersetzt worden (S. 235 f.). Daß die Sage im niederdeutschen Bereich nicht eigentlich heimisch war, wäre also die Ursache des Sagenwandels gewesen. Nach dieser Auffassung gibt es keinen Zweifel, daß es sich hier um den Reflex echter Sage handelt. Odoaker stellt sich als eine schon verdunkelte Erinnerung an jene Figur dar, die dann auf dem Kontinent ganz in Vergessenheit geriet.[122]

Wir haben oben (Ende von Kap. 2) gesehen, daß die Lautung *Adaccar* und der andersartige Charakter der betreffenden Notiz darauf hindeuten könnte, daß hier eine ältere Glosse und damit wohl echte Sagenüberlieferung vorliegt. Damit hätten wir in den Quedl. Ann. ein Zeugnis dafür, daß auch die deutsche Sage einst das Motiv des dritten Bruders kannte. Doch ist nicht beweisbar, daß die Gestalt Erps die ältere Form der Sage repräsentiert. Sie muß da nicht so alt sein, wie man meist annimmt.[123] Man wird also mit der Möglichkeit (oder gar einer gewissen Wahrscheinlichkeit?) zu rechnen haben, daß eine Sagenform mit dem Motiv des dritten Bruders, der hier Adaccar hieß, um die Jahrtausendwende in Umlauf war. Über die genaue Funktion dieser Figur und über mögliche Zusammenhänge mit dem völkerwanderungszeitlichen König Odoaker lassen sich nicht einmal Vermutungen anstellen.

Doch kann ein Eingriff des Annalisten auch an dieser Stelle nicht ausgeschlossen werden. Ihm stellte sich der zeitliche Ablauf möglicherweise so dar, daß Odoaker zwischen Ermanrich und Theoderich in Italien herrschte. Wenn nun in

der Sage Hemidus und Serila allein oder zusammen mit einem dritten Bruder, der nicht Odoaker hieß, Ermanrich töteten, da mochte der Annalist auf die Erklärung kommen: Odoaker war als dritter Bruder am Anschlag auf Ermanrich beteiligt und trat (wegen des Todes seiner Brüder?) allein dessen Nachfolge an.[124] Es bleibt dann, wie im Falle des bösen Rates, die Möglichkeit, daß sich der Annalist bei der (erst von ihm eingeführten) Mittäterschaft Odoakers an der Ermordung Ermanrichs einer in der Sage schon vorhandenen Rolle, nämlich der des dritten Bruders, bediente. Allerdings fehlt in Deutschland von einem dritten Bruder sonst jede Spur. Die Beteiligung Odoakers an der Ermordung Ermanrichs mochte dem Annalisten so wichtig und vielleicht auch selbstverständlich erscheinen, daß er ihn zum dritten der rächenden Brüder machen konnte, ohne daß die Sage von einem solchen wußte.

Ganz ähnlich liegen die Dinge beim Motiv der Vaterrache. Nach BRADY wäre die Svanhildsage, die ihrer Auffassung nach aus Skandinavien übernommen worden ist (s.u.), in der niederdeutschen Sage früh halb und halb vergessen und durch das Motiv des getöteten Vaters ersetzt worden.[125] Das würde bedeuten, daß der Annalist getreulich die oder eine ihm bekannte Form der Sage wiedergab. Es ist indessen nicht sehr wahrscheinlich, daß in der Sage - ob altererbt oder aus Skandinavien übernommen - ein so eindrucksvolles Motiv wie die Tötung Sunildas durch Pferde einfach vergessen und ohne weiteren Grund durch ein viel weniger markantes ersetzt wurde. SCHNEIDER hatte gemeint, die Begründung für die Tat der Brüder sei einfach aus der Luft gegriffen (S. 249), doch stellt sich auch in diesem Falle die Frage nach dem Sinn der Erfindung. Man kann sich gut vorstellen, daß der Annalist von sich aus änderte: Er mochte sich den Zusammenhang so denken, daß Ermanrich durch die Tötung der Harlungen, durch die Vertreibung Dietrichs und durch die Ermordung des Vaters der drei Brüder die Herrschaft über Italien errang, Odoaker aber um das Erbe seines Vaters kämpfte, unter Kaiser Zenon Rom eroberte, dann unter Anastasius mit seinen Brüdern, den Vater rächend, Ermanrich tötete, dadurch die Herrschaft über ganz Italien erlangte, aber von Dietrich in Ravenna besiegt wurde. Diese Version von Ermanrichs Ende in den Quedl. Ann. hat mit der Svanhildsage das Motiv der Rache gemein. Doch ist diese Übereinstimmung zu wenig markant, als daß man daraus schließen könnte, die Kenntnis der Svanhildsage (Rache für die Schwester) sei die Voraussetzung für das Motiv der Vaterrache. Aus Rache für den ermordeten Vater tötet in den Quedl. Ann. auch ein Mädchen, das gewaltsam geraubt worden war, den Hunnenkönig Attila. Auch in diesem Falle wird man nicht auf Bekanntschaft mit der alten Sage um Attilas Tod,

wie sie uns etwa in der 'Atlakviða' der Edda überliefert ist, schließen dürfen.[126]

Die Quedl. Ann. sind, wenn wir von Jordanes einmal absehen, der einzige Text, der die Sage von der Verstümmelung Ermanrichs durch rächende Brüder auch außerhalb Skandinaviens direkt bezeugt. Meist wird die Stelle in den Quedl. Ann. als Zeugnis dafür gewertet, daß die Sage von Hamdir und Sörli und von der Verstümmelung Ermanrichs an Händen und Füßen einst auch in Deutschland heimisch war; dann wäre sie in Vergessenheit geraten, so daß sich in der mhd. Epik keine Spur mehr von ihr findet. BRADY hat hingegen die Ansicht vertreten, aus dem Vorkommen der Hamdirsage in den Quedl. Ann. dürfe man nicht den Schluß ziehen, daß diese in Deutschland seit alters verbreitet und von hier nach Skandinavien gekommen sei. Vielmehr sei die Sage von der Verstümmelung Ermanrichs durch rächende Brüder - ebenso wie die Svanhildsage und das Motiv des dritten Bruders (s.o.) - oberflächlich aus der skandinavischen Sage übernommen worden (S. 104 und 253 ff.). Zunächst wäre im Norden Deutschlands dasselbe Ermanrichbild verbreitet gewesen wie im Süden, doch wären dann solche Elemente aus der skandinavischen Sage übernommen worden, die sich gut in das Ermanrichbild des Südens fügten: so der Rachezug der Brüder, denn Rache für Unrecht an Gesippen paßte zu Ermanrich dem Verwandtenfeind (S. 253 ff.); ebenso die grausame Art der Tötung, die man als angemessene Form der Bestrafung für einen Tyrannen hielt (*occisio, uti dignus erat*) (S. 260). Auch die Gestalt des Sohnes, obwohl auch in der mhd. Epik vorhanden, wäre aus dem Norden übernommen - freilich losgelöst vom ursprünglichen Zusammenhang: sie lieferte ein neues Exempel für Ermanrich den Verwandtenfeind (S. 254 ff.).

Gerade aus den Zügen, die nur den Quedl. Ann. eigen sind, glaubte BRADY Argumente für ihre These gewinnen zu können: die Instabilität im Bereich des bösen Rates, des dritten Bruders und des Rachemotivs ist für sie ein Indiz dafür, daß die Hamdirsage als Ganzes in Deutschland nicht heimisch, sondern aus Skandinavien übernommen war (z.B. S. 253 f.). Abgesehen davon, daß auch einheimische Sage tiefgreifende Änderungen erfahren konnte, ist, wie wir gesehen haben, in allen drei Fällen eher mit Eingriffen des Annalisten als mit unverfälschtem Reflex der damaligen Sage zu rechnen. Und so können die Quedl. Ann. kein Kriterium für die Herkunft der Hamdirsage aus Skandinavien liefern.

Es fällt auf, daß sich in den Annalen die Lebenszeit Attilas über den ganzen Heldensagenteil erstreckt. Der erste Teil der Ermanrich-Dietrichsage wird unter Kaiser Marcianus (450 - 457) eingeführt. Das Stichwort, an das der Einschub gehängt wird, ist Attila, dessen Vorstoß nach Gallien in die

ersten Regierungsjahre jenes Kaisers fällt. Weil nach der Sage Ermanrich seinen Verwandten Dietrich zur Flucht zu Attila zwingt, wird dieser Teil der Sage hier eingefügt.

Nach den Kaisern Leo maior (457 - 474) und Leo minor, der nur einige Monate regierte, wurde unter Zenon (474 - 491) wörtlich nach Beda die Eroberung Roms durch Odoaker berichtet (es findet sich hier noch der Zusatz: *quam ex eo tempore diutius eorum reges tenuere*).[127] Der zweite Sageneinschub erfolgt dann erst unter Kaiser Anastasius (491 - 518), in dessen Regierungszeit die in den Annalen erwähnte Eroberung Ravennas durch Theoderich fällt. Attila wird dabei als lebend vorgestellt: mit seiner Hilfe erfolgt Theoderichs Rückkehr nach Italien, und er erwirkt, daß Odoaker nicht getötet, sondern verbannt wird. Erst am Ende der Eintragungen zu Justinian (527 - 565) und nach den breiten Ausführungen über den Untergang des Thüringerreichs und den Tod Irminfrids (534), also fast 80 Jahre später als sonstige Geschichtswerke, läßt der Annalist Attila sterben.

Die Gestalt Attilas war es also, die für den Annalisten den Hauptanhaltspunkt bildete bei seinem Versuch, das, was in der mündlichen Überlieferung zum zeitlosen Einst der Sage geworden war, in sein chronikalisches Geschichtsbild einzuordnen. Daß der Annalist, der Sage folgend, kritiklos Ermanrich als Zeitgenossen Attilas akzeptierte, liegt darin begründet, daß in keiner seiner Quellen Ermanrich erwähnt wurde, so daß der chronologische Widerspruch verborgen bleiben konnte. Ebenso konnte er den sagenhaften Zug, daß Theoderich, der 489 in Italien einfällt, noch am Hofe Attilas geweilt und mit dessen Hilfe Italien erobert haben soll, nur deshalb in seine Darstellung aufnehmen, weil sich, wie es scheint, in keiner seiner Quellen eine chronologische Einordnung von Attilas Tod fand: Beda verzeichnet in seiner Chronik den Tod Attilas nicht. Erst in den Interpolationes Cod. Parisini nuper empt. MDCXV[128] findet sich nach Fredegar die Notiz: *Anno II° Martiani ... Attila rex moritur*. Auch die Hauptquelle der Quedl. Ann., die Hersfelder Annalen, brachten, nach den von diesen abhängigen Geschichtswerken zu schließen, keine Erwähnung von Attilas Tod: in den Annales Hildesheimenses und in Lamperts Annalen werden Attila, Odoaker, Theoderich überhaupt nicht erwähnt, sie bringen vor allem kirchengeschichtliche Nachrichten.[129]

Aber daß sich Attilas Lebenszeit selbst über den Untergang des Thüringerreiches erstreckt, ist doch sehr erstaunlich. Die Ursache dieses auffälligen Sachverhaltes liegt wohl darin, daß in der deutschen Heldensage der Etzelhof zum Zufluchtsort der Helden und zum Schauplatz des Nibelungenuntergangs, der Hunnenkönig somit zur zentralen Gestalt des heroischen Zeitalters geworden ist. Ermanrich-Ermenrich (+ 375), Theoderich-Dietrich (+ 526) und noch der Thüringer-

könig Irminfrid (+ 534) erscheinen so als Zeitgenossen Attila-Etzels. An dieser Vorstellung hält auch der gelehrte Annalist fest. Alles, was er aus der Heldensage wußte, mußte in die Lebenszeit Attilas verlegt werden, mit Attilas Tod endet auch für ihn das Heldenzeitalter. Der Grund für die Verlegung des Thüringeruntergangs in die Zeit vor Attilas Tod war wohl, daß der Annalist eine Form der Sage kannte, derzufolge Irminfrid und Iring an den Etzelhof flohen (noch im Nibelungenlied spielen die beiden als Etzels Helden eine Rolle). Die Vorstellung vom heroischen Zeitalter war auch beim Annalisten offenbar so ausgeprägt, daß ihm nicht auffiel, daß Attila auf diese Weise ein ganz unrealistisch hohes Alter erreicht haben müßte.

Im übrigen hat er versucht, die Begebenheiten der Heldensage, so weit es ging, in das vorgegebene chronologische Schema einzugliedern. Daher verlegte er Dietrichs Flucht zu Attila und deren Ursache - Ermanrichs Schandtaten an seinen Verwandten - in den Abschnitt über Marcianus, in den auch Attilas Einfall in Gallien fiel. Die erste Notiz über Ermanrich steht auch insofern in einem engeren Zusammenhang mit dem Vorausgehenden, als hier Thurismod, der *princeps Gothicus civitatis remensis* (verschrieben für *Tolosensis* oder *Narbonensis*) erwähnt wird, während dann von Ermanrich, dem Herrscher über a l l e Goten, die Rede ist. Ermanrichs Tod und die Rückkehr Dietrichs nach Italien wird in die Zeit des Anastasius verlegt, in die die Eroberung Ravennas durch Theoderich gehört. Darüber hinaus hat sich der Annalist, wenn unsere Interpretation richtig ist, bemüht, die sagenhafte Überlieferung noch stärker in die Geschichte zu integrieren, indem er Odoaker in zwei neue Rollen einführte (oder doch jedenfalls in eine) und Ermanrich zum Opfer einer Vaterrache machte. Neben den sprachlichen Kriterien ist es gerade diese enge Verflechtung der Heldensagenstellen untereinander und mit dem Annalenwerk, die in der Auffassung bestärkt, daß die Stellen auf einen einzigen Mann u.zw. den Verfasser der Annalen zurückgehen und nicht auf spätere Einschübe unterschiedlicher Herkunft. Die Sage ist ihm Träger geschichtlicher Überlieferung und als solche eine wertvolle Ergänzung seiner schriftlichen Quellen. Aber sie ist für ihn nicht unantastbar. Er nimmt sich allem Anschein nach die Freiheit zu Eingriffen und Kombinationen, um so einen Ablauf der Ereignisse zu erreichen, der ihm plausibel erschien. Und dort, wo die Sage mit schriftlicher Überlieferung kollidiert, gibt er dieser den Vorzug. Daher unterdrückt er die ihm wahrscheinlich bekannte Sage von der Flucht Irings und Irminfrids zu Etzel und berichtet das Ende Irminfrids nach seiner schriftlichen Quelle.

Über die Form, in der all diese Sagen dem Annalisten

vermittelt wurden, lassen sich nur Vermutungen anstellen. SCHNEIDER war davon überzeugt, daß der Satz über Dietrichs Exil eine "halbhistorische Notiz und kein Liedresumé, also auch kein Zeugnis für ein Fluchtlied" sei, daß aber der Notiz über Ermanrichs Tod "auf alle Fälle" ein Hamdirlied zugrunde liege.[130]

Man könnte noch die Frage nach dem speziellen Interesse stellen, das den Annalisten veranlaßte, die Sagen um Ermanrich und Dietrich in sein Werk aufzunehmen. Es sind ja sonst in der Historiographie vor allem Stammesgeschichten in die Heldensagen aufgenommen worden. Auf das lokalhistorische Interesse des Annalisten wurde bereits im Zusammenhang mit der Sage von Odoakers Verbannung und der Iringsage hingewiesen. Manches spricht dafür, daß auch die Ermanrich-Dietrich-Sage im östlichen Altsachsen in besonderem Maße präsent war. Der berühmte Tanz von Kölbigk wird von METZNER mit guten Gründen auf Weihnachten 1018 datiert und als Spiel vom Raub der Ermanrichtochter Merswind durch Dietrich und seine Mannen interpretiert (bes. S. 198 ff.). Es ist wahrscheinlich, daß das nur 5 km von Kölbigk entfernte Bernburg in jener Gegend als Wohnsitz Dietrichs von Bern im Exil aufgefaßt wurde.[131] Die Pegauer Annalen überliefern die Genealogie des ostsächsischen Dynasten Wiprecht von Groitzsch aus dem 12. Jahrhundert, in der *Emelricus*, *rex Teutoniae*, *Ditmarus Verdunensis* (entstellt aus *Veronensis*) und *Herlibo* mit den *Harlongi*, seinen Söhnen, angeführt werden (ib. 220 f.).

4. Die Heldensagennotizen in der Würzburger Chronik

Die Heldensagen-Passagen der Quedl. Ann. begegnen in fast unveränderter Form noch einmal im Chronicon Wirziburgense (Würzburger Chronik). Dieses Zeugnis zur deutschen Heldensage spielt in der wissenschaftlichen Literatur kaum eine Rolle. R. STEIG erwähnt es in der dritten Auflage zu GRIMMs Deutscher Heldensage und verweist im übrigen auf den Aufsatz von LORENZ über die Quedlinburger Annalen in Germania 31 (1886).[132]

Die Würzburger Chronik ist überliefert in der Hs. Cod. Carlsruhensis 504 (früher Durlacensis 36^{t}). Der Codex ist aus mehreren einzelnen Handschriften, die am Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts geschrieben sind, zusammengesetzt und mehrfach verbunden. Die Hs. wurde 1799 aus Privatbesitz für die Badische Bibliothek erworben. Auf f. 153, dem Außenblatt einer früher selbständigen Lage, steht von einer Hand des 15. Jahrhunderts: *Codex sancti Michaelis in monte prope Babenberg*.[133] Über die Herkunft aus Bamberg kann also kein Zweifel bestehen. Die Würzburger Chronik findet sich auf f. 171 - 186'. Sie beginnt auf neuer Lage *Sex diebus rerum creaturam deus formavit* und endet auf f.

186 mit dem Jahre 1057 mitten auf der Seite. Auf f. 186' folgt eine Stammtafel,[134] dann f. 187 - 197' das Chronicon Frutolfi 1057 - 1102. Es beginnt mit ihm eine neue Lage von zehn Blättern, deren erstes weggeschnitten ist. Hand und Tinte weichen von der Würzburger Chronik ab. Diese ist graphisch jünger als Frutolfs Chronik und ist an verschiedenen Stellen offenbar aus Frutolf korrigiert.[135] Es sieht demnach so aus, als ob das vorliegende Exemplar des Chron. Wirz. nicht weiter als bis 1057 reichte und daß daher eine Kopie der Chronik Frutolfs hinzugefügt wurde.[136] Da mehrere der in unserem Codex enthaltenen Schriften in den Bücherverzeichnissen des Michelsberger Priors Burchard,[137] der unter den Äbten Wolfram I. (1112 - 1123) und Hermann I. (1123 - 1147) der Klosterbibliothek vorstand und nach dem Necrologium des Klosters am 14. Sept. 1149 starb, als aus dem Besitze des Priesters und Mönchs Thiemo stammend bezeichnet werden (es ist wahrscheinlich der am 29. Mai 1119 im Necrolog verzeichnete Träger dieses häufigen Namens gemeint),[138] darf man annehmen, "daß der Karlsruher Sammelband seinem Hauptinhalt nach aus dem Nachlaß des Thiemo herrührt"[139]. Nur das erste Stück, das von Frutolf selbst geschrieben ist (Bernonis prologus in tonarium f. 1 - 14), und möglicherweise ein zweites auf f. 22 - 26' (Tonarius Bernonis) wird man nach BRESSLAU (ib.) als aus Frutolfs Besitz stammend ausscheiden müssen. Wie ein Vergleich der Bücherliste Thiemos mit der Frutolfs zeigt, sind Thiemos Bücher zu einem Großteil Abschriften der Bücher Frutolfs,[140] die Thiemo angefertigt hat oder hat anfertigen lassen.[141] Daher ist es naheliegend, in Pars cronicorum (IV, 6) des Verzeichnisses der Bücher Thiemos einen Hinweis auf die Abschrift eines Teils des unter den Büchern des Frutolf genannten Liber cronicorum (III, 6) zu sehen.[142] Frutolf hat die Würzburger Chronik gekannt und hat sie dem älteren Teil seines Werkes als chronologisches Gerüst zugrunde gelegt. Die erhaltene Handschrift ist nicht einfach eine Abschrift des von Frutolf verwendeten Exemplars,[143] doch steht sie Frutolfs Vorlage sehr nahe. Wir befinden uns also mit dieser einzigen vollständigen Handschrift der Würzburger Chronik schon in der unmittelbaren Umgebung des später zu besprechenden Frutolf von Michelsberg.

Noch in einer weiteren Handschrift finden sich unsere Notizen zur Heldensage. In dem Codex B. IV. 6 der Bamberger Bibliothek membr. fol.[144] findet sich fol. 144 - 149 in unmittelbarem Anschluß an die von einer Hand des beginnenden 12. Jahrhunderts geschriebene Chronik des Eusebius-Hieronymus, die mit dem 7. Jahr des Maxentius unvollständig abbricht, eine Fortsetzung, die mit dem 9. Jahr des Maxentius einsetzt und bis zum Jahre 717 reicht, bei der es sich um eine freie Benützung der Würzburger Chronik handelt. Unmit-

telbar auf diese Fortsetzung folgt fol. 149' das Fragment über die ältere Geschichte der Franken,[145] das Frutolf ebenso wie die Würzburger Chronik ausgiebig benützt hat. WAITZ vermutete daher, der Schreiber dieses Codex habe dieselbe Vorlage gehabt, die auch Frutolf vorlag.[146] Fast überall, wo der Karlsruher Codex nachträglich geändert hat, bringt der Bamberger die ursprüngliche Lesart. Es finden sich keine Zusätze, wohl aber bedeutende Weglassungen. Es liegt nicht etwa eine ältere, echtere Fassung der Würzburger Chronik vor. "Überall, wo Abweichungen sich finden, schließt sich da der vollständige Text näher an die Quelle an, als es der Bamberger Codex tut. Anderseits hat dieser auch sowohl das, was im Wirzb. auf andere Quellen zurückgeführt werden muß, als auch die Zusätze, welche als ihm eigentümlich erscheinen und welche durch den Druck hervorgehoben sind."[147] Einige Lesarten verdienen Beachtung: *Attala* für *Attila* im Cod. Karlsr., *Hermericus* für *Hermanrich*, *Frithelam* für *Fritlam*. Es steht abwechselnd *Odoacher* und *Odoaker*.[148] Die Namensformen sind demnach zum Teil noch mehr als im Karlsruher Codex an volkstümliche oberdeutsche Formen angeglichen.

Nach älterer Auffassung ist die Würzburger Chronik um die Mitte des 11. Jahrhunderts von einem Mitglied des Stiftes St. Stephan zu Würzburg verfaßt.[149] Für die ältere Zeit liegt ihr die Epitome Sangallensis zugrunde, die BRESSLAU in seiner Ausgabe[150] als Chronicon Suevicum universale bezeichnete. Es handelt sich dabei um eine Weltchronik, deren erster Teil aus einer bis auf Kleinigkeiten wortgetreuen Wiedergabe von Bedas Chronik bis zu Domitian, deren zweiter Teil aus einem Auszug aus der verlorenen Schwäbischen Weltchronik besteht.[151] Die Rezension, welche vom Würzburger Chronisten ausgeschrieben wurde, war für die Zeit bis zum Jahre 753 durch einige Auszüge aus der Historia Romana des Paulus Diaconus und aus dem Chronicon universale - 741 nebst einer bis 753 reichenden Fortsetzung desselben vermehrt. Zu diesem bis 1043 führenden Grundstock sind nur einige Würzburger und Bamberger Lokalnotizen hinzugefügt worden, darunter vor allem die mit großer Genauigkeit eingetragene Folge der Würzburger Bischöfe.[152] Neueren Forschungen zufolge ist die Chronik nicht in Würzburg, sondern in Bamberg, wahrscheinlich im Kloster auf dem Michelsberg entstanden. Ihr liegt die "Reichenauer Kaiserchronik" in ihrer Gestalt von 1075 vermehrt um Auszüge aus dem Chronicon universale - 741 zugrunde; "in diese Kompilation, die möglicherweise im Regensburger Gebiet entstand, wurden in Bamberg einige wenige Lokalnotizen und ein Würzburger Bischofskatalog eingearbeitet. Das geschah mit Sicherheit nach 1075, ein Einschnitt zu 1057 ist nicht gegeben ... Der genaue Endpunkt des Chronicon kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden ...

Übereinstimmungen zwischen den verschiedenen Ableitungen (Annalen von St. Alban, Ann. Rosenfeldenses, Frutolf) lassen sich überhaupt nur bis 1099 nachweisen; sie können aber schon in den letzten Jahren vor 1099 nicht mehr auf das Chronicon Wirziburgense zurückgeführt werden, sondern nur mehr auf Frutolfs Chronik, aus der auch der handschriftlich überlieferte Text des Chronicon Wirziburgense - 1057 gelegentlich schon ergänzt wurde ... Erst in dieser aus Frutolf ergänzten Gestalt kam die Chronik nach Würzburg in das Buchardskloster" (F. J. SCHMALE).[153] Der Einfachheit halber spreche ich weiterhin von "Würzburger Chronik".

Der Abschnitt mit den beiden Notizen zur Heldensage lautet:[154]

Martianus cum Valentiniano ann. 7.
1. Aetius cum Romanis auxiliatoribus Attilam superavit.
2. Attila Aquileiam vi magna cepit.
Eo tempore Ermenricus super omnes Gothos regnavit, astutior omnibus in dolo, largior in dono; qui post mortem Friderici filii sui unici, sua perpetratam voluntate, patrueles suos Embricam et Frithlam patibulo suspendit, Theodericum similiter patruelem suum, instimulante Odoacro patruele suo de Verona pulsum, apud Attilam exulare coegit.
Attila Hunorum rex moritur.
3. Synodus quarta 630 episcoporum in Calcedone congregatur sub Leone papa contra Euthicen.
5. Valentinianus Aetium patricium rei publicae utilem sua manu occidit. Valentinianus ab amicis Aetii in campo Marcio occiditur. Eodem anno Geisericus cunctis opibus Romam exspoliat. Huc usque chronicam suam Prosper perduxit.
7. Martianus orientis imperator moritur.
Leo ann. 17. orienti imperat.
2. Mauronianus imperator occidentis in Affricam procinctum movit.
11. Anthemius imperator occidentis a Leone mittitur.
16. Olibrius imperator 7. mense moritur.
17. Leo senior obiit. Pro quo iunior paucis mensibus regnavit.
Zenon ann. 17. orientem rexit.
3. Orestes Nepotem Romanum principem fugavit et filio suo Augustulo imperium dedit. Odoacer rex Torcilingorum et Rugorum cum multis barbarorum auxiliis Italiam veniens, Orestem et Paulum fratres occidit, Augustulum exilio damnavit et Romam obtinuit, anno conditionis eius 1229.
Ermenricus rex Gothorum a fratribus Hamido et Sarilo et Odoacro, quorum patrem interfecerat, amputatis manibus et pedibus, turpiter, uti dignus erat, occisus est.
Odoacer Romae invito Zenone regnat.
4. Corpus Barnabe apostoli et euangelium Mathei stilo eius scriptum Domino repperitur revelante.
9. Theodericus, Theotmari filius, rex Ostrogothorum Zenoni augusto familiaris efficitur.
10. Zenon Theodericum consulem et magistrum militum fecit.
11. Honoricus rex Wandalorum, plus quam 334 episcopis exulatis, catholicos Arriana impietate persequitur.
17. Odoacer nocte egressus, quarto praelio vincitur a Theoderico. Vandali pacem fecerunt; et Zenon obiit.
Anastasius 27. ann. alibi 28.
4. Theodericus Odoacrum sibi insidias molientem interemit, et ipse occidentis regnum 20 ann. tenuit.
7. Trasemundus rex Vandalorum catholicas aecclesias clausit, et

220 episcopos exilio Sardiniam misit; quos Symmachus papa sanctissimus ibi aluit.
12. Boetius consul Romae plurima ingenii sui monimenta praeclara scripsit.
14. Theodericus Romam venit, et multa in ea miranda edificia construxit.
15. Theodericus aquam Ravennam perduxit.
17. Theodericus, victis Francis, Gallias acquisivit.
20. Fulgentius clarus habetur. Sub hoc Anastasio diversis ubique bellis res publica fatigatur.
23. Vitalianus adversus Anastasium cum Scythis servus rebellat.
25. Theodericus filiam suam Amalsuindam Eutharico dedit.
28. Vitalianus sepe milites Anastasii vincens, ipsum irridens sprevit. Anastasius heresi favens Euticetis et catholicos persequens, divino fulmine periit, maior octogenario.
Iustinus maior ann. 8. Acephalorum heresis abdicatur.
1. Iustinus plurimos regno suo inhiantes occidit, et cum Vitaliano fedus percussit; quem tamen postea occidit.
2. Iohannes papa Constantinopolim veniens, ad portam quae dicitur aurea ceco lumen reddidit.
3. Theodericus Iohannem papam Ravenne reversum carceris afflictione peremit, et Symmachum patricium occidit.
5. Theodericus subitanea morte Ravenne periit. Pro quo Athalricus, nepos eius, regnavit ann. 8.

Es ist die Frage zu erörtern, ob die Heldensagennotizen etwa schon jener Kompilation angehörten, die die Grundlage der Würzburger Chronik bildete, oder ob sie erst im Bamberg hinzukamen. BRESSLAU glaubte nachweisen zu können, daß die Notizen über die Quedl. Ann. in die Würzburger Chronik kamen, u. zw. in Bamberg.[155] Er weist darauf hin, daß die Würzburger Chronik gegenüber ihrer Hauptquelle drei beachtenswerte Zusätze enthält:

a) Ludwig II. (875), 15: *Lotharius rex tonsuram et monachicum habitium suscepit moriturus.*[156]

b) Zu 912 wird König Konrad als Sohn jenes Konrad charakterisiert, den Adalbert von Bamberg getötet hat: *Counradus filius Counradi illius quem Adalbertus Babenbergensis interfecit in regnum elevatus regnavit annos 7.*[157]

c) Zu Otto I. 15: wird über Berengars und Willas Exil in Bamberg berichtet: *Inde cum regina coniuge eius Willa nomine ad castelluni Babenbergi diductus praesentem vitam clausit.*[158]

Die unter a) angeführte Notiz geht auf die Annales Hersfeldenses zurück und findet sich außer in den Ann. Hild., Weissemburg., Altah. und Lamperti auch wörtlich in den Quedl. Ann.[159] Auch b) (Ann. Hild., Ann. Weissemb., Lamp. Ann. Ausg. S. 50 u. 51) und c)[160] gehen nach BRESSLAUs Auffassung auf eine Ableitung der Ann. Hersfeld. zurück. Wahrscheinlich hätten auch diese beiden Notizen sich in den Quedl. Ann. befunden, doch lasse sich dies nicht beweisen, da sie in die großen Lücken von 874 - 909 und 962 - 983 fallen. Die Annahme liegt nahe, daß die angeführten Zusätze zusammen mit den Notizen zur Heldensage unmittelbar aus einer Abschrift der Quedl. Ann. in die Würzburger Chronik

übernommen wurden. BRESSLAU glaubte folgern zu dürfen, daß die angeführten Zusätze in Bamberg eingefügt wurden, da die einzige für diesen Teil der Chronik in Betracht kommende Handschrift (Cod. Carlsruhensis 504) in Bamberg geschrieben ist und zwei der Zusätze seiner Meinung nach ausgesprochen Bamberger Lokalcharakter haben.

Der unter b) genannte Zusatz findet sich allerdings in den Ableitungen der Hersfelder Annalen nicht. Es wird dort zum Jahr 905 vermerkt: *Cuonrat comes occisus est ab Adelberto*[161] und zum Jahr 907: *Adelbertus comes decollatus est, iubente Ludowico rege*[162]. Auch der Tod Erzbischof Hattos von Mainz, dessen Name mit dem Schicksal Adalberts eng verknüpft ist, wird (zum Jahr 912) vermerkt (Ann. Quedl. und Lamp.). Doch finden sich all diese Angaben auch in der Epitome Sangall.[163] Außerdem wird hier Konrad bei seinem Regierungsantritt als *filius Chuonradi* (Z. 20) bezeichnet, und es ist wohl der Würzburger Chronist, der von sich aus folgert, daß damit jener Konrad gemeint war, von dem es kurz vorher hieß, er sei in der Schlacht gegen Adalbert getötet worden.[164] Bei diesem Zusatz handelt es sich also nicht um eine Übernahme aus den Quedl. Ann., er ist vielmehr aus den Angaben der Epitome selbständig entwickelt.

Man wird die Notiz auch nicht ohne weiteres mit Bamberger Lokalinteressen in Zusammenhang bringen dürfen. Adalbert von Bamberg war eine vom 10. bis zum 12. Jahrhundert weithin bekannte Persönlichkeit, die Geschichte vom tückischen Verrat Hattos von Mainz an Adalbert eine in weiten Teilen Deutschlands verbreitete Sage: Widukind erzählt sie,[165] ebenso ist sie Frutolf und Otto von Freising bekannt,[166] und noch die Kaiserchronik hat verwirrte Kunde von ihr.[167] Auch die Epit. Sangall. und die Würzburger Chronik berichteten - im Gegensatz zu den Hersfelder Annalen - von dem Verrat Hattos von Mainz.[168] Der Schreiber des Zusatzes in der Würzburger Chronik konnte also über seine schriftlichen Quellen hinausgehende Kenntnisse aus der Sage beziehen. Es muß nicht gerade ein Bamberger gewesen sein, der das Bedürfnis hatte, den Vater König Konrads als den zu kennzeichnen, den Adalbertus Babenbergensis getötet hat.[169]

Der unter a) angeführte Satz über Lothar stimmt ziemlich genau mit den Quedl. Ann. überein, und der unter c) dürfte ebenfalls aus den Quedl. Ann. stammen. Die Notiz über Berengar und Willa findet sich hier zwar nicht, da sie in die zweite große Lücke der Handschrift fällt, wir dürfen sie aber aus der Übereinstimmung der übrigen Ableitungen der Hersf. Ann. für die Quedl. Ann. in Anspruch nehmen.[170] Die Stelle über Berengar und Willa nimmt tatsächlich Bezug auf Bamberg, sie reicht für sich jedoch nicht aus, die Einfügung aller aus den Quedl. Ann. stammenden Stellen in Bamberg zu beweisen oder auch nur wahrscheinlich zu machen. So geht

etwa nicht nur der von BRESSLAU unter a) angeführte Satz über Lothar, sondern auch der auf Würzburg bezügliche unmittelbar vorausgehende (*Aecclesia sancti Kyliani in Wirciburg fulminibus exusta est*, S. 28, Z. 2) auf die Quedl. Ann. zurück.[171] Man wird in diesem Fall ebenso wenig auf Würzburg wie in dem anderen auf Bamberg schließen dürfen.

Die Problematik der Herkunft der Heldensagennotizen in der Würzburger Chronik steht in engem Zusammenhang mit der Frage nach dem Ursprung der gleichlautenden Sätze in den Quedl. Ann. BRESSLAU,[172] der SCHRÖDERs Annahme einer in England interpolierten Handschrift von Bedas Weltchronik als Quelle der Quedl. Ann. für überzeugend hält, lehnt dessen weiteres Postulat einer selbständigen Benützung jener Quelle durch die Würzburger Chronik ab. Zwar hat, wie BRESSLAU feststellte, auch diese ein interpoliertes Beda-Exemplar benützt, und zwar das Chronicon universale bis 741. Dieses ist aber nach MOMMSEN[173] sicher im fränkischen Reich entstanden, und in den erhaltenen Handschriften finden sich jene Zeugnisse zur Heldensage nicht. Auch ist eine Benützung dieser Chronik durch die Quedl. Ann. nicht nachweisbar. Bei der späteren Überlieferung der Quedl. Ann. sei es nicht verwunderlich, daß die Würzburger Chronik, die, wie SCHRÖDER anführt, einige Sätze getreuer und mit weniger Kürzungen bewahrt, in ein paar unbedeutenden Kleinigkeiten einen besseren Text bietet. Man könne daraus nicht den Schluß ziehen, die Würzburger Chronik hätte ohne Vermittlung der Quedl. Ann. dieselbe Quelle benützt wie diese. Auch SCHRÖDER (S. 29) zweifelt nicht daran, daß die Quedl. Ann. die Namensformen besser überliefern: die Würzburger Chronik besserte *Adaccar* in *Odoacro* und glich die Flexionsendungen der Brüder einander an (abl. *Hamido et Sarilo*), während die Quedl. Ann. streng auseinanderhielten (*Hemido et Serila*). Darüber hinaus läßt sich ein anderes Detail der Quedl. Ann. als authentischer erweisen: sie bieten in Übereinstimmung mit Cod. Bamb. IV 6, den SCHRÖDER nicht kannte, die Lesart *unici filii sui*, während die Würzburger Chronik *filii sui unici* hat, dem SCHRÖDER[174] den Vorzug gegeben hatte.[175]

Aus diesen Gründen und im Hinblick auf die Spuren einer direkten Benutzung der Quedl. Ann. durch die Würzburger Chronik darf man an der schon von LORENZ[176] vertretenen Ansicht festhalten, die Notizen zur deutschen Heldensage gingen direkt auf die Quedl. Ann. zurück. Die Notizen werden daher vom Verfasser der Würzb. Chronik - und das heißt nach SCHMALEs Ansicht in Bamberg - eingefügt worden sein.

Nun hat sich zu den beiden genannten Bamberger Handschriften noch eine dritte gefunden, die erst nach dem zweiten Weltkrieg als teilweise Abschrift der Würzburger Chronik erkannt wurde und die Notizen zur Heldensage nicht enthält.[177] Den zweiten Teil (S. 47-94) des Hamburger Codex 269 bildet eine Chronik mit der Überschrift: D. Victoris episcopi Tonnensis Chronica. liber unus. Es handelt sich um eine Papierhandschrift, die von dem dänischen Humanisten Friedrich Lindenbrog (1573 - 1648) selbst geschrieben ist. Eine zweite Handschrift mit gleichlautendem Text findet sich in dem Kopenhagener Codex Gl. kgl. S. 2088.[178] Sie ist ebenfalls von Lindenbrog geschrieben und stellt die ursprünglichere Abschrift dar.[179] Lindenbrog hat sie mit einer Reihe von aus Paris mitgebrachten Handschriften dem Herzog von Gottorp geschenkt, und in der Gottorpiana gelangte sie 1773 nach Kopenhagen. Die andere Handschrift hat Lindenbrog im Rahmen seines Nachlasses dem alten Hamburger Gymnasium geschenkt.

A. DUCH erkannte, daß es sich bei diesem Geschichtswerk um den ersten Teil der Würzburger Chronik bis zum 6. Jahre des Heraklius handelt.[180] Er bezeichnet die Kopenhagener Abschrift mit L 1, die Hamburger mit L 2, die vollständige Karlsruher Handschrift mit K, das Bamberger Fragment mit BF. Nach eingehender Untersuchung kommt er zu dem Ergebnis, daß L 1 und L 2 nicht auf K oder BF zurückgehen können, sondern nur auf eine allen gemeinsame Vorstufe: "Keiner (der Texte) ist vom andern unmittelbar anhängig, sondern jeder geht selbständig auf das gleiche Grundexemplar zurück, und zwar L 2 mindestens über eine Zwischenstufe, die P zu nennen ist, während die Vorstufe von K wohl identisch ist mit dem Exemplar, das Frutolf benützt hat."[181]

Das Fehlen der Heldensagennotizen in diesem Zweig der Überlieferung könnte den Gedanken nahelegen, daß sie in der Würzburger Chronik zunächst fehlten und nur dem zu Frutolf hinführenden Zweig eigen sind. DUCH zweifelt allerdings nicht daran, daß die Notizen zur Heldensage auch dem Traditionszweig angehört haben, von dem sich L herleitet, und scheint ihre Weglassung mit jener Fälschung in Zusammenhang zu bringen, die die Chronik als Geschichtswerk des Afrikaners Viktor von Tunnuna ausgibt, dessen Name im Mittelalter durch Isidor wohlbekannt war, dessen Chronik aber erst Andreas Scholt 1583 in Sevilla auffand und über die Pyrenäen brachte. DUCH traut Lindenbrog, der vielleicht dem Herzog von Gottorp mit einem Viktor imponieren wollte, an sich eine solche Fälschung zu, glaubt aber anderseits nicht recht, "daß er bei seiner humanistischen Germanenvorliebe die gotischen Sagennachrichten ausgelassen hätte, wenn er sie vorgefunden hätte" (S. 497). Es wäre ja auch möglich, daß man in Frankreich für jene Heldensageneinschübe kein Interesse hatte und sie daher wegließ. Die Fassung L kann demnach die Annahme einer älteren, die Heldensagennotizen noch nicht enthaltenden Fassung nicht stützen.

Die Notizen zur Heldensage haben also nicht jener Kompilation angehört, die der Würzburger Chronik zugrunde liegt, es spricht aber auch nichts dafür, daß sie erst später in diese Chronik eingetragen wurden. Sie können daher der ursprünglichen Fassung der Würzburger Chronik und damit, SCHMALE zufolge, auch Bamberg zugeschrieben werden. Dies ist nicht zuletzt deshalb von Interesse, weil hier kurze Zeit

vor Entstehen der Chronik Bischof Gunther von Bamberg (1057 - 1065) gelebt hatte, dessen Vorliebe für die Heldensage bekannt ist, und weil Frutolf vom Kloster auf dem Michelsberg in Bamberg sich in seiner berühmten Weltchronik um 1100 eingehend mit den Heldensagenteilen der Würzburger Chronik auseinandersetzte, so daß sich für diese Stadt durch einen längeren Zeitabschnitt infolge einer besonders günstigen Quellenlage ein lebhaftes Interesse an der Heldensage feststellen läßt.

Die Sagennotiz über Ermanrichs Freveltaten gegen seine Verwandten deckt sich im Umfang genau und im Wortlaut fast vollständig mit der betreffenden Stelle in den Quedl. Ann. Auch findet sich in beiden Werken der Einschub unter den Kaisern Martian und Valentinian.

Die zweite Sagennotiz ist in der Würzburger Chronik viel kürzer als in den Quedl. Ann. Sie berichtet nur - wieder in fast wörtlicher Übereinstimmung mit den Quedl. Ann. - von der Ermordung Ermanrichs, nicht aber von der Eroberung Italiens durch Theoderich als einer Rückkehr aus dem Exil bei Attila und von dessen Eintreten für Odoaker. Auch die zeitliche Einordnung weicht ab. Während in den Quedl. Ann. Ermanrichs Ende unter Kaiser Anastasius erzählt wird, findet es sich in der Würzburger Chronik unter Kaiser Zenon und ganz eingegliedert in die Nachrichten über die Eroberung Italiens und Roms durch Odoaker: unmittelbar vorher wird Odoakers Einfall in Italien erwähnt, die Ermordung des Orestes und Paulus, die Vertreibung des Augustulus und die Eroberung Roms, und auf den Bericht von der Ermordung Ermanrichs folgt der Satz: *Odoaker Romae invito Zenone regnat*. Es scheint also, daß in der Anschauung des Chronisten Ermanrich in Rom herrschte und nach dem Verlust der Stadt dem Anschlag der drei Brüder zum Opfer fiel.

Noch einmal erhebt sich die Frage: könnte die verschiedene Einordnung der Notiz in der Würzburger Chronik und in den Quedl. Ann. nicht doch auf eine alte Randglosse deuten, die hier unter Anastasius, dort unter Zenon eingerückt wurde? Und wären dann nur die zusätzlichen Sagenteile dem Quedlinburger Annalisten zuzuschreiben und konnte der Würzburger Chronist sie nicht wiedergeben, weil er sie gar nicht in seiner Quelle fand? Eine andere Erklärung ist wahrscheinlicher. Der Verfasser der Würzburger Chronik hatte in diesem Abschnitt bessere Quellen als der Quedlinburger Annalist. Er wußte und vermerkt, daß Attila gleich nach seinem Italienzug starb, daß Theoderich eine mächtige Stellung am Kaiserhof in Byzanz innerhatte, von dort aus Italien eroberte und schließlich Odoaker besiegte und tötete. Damit war hinfällig, was die Quedl. Ann. über die Rückkehr Dietrichs mit Hilfe Attilas und dessen Eintreten für Odoaker erzählten. - Außerdem wußte der Würzburger Chronist aus seiner Quelle,

daß Theoderich schon in der Regierungszeit Zenons gegen Odoaker zog, während die Quedl. Ann. erst unter Anastasius davon berichten. Da die Tötung Ermanrichs der Sage nach auf jeden Fall vor Dietrichs Rückkehr nach Italien erfolgte, mußte auch sie in die Regierungszeit Kaiser Zenons verlegt werden.

Wir sehen also schon hier, wie mit dem Fortschreiten der Historiographie seit den Quedl. Ann. einem Bereich der Sage der Boden entzogen wird: durch die Kenntnis des Todesjahres Attilas und der frühen Mannesjahre Theoderichs ist die Exilsage schon weitgehend modifiziert worden. Theoderich geht zwar noch zu Attila ins Exil, aber er kann sich dort nicht lange aufhalten und kehrt nicht mehr mit dessen Hilfe nach Italien zurück. Nur dem Umstand, daß der Würzburger Chronist die Getica und damit die Geschichte Ermanrichs nicht kannte, haben wir es zu verdanken, daß die Sage noch Aufnahme gefunden hat.

Die sorgfältige Einordnung der Sagennotizen und die kritische Modifikation der Exilsage beweisen, daß sie nicht mechanisch und kritiklos übernommen wurden.

Aus den überaus knappen, meist nur aus einem kurzen Satz bestehenden Angaben zu den einzelnen Jahren stechen die beiden Sagennotizen, besonders die erste, als umfängliche Erweiterungen hervor. Sie sprengen geradezu den Rahmen dieses knappen chronikalischen Abrisses. Es war jedenfalls nicht "Stoffhunger", was die Einfügung dieser Notizen veranlaßte. Man hatte, so dürfen wir vermuten, das Bedürfnis, das durch die Sage vermittelte Vorzeitwissen in das von der Historiographie vermittelte Gschichtsbild einzufügen.

Obwohl die Heldensagennotizen der Würzburger Chronik rein inhaltlich über die Angaben in den Quedl. Ann. hinaus nichts ergeben, so sind sie doch ein sprechender Beweis für das anhaltende Interesse an der Heldensage und für ihre Wertung als Geschichtserinnerung. Aus den Namensvarianten darf man wohl Vertrautheit mit der lebenden Sage schließen.

Zusammenfassung

Wir haben gesehen, daß nichts für angelsächsische Herkunft der Heldensagenpassagen in den Quedl. Ann. spricht. Die Lautung der Namen weist sie eher als niederdeutsch aus, und da die Notizen sowohl untereinander als auch mit dem Annalenwerk eng verbunden sind, dürfen wir sie, von dem Sätzchen über *Thideric de Berne* und wohl auch dem über *Amulung Theoderic* abgesehen, zu dessen ursprünglichem Bestand rechnen. Als unverfälschter Reflex niederdeutscher Heldensage um 1000 sind sie aber nicht zu werten. Sie liefern uns zwar, um beim gotischen Sagenkreis zu bleiben, das früheste Zeugnis für die Verbindung der Ermanrich- mit der Dietrichsage, bezeugen uns für die Jahrtausendwende die Harlungen-

und Exilsage sowie die Hamdirsage mit dem Motiv der Verstümmelung Ermanrichs an Händen und Füßen. Die Rolle des bösen Rates begegnet hier nicht, wie bei Flodoard, in Verbindung mit der Harlungen-, sondern mit der Exilsage. Daß diese Rolle in der Volkssage je mit Odoaker besetzt war, ist auf Grund sagenhistorischer Überlegungen unwahrscheinlich. Bei Odoaker als drittem der rächenden Brüder ist möglicherweise mit echter Sagentradition zu rechnen, aber ein Eingriff des Annalisten ist nicht auszuschließen. Ganz unwahrscheinlich ist, daß es je echte Sage mit Odoaker in der doppelten Rolle als böser Rat und dritter Bruder gab. Die Quedl. Ann. können aus den oben angeführten Gründen nicht die These stützen, Ermanrich sei in der deutschen Heldensage als Gegner Dietrichs an die Stelle Odoakers getreten, und sie können auch nicht die Svanhildsage und die Gestalt des dritten Bruders für die deutsche Sage mit Sicherheit bezeugen. Das Motiv der Vaterrache geht auf Spekulationen des Annalisten zurück und ist überdies vielleicht durch die Version von Attilas Ende angeregt, die wohl gelehrten Ursprungs ist. Aus den Sondermotiven kann man kein Argument dafür gewinnen, daß die Hamdirsage aus Skandinavien importiert sei. Sie gehen mit großer Wahrscheinlichkeit auf das Bestreben des Annalisten zurück, die Heldensagen möglichst eng mit dem Annalenwerk zu verflechten. Die Quedl. Ann. stellen einen in ihrer Art einmaligen Versuch dar, die mündliche Geschichtsüberlieferung der Heldensage mit gelehrt-schriftlichem Geschichtswissen zu verbinden. Sie liefern, wenn wir von den Stammesgeschichten absehen, das eindrucksvollste Beispiel der Wertschätzung der Heldensage als Geschichtserinnerung nicht etwa nur bei den *rustici*, den *illiterati*, sondern auch in der höchsten Bildungsschicht. Man wird unter diesen Umständen vielleicht in stärkerem Maße als bisher mit Einwirkung gelehrten Wissens auf die Heldensage rechnen müssen.

Durch die Quedl. Ann. vermittelt sind die fast gleichlautenden Heldensagennotizen der (in Bamberg entstandenen) Würzburger Chronik. Auch dieses Werk dokumentiert das Interesse an der Heldensage und die prinzipielle Bereitschaft, Heldensage für Geschichte zu nehmen. Doch ist der Satz über Ermanrichs Tod chronologisch anders eingeordnet und jene Teile der Sagenpassage in den Quedl. Ann., die mit der chronikalischen Grundlage der Würzburger Chronik in Widerspruch stehen, werden stillschweigend weggelassen. Man sieht schon hier, daß die Heldensage ihre historische Glaubwürdigkeit in dem Maße einbüßt, als ihr von der schriftlichen Überlieferung der Boden entzogen wird. Wenige Jahre später wird von Frutolf von Michelsberg die Verbindung von Heldensage mit der gelehrten Geschichtsschreibung, wie sie ihm in der Würzburger Chronik vorlag, auf Grund der chronologischen Widersprüche einer eingehenden Kritik unterzogen.[182]

ANMERKUNGEN

* Überarbeitete Fassung der entsprechenden Kapitel meiner Habilitationsschrift: Heldensage in der Historiographie des Mittelalters (Masch.). Wien 1971.
1 MG SS III, 20.
2 HOLTZMANN (1925), 66 ff.
3 Vgl. HOLTZMANN (1925), 84 u. die dort angegebene Literatur.
4 Ib. 65 u. 99.
5 Ib. 85 ff.
6 Ib. 86.
7 Vgl. vor allem DETMER, 87 ff., 91 f.
8 HOLTZMANN (1925), 88 und 100.
9 (1904), 379.
10 MG AA XIII, 247 ff.
11 Vgl. das Verzeichnis der Handschriften in MOMMSENs Ausgabe p. 231-240.
12 Man vgl. Quedl. Ann. S. 26-32 mit Beda S. 285-314.
13 (1925), 92 f.
14 Ib. 84.
15 Vgl. dazu KURTH, 435, 440 f.; HOLTZMANN (1924), 16.
16 Programm d. Höheren Bürgerschule zu Rathenow 1872. Die Arbeit war mir nicht zugänglich. Ich stütze mich auf das ausführliche Referat von LORENZ.
17 (1877/78) 1, 278; etwas modifizierend (1885/86) 1, 320.
18 137 ff., bes. 140 f.
19 KURTH, 338.
20 Zu 1002 SS VI, p. 649, zu 1046 ib., p. 687.
21 LORENZ, 142 f.
22 Vgl. LORENZ, 141. Nach HÜFFER, 69 f. Anm. 3 wäre in den Quedl. Ann. hier Widukinds Sachsengeschichte "direkt excerpiert", wie ein Vergleich deutlich ergebe. HOLTZMANN spricht von Anklängen bei Widukind I 9-13, "wo aber im einzelnen aber große Unterschiede zu unserer Form der Sage" vorhanden seien (1925, 98 Anm. 104). Eine genaue Untersuchung fehlt.
23 Vgl. LORENZ, 142 Anm. 1 im Anschluß an HOFFMANN.
24 LORENZ, 141 f.; HOLTZMANN (1925), 98 mit Anm. 104.
25 Vgl. HOLTZMANN (1925), 95 u. 98 f. Doch vgl. unten nach Anm. 97.
26 LORENZ, 146.
27 146 f.; hier finden sich auch die Hinweise auf die entsprechenden Quellen.
28 Ib. 147 f.
29 Vgl. dazu schon MARQUART, 382; ferner u.a. GSCHWANTLER (1971), 172 f.
30 Ib. 148 f. P. HIRSCH, 156 Anm. 2 gibt zu bedenken, daß Etgersleben immerhin 35 km westlich der Saalemündung liege, und erwägt, ob nicht der Schluß des betreffenden Satzes wenigstens hinsichtlich der Beziehung auf die Saalegegend eine Zutat der Humanistenzeit sein könnte. Doch fragt sich, ob man solche Großzügigkeit lieber dem Annalisten oder einem gelehrten Humanisten zutraut. M. E. hätte ein Humanist nicht versäumt, auf jenen Ortsnamen als Bekräftigung der Sage hinzuweisen.
31 S. 148 mit Quellenhinweisen.
32 SCHRÖDER (1897), 24-32.
33 Die Namensform *Sarhilo*, für die MÜLLENHOFF (1865), 305 mehrere Belege anführt, will SCHRÖDER (1897), 29 Anm. 3 aus dem Spiele lassen. Vgl. auch KÖGEL (1897), 217 Anm. 1, der es zu an. *Sǫrkvir* stellt.

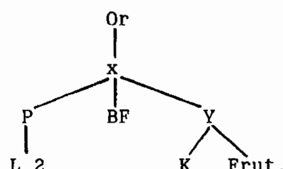
34 Vgl. z.B. Beda Hist. eccl. gent. Anglorem I 13, Bd. I, S. 29: *Blaedla Attilae fratris* und kurz vorher *cum Blaedla et Attila regibus Hunorum*.
35 MG AA XIII, 303, a. 487 (unter Theodosius).
36 S. die Randanmerkung in der Ausgabe von MOMMSEN, 303, a. 487.
37 (1897), 30 Anm. 1.
38 Vgl. SCHRÖDER (1897), 30.
39 BAESECKE (1940), 185 f.
40 (1925), 106.
41 Ib. 93 f. mit Anm. 91.
42 S. XXXIX f. u. die Anmerkungen auf S. 155 ff.
43 157 Anm. 2; doch HOLTZMANN (1925), 98 sieht keinen Grund, hier eine spätere Randglosse zu sehen, wenn man die Bemerkung über *Amulung Theoderic* für ursprünglich hält. Doch ist die Frage, ob dies berechtigt ist (s.u. nach Anm. 97).
44 (1977), 222 ff.
45 (1897), 381; KÖGEL u. BRUCKNER (1901-1909), 88 f.
46 SCHLAUG (1955), 24.
47 Vgl. die Lit. bei SCHLAUG (1955), 24 f.
48 (1878), 82 ff.
49 SCHLAUG (1962), 15, 94, 129.
50 (1897), 381.
51 Bd. II, 1, Sp. 261. Vgl. auch GSCHWANTLER (1971), 169.
52 Vgl. GALLÉE § 96, 75 f.; HEYNE (1873), 7; SCHLAUG (1955), 37 f.; BIRKHAN (1968), 17 f., der eine phonologische Deutung gibt. - Nur am Rande sei vermerkt, daß GÖTZ, 30 f. in *Adaccar* den an. *Jónakr* "ohne I-Vorschlag wie bei Ermanrich-Jörmunrek und falschem d statt n" sah; er sei schon in Deutschland der Vater der rächenden Brüder gewesen.
53 Das Grundwort bildet urgerm. **sarwa-* in got. *sarwa* Pl. n. "Rüstung, Waffen", ahd. *sarv*, *gi-sar(a)wi* stn. "Kampfrüstung". Später wird *Sarwa* als PN-Vorderglied verkürzt zu *Saru-*, wobei *-u-* später durch *-a-* vertreten oder angeglichen wird (z.B. *Saramund*. KAUFMANN, 303).
54 Vgl. BJÖRKMAN (1910), 116 f.; ders. (1912), 73; BARDSLEY, 678; weitere Belege bei FEILITZEN, 357 Anm. 4.
55 Dictionary of National Biography, London 1885-1900, 51.255, nach FEILITZEN, 357 Anm. 4.
56 (1910), 116 f.
57 < *Sarula-; dazu vgl. NAUMANN (1912), 135; KOCK, 132; die Reichenauer Annalen, die verschiedene nordische Personennamen enthalten, verzeichnen einen *Sorli*. Zum as. *Sarulo* vgl. HEYNE (1867), 24.
58 FEILITZEN, 358.
59 Liber Vitae: Register and martyrology of the New Minster and Hyde Abbey, Winchester, ed. W. DE GRAY BIRCH, London and Winchester 1892, 38. Zitiert nach FEILITZEN, 358.
60 (1895), 209.
61 S. 358.
62 FÖRSTEMANN, Bd. I, Sp. 1299.
63 Vgl. GRÖHLER, Bd. II, 343.
64 Beispiele bei FEILITZEN, 358; sie stammen alle aus dem 11. Jh.
65 KAUFMANN, 303.
66 ed. PIPER 1, 370, zitiert nach FÖRSTEMANN, Bd. I, 1299.
67 PIPER 2, 488, zitiert nach FÖRSTEMANN, ib.
68 CHRISTMANN, 558; KAUFMANN, 303.
69 MÜLLENHOFF (1865), 305.
70 BRUCKNER, 302.
71 Ib. 118 f.
72 *Seri* zweimal im Heberegister aus Korvey, s. SCHLAUG (1955), 222; zu *Sello* vgl. SCHLAUG ib., 223.
73 SCHLAUG ib., 27.
74 SCHLAUG ib., 229.
75 HOLTZMANN (1925), 95 f., bes. Anm. 93: "Es ist klar, daß die beiden oben eingeklammerten Sätze hinter den folgenden Satz gehören."

76 bei GRIMM, DHS 36.
77 S. 146.
78 (1900), 623.
79 (1897), 32.
80 HOLTZMANN (1925), 97.
81 (1955), 13.
82 WATTENBACH I^{4}, 278 u. I^{5}, 320.
83 DHS, 117.
84 (1897), 219.
85 (1925), 97 ff.
86 Die Chroniken der deutschen Städte VIII, 376 f. Z. 32 u. 1; vgl. IX, 525 Z. 4, 879 Z. 26 u. 29 f.
87 METZNER, 178-180; seine Hinweise auf mögliche weitere Zusammenhänge zwischen unseren Annalenstellen und dem Tanz von Kölbigk (z.B. S. 209 f., 215 f.) können hier leider nicht weiter verfolgt werden.
88 BINZ, 213.
89 SCHLAUG (1962), 45. Auf der Scheibenfibel von Balingen (7. Jahrhundert) erscheint neben hypothetischem *a(n)suz* "Ase" und *D(a)n(i)lo* ein *Amilu(n)k* bzw. *Amulu(n)k*. Schon TH. VON GRIENBERGER (1908), 269 hat in diesem Zusammenhang auf die Stelle in den Quedl. Ann. hingewiesen. Da *Amalung* und *Amulung* als Personennamen häufig sind, hat W. KRAUSE (1966, Nr. 160) an einen Personennamen gedacht. Nach H. KLINGENBERG (1973) ist hier der durch orthodoxe Missionare verteufelte Theoderich gemeint, der mit dem Ansen (= Wotan) nach dem ikonographischen Typus: 'Mensch in der Klemme zwischen zwei Ungeheuern' *Dnlo* (= Daniel) von beiden Seiten bedrängt.
90 Vgl. auch FORSSNER, 25.
91 Lit. bei SCHLAUG (1962), 26.
92 SCHLAUG (1962), 163.
93 (1949), 142 ff.
94 Die genauen Quellenangaben bei ROOTH (1949), 146 Anm. 7.
95 Ib. 146 f. Anm. 7. JIRICZEK (1898), 72, der im übrigen SCHRÖDERs These ablehnt, meinte gerade *Amulung Theoderic* (und auch *Bletla*) als angelsächsisch ansehen zu müssen.
96 Vgl. auch P. HIRSCH, der in der Übersetzung die beiden Sätze an den Schluß des Absatzes stellt, 156 mit Anm. 3.
97 Z.B. V. 3382 (*Amelunges man*), 5655 (*der junge Amelunc*), 8076 (*der Amelunc*). Zu Meinhards Brief vgl. GRIMM, DHS 37.
98 BINZ, 209; JIRICZEK, 71 f.
99 (1932), 21 f.; SCHLAUG (1955), 24 f.
100 FOERSTE, 126; SCHLÜTER, 14 f., 19, 28, 32, 40 f.
101 ROOTH (1953), 114 f.
102 ROOTH, ib. 115; ders. (1932), 53: "Diese Volkssprache kommt besonders in Denkmälern nichtoffiziellen Charakters zum Vorschein."
103 (1892), 6 ff.
104 Vgl. die Belege bei SCHLAUG (1962), 104 f. und ders. (1955), 201 f. Vgl. auch die bei FÖRSTEMANN, Bd. I, Sp. 744 angegebenen Ortsnamen *Hemethesdoron* und *Hemmedeshusen*.
105 BRESSLAU (1900), 32 f.
106 So z.B. SYMONS (1900), 635.
107 USINGER bei S. HIRSCH Bd. I (1862), 403 Anm. 1; PABST bei HIRSCH Bd. II (1864), 443 ff. (Exkurs).
108 (1925), 102 ff.
109 Ib. 114.
110 Ib. 100.
111 GRIMM, DHS 56 f. Vgl. auch 'Dietrichs Flucht' V. 2829 ff.
112 U.a. LORENZ, 145; JIRICZEK, 101, doch vgl. auch unten bei Anm. 114.
113 (1962), 229. Vgl. u.a. auch KÖGEL u. BRUCKNER (1901 - 1909), 88. Nach SCHNEIDER, 229 könnte auch auf der Stufe des Hildebrandsliedes Ermanrich Nebenperson und Odoaker Hauptgegner Dietrichs gewesen sein. Diese Möglichkeit hat schon JIRICZEK, 143 erwogen, hält sie aber für unwahrscheinlich.

114 (1898), 102. Er sieht darin aber nur eine Möglichkeit. Eine Seite vorher äußert er die Vermutung, daß die Angabe infolge ihrer Singularität nicht echte Volkssage sei, sondern Historisierung der Sage durch den Urheber der Stelle. Vgl. auch ib. 143.
115 Mit einer zusätzlichen schriftlichen Quelle wird man jedenfalls rechnen müssen. Beda berichtet nur von der Schuld Theoderichs am Tode des Symmachus (S. 307, a. 512), die Quedl. Ann. erwähnen namentlich Symmachus u. Boetius. Dafür, daß der Annalist hier einer schriftlichen Quelle folgt, spricht auch, daß nach dem mhd. Epos und wohl auch schon früher Dietrich nach der Rabenschlacht ins hunnische Exil zurückkehrt.
116 SCHNEIDER (1962), 224 f.
117 Ib. 225 u. 227.
118 Ib. 225.
119 U.a. hat hier schon LORENZ S. 145 den Annalisten am Werk gesehen.
120 Vgl. den Brief Fulkos von Reims an König Arnulf von Kärnten, GRIMM, DHS 34.
121 Es sieht also nicht so aus, daß hier der böse Rat in Bezug auf die Harlungen "nur durch Zufall" fehlt (so SCHNEIDER 1962, 240 f.). Der Annalist scheint hier seine eigenen Vorstellungen gehabt zu haben, oder es gab tatsächlich auch Überlieferungen, die den Tod der Harlungen und Friedrichs Ermanrich allein anlasteten. Immerhin sei erwähnt, daß in 'Dietrichs Flucht' bei Ermenrichs Vorgehen gegen seinen Sohn und die Harlungen von der Beteiligung eines bösen Rates nicht die Rede ist (V. 2457-2472 und 2548-2564). Erst gegen den jungen Dietrich von Bern wird Ermenrich von Sibiche und Ribstein aufgehetzt (V. 2565 ff.). Allerdings rächt dann Eckhart an Ribstein den Verrat an den Harlungen (V. 9817 ff.). - MARQUART, 379 Anm. 1 hatte gemeint, das Pronomen *sua* in *sua perpetrata voluntate* wäre auf Friedrich zu beziehen, so daß also Ermanrich seinen einzigen Sohn durch Selbstmord verloren hätte. Somit wäre Ermanrichs Selbstmord in der Sage auf seinen Sohn übertragen worden. Doch ist diese Interpretation sowohl vom grammatikalischen als auch vom sagengeschichtlichen Standpunkt aus abzulehnen.
122 SIJMONS (1906), 153: Adaccarus steht hier "an Stelle des nordischen Erpr"; vgl. auch WESLE, 252, der aber auch selbständige Neuschöpfung in Erwägung zieht. PLOSS (1959), 286 rechnet mit der Möglichkeit, daß um die Zeit der Entstehung der Quedl. Ann. die Gestalt des dritten Bruders erst eingeführt wurde.
123 VON SEE (1967), 231 ff.; auch das Motiv der Verstümmelung an Händen und Füßen setzt seiner Auffassung nach nicht das Motiv des dritten Bruders voraus (S. 237 f.). Könnte man dem hinzufügen, daß bei einem Anschlag, der zur *occisio* Ermanrichs führt, ein dritter Bruder ohnehin funktionslos ist? Allerdings kann der Annalist auch eine Form der Sage, die im wesentlichen der skandinavischen mit ihrem "offenen" Schluß entspricht, simplifizierend so wiedergegeben haben.
124 So auch schon HEINZEL, 3 f.; vgl. auch JIRICZEK, 71 u. SYMONS (1900), 691 Anm. 2. HAUPT, 270 Anm. 1 hatte angenommen, der Annalist habe die Liedfabeln durch den einen bösen Ratgeber enger verknüpfen wollen. "Ermanrich wurde von Hamadeo und Sarulo auf Anstiften ihres Bruders Otacher getötet", nur wäre dies im Drange nach Kürze nicht zum Ausdruck gekommen. BOER, 56 lehnt eine Unterscheidung von "gelehrter combination" und "sagenbildung" ab.
125 236 u. 253 f. Vgl. auch HEINZEL, 5; SIJMONS (1906), 153. JIRICZEK, 114 f. hatte angenommen, das Motiv der Vaterrache hänge ursprünglich mit dem bösen Rat zusammen, für den ein Grund für seine Feindschaft gegenüber dem König gesucht wurde. Er verweist auf Saxo Grammaticus, bei dem Bicco den König zu verderben beschließt, weil er einst seine Brüder durch ihn verloren hatte. RASSMANN I, 280 schlug vor, im Text "deren Vater" in "deren Schwester" zu bessern. Doch ist der Wortlaut der Quedl. Ann. durch die Würzburger Chronik gesichert.
126 GSCHWANTLER (1976), 252 f. Anm. 139.

127 Beda S. 305, a. 500. Bei Beda ist also Rom nicht, wie in der späteren Sage, als Sitz Ermanrichs gedacht, auch nicht, wie es scheint, beim Annalisten, sonst hätte er wohl die Notiz über Ermanrichs Ende gleich dem Satz über die Eroberung Roms durch Odoaker angefügt.
128 Chron. min. III (= MG AA XIII), 334.
129 Vgl. Ann. Hild. ed. G. WAITZ, MG Script. rer. Germ. in us. schol. Vol. 8, 1878, S. 7; Lamp. Ann. MG SS III, S. 29. Die übrigen von den Hersfelder Annalen abhängigen Werke beginnen erst später: Die Annales Ottenburani mit 727 (MG SS V, S. 1), die Annales Altahenses mit 708 (MG SS XX, S. 782), die Annales Weissemburgenses ebenfalls mit 534 (MG SS III, S. 33).
130 (1962), 229 u. 249. Nach KÖGEL (1897), 212 beruht der ziemlich reichhaltige Bericht letztlich auf sächsichen Liedern, den Vorläufern derjenigen, aus denen später der Verfasser der 'Thidreks saga' schöpfte.
131 METZNER S. 221 ff.; schon GRIMM (DHS, 2. Aufl. S. 33) hatte darauf hingewiesen, daß Bernburg im 10. Jahrhundert als *Berneburg* erscheint, und KÖGEL (1897), 219 schloß im Anschluß daran auf eine Lokalsage, in der Bernburg der Sitz Dietrichs im Exil war.
132 Vgl. DHS, S. 456 (Anhang).
133 BRESSLAU (1896), 226 f.
134 Abgedruckt SS VI, 32.
135 DUCH (1951), 491 Anm. 3.
136 BRESSLAU (1896), 233; WATTENBACH II^{6}, 191 hatte angenommen, das Chron. Wirz. hätte über 1057 hinaus gereicht, der Schreiber sei ihm aber nicht mehr gefolgt, weil ihm von da an die Chronik Frutolfs vorlag. Vgl. nun SCHMALE, u. bei Anm. 153.
137 Hg. von BRESSLAU (1896), 143-154.
138 BRESSLAU ib. 157.
139 BRESSLAU ib. 234.
140 S. Nr. III u. IV ib. 146 f.
141 Ib. 156.
142 Ib. 216.
143 DUCH (1951), 491 hat auf folgendes Detail hingewiesen: Zu Theodosius 18 hat die Epit. Sangall. nach Cassiodor § 441 *Bellum contra Vandalos*, die drei Vertreter von Wirz. (vgl. u. Anm. 181) haben das *Vandalos* abgeändert in *Gothos*. Frutolf aber, der keinen Cassiodor zur Verfügung hatte, bringt wieder das richtige *Wandalos* (136, 19). "Kannte er also auch das Original von Wirz., in dem diese Änderung noch sichtbar war?"
144 WAITZ (1878), 192-194.
145 Nach der Abschrift GIESEBRECHTs mitgeteilt in Forschungen III, 146, s. WAITZ (1878), 194.
146 (1878), 194; doch vgl. die o. Anm. 143 angeführte Beobachtung von DUCH.
147 WAITZ (1878), 193.
148 BRESSLAU (1900), 33 Anm. 1 erwähnt noch *occiderat*, *amputatis*.
149 Vgl. zu dem Folgenden WATTENBACH-HOLTZMANN I, 3, S. 477 f.; auch I, 2, S. 232.
150 MG SS 13, S. 61 ff.; die vollständigen Drucke sind bei WATTENBACH-HOLTZMANN I, 2, S. 231 Anm. 42 angeführt.
151 WATTENBACH-HOLTZMANN I, 2, S. 231. Das Werk ist mit ziemlicher Sicherheit in Reichenau entstanden und wird nun auch als "Reichenauer Kaiserchronik" bezeichnet, vgl. SCHMALE (1971), S. 75*.
152 WATTENBACH-HOLTZMANN I, 3, S. 477.
153 (1971), 143* f.
154 Ausg. S. 23 f.
155 (1900), 17 u. 32 f.
156 Ausg. S. 28, Z. 2 f.
157 Ausg. S. 28, Z. 47.
158 Ausg. S. 29, Z. 25 f.
159 Vgl. BRESSLAU (1900), 17.

160 Vgl. dazu auch J. R. DIETERICH, Die Geschichtsquellen des Klosters Reichenau bis zur Mitte des 11. Jh.s (1897), S. 8, Anm. 21.
161 So Ann. Weissemburg. u. Ann. Lamp., die Ann. Hildesh. haben: *Cuonradus comes occisus est cum aliis multis*, MG SS III, S. 50 f.
162 So die Ann. Weissemb.; ähnlich die Ann. Hild. u. die Ann. Lamp., MG SS III, S. 52 f.
163 MG SS XIII, S. 66.
164 *Pugna inter Adalbertum et Chŏnradum committitur, in qua Chŏnradus occiditur*, Epit. Sang. S. 66 Z. 11; ganz ähnlich Chron. Wirz. S. 28, Z. 38 f.
165 Kap. 22 der Urfassung B.
166 Otto v. Freising, Chron. VI, 15 (ed. Lammers S. 452); Frutolf, S. 179, 38.
167 V. 15 660.
168 *Adalbertus perfidia Hattonis archiepiscopi et cuiusdam Liutpoldi deceptus, Ludowico iubente, decollatur*, Epit. Sang. S. 66, Z. 13 f.; Chron. Wirzb. S. 28, Z. 41.
169 In dem Stammbaum auf derselben Seite wird Adalbert als der gekennzeichnet, *quem Ludewicus decollavit*.
170 Am ausführlichsten sind hier die Ann. Hild.: 964. *Isto anno Berengarius rex Langobardorum obsessus in monte sancti Leonis, ibique captus et cum vi deductus una cum regina eius cohabitatrice Willa in Baioariam ad castellum Bavenberg, ibique novissimum diem praesentis vitae dimisit*, MG SS III, S. 60.
171 MG SS III, S. 46. Beide Sätze finden sich auch in den Ann. Hild., während in den Ann. Weissemb. und in den Ann. Lamp. nur der Satz über Lothar aufscheint, ib. u. S. 47.
172 (1900), 32 f.
173 (1897), 553.
174 (1897), 27.
175 BRESSLAU (1900), 33 Anm. 1.
176 (1886), 149 u. 150 Anm. Er führt vier Stellen an: Ausg. S. 28: ... *Aecclesia S. Kiliani a ... exusta est. - Arn Wirzib. ep. ... occisus est. - Illius quem Adalbertus ... interfecit*; und Ausg. S. 29: *Inde cum regina ... vitam clausit*. Diese Stellen lassen sich nicht aus den Epit. Sangall. herleiten, finden sich aber in den Ann. Hersfeld. und dürften, so meint LORENZ, zugleich mit den Nachrichten über die Heldensage über die Quedl. Ann. in die Würzburger Chronik gekommen sein.
177 DUCH (1951), 488-497.
178 DUCH, ib. 495 f.
179 DUCH, ib. 496.
180 SS VI, S. 25, Z. 3. Vgl. DUCH, ib. 489.
181 Ib. 491. DUCH stellt folgendes Stemma auf (S. 493):



Er erwägt Herkunft der L zugrundeliegenden Fassung aus dem Bistum Langres oder dessen Nachbarschaft. Er liest *Mammetta* der Handschrift als *Mammes*, und da die Kathedrale von Langres das Zentrum des Kultes dieses östlichen Heiligen im Westen geworden und geblieben ist, nimmt er Herkunft aus jenem Bereich an (S. 494 f.).
182 Vgl. dazu Verf., Frutolf und die Folgen. Die Kritik an der Heldensage bei Frutolf von Michelsberg und in der von ihm abhängigen Chronistik. In: Festschrift für Elfriede Stutz zum 65. Geburtstag, hg. von Alfred Ebenbauer. Wien 1984.

LITERATUR

I. Quellen

Annales Quedlinburgenses. Ed. G. H. PERTZ. In: MG SS III. Hannoverae 1839, S. 22-90.
Beda Venerabilis, De temporum ratione. In: Chronica minora saec. IV. V. VI. VII. Ed. Th. MOMMSEN. Vol. 3 (= MG AA XIII). 1. Aufl. Berolini 1898. 2. Aufl. Berlin 1956, S. 247-327.
Beda Venerabilis, Historia ecclesiastica gentis Anglorum ... Ed. Carolus PLUMMER. Tomus I et II. Oxonii 1896.
Chronicon suevicum universale. Ed. H. BRESSLAU. In: MG SS XIII. Leipzig 1925, S. 61-72.
Chronicon Wirziburgense. Ed. G. WAITZ. In: MG SS VI. Hannoverae 1844, S. 17-32.
'Dietrichs Flucht' s. Deutsches Heldenbuch.
Epitome Sangallensis s. Chronicon suevicum universale.
Frutolf (Ekkehard), Chronicon universale. Ed. G. WAITZ. In: MG SS VI. Hannoverae 1844, S. 33-231.
Deutsches Heldenbuch. 5 Bände. 1. Aufl. Berlin 1866-73. 2. Aufl. unveränderter Nachdruck Berlin - Dublin - Zürich 1963-68.
Jordanes, Romana et Getica. Ed. Th. MOMMSEN. Berlin 1882 (Neudruck 1961) (= MG AA V/1).
Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen. Hg. v. Edward SCHRÖDER. Hannover 1892 (= MG Deutsche Chroniken Bd. I. 1. Abt.).
Otto Bischof von Freising, Chronik oder die Geschichte der zwei Staaten. Übers. v. Adolf Schmidt, hg. v. Walther LAMMERS. Berlin 1960 (= Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, hg. v. Rudolf Buchner, Bd. 16).
'Rabenschlacht' s. Deutsches Heldenbuch.
Þidriks saga af Bern. udg. for samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved Henrik BERTELSEN. 2 Bände. København 1905-11 (= SGNL 34, 1 u. 2).
Die Geschichte Thidreks von Bern. Übertragen von Fine ERICHSEN. Jena 1942 (= Thule 22).
Chronik des Jacob Twinger von Königshofen 1400 (1445). Hg. v. C. HEGEL. In: Die Chroniken der oberrheinischen Städte. Straßburg. 1. Bd., S. 155-498, und Straßburg. 2. Bd. (= Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. 8. und 9. Bd.). Leipzig 1870 und 1871.
Widukind, Sächsische Geschichten. Auf Grund des Textes der Scriptores rerum Germanicarum und nach der Übersetzung von Reinhold Schottin in der Ausgabe v. W. Wattenbach neu übertragen und bearbeitet v. Paul HIRSCH. 5. Aufl. Leipzig 1931 (= GdV 33).

II. Wissenschaftliche Literatur

ANDERSSON, Theodore M., Cassiodorus and the Gothic Legend of Ermanaric. In: Euphorion 57 (1963), S. 28-43.
BAESECKE, Georg, Vorgeschichte des deutschen Schrifttums. Halle/Saale 1940 (= Vor- und Frühgeschichte des deutschen Schrifttums 1. Bd.).
BINZ, G., Zeugnisse zur germanischen Sage in England. In: PBB 20 (1895), S. 141-223.
BIRKHAN, Helmut, Zwei altsächsische Miszellen. In: PBB 90 (1968), S. 16-22.
BJÖRKMAN, E., Nordische Personennamen in England in alt- und frühmittelenglischer Zeit. Halle 1910 (= Studien zur englischen Philologie, Bd. 37).
BJÖRKMAN, E., Zur englischen Namenkunde. Halle 1912 (= Studien zur englischen Philologie, Bd. 47).

BOER, R. C., Die Sagen von Ermanarich und Dietrich von Bern. Halle a. d. S. 1910 (= Germanist. Handbibliothek X).
BRADY, Caroline, The Legends of Ermanaric. Berkeley and Los Angeles 1943.
BRESSLAU, Harry, Bamberger Studien. In: N. A. 21 (1896), S. 141-234.
BRESSLAU, Harry, Die Quellen des Chronicon Wirziburgense. In: N. A. 25 (1900), S. 11-35.
BRUCKNER, Wilhelm, Die Sprache der Langobarden. Straßburg 1895.
BUCHHOLZ, Gustav, Die Würzburger Chronik. Diss. Leipzig 1879.
BUCHNER, Rudolf, Der Verfasser der Schwäbischen Weltchronik. In: D. A. 16 (1960), S. 389-396.
CHRISTMANN, Ernst, Die Siedlungsnamen der Pfalz. Teil I. Speyer 1952.
DETMER, Heinrich, Otto II. bis zum Tode seines Vaters. Diss. Leipzig 1878.
DUCH, Arno, Eine verkannte Handschrift des Chronicon Wirziburgense. In: D. A. 8 (1951), S. 488-497.
FEILITZEN, Olof von, The Pre-Conquest Personal Names of Domesday Book. Uppsala 1937 (= Nomina Germanica 3).
FOERSTE, W., Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrhunderts. Marburg 1950 (= Münstersche Forschungen 2).
FORSSNER, T., Continental-Germanic Personal Names in Old and Middle English Times. Diss. Uppsala 1916.
FÖRSTEMANN, E., Altdeutsches Namenbuch. 1. Bd.: Personennamen, 2. Aufl. Bonn 1900 (Reprographischer Nachdruck München Allach 1966). 2. Bd.: Ortsnamen, 2. Aufl. Bonn 1913-1916.
GALLÉE, J. H., Altsächsische Grammatik. 2. Aufl. v. J. LOCHNER. Halle und Leiden 1910.
GRIENBERGER, Th. von, Die Inschrift der Spange von Balingen. In: ZfdPh 40 (1908), S. 257-276.
GRIMM, Wilhelm, Die deutsche Heldensage. 4. Auflage unter Hinzufügung der Nachträge von Karl MÜLLENHOFF und Oskar JÄNICKE aus der Zeitschrift für deutsches Altertum. Darmstadt 1957.
GRÖHLER, H., Über Ursprung und Bedeutung der französischen Ortsnamen. 2 Bände. Heidelberg 1913-1933.
GSCHWANTLER, Otto, Zum Namen der Rosomonen und an. Jónakr. In: Die Sprache 17 (1971), S. 164-176.
GSCHWANTLER, Otto, Die Heldensage von Alboin und Rosimund. In: Festgabe für Otto Höfler. Wien 1976. S. 214-254 (= Philologica Germanica 3, hg. von H. Birkhan).
HAUCK, Karl, Heldendichtung und Heldensage als Geschichtsbewußtsein. In: Festschrift für Otto Brunner. Göttingen 1963, S. 118-169.
HEINZEL, Richard, Über die ostgothische Heldensage. In: WSB 119. 3. Abhandlung. Wien 1889, S. 1-98.
HEINZLE, Joachim, Mittelhochdeutsche Dietrichepik. Untersuchungen zur Tradierungsweise, Überlieferungskritik und Gattungsgeschichte später Heldendichtung. Zürich u. München 1978 (= Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 62).
HEYNE, M., Altniederdeutsche Eigennamen aus dem neunten bis elften Jahrhundert. Halle 1867.
HEYNE, M., Kleine altsächsische und altniederfränkische Grammatik. 1873.
HIRSCH, Paul s. Widukind.
HIRSCH, Siegfried, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich II. Bd. I. Berlin 1862. Bd. II (vollendet von Hermann PABST). Berlin 1864.
HOFFMANN, L. vgl. Anm. 16.
HOLTZMANN, Robert, Zur deutschen Besiedlung Böhmens und Mährens. In: Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens Bd. 26 (1924), S. 3-17.
HOLTZMANN, Robert, Die Quedlinburger Annalen. In: Sachsen und Anhalt I (1925), S. 64-125. Dann auch in: Aufsätze zur deutschen Geschichte im Mittelelberaum. Hg. v. A. Timm. Darmstadt 1962, S. 193-254. (Die angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf Sachsen und Anhalt I.)
HÜFFER, G., Korveier Studien. 1898.

JIRICZEK, Otto Luitpold, Deutsche Heldensagen. Straßburg 1898.
KAUFMANN, Henning, Altdeutsche Personennamen. Ergänzungsband zu E. FÖRSTEMANN. München 1968.
KLINGENBERG, Heinz, Das Runenwerk von Balingen. Literarische Kleinkunst aus der alamannischen Frühzeit. In: Alemannisches Jahrbuch 1971/72 (1973), S. 1-19.
KOCK, Axel, Svensk ljudhistoria. 5 Bände. Lund 1906-1929.
KÖGEL, Rudolf, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. I/1 Straßburg 1894. I/2 Straßburg 1897.
KÖGEL, R. und BRUCKNER, W., Althoch- und altniederdeutsche Literatur. In: Grundriß der germanischen Philologie. Hg. v. Hermann Paul. 2. verbesserte u. vermehrte Aufl. II. Bd. 1. Abt. Straßburg 1901-1909, S. 29-160.
KRAUSE, Wolfgang, Die Runeninschriften im älteren Futhark. Bd. I Text. Mit Beiträgen von Herbert JANKUHN. Göttingen 1966 (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, philologisch-historische Klasse 3. Folge, Nr. 65).
KURTH, Godefroid, Histoire poétique des Mérovingiens. Paris 1893.
LORENZ, Hermann, Das Zeugniss für die deutsche Heldensage in den Annalen von Quedlinburg. In: Germania 31 (1886), S. 137-150.
LUKMAN, Niels, Ermanaric hos Jordanes og Saxo. København 1949 (= Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning Nr. 208).
MARQUART, Josef, Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge. Leipzig 1903.
METZNER, Ernst Erich, Zur frühesten Geschichte der europäischen Balladendichtung. Der Tanz in Kölbigk. Legendarische Nachrichten. Gesellschaftlicher Hintergrund. Historische Voraussetzungen. Frankfurt a. M. 1972 (= Frankfurter Beiträge zur Germanistik Bd. 14).
MOMMSEN, Theodor, Zur Weltchronik vom J. 741. In: N. A. 22 (1897), S. 548-553.
PLOSS, Emil, Bamberg und die deutsche Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 19 (1959), S. 275-302.
RASSMANN, August, Die deutsche Heldensage und ihre Heimat. 2 Bände. Hannover 1857-58.
ROOTH, Erik, Die Sprachform der Merseburger Quellen. In: Niederdeutsche Studien. Festschrift für Conrad Borchling. Neumünster in Holstein 1932, S. 24-54.
ROOTH, Erik, Saxonica. Beiträge zur niedersächsischen Sprachgeschichte. Lund 1949 (= Skrifter utgivna av kungl. humanistiska vetenskapssamfundet i Lund XLIV).
ROOTH, Erik, Rezension von William FOERSTE: Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrhunderts. Marburg 1950 (= Münstersche Forschungen, hrsg. von Jost TRIER und Herbert GRUNDMANN. Heft 2). In: Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 76 (1953), Neumünster 1954, S. 109-115.
SCHLAUG, W., Studien zu den altsächsischen Personennamen des 11. und 12. Jahrhunderts. Lund - Kopenhagen 1955 (= Lunder Germanist. Forschungen 30).
SCHLAUG, W., Die altsächsischen Personennamen vor dem Jahre 1000. Lund - Kopenhagen 1962 (= Lunder Germanist. Forschungen 34).
SCHLÜTER, W., Untersuchungen zur Geschichte der altsächsischen Sprache I. Dorpat 1892.
SCHMALE, Franz-Josef, Zur Abfassungszeit von Frutolfs Weltchronik. In: 102. Bericht des Historischen Vereins für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstbistums Bamberg. Bamberg 1966, S. 81-87.
SCHMALE (1971) s. WATTENBACH-HOLTZMANN.
SCHNEIDER, Hermann, Studien zur Heldensage. In: ZfdA 54 (1913), S. 339-369.
SCHNEIDER, Hermann, Germanische Heldensage. Berlin u. Leipzig 1928-34. 2. durch einen Anhang erweiterte Aufl. des 1. Bandes Berlin 1962 (= Grundriß der germanischen Philologie 10/1-3).

SCHRÖDER, Edward, Die Heldensage in den Jahrbüchern von Quedlinburg. In: ZfdA 41 (1897), S. 24-32.
SCHRÖDER, Edward, Altpaderbörnisches. In: Niederdeutsche Studien. Festschrift für Conrad Borchling. Neumünster in Holstein 1932, S. 14-23.
SEE, Klaus von, Die Sage von Hamdir und Sörli. In: Festschrift Gottfried Weber zu seinem 70. Geburtstag. Bad Homburg - Berlin - Zürich 1967 (= Frankfurter Beiträge zur Germanistik. Bd. 1), S. 47-75. Wiederabdruck in ders., Edda, Saga, Skaldendichtung. Aufsätze zur skandinavischen Literatur des Mittelalters. Heidelberg 1981, S. 224-249.
SIEVERS, Eduard, Zur Accent- und Lautlehre der germanischen Sprachen. In: PBB 5 (1878), S. 63-163.
SIJMONS, B., Das niederdeutsche Lied von König Ermenrichs Tod und die eddischen Hamþesmǫl. In: ZfdPh 38 (1906), S. 145-166.
SYMONS, B., Heldensage. In: Grundriß der germanischen Philologie, hg. von Hermann Paul. 3. Bd. 2. Aufl. Straßburg 1900, S. 606-734.
VRIES, Jan de, Die Heldensage. In: Hessische Blätter für Volkskunde 46 (1955), S. 8-25.
WAGNER, Norbert, Ich armer Dietrîch. Die Wandlung von Theoderichs Eroberung zu Dietrichs Flucht. In: ZfdA 109 (1980), S. 209-228.
WAGNER, Norbert, Zur Herkunft der Franken aus Pannonien. In: FMSt 11 (1977), S. 218-228.
WAITZ, Georg, Über eine Bamberger Handschrift. In: N. A. 3 (1878), S. 192-194.
WATTENBACH, Ernst Christian Wilhelm, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. 4. Aufl. Berlin 1877-78. 5. Aufl. Berlin 1885-86. 7. Aufl. Berlin 1904.
WATTENBACH, Ernst Christian Wilhelm, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Deutsche Kaiserzeit. Hg. v. Robert Holtzmann. Heft 1: 3. unveränderte Aufl. Tübingen 1948. Heft 2-4: 2. unveränderte Aufl. Tübingen 1948.
WATTENBACH-HOLTZMANN, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Die Zeit der Sachsen und Salier. Dritter Teil. [Italien (1050-1125). England (900-1135).] Nachträge zum ersten und zweiten Teil. Neuausgabe besorgt von Franz-Josef SCHMALE. Köln - Wien 1971.
WESLE, Carl, Zur Sage von Ermenrichs Tod. In: PBB 46 (1922), S. 248-265.
WOLFF, Ludwig, Die Helden der Völkerwanderungszeit. Jena o. J.

J.E. Fischer (1697–1771) und die uralistische Etymologieforschung

János GULYA
Göttingen

1. Eines der meistzitierten Werke unseres Jubilars ist sein "Fenno-Ugric Vocabulary. An Etymological Dictionary of the Uralic Languages" (Stockholm 1955), das "FUV" abgekürzt zu werden pflegt.

Das Wörterbuch (FUV) besteht aus folgenden Teilen: 1. "Uralic Word-List", 2. "Fenno-Ugric Word-List", 3. "List of Indo-European Loan-Words" und 4. "Appendix. Uralo-Altaica".

Entsprechend dieser Gliederung sind im FUV die verschiedenen Schichten der Etyma der uralischen/finnisch-ugrischen Sprachen dargestellt: zuerst werden die uralischen, d.h. die finnisch-ugrischen und samojedischen Übereinstimmungen vorgeführt; hier werden auch ihre jukagirischen Entsprechungen gegeben. Dann folgen die finnisch-ugrischen Etymologien. In den beiden folgenden Abschnitten werden zwei evtl. weitere Verwandtschaftsbereiche des uralischen Wortschatzes: die indoeuropäisch-uralischen und die ural-altaischen Entsprechungen betrachtet.

2. Diesen letzteren Fragen widmete unser Jubilar im Jahre 1965 dann eine monographische Darstellung unter dem Titel "Hat das Uralische Verwandte? Eine sprachvergleichende Untersuchung" (Acta Universitatis Upsaliensis. Acta Societatis Linguisticae Upsaliensis, Nova Series 1:4, Uppsala 1965; im folgenden HUV abgekürzt). In dieser Monographie behandelt er dezidiert die Frage der Verwandtschaft des Uralischen a) mit dem Indoeuropäischen, b) mit dem Altaischen und c) mit dem Jukagirischen. Die Zahl der von ihm in dieser Abhandlung besprochenen Etymologien beläuft sich auf 180 Wörter. Die indogermanischen Sprachen sind mit 50, die altaischen Sprachen mit 69 und das Jukagirische mit 61 Etymologien vertreten.

3. Im Jahre 1977 veröffentlichte *Björn Collinder* die "Second Revised Edition" seines FUVs. In der Auflage gruppiert er die Etymologien wie folgt:

A. Uralic words (: words that can be traced back to P(roto)U(ralic) or Yukagir).
B. Genuine Fenno-Ugric words (: words that can be traced back to P(roto)F(enno-)U(gric), but not farther).
C. Indo-European (Indo-Iranian) loan-words that are likely to have

occured in PFU.

Auch diese Auflage enthält einen "Appendix" über die ural-altaische Frage.

Die Zahl der Etymologien ist besonders in den beiden letzteren Bereichen gegenüber der im HUV etwas gestiegen: die indogermanischen Sprachen repräsentieren etwa 64 Etyma, die altaischen Sprachen haben 73 Vertretungen.

4. Fast genau 200 Jahre vor Erscheinen des FUV und des HUV, in der Mitte des 18. Jhdts., schuf *Johann Eberhard Fischer* in Sankt Petersburg sein "Vocabularium Sibiricum", das gegenwärtig in der Handschriftenabteilung der Niedersächsichen Staats- und Universitätsbibliothek zu Göttingen unter der Signatur "4°Cod.Ms.philol.261" zu finden ist. Der volle Titel der Handschrift lautet "Vocabularium continens trecenta vocabula triginta quatuor gentium, maxime ex parte Sibiricarum"[1].

Wie ich schon mehrmals hingewiesen habe, stellt *Fischers* "Vocabularium Sibiricum" (im weiteren VocSib.) ein e t y m o l o g i s c h e s W ö r t e r b u c h dar. Genauer gesagt, ist es ein etymologisches Wörterbuch der uralischen Sprachen[2].

5. In seinem FUV (2. Auflage, S. 140) erwähnt unser Jubilar, daß *J. E. Fischer* "the earliest pioneer in the field of the Indo-Iranian loan-words of the Fenno-Ugric languages" war. M. E. war er "pioneer" nicht nur in diesem Bereich, sondern *Fischer* war vielmehr in der Erforschung des gesamten Wortschatzes der uralischen Sprachen (und überhaupt in der Etymologieforschung) bahnbrechend.

Collinders Hinweis auf *Fischer* läßt sich weiterführen. Es stellt sich die Frage: was konnte man im Lichte von *Collinders* FUV[2] und HUV aus *Fischers* VocSib. im 18. Jhdt. über die Verwandtschaftsverhältnisse der uralischen Sprachen erfahren? Anders gesagt: wie kann man oder wie könnte man die von *Collinder* erhobenen Fragen - darunter verstehe ich vor allem seine unter A, B, C und im Appendix vorgeführte Problematik - aufgrund *Fischers* Darstellung im VocSib. vom 18. Jhdt. beantworten?

6. Dem, der sowohl *Collinders* FUV[2] als auch *Fischers* VocSib. kennt, ist augenblicklich klar, daß man diese beiden Arbeiten nur mit großem Vorbehalt miteinander vergleichen darf: 1. *Collinder* stand schon das ganze methodologische Arsenal der fgr. historischen und vergleichenden Laut- und Etymologieforschung zur Verfügung, *Fischer* hatte eben die ersten Schritte in dieser Richtung gemacht. 2. *Collinder* konnte sein Material aus allen Sprachen Nord-Eurasiens schöpfen, *Fischer* besaß bloß eine Liste von je 300 Wörtern aus etwa 40 Sprachen. In ihr fehlten so wichtige Sprachen wie z.B. das Lappische und das Jukagirische.

7. Die Frage, die in erster Linie eine Antwort finden

soll, ist die der uralischen Etymologien, die bei *Collinder* die A-Schicht des Wortschatzes der uralischen Sprachen darstellt.

Zur Beantwortung dieser Frage wenden wir uns direkt an das etymologische Material von *Fischers* VocSib. und vergleichen seine Angaben mit den entsprechenden Etymologien des FUVs.

1. (FUV^{2} 31) fi *elä-* 'live', lp *ælle- ~æle-*, ch *əle-*, *ile-*, vty *uly-*, zr *ol-*, hu *él-*, | yr *jiile-*, tv *ńile-*, ynH *iði-*, B *jire-*, sk *ela-*, *ila-*, km *d'ili* 'alive'.

(VocSib.Nr.266) fi *eläwäinen* 'vivus', vty *ulèb*, zr *óla*, pe *lolja*, hu *elő*, *eleuen* | yr *∇gile*, sk *íleng*, km *dschilé*.[3]

2. (FUV^{2} 35) fi *hapsi* 'a long hair (of the head)'; *hahtu* 'fine air', lp *vuok'tâ ~vuovtâ-*..., ch *üp* 'hair', vg *ɔ̃ɔ̃t*, os *awət*..., S *upət* | yr *ŋɔ̃ɔ̃pt* 'id.; braid of hair', tv *ŋaabta* 'hair', yn *iita*, sk *oopty*..., km *ɔ̃'pti* 'hair (of the head)'. (According to some scholars, the fi words do not belong here.)

(VocSib.Nr.81) ch *ûp*, vg *ät*, os *ubot*, yr *∇ipto* : *ipto barči* 'forfex', *∇ipt*", sk *opt*, km *apty*.

3. (FUV^{2} 39) fi *joki* 'river', lp *jokkâ ~jogâ-*..., mdM *jov* 'the Moksha River...', vty, zr *ju* 'river, large stream', os *jogəñ*... (derivate), hu *-jó* '(in place-names)... River' | yr *jæha* 'river', ynH *jaha*, B *joha*, sk *ky*, km *d'ågå* 'river, stream, small river, brook'. Cf. FU fi *juka* (101): vg *jee* 'river' etc.

(VocSib.Nr.46) fi *jóki* 'fluvius', pe *ju*, vg *ja*, yr *∇jaga*, "dimin.", *∇jako*, km *dschága*.

4. (FUV^{2} 42) fi *kala* 'fish', lp *guolle ~guole-*, md *kal*, ch *kol*, vg *gool*, *huul*, os *kul*..., hu *hal* | yr *haale*, tv *kole*, ynH *haðe*, B *haare*, sk *gəəly*, C *kuele*, km *kola*.

(VocSib.Nr.170) fi *kála* 'piscis', md *kâl*, ch *kol*, vg *kûl*, os *kûlh*, hu *hal*, yr *∇halja*, sk *kólle*, km *kolà*

5. (FUV^{2} 45) fi *koivu* 'birch', lpPite *goai'vo* (< fi?), mdE *ki-*, M *ke-*..., ch *kue*, *kugi*, *kogi* (derivative?), vg *kaal'*, *haal'*, hu [? *hajó* 'ship' (Rédei)] | yr *hoo*..., tv *küa*, *küje*, yn *kua*, sk *qä*, *qwə*, km *kojü*.

(Voc.Sib.Nr.198) fi *koíwu* 'betula', ch *kúe* | yr *∇hu*, sk *kőè*, km *kujò*.

6. (FUV^{2} 48) fi *kuole-* 'die', mk *kulo*, ch *kole-*, vty, zr *kul-*, vg *hool-*, os *kŏl-*, S *hŏt-*, hu *hal-*, *~hol-* | yr *haa-*, tv *ku-*, yn *kaa-*, sk *qu-*, km *kü-*.

(VocSib.Nr.267) fi *cɯ̃ɔ̃llu* 'mortuus', mk *kulòss*, ch *kolèn*, vty *kulèm*, zr *kúli*, pe *kulema*, vg *kóllong*, os *kollom*, hu *hólt*: *el hólt*, yr *∇halmer*", sk *kúmbo*, km *kubè*.

7. (FUV^{2} 61) hu *nyelv* 'tongue; language', lp *njal'bme ~njalme-* 'mouth', ch *jəlmə*, *ńɔ̃lmə*, vg *ńɛɛlm*, os *ńäləm*..., S *ńætəm* | yr *næmü*.

(VocSib.Nr.89) hu *nyelo* [= *nyelö*; dial.] `lingua', ch *jilmä*, vg *nielm*, os *nâlhem*, yr *∇njame*.

8. (FUV^{2} 62) hu *njúl ~nyula-* 'hare, Lepus', lp *njoammel*..., md *numolo*, zr *ńimal* | yr *næœwa*, tv *nómu*, yn *ńaaba*, sk *ńoma*, *ńewa* | yk (probable) *ńoma*.

(VocSib.Nr.156) hu *nyùl* 'lepus', md *númola*, yr *∇neuko*, sk *njo* (!).

9. (FUV^{2} 71) fi *puu* 'tree; wood, firewood', ch *pu*, vty *-pu*, zr *pu*, vg *-på*, hu *fa* | yr *pææ*, *peæ*..., tv *faa*, yn *fɛɛ*, *pɛɛ*, *päɛ*, sk *puu*, *poo*, km *på*...

(VocSib.Nr.42) fi *pɯ̃ɯ̃* 'arbor', ch, vty, zr, pe *pu*, hu *fa* : *elő fa*, yr *∇pja*, sk *poo*, km *pfà* : *unet-pfà*.

10. (FUV^{2} 74) fi *silmä* 'eye', lp *čâl'be ~čâlme-*, md *sel'me*, chW *sinzä*, E *šińʒa* (derivative), vty *śin ~śinm-*, *śim*, zr *śin*, vg *šäm*, *säm*, os *sem*, hu *szëm* | yr *sɔ̃w*, *saew*, *haem*, tv *śajme*, *śɛjme*, ynC *sej*, D *þej*, sk *sajï*, D *sej*, *sæjjə*, *hæj*, km *sajma*, *sima*.

(VocSib.Nr.84) fi *sílmä* 'oculi', md *ssiélmä*, vty *ssin*, zr *schin*,

pe *ssün*, vg *scham*, os *ssêm*, hu *szem*, yr *∇saiva*, [*sa-iwa*], sk *sai*, km *saimà*.

11. (FUV² 76) fi *sydän ~sydäme-* 'heart', lpSkolt *čâðe*..., md *sedej*, *sedeŋ*, ch *šüm*, vty *śulem*..., zr *śõlõm*, vg *šim*, *sim*, os *səm*, hu *szív ~zive-* | yr *seej*, tv *sa*, yn *saj*, sk *set'eä*, *siže*, *sid'*, km *sii*...

(VocSib.Nr.96) fi *südän* 'cor', md *ssjedèi*, ch *schüm*, zr *schju*, 'intestina', vg *schim*, os *ssöm*, hu *szw*, *szúv*, yr *∇sej*.

12. (FUV² 83) fi *vaski* 'copper, bronze', lp *væi'ke*..., mdE *viśkä*, [? ch *waž* 'ore, metal'], vtj *-veś* : *azveś* 'silver', *uzveś* 'tin, pewter; lead', zr *-yś* : *ezyś* 'silver', *ozyś 'tin'*, vg *-wõs*, *-fš* : *aatwõs*, *atfš* 'tin; lead', os *wăg* 'iron; metal (in names of metals); money', hu *vas*, 'iron'; [? *-üst* : *ezüst* 'silver' | yr *jeese*, Forest *wese* 'iron', tv *basa*, yn *bese*, sk *kəəzy*, D *kuõsə* 'iron; metal', km *båzå*, *basa* 'iron'.

(VocSib.Nr.57) os *wôâch* 'ferrum', hu *vas*, sk *kóse*, 'ferrum, chalybs', km *basà*.

(VocSib.Nr.53) vty *aswèss* 'argentum', zr *éssisch* 'argentum', *óssisch* 'stannum', zr *éssisch* 'argentum', *óssisch* 'stannum', pe *∇ezis*", 'argentum', *ósüss* 'stannum' ("∇eziss" *argentum*, et ∇ozis" *stannum*. Sed Samojedis *ferrum* significatur vocabulo ∇eze" - Anmerkung von Fischer), hu *ezůst*, yr *eze*.

Die vorgeführten Etymologien aus *Fischers* VocSib. sind mehr als überzeugend. Natürlich gibt es bei ihm Etymologien, die nicht so brillant sind wie die hier zitierten Etymologien. Als Beispiel sei nur die folgende Etymologie angeführt:

(VocSib.Nr.77) os *ûrt* 'dominus', hu *vr*, yr *∇jerru*, germ *Herr*. (Vgl. *Collinder*: HUV 146. FUV² 134, 135).

Eines ist trotz aller eventuellen Vorbehalte klar: der Name *J. E. Fischer* muß in der Geschichte der wissenschaftlichen Entdekkung der uralischen Sprachfamilie an allererster Stelle stehen. Wenn man heute überhaupt vom Uralischen sprechen darf, dann war *Fischer* der erste, der diese These aufgrund bedeutender sprachlicher Materialien und durch sprachwissenschaftliche Verfahren wahrscheinlich machte.

8. Im B-Teil seines etymologischen Wörterbuches legt *Collinder* die Liste der finnisch-ugrischen Wörter vor. Auch unter diesen Etymologien findet man mehrere Wörter, die unter wissenschaftsgeschichtlichem Gesichtspunkt unsere Aufmerksamkeit verdienen. Bevor wir mit der näheren Betrachtung dieser Frage beginnen, möchte ich die Zielsetzung etwas weiter fassen, als sie sich allein aus den finnisch-ugrischen Etymologien in FUV ergibt. Versuchen wir zu erfahren, ob es jemandem im 18. Jhdt. aufgrund der Wortvergleichungen des VocSib.s möglich war, nicht nur die finnisch-ugrische Schicht der hier betroffenen Sprachen, sondern auch ihre weiteren Schichten wie z.B. die permische und die ugrische Schicht zu erschließen.

Ich führe im Sinne dieser Fragestellung nachfolgend exemplarisch einige Etymologien a) aus dem Finnisch-ugrischen,
sowie zum Vergleich b) aus dem Samojedischen, c) aus dem Permischen und schließlich d) aus dem Ugrischen an.

a) 13. (FUV² 94) hu *fan* dial. *fon* 'pubescence; pubes (on human be-

ings); (root) fibre', md *pona* 'hair; wool', ch *pŏn*, *pun*, vg *pun* 'hair; feather', os *pun* 'hair (on animals)...', (fi *puna* "red, red colour" may belong here).

(VocSib.Nr.82) md *ponàh* 'pilus', vg, os *pun*.

14. (FUV[2] 95) hu *fül* 'ear', lp *bæl'je*, md *pile*, ch *pələš*, Malmyž *pil'iš*, vty, zr *pel'*, os *pəl*, S *pət*.

(VocSib.Nr.85) hu *fǘl* 'aures', md *pílä*, ch *píllisch*, vty *píell*, zr *pjel*, pe *∇pel"*, vg *päll*, os *pell*.

15. (FUV[2] 104) hu *kés* 'knife', ch *kəzə*, *küzü*, vg *käsii*, os *köčəh*, S *kečə*.

(VocSib.Nr.126) hu *kés*, 'culter', ch *kǘse*, vg *kắtschi*, os *ketsch*.

16. (FUV[2] 109) fi *kuusi* ~*kuute*- 'six', lp *gut'tâ* ~*guđâ*-, md *koto*, ch *kut*, vty *kwat'*, zr *kvat'*, *kvajt*, vg *gåt*, *hoot*, os *kut*, S *hot*, hu *hat*.

(VocSib.Nr.282) fi *kûs* 'sex', md *kóta*, ch *kúdat*, vty *kwat*, zr *kwait*, vg *kot*, os *chôt*, hu *hat*.

17. (FUV[2] 111) fi *lintu* 'bird', lp *lod'de*..., ch *lŏdŏ*, *ludo* 'duck', vg *lunt* 'goose', os *lont*, S *tunt*, hu *lúd* ~*luda*- *'goose'*. *Cf*. *yk nodo*, earlier *nonda* 'bird'.

(VocSib.Nr.179) ch *lúda* 'anser', vg *lunt*, os *lhûnt*, hu *lud*.

18. (FUV[2] 116) fi *neljä* 'four', lp *njæl'lje*, md *nile*, ch *nəl*, *nŏl*, Malmyž *nil'*, vty *ńil'*, *ńyl'*, *ńul'*, zr *ńol'*, vg *ńila*, *nil'æ*, os *ńəlä*, S *ńətə*, hu *négy* 'four', *nëgyed* 'fourth part'.

(VocSib.Nr.280) fi *nelja'* 'quatuor', md *nílle*, ch *níllet*, vty *nill*, pe (keine Angabe), vg *nille*, os *nillha*, hu *négi*, seu *nelli* (!).

b) 19. (*Janhunen*:SamWortsch.36) sk *ču* 'Erde, Stelle', km *ǯū* ~tv, yn, yr, kb, mt, tg.

(VocSib.Nr.35) sk *tjuu* 'terra', km *dschu*.

20. (*Janhunen*:SamWortsch.85) yr *matʔ* 'sechs', sk *muktịt*, km *muktuʔ* ~tv, yn, yr, kb, mt, tg, kg.

(VocSib.Nr.282) yr *∇mat"* 'sex', sk *múktut*, km *múktutn*.

21. (*Janhunen*:SamWortsch.107) yr *ńābi* 'Ente', sk *ńabi*, km *nāʔm*, *nāʔw*, ~yn, jr, kb.

(VocSib.Nr.180) yr *∇nebyča* 'anas', sk *njäp*, km *nap*.

22. (*Janhunen*:SamWortsch.127) yr *piḿe* 'Hosen', sk *pemị*, km *piʔmə* ~yn, jr, kb.

(VocSib.Nr.108) yr *∇pime* 'femoralia', sk *pjǘmma*, km *pitmjà*.

c) 23. (KESK 94) zr, pe *dod'* 'Schlitten', vty *dẹd'ı̂*.

(VocSib.Nr.137) zr *dod* 'traha', pe *∇dodi*, vty *déddi*.

24. (KESK 109) zr *iz* 'Stein', vty *iz*.

(VocSib.Nr.51) zr *is* 'lapis', pe *∇iz"*, vty *îs*.

25. (KESK 233) zr *purt* 'Messer', vty *purt* (<iranisch).

(VocSib.Nr.126) zr, pe *purt* 'culter', vty *purt*.

d) 26. (MSzFE 137) hu *ēb* 'Hund', vg *ǟmp*, os *ämp*.

(VocSib.Nr.163) hu *eb* 'canis', vg, os *amp*, "Eb, Kutya [Vog.et-Ost.ad Irt.Amp.]" - Anmerkung von Fischer.

27. (MSzFE 405) hu *ló (lovat)* 'Pferd, Roß', vg *low*, os *lọγ*.

(VocSib.Nr.142) hu *ló* 'equus', vg *lu*, os *lháu*.

28. (MSzFE 487) hu *nyolc* 'acht', vg Kond. *ńåˢl-låu*, os *ńịləγ*.

(VocSib.Nr.284) hu *nyóltz* 'octo', vg *nóllou*, os *nilha*.

Wenn ein Finno-Ugrist heute im Besitz der Kenntnisse über die Gliederung der finnisch-ugrischen/uralischen Sprachen die Etymologien *Fischers* auf die Waage legt, kann er diese Etymologien mühelos mit den verschiedenen etymologischen Schichten dieser Sprachen in Einklang bringen und aufgrund dieser Etymologien die Gliederung dieser Sprachen untereinander erkennen. Diese Erkenntnis war m. E. im 18.

Jhdt. allerdings noch nicht möglich. Denn zum einen war die absolute Zahl der in Frage kommenden Etymologien zu gering und ihr Stellenwert unter der Menge der unvollständigen (teils falschen) Etymologien nicht erkennbar; zum anderen fehlten die nötigen Kenntnisse u.a. im Bereich der anderen historischen und komparatistischen sprachwissenschaftlichen Disziplinen.

In diesem Zusammenhang bildeten die ugrischen Sprachen die einzige Ausnahme, genauer gesagt die Erkenntnis der engen Zusammengehörigkeit des Ungarischen mit den "jugorischen" Sprachen, d. h. mit dem Wogulischen und Ostjakischen. Diese Feststellung kommt schon in der ersten Hälfte des 18. Jhdts. in mehreren Äußerungen, sozusagen als Gemeinplatz vor.

9. In mehreren Arbeiten beschäftigt *Collinder* sich mit den Beziehungen zwischen den indogermanischen und uralischen/finnisch-ugrischen Sprachen. In seinem HUV betrachtet er die Frage der Urverwandtschaft zwischen den beiden Sprachfamilien. Eines der von ihm behandelten Wörter kommt auch in *Fischers* VocSib. vor:

29. (HUV 126) fi *vesi*, *vete-* 'Wasser', md *veď*, ch *wət*, *wüt*, vty *vu*, zr *va*, vg *wit*, hu *víz*, *vize-*, yr *jii'*..., sk *üt*...; anorw. *vátr*, aengl. *wæ̆t*... ~aind. *udaka*, aw. *va*^{i}*δi-* 'Wasserlauf, Bewässerungskanal', ... gr *hydōr*..., abg. *voda*.

(VocSib.Nr.34[1]) md *wied* 'aqua', ch *wûd*, vty *wu*, vg *uti*, sk *ud*, gr ∇*hýdor*, ru ∇*vodà*, engl *water*.

(VocSib.Nr.34[2]) zr *wa* 'aqua', pe *wa*.

(VocSib.Nr.34[3]) fi *wéssi* 'aqua', hu *viz*.

10. Auch eine andere große Sprachfamilie, die Familie der altaischen Sprachen, stellt einen Gegenstand besonderen Interesses von *Collinder* dar. So ist es kein Wunder, daß er dieser Frage in seinem Standardwerk einen selbständigen Abschnitt, mindestens einen "Appendix", widmete.

Auch in diesem Kapitel finden sich, wie nach dem bisherigen zu erwarten ist, Etymologien, die schon *Fischers* Aufmerksamkeit erweckten. Es sind die folgenden:

30. (FUV[2] 45, 154) fi *kieli* 'tongue; speech, language...' (> lp *giellâ*), md *kel'* [? ch *kəl*, *kō̃l*... < Turkish loanword?], vty, zr *kyl*, [? vg *kelä*, os *köl*... | yr *sie* 'tongue...' etc.] || Turkish (Kašgari) *käläčü* 'speech', Chuvash *kala-* 'speak', Mongol *kele-* 'speak', *kelen 'tongue; language'*, *(Tunguz kō̃lō̃ ...)*.

(VocSib.Nr.89) fi *kijeli* 'lingua', md *kjel*, vty *küll*, zr *küw*, pe *kül*, kalm *kelè*, mong *kylè*, *kölè*.

31. (FUV[2] 61, 155) fi *nuoli* 'arrow', lp *njuollâ -njuolâ-*, md *nal*, ch *nölö*, vty *ńil*, zr *ńyl*, vg *ńō̃l*, os *ńal*, S *ńot*, hu *nyíl ~nyila-* | ni etc. || Tunguz *ńuur* '(metal) arrow', Solon *niru*, *nuru*.

(VocSib.Nr.134) fi *nûôli* 'sagitta', md *nall*, vty *nel*, zr *njow*, pe ∇*nêl*", vg *niel*, os *nodhl*, hu *nyil*, tung *njur*, *ńóru*.

Im Laufe der Behandlung der einzelnen Themenkreise meines Aufsatzes ist hoffentlich klar geworden, daß ich in den Bestrebungen zur Klärung der Verwandtschaftsverhältnisse der uralischen/finnisch-ugrischen Sprachen zwischen *Collin-*

der und *Fischer* gewisse gemeinsame Züge zu entdecken meine. Vielleicht ist es mehr als eine Vermutung. Denn es wäre nicht leicht, den parallel angeführten 31 Etymologien *Fischers* ihre Beweiskraft abzusprechen.

Aus dieser Tatsache kann man nur eine einzige Schlußfolgerung ziehen: *J. E. Fischer* und mit ihm auch die Erforschung der finnisch-ugrischen Sprachen hatte Mitte des 18.Jhdts. ein außergewöhnlich hohes Niveau erreicht.

Das VocSib. hat bis heute keine kritische Ausgabe erfahren. Trotzdem ging von ihm eine große Wirkung auf die Entwicklung der vergleichenden Srachwissenschaft und auf die Geschichtsforschung aus. Es war den großartigen Gelehrten des 18.Jhdts., *Schlözer*, *Gatterer*, der historischen Schule in Göttingen, sowie *Gyarmathi* wohl bekannt und führte letzten Endes zur Schaffung des repräsentativen Werkes der Uralistik, des FUV unseres Jubilars *Björn Collinder*.

ANMERKUNGEN

1 Über das *Fischer* Vocabularium Sibiricum siehe besonders: *A. Stehr*: Die Anfänge der finnisch-ugrischen Sprachvergleichung 1669-1771. (Mscr.) Göttingen 1957, S. 101-117; *J. Gulya*: A magyar nyelv első etmológiai szótára [Das erste etymologische Wörterbuch des Ungarischen]. Nyelvtudományi Értekezések 58, 1967, S. 87-90; *Ders.*: XVIII. századi etimológiák. Mutatvány J.E. Fischer "Vocabularium Sibiricum"-ának készülő kiadványából [Etymologien aus dem 18. Jahrhundert. Probe aus der in Vorbereitung befindlichen Ausgabe des "Vocabularium Sibiricum" von J.E. Fischer]. (Im Druck.); *M. Adamović*: Das Tatarische dess 18. Jahrhunderts. Journal de la Société Finno-Ougrienne 77, 1981, S. 67-126, bes. 67-76.

2 *J. Gulya*: XVIII. századi kéziratos vogul szójegyzékek [Wogulische Wörterverzeichnisse in Handschrift aus dem 18. Jahrhundert]. (Mscr.) Budapest 1960, S. 33; -: Some 18th Century Antecedents of the 19th Century Linguistics. Acta Linguística Adademiae Scientiarum Hungaricae 15, 1965, S. 163-170, bes. 167; -: Some Eighteenth Century Antecedents of Nineteenth Century Linguistics: The Discovery of Finno-Ugrian. Studies in the History of Linguistics: Traditions and Paradigms. (Hrsg. von *D. Hymes*). Bloomington-London 1974, S. 258-276; - : Kratkij očerk istorii sravitel'nogo finno-ugorskogo jazykoznanija. In: Osnovy finno-ugorskich jazykov). (Red. von *V.I. Lytkin*, *K.E. Majtinskaja*, *K. Rédei*).Moskva 1974, S. 61-62. - Siehe noch die von mir zitierte Literatur unter Fußnote 1. - Aufgrund unserer vorläufigen Schätzungen enthält das VocSib. ca. 650 etymologische Wortvergleichungen (Etymologien) der uralischen Sprachen. Die Zahl der etymologisch betrachteten Wörter macht insgesamt ca. 3000 aus.

3 Die Sprachen sind nach FUV bezeichnet; pe = permjakisch.

4 Zur Frage siehe noch: *P. Hajdú*: Chrestomathia Samoiedica. Budapest 1968, S. 12.

5 Z.B. *J.E. Fischer*: De Origine Ungrorum (Quaestiones Petropolitanae I.). Göttingen 1770, S. 30.



Der Dialog in der Laxdœla Saga

Strukturelle, psychologische und künstlerische Funktion

Peter HALLBERG
Göteborg

1.

Der Dialog, die direkte Rede, fällt jedem Leser als eines der wesentlichsten Wirkungsmittel der Isländersagas auf. Schon mengenmäßig ist der Anteil des Dialogs in dieser epischen Kunst bemerkenswert. Dieser Anteil wechselt zwar erheblich von einer Saga zur anderen, durchschnittlich kann aber die direkte Rede der Gattung auf ein knappes Drittel des ganzen Textes geschätzt werden. In einzelnen Fällen umfaßt der Dialog sogar die Hälfte der betreffenden Saga oder mehr.[1] Nicht umsonst ist diese Literatur so oft "dramatisch" genannt worden.

Natürlich hat der Dialog in den Sagas seit langem großes Interesse bei den Forschern erweckt und ist auch in vielen Schriften behandelt worden. U.a. hat er in dem zähen Streit zwischen "Freiprosalehre" und "Buchprosalehre" eine Rolle gespielt. Nichts scheint dagegen zu sprechen, daß direkte Rede schon in der mündlichen Überlieferung einen beträchtlichen Umfang, gegebenenfalls sogar auch eine ziemlich feste Form, gehabt haben mag. Doch dürfte es nunmehr allgemeine Meinung sein, daß eben der Dialog im Prinzip die Schöpfung eines schreibenden Verfassers ist.

Auf jeden Fall bieten die Gespräche oft künstlerische Höhepunkte der Sagas. Sie gestalten in prägnanter Weise Beziehungen und Konfrontationen zwischen den Personen und damit auch entscheidende Wendungen der Handlung. Mitten in der sprichwörtlich gewordenen Objektivität dieser straffen Erzählkunst geben sie einen unmittelbaren Einblick in das Gemüt der Sagamenschen, in ihre Gedanken und Gefühle. Sie sind das wichtigste Instrument einer anschaulichen Charakterschilderung.

Unter den großen Isländersagas zeugt die *Laxdœla saga* von dem eindrucksvollen künstlerischen Können ihres Verfassers.[2] Falls dieser Mann, wie ich zu zeigen versucht habe, Ólafr Þórðarson "hvítaskáld" (gest. 1259), ein Neffe Snorri Sturlusons, sein sollte, ist seine stilistische Sorgfalt und Meisterschaft besonders erklärlich. Ólafr ist ja als der

Verfasser der sog. "Dritten grammatischen Abhandlung" bekannt, die von seiner humanistischen Bildung und seiner Vertrautheit mit klassischen Autoritäten der Poetik Zeugnis ablegt.[3]

Im vorliegenden Aufsatz habe ich den Dialog der *Laxdœla saga* in den Blickpunkt gestellt. Die direkte Rede umfaßt 31 Prozent des Textes, was also dem Durchschnitt in den Isländersagas ziemlich genau entspricht. Meine Darstellung bietet eine Art Rekapitulation des Geschehens in chronologischer Folge, insofern es sich in der Funktion des Dialogs ausdrückt. Ich will zu zeigen versuchen, wie der Dialog in seiner Mannigfaltigkeit die Geschichte begleitet und ihren verschiedenen Phasen sowie dem Benehmen der Menschen eine besondere Prägnanz verleiht. Dabei habe ich natürlich manche Episoden und Seitenhandlungen außer acht lassen müssen, an denen es auch in dieser Saga nicht fehlt. Ich folge dem roten Faden der Haupthandlung, die in den unheilschwangeren und tragischen Beziehungen zwischen zwei Männern und einer Frau gipfelt: Kjartan, Bolli, Guðrún.

2.

Die einzige direkte Rede in der *Laxdœla saga*, die als eine regelrechte Ansprache, eine kleine "Oration", betrachtet werden kann, ist dem norwegischen *hersir* Ketill flatnefr in den Mund gelegt und erscheint gleich zu Beginn der Saga.[4] Die formellere Art dieser Ansprache und ihre besondere Bedeutung werden schon mit der Formel ihrer Introduktion angegeben; Ketill ruft ein þing zusammen, obwohl nur unter seinen Verwandten, *ok hóf svá mál sitt*. Die Ansprache selbst gibt uns das klassische Bild von der Situation in Norwegen, wo sich große Männer des Landes gezwungen sahen, ins Exil zu gehen, um ihr Selbstbestimmungsrecht vor König Haraldr hárfagri zu bewahren. Nach Ketill gibt es nur zwei Möglichkeiten: *"at flýja land eða vera drepnir hverr í sínu rúmi"*. Ketils Söhne wollen nach Island fahren, weil die Leute die guten Ernährungsbedingungen dort gerühmt haben, z.B. den reichen Lachsfang. Ketill für seinen Teil lehnt aber diese Fahrt ab: *"Í þá veiðistǫð kem ek aldregi á gamals aldri"* - eine Aussage, die im Isländischen sprichwörtlich geworden ist. Mit vielen Verwandten, u.a. seiner Tochter Unnr, zieht er statt dessen *vestr um haf*, nach Schottland. In dieser ersten Redeszene der Saga (4-5), an einem wahren Kreuzweg, finden wir den Ausgangspunkt und den Keim des ganzen kommenden Geschehens.

3.

Eine Reihe Gespräche knüpfen an die "Melkorka-Episode" an. Melkorka und ihre Geschichte sind ein fremdartiges und romantisches Element in der Erzählung, allem Anschein nach

mit sehr geringer oder gar keiner Wirklichkeitsgrundlage.[5] Die irische Frau wird auch in ungewöhnlicher Weise in die Saga eingeführt.

Hǫskuldr ist der Sohn eines bedeutenden Mannes, des *hersir* Kollr, der Ketils Tochter Unnr von Schottland nach Island begleitet hat. Auf einer Fahrt ins Ausland besucht Hǫskuldr den Markt in den Brenneyjar vor der Mündung des Gautelfs. Er findet da einen Kaufmann namens Gilli und will von ihm eine Sklavin kaufen. Gilli zieht einen Vorhang zur Seite und zeigt ihm zwölf Frauen. Eine von ihnen gefällt Hǫskuldr besonders; sie ist schlecht gekleidet, aber ihre Schönheit ist augenfällig. Ein Gespräch entspinnt sich zwischen Käufer und Verkäufer. Es scheint, als ob Gilli die schöne Sklavin behalten wolle. Er betont, daß sie sehr teuer sein werde, und bietet Hǫskuldr an, eine von den elf anderen zu kaufen. Als ehrlicher Kaufmann will er auch nicht verhehlen, daß die teure Frau doch einen schweren Fehler hat: er habe nie ein Wort aus ihr herausbringen können; sie sei offenbar völlig stumm.

Wie dem auch sei, Hǫskuldr erwirbt die stumme und namenlose Sklavin, aber muß für sie das Dreifache des gewöhnlichen Preises bezahlen. Das friedliche "Geschäftsgespräch" hat die Neugier des Lesers erregt. Die fremde Frau erscheint da in einem suggestiven Halbdunkel. Gillis Worte könnten den Verdacht erwecken, daß er vielleicht mehr von ihr weiß, als er seinem Kunden sagt. Wie wird sich ihre Zukunft auf Island gestalten?

Als Hǫskuldr nach Hause kommt, fragt ihn seine Frau Jórunn, was das wohl für eine Frau sei, die er da mitgebracht habe. Auf seine Angabe, daß er ihren Namen nicht kenne, erwidert seine Gattin scharf und ironisch: "Entweder ist das Gerücht falsch, das mir zu Ohren gekommen ist, oder du mußt wenigstens soviel mit ihr gesprochen haben, daß du sie nach ihrem Namen gefragt hast." Begreiflicherweise will Jórunn nichts mit dem Kebsweib ihres Mannes zu tun haben. *"Eigi mun ek deila við frillu þína, þá er þú hefir flutt af Nóregi"* (26). Der Erzähler bemerkt aber, daß Hǫskuldr nach seiner Heimkehr jede Nacht mit seiner Gattin schläft, aber dem Kebsweib gegenüber zurückhaltend (*fár*) ist.

Die Sklavin erweist sich als eine stolze Frau, nicht zuletzt in ihrem Verhältnis zu Jórunn. Im Winter gebärt sie einen Sohn, der nach dem Onkel seines Vaters den Namen Ólafr erhält und sich sofort als *afbragð flestra barna* (27) bewährt. Als der Junge zwei Jahre als ist, stößt Hǫskuldr an einem frühen Sommermorgen im Freien unerwartet auf sein Kebsweib mit ihrem Sohn. Das Zusammentreffen ist von dem Erzähler ungewöhnlich sorgfältig in Szene gesetzt. Er hat sich bemüht, einen geeigneten Rahmen für die Episode zu schaffen. Das Wetter ist schön, die Sonne steht nocht nicht

hoch am Himmel, Hǫskuldr kommt an einen Platz, wo ein Bach einen Hügel herunterfließt. In dieser idyllischen Umgebung hörte er die Mutter mit ihrem Sohn sprechen.

Jetzt kann sie nicht mehr stumm spielen und ihre Identität verhehlen. Sie sagt Hǫskuldr, daß ihr Name Melkorka und daß ihr Vater der König Mýrkjartan auf Irland sei; mit fünfzehn Jahren sei sie als Kriegsbeute aus ihrem Vaterland entführt worden. Als Hǫskuldr seiner Gattin diese Neuigkeit erzählt, entgegnet sie kalt, daß man nicht wissen könne, ob das Kebsweib die Wahrheit gesagt habe; übrigens schere sie sich um keine Wunderleute (*kynjamenn*, 28). Das Verhältnis zwischen den beiden Frauen wird danach keineswegs besser. Hǫskuldr läßt Melkorka mit ihrem Sohn in einen eigenen kleinen Hof umziehen.

Ólafr, der immer mehr seine gute Veranlagung an den Tag legt, tritt nach und nach in den Vordergrund. Als er erwachsen ist, führt Melkorka eines Tages ein Gespräch mit dem jungen Mann, in dem sie ihm mitteilt, welche Pläne sie für ihn hat. Sie wünscht, daß er "seine vornehmen Verwandten" auf Irland besucht. Dadurch könne die Wahrheit ihrer Erzählung von ihrer Herkunft nicht mehr in Frage gestellt werden. Sie habe den Schimpf satt, daß Ólafr der Sohn einer Sklavin genannt werde: *"Eigi nenni ek, at þú sér ambáttarsonr kallaðr lengr"* (50).

Melkorka heiratet sogar einen wohlhabenden Bauern, um ihren Sohn für die Reise stattlich ausrüsten zu können. Beim Abschied gibt sie ihm drei Dinge, die ihrem Vater und ihrer alten Erzieherin daheim als Erkennungszeichen dienen sollen: einen goldenen Fingerring, ein Messer und einen Gürtel. In ihren letzten Worten bei dieser Gelegenheit betont sie, daß sie alles getan hat, was in ihren Kräften steht, um den Sohn auf die Begegnung mit seinem Großvater vorzubereiten; u.a. habe sie ihn gelehrt, seine Muttersprache tadellos zu sprechen: *"Heiman hefi ek þik búit, svá sem ek kann bezt, ok kennt þér írsku at mæla, svá at þik mun þat eigi skipta, hvar þik berr at Írlandi."* (51)

Als Mutter bzw. künftige Großmutter zweier männlicher Hauptpersonen der Saga spielt Merkorka in einer Gesellschaft wie der altisländischen natürlich eine bedeutende Rolle. In einer Reihe von Redeszenen hat der Erzähler die Situation und den Charakter dieser fremden Frau mit besonders klaren Umrissen gezeichnet. Die selbstbewußte irische Königstochter fühlt sich in der bäuerlichen Umgebung erniedrigt und vereinsamt, der Verständnislosigkeit oder sogar Feindschaft der Leute ausgesetzt. Sie kehrt ihnen den Rücken, um alles auf ihren Sohn und seine Zukunft zu setzen.

4.

Die Auslandsfahrt des sechzehnjährigen Ólafr führt ihn

zuerst nach Norwegen, wo er von König Haraldr gráfeldr und seiner Mutter Gunnhildr hoch geschätzt wird. Er erzählt Gunnhildr von seiner Absicht, nach Irland zu gehen, um seinen Großvater zu finden. Sie schenkt ihm ein Schiff und sechzig Krieger als Gefolgschaft. Nach einer ziemlich abenteuerlichen Fahrt wird Ólafr von König Mýrkjartan empfangen. Er überreicht ihm Melkorkas goldenen Fingerring. Der König betrachtet den Ring errötet tief und sagt: *"Sannar eru jartegnir, en fyrir engan mun eru þær ómerkiligri, er þú hefir svá mikit ættarbragð af móður þinni, at vel má þik þar af kenna. Ok fyrir þessa hluti, þá vil ek at vísu við ganga frændsemi þinni, Ólafr, at þeira manna vitni, er hér eru hjá ok tal mitt heyra"* (57-58).

Mit diesem Ausspruch ist Ólafs vornehme Herkunft offiziell anerkannt worden. Mýrkjartan wünscht seinen neuerworbenen Enkel bei sich zu behalten. Auf einem Thing, das der König zusammenruft, erklärt er sich sogar bereit, Ólafr zu seinem Nachfolger zu ernennen: *"því at Óláfr er betr til yfirmanns fallinn en synir mínir"* (59). Ólafs Antwort auf dieses großartige Angebot, in indirekter Rede wiedergegeben, zeugt sowohl von seiner Dankbarkeit als von seiner Klugheit und seinem Wirklichkeitssinn. Man könne nicht wissen, ob Mýrkjartans Söhne nach dem Tode ihres Vaters Ólafr als König wirklich dulden würden. Es sei besser "kurze Ehre" (*skjóta sœmð*) als "lange Schmach" (*langa vanvirðing*) zu haben.

Nach seiner Auslandsfahrt erreicht Ólafs Ansehen auf Island seinen Höhepunkt. Er wird als Enkel des Königs Mýrkjartan anerkannt. "Dies wird im ganzen Lande bekannt, sowie die große Ehre, die ihm mächtige Männer, die er besucht hat, erwiesen haben." (61) Ólafs Vater Hǫskuldr schlägt ihm vor, nun zu heiraten. Ólafr erklärt, daß er sich nur mit einer bedeutenden Ehe begnügen werde; er ist sich offenbar seines Wertes bewußt geworden. Der Vater hat aber einen Vorschlag bereit: er habe an Þorgerdr gedacht, die Tochter des namhaften Wikingers und Skalden Egill Skalla-Grímsson. Ólafr ist damit zufrieden, wird es aber übelnehmen, falls diese Werbung in die Brüche gehen würde: *"en svá máttu ætla, faðir, ef þetta mál er upp borit ok gangisk eigi við, at mér mun illa líka"* (62) - eine Reaktion, die in den Isländersagas üblich ist; es geht ja um eine Prestigefrage, wo die Beteiligten überhaupt sehr empfindlich sind.

Die Werbung wird dann in einigen Redeszenen mit verschiedenen Personen dargestellt. Von Ólafr begleitet, sucht Hǫskuldr Egill auf dem Thing auf und *vekr nú bónorðit fyrir hǫnd Óláfs*. Egill billigt den Vorschlag, sagt aber, daß er darüber mit seiner Tochter reden müsse, *"því at þat er egnum manni fœri, at fá Þorgerðar án hennar vilja"* (63). Im nächsten Gespräch erzählt Egill Þorgerdr vom Angebot und empfiehlt es als ein sehr vorteilhaftes. Sie wirft aber ihrem

Vater vor, daß er seine früher erwiesene Liebe zu ihr jetzt verleugne, indem er sie dem Sohn einer Sklavin (*ambáttarsyni*) geben wolle. Egils Einrede, in der er die vornehme Herkunft Ólafs betont - *"hefir þú eigi þat spurt, at hann er dóttursonr Mýrkjartans Írakonungs?"* - scheint ohne Wirkung zu sein: *Ekki lét Þorgerðr sér þat skiljask.* (64)

Als Ólafr von seinem Vater dieses Ergebnis erfährt, das er ja von vornherein nicht ganz ausgeschlossen hatte, läßt er sich aber damit nicht abspeisen: *"nú skal ek þvi ráða, at eigi skal hér niðr falla"* (64). Zusammen mit seinem Vater sucht er Egils Thingbude auf, geht hinein und setzt sich neben Þorgerdr auf ihre Bank. Die Begegnung der beiden jungen Leute ist sehr förmlich. Ólafr nennt seinen Namen und den seines Vaters, fügt ironisch hinzu: "Du wirst meinen, der Sohn der Sklavin (*ambáttarsonrinn*) werde kühn, da er sich erdreistet, neben dir zu sitzen, um mit dir zu sprechen." Sie erwidert, nicht weniger ironisch: "Und du wirst denken, daß du schon größere Proben deines Mutes abgelegt hast, als mit Frauen zu sprechen." (65) Diese beiden Repliken sind die einzigen, die sie in direkter Rede austauschen. Sogleich läßt uns aber der Erzähler wissen, daß sie den ganzen Tag einander sprechen. Die Begegnung endet damit, daß - nachdem Egill und Hǫskuldr hinzugezogen worden sind - der Zeitpunkt der Hochzeit bestimmt wird.

In dieser Werbungsperiode verraten sowohl Þorgerdr als auch Ólafr in ihren Worten den üblichen empfindlichen Stolz der führenden Sagapersonen. Vielleicht kann man aber bemerken, daß die Frau mit ihrer hartnäckigen Betonung des sozialen Status des *ambáttarsonr* nicht nur eine andere Gemütsart, sondern eine traditionellere und konservativere Haltung vertritt als Ólafr - und in diesem Fall ja auch als ihre Vater Egill. Dieser Unterschied zwischen den Eheleuten wird sich mit der Zeit deutlich zu erkennen geben.

Die Verteilung der Erbschaft nach Hǫskulds Tod setzt den Zusammenhalt zwischen Ólafr und seinen beiden ehelichen Brüdern, Bárdr und Þorleikr, auf eine Probe. Besonders der Letztgenannte nimmt es übel, daß sein Vater dem Lieblingssohn Ólafr einen goldenen Ring und ein Schwert, beides Ehrengaben des Königs Hákon Adalsteinsfóstri, überläßt. Nach dem großartigen Leichenschmaus bietet aber Ólafr Þorleikr an, dessen kleinen Sohn Bolli zu erziehen. Er betont dabei, daß ein Mann, der den Sohn eines anderen zu sich nimmt, herkömmlicherweise als der geringere angesehen wird: *"ok er sá kallaðr æ minni maðr, er ǫðrum fóstrar barn"* (75). Dank dieses versöhnlichen und ehrenvollen Angebots löst sich die Mißstimmung Þorleiks völlig auf. Das Aufnehmen des Jungen in Ólafs Familie ist aber eine wichtige Voraussetzung für die kommende tragische Verwicklung. Davon aber haben natürlich zu diesem Zeitpunkt weder die Beteiligten noch der Leser

eine Ahnung.

5.

Allmählich kommen in typischer Sagaweise unheilverkündende Zeichen zum Vorschein. Auf einer Fahrt nach Norwegen begegnet Ólafr einem Manne namens Geirmundr. Als er im Begriff steht, nach Hause zurückzukehren, entdeckt er, daß Geirmundr ganz unerwartet all sein Gut an Bord des Schiffes gebracht hat, um nach Island mitzufahren. Ólafr erklärt ihm: "Du würdest nicht mit meinem Schiffe fahren, wenn ich früher davon gewußt hätte, denn ich ahne, es wäre für gewisse Leute auf Island besser, dich nie zu sehen" (78). Trotz seiner bösen Vorahnung kann es Ólafr aber nicht über sich bringen, seinen Fahrgast abzuweisen, so wie die Sache jetzt liegt. Als Gast in Ólafs Hof Hjarðarholt freit Geirmundr binnen kurzem um seine Tochter Þuríðr. Ihre Mutter Þorgerðr ist damit sehr zufrieden; Geirmundr ist offenbar ein Mann nach ihrem Sinn: *"hann er garpr mikill, auðigr ok stórlátr"* (79). Der friedfertige Ólafr will sich dem Willen seiner Frau nicht entgegensetzen, drückt aber mit sagamäßiger Übertreibung sein Mißtrauen gegen Geirmundr aus: "ich hätte Þuríðr lieber an einen anderen Mann verheiratet" (80).

Wie Ólafs Äußerungen angedeutet haben, erweist sich die Ehe seiner Tochter als Irrtum. Nach drei Jahren will Geirmundr wegfahren und seine Frau mit ihrer einjährigen Tochter verlassen, all sein Gut aber mitnehmen. Þorgerðr und Þuríðr sind erbittert. Ólafr aber - er ist ja "in allen Dingen ein Mann des Friedens (*samningarmaðr*)" (81) - schenkt Geirmundr beim Abschied großmütig ein Kaufschiff. Doch Þuríðr, eine wahre Tochter ihrer Mutter, fährt eines Nachts, als Geirmundr vor der Küste auf günstigen Wind wartet, in einem Boot mit ihrem kleinen Mädchen und einigen Männern zum Schiff. Sie schleicht an Bord, legt das Kind neben den schlafenden Geirmundr, nimmt sein Schwert Fótbítr mit und kehrt zu ihren Begleitern zurück. Die Kleine beginnt zu weinen, Geirmundr erwacht und sucht vergebens sein Schwert. Er ruft der davonrudernden Þuríðr nach und bittet sie, ihm das Schwert zu lassen; es sei ihm teurer als die meisten seiner Besitztümer. Sie weigert sich aber höhnisch, und Geirmunds letzte Worte in dieser dramatischen Situation sind eine böse Voraussage: "Dann verhänge ich den Spruch, daß dieses Schwert dem Manne in eurem Geschlecht den Tod bringe, dessen Verlust ihr am schwersten empfindet, und daß dies auf ganz ungeheuerliche Weise geschehe." (82) Am Ende des Kapitels (83) erfahren wir, daß Geirmunds Schiff an der norwegischen Küste mit Mann und Maus untergeht. Dieses Verschwinden verleiht seinen Abschiedsworten einen besonderen Nachdruck. Jeder Sagaleser ist sich darüber im klaren, daß Geirmunds Voraussage früher oder später, in der einen oder anderen Weise in

Erfüllung gehen wird. Doch von welchem Manne die Rede ist, wissen wir noch nicht. Þuríðr übergibt ihrem Vetter Bolli das Schwert Fótbítr, "denn sie hatte ihn nicht weniger lieb als ihre Brüder" (83). Wir werden mehr von dieser Waffe hören. Durch sie hat das Verhängnis eine greifbare symbolische Gestalt angenommen.

Die nächste ominöse Aussage erscheint in einem Traum. Ólafr hat einen prächtigen Stier namens Harri ('Herr', 'Häuptling', 'König') töten lassen. In der folgenden Nacht träumt er, daß eine fremde Frau auf ihn zukommt und ihn zornig anredet: "Du hast meinen Sohn töten lassen und hast ihn schlimm zugerichtet zu mir geschickt. Deshalb wirst du deinen eigenen Sohn blutüberströmt zu sehen bekommen, ich will dafür sorgen. Ich werde auch den auswählen, von dem ich weiß, daß du ihn um keinen Preis verlieren willst." (84-85) Ólafr erzählt seinen Freunden den Traum; das ist ja eine Voraussetzung dafür, daß wir in einer Isländersaga von einem Traum überhaupt etwas zu wissen bekommen. Niemand kann aber Ólafr eine befriedigende Deutung geben. Am liebsten hört er denen zu, die seinen Traum als nichtssagendes Traumgespinst (*draumskrǫk*) abfertigen. Das glaubt aber kein Leser der Saga. In der Tat hat uns der Erzähler hier einen kaum mißzuverstehenden Hinweis gegeben. Die böse Voraussage Geirmunds und die Drohung der Frau in Ólafs Traum verstärken einander.

6.

An diesem Punkt wird Guðrún, die weibliche Hauptperson der Saga, vorgestellt. Sie wird als die schönste und intelligenteste Frau des Island ihrer Zeit beschrieben, auch *bezt orði farin* (86) aller ihrer Landsmänninnen. Eines Tages begegnet sie ihrem Verwandten Gestr Oddleifsson, einem weisen und in manchen Dingen hellseherischen (*framsýnn*) Mann (87). Sie erzählt ihm vier Träume, die sie im Winter gehabt hat und bittet ihn, diese zu deuten. Er kommt ihrem Wunsch nach, ohne zu zögern. Nach ihm beziehen sich die Träume auf je eine ihrer vier kommenden Ehen, die alle ein jähes Ende finden werden: von ihrem ersten Gatten läßt sie sich scheiden; der zweite ertrinkt; der dritte wird totgeschlagen; der vierte ertrinkt.

Während dieser Auslegung errötet Guðrún tief, dankt aber Gestr höflich: "Du hättest mir Schöneres vorausgesagt, wenn dir meine Aussagen die Möglichkeit dazu gegeben hätten. Habe gleichwohl Dank dafür, daß du die Träume gedeutet hast. Aber auf vieles muß man gefaßt sein, wenn all dies eintreffen soll." (91) Soweit ich mich erinnern kann, ist diese Traumszene die ausführlichste der ganzen Sagaliteratur. Obwohl die Deutung in ihren Hauptzügen klar ist, bleiben aber Einzelheiten - z.B. die Identität der vier Ehemänner - im Dunkel. Weder Guðrún noch der Leser kann aus den Worten

Gests erraten, welchen Einfluß die beiden Vettern und Pflegebrüder auf ihr Leben haben werden.

Gleich nach diesem inhaltsschweren Gespräch mit Guðrún, am selben Tag, besucht Gestr seinen Freund Ólafr in Hjarðarholt. Er hat die Gelegenheit, die jungen Leute da im Freien nach ihrem Bad zu beobachten. Unter ihnen erkennt er sofort die beiden Pflegebrüder Kjartan und Bolli, ohne sie früher gesehen zu haben - noch ein Zeichen seiner besonderen Gabe, wie Ólafr bemerkt. Als Gestr mit seinem Sohn davonreitet, entdeckt dieser, daß der Vater weint und fragt ihn nach dem Grund. Gestr antwortet: "Es ist unnötig, darüber zu sprechen, aber ich will doch nicht verschweigen, was zu deiner Lebzeit geschehen wird. Es käme mir nicht unerwartet, wenn Bolli eines Tages Kjartan töten und diese Tat seinen eigenen Tod nach sich ziehen würde. Es ist schlimm, das von so prächtigen Menschen zu wissen." (92)

Diese Voraussage ist also eine Art Fortsetzung der Traumdeutung, die jetzt wesentlich ergänzt wird. Sie bedeutet eine Kulmination aller früheren Ahnungen, weil ja die Entzweiung zwischen Kjartan und Bolli zum tragischen Höhepunkt der Saga führt. Obschon uns Gestr durch seine Worte den wichtigsten Schlüssel ausgehändigt hat, ist für den Leser die Ungewißheit und psychologische Spannung noch da. Wie werden sich die Fäden der Handlung kreuzen und verknüpfen, in welcher Weise wird sich das unausweichliche Schicksal vollziehen?

7.

In einem Gespräch mit seinem Halbbruder Þorleikr schlägt ihm Ólafr vor, mit seiner Familie ins Ausland zu ziehen. Der Grund dafür ist, daß Þorleikr mit seinem Nachbarn und Onkel Hrútr, dem Halbbruder Hǫskulds, in einen ernsten Konflikt geraten ist. Mit seinem Vorschlag wünscht der wohlwollende Ólafr weitere Unruhe und Streitigkeiten unter den Mitgliedern des Geschlechts zu verhindern. Þorleikr geht auch darauf ein, u.a. mit einem Hinweis auf seinen Sohn Bolli, der ja unter dem besonderen Schutz seines Pflegevaters Ólafr steht und bei ihm auch fortan bleiben wird: *"veit ek ok, at þú munt ekki at verr gera til Bolla, sonar míns, þó at ek sjá hvergi í nánd, ok honum ann ek mest manna"*. Ólafr versichert seinerseits: *"ætla ek mér þat at gera heðan í frá sem hingat til, er til Bolla kemr, ok vera til hans eigi verr en til minna sona"*. Danach scheiden diese Halbbrüder zum letzten Mal, *með mikilli blíðu* (111). Ólafs ausdrückliches Gelübde, er werde Bolli genauso wie seine leiblichen Söhne behandeln, ist an diesem Punkt bedeutsam. Dadurch wird er ja binnen kurzem auf eine harte Probe gestellt werden - und wird sich dabei auch bewähren.

Die drei jungen Menschen Kjartan, Bolli und Guðrún

treten immer mehr in den Vordergrund. Kjartan und Bolli sind unzertrennlich, wobei Kjartan der führende Teil ist: sie *unnusk mest; fór Kjartan hvergi þess, er eigi fylgði Bolli honum*. Kjartan begibt sich oft nach dem Sælingsdalr, wo Guđrún auf ihrem väterlichen Hof Laugar mit ihren Eltern und ihren fünf Brüdern lebt, um sich mit ihr zu unterhalten. Sie hat jetzt ihre zwei ersten kurzen Ehen hinter sich. Kjartan und Guđrún haben offenbar eine Neigung zu einander gefaßt; in ihrer Umgebung ist es *allra manna mál*, daß sie ein passendes Ehepaar werden würden.

Eines Tages erklärt aber Ólafr seinem Sohn, daß er über diese Besuche bei Guđrún öfters nachdenke: *"en eigi er þat fyrir því, at eigi þætti mér Guðrún fyrir ǫllum konum ǫðrum, ok hon ein er svá kvenna, at mér þykki þér fullkosta. Nú er þat hugboð mitt, en eigi vill ek þess spá, at vér frændr ok Laugamenn berim eigi allsendis gæfu til um vár skipti"*. Ólafr wird ja sonst nicht als *framsýnn* beschrieben, und er gibt keinen Grund für seine schlimmen Ahnungen an. Sie werden auch behutsam vorgebracht - er will sie nicht als eine regelrechte Voraussage (*en eigi vil ek þess spá*) bezeichnen -, sind aber (mit dem Maß der Isländersagas gemessen) deshalb nicht weniger beachtenswert. Doch Kjartan scheint sie nicht ernst zu nehmen. Er besucht Guđrún nach wie vor, und *fór Bolli jafnan með honum* (112).

Das erste Gespräch in direkter Rede zwischen Kjartan und Guđrún erfolgt, als er sich entschlossen hat, seine erste Auslandsfahrt zu machen. Guđrún ist unzufrieden, daß er ihr nicht im voraus von diesem Plan erzählt hat. Jetzt wünscht sie ihn auf der Reise zu begleiten. Das lehnt Kjartan mit einem Hinweis darauf ab, daß ihre Brüder noch jung und unerfahren sind und ihr Vater ein alter Mann ist. Guđrún müsse für sie die Verantwortung übernehmen. Kjartan bittet sie, die herkömmlichen drei Jahre auf ihn zu warten. Guđrún will aber nichts versprechen, und sie scheiden ziemlich kühl (115).

Kjartan fährt also ins Ausland, von einer Schar junger Isländer begleitet, unter ihnen natürlich auch Bolli, *frændi hans* (115). In Norwegen gewinnt Kjartan in hohem Grade die Gunst des Königs Ólafr Tryggvason, besonders nachdem er sich mit seinen Begleitern zum Christentum bekehren lassen hat. Schließlich kommt es aber dazu, daß der König Kjartan nebst einigen anderen Isländern vorläufig als Geisel in Norwegen bei sich behält; er beabsichtigt damit, den Widerstand gewisser isländischer Häuptlinge gegen das Christentum zu brechen. Bolli steht es aber frei, nach Island zurückzukehren. Bei seinem Abschied von Kjartan wechseln die beiden einige Worte. Bolli spielt dabei auf Kjartans Freundschaft mit der Schwester des Königs an. Es scheint ihm, als wolle der König Kjartan gar nicht von sich lassen und als ob sich

dieser keiner Vergnügungen daheim auf Island mehr erinnere: *"þá er þú sitr á tali við Ingibjǫrgu konungssystur"*. Auf diese Andeutung erwidert Kjartan: "Rede nicht solches Zeug, überbringe vielmehr unseren Verwandten meinen Gruß und ebenso unseren Freunden." (126)

Als Bolli, nach Island zurückgekommen, Guđrún zum ersten Mal begegnet und sie sich natürlich nach Kjartan erkundigt, scheint er die letzten Worte seines Pflegebruders in Norwegen absichtlich vergessen zu haben. Anstatt über Kjartans Freundschaft mit der Schwester des Königs zu schweigen, liegt es ihm jetzt sehr daran, diese Freundschaft besonders hervorzuheben. Wir hören davon in indirekter Rede: *Bolli segir, hvert orðtak mann var á um vináttu þeira Kjartans ok Ingibjargar konungssystur, ok kvad þat nær sinni ætlan, at konungr myndi heldr gipta honum Ingibjǫrgu en láta hann lausan, ef því væri at skipta.* (127) Bei einer späteren Gelegenheit fragt er sie, wie sie reagieren würde, falls er um ihre Hand anhielte. Sie erwidert ihm bestimmt: *"Ekki þarftu slíkt at ræða, Bolli; engum manni mun ek giptask, meðan ek spyr Kjartan á lífi."* (128) Bolli erörtert die Sache mit seinem Pflegevater, der aber damit nichts zu tun haben will. Er erinnert Bolli daran, daß es ihnen beiden sehr wohl bekannt ist, *"hvert orðtak á var um kærleika með þeim Kjartani ok Guðrúnu"* (129). Trotzdem wirbt Bolli bei ihrem Vater Ósvífr um Guđrún, und weil sowohl dieser als auch seine Söhne den Antrag sehr empfehlen, gibt sie widerstrebend nach und heiratet Bolli. Der Erzähler hebt aber ausdrücklich hervor, daß bei Guđrún von Liebe keine Rede war: *Ekki var mart í samfǫrum þeira Bolla af Guðrúnar hendi.* (130)

In Norwegen ist Kjartan bereit, nach Island zurückzufahren. Der König betont aber, daß Kjartan bei ihm "mehr als Freund denn als Geisel" gesessen habe, und deutet ihm in nicht mißzuverstehenden Worten an, daß er Ingibjǫrg heiraten könnte: *"því at kost muntu eiga at taka þann ráðakost í Nóregi, er engi mun slíkr á Íslandi"* (130). Als sich Kjartan von Ingibjǫrg verabschiedet, überreicht sie ihm ein kostbares Kopftuch *ok kvað Guðrúnu Ósvífrsdóttur holzti gott at vefja honum at hofði sér* (131) als Brautschmuck - sie hat also von seiner Verbindung mit Guđrún gehört. König Ólafr schenkt ihm ein Schwert und ermahnt ihn, es immer bei sich zu behalten: *"því at ek vænti þess, at þu verðir eigi vápnbitinn maðr, ef þu berr þetta sverð"*. Eine solche Aussage soll ernst genommen werden. Ein Schwert ist in den Isländersagas ein für den Träger äußerst wichtiges Eigentum, von dessen Eigenschaften sein Leben abhängen kann. Obwohl es hier - im Gegensatz zu Fótbítr - keinen Namen hat, werden wir später mehr davon erfahren. Als Kjartan an Bord seines Schiffes geht, sieht ihm der König nach und sagt: "Schweres

ist Kjartan und seinem Geschlecht bestimmt, und es wird nicht leicht sein, den Lauf des Schicksals zu beeinflussen." (132) Das Verhängnis, das Kjartan und sein Geschlecht (*kyn*) bedroht, ist unabwendbar; keine Maßnahmen (*atgørða*) können etwas daran ändern. Als königliches Wort wiegt diese Aussage besonders schwer. Sie bedeutet sozusagen die Krönung aller vorhergehenden unheilverkündenden Äußerungen.

8.

Kjartans Rückkehr nach Island erhöht natürlich die Spannung unter den Beteiligten. Es scheint jetzt Guđrún, als ob Bolli ihr nicht die Wahrheit von Kjartans Absichten gesagt habe; ihre Ehe mit Bolli sei also unter falschen Voraussetzungen geschlossen worden. Dieser erwidert aber, aufrichtig oder nicht, daß er ihr gerade das gesagt habe, *sem hann vissi þar af sannast*. Die Familien in Hjarđarholt und Laugar halten einstweilen ihre herkömmliche Gewohnheit aufrecht, einander jeden Herbst abwechselnd zum Gastmahl einzuladen. Als nun die Leute in Hjarđarholt an der Reihe sind, Laugar zu besuchen, bittet Ólafr Kjartan, mit ihm zu fahren. Dieser entschuldigt sich damit, daß er zu Hause sein will, um den Hof zu bestellen. Da redet sein Vater eindringlich auf ihn ein: *"minnsktu á þar, Kjartan, at þú hefir engum manni jafnmikit unnt sem Bolla, fóstbróður þínum. Er þat minn vili, at þú farir. Mun ok brátt semjask með ykkr frændum, ef þit finnisk sjálfir"* (134).

Ólafr ist also immer darum bestrebt, alle Mißhelligkeiten in seinem Geschlecht zu besänftigen. Kjartan erfüllt diesmal den Wunsch seines Vaters. Er stattet sich sorgfältig und prachtvoll für den Besuch aus, gürtet sich u.a. mit dem Schwert, das ihm der König geschenkt hatte. Der Leser ahnt, daß es ihm nicht zuletzt darum geht, auf Guđrún Eindruck zu machen und Bolli in ihren Augen herabzusetzen. Die wohlwollenden Absichten Ólafs gehen nicht in Erfüllung. Trotz Bollis Bemühungen verhält sich Kjartan zurückhaltend und kühl. Als im Bolli beim Abschied eine stattliche Gastgabe bietet, einen schönen Hengst mit drei Stuten, lehnt sie Kjartan schroff ab: er sei kein *hrossamaðr*. Die Aufforderung seines Vaters, das Geschenk doch anzunehmen - *"ok eru þetta inar virðuligstu gjafar"* - beachtet er auch nicht: *Kjartan setti þvert nei fyrir*. (135) Das ist eine demonstrative Beleidigung seines Pflegebruders und Gastgebers.

Nach einiger Zeit ist die Reihe an Þuríđr, die Schwester Kjartans, gekommen, mit ihm im versöhnlichen Geist ihres Vaters zu sprechen. Wie wir schon gehört haben, ist ihr ja Bolli ebenso lieb wie ihre eigenen Brüder. Sie hält Kjartan vor, daß er den ganzen Winter schweigsam gewesen sei. Die Leute legen das so aus, daß er sich über den Verlust von Guđrún gräme, und daß dies der Grund sei, daß keine

"blíða" mehr zwischen ihm und Bolli herrsche: *"svá mikit ástríki sem með ykkr hefir verit allar stundir"* (137). Þuríðr bittet Kjartan, seinen Pflegebruder seine gute Ehe zu gönnen. Sie hält es für angemessen, daß er jetzt selbst heirate. Sie hat sogar eine Braut für ihn bereit, eine junge Frau, mit der er schon bekannt ist: Hrefna Ásgeirsdóttir. Kjartan billigt den Vorschlag; kurz danach freit er um Hrefna und heiratet sie.

Damit sind die Spannungen jedoch keineswegs ausgeglichen worden. Die Gefühle Kjartans und Guðrúns liegen wie eine atmosphärische Störung in der Luft. Man hat den Eindruck, daß Hrefna ihrem Gatten nur ein Ersatz für Guðrún ist, genauso wie Bolli in Guðrúns Augen nur ein Ersatz für Kjartan ist. Die Beziehungen zwischen den Familien verschlechtern sich immer mehr. Bei einem Gelage, zu dem Ólafr die Laugar-Leute eingeladen hat, verschwindet Kjartans Schwert, das königliche Geschenk. Es wird in einem Morast wiedergefunden, die Scheide aber nicht. Kjartan steckt die beschädigte Waffe in eine Truhe. Ólafr versucht ihn, seiner Gewohnheit gemäß, zu beschwichtigen, obwohl er sich darüber im klaren klar ist, daß ihnen die Gäste "einen bösen Streich" gespielt haben: *"Láttu þetta ekki á þik bíta; hafa þeir sýnt ekki góðan prett, en þik sakar ekki; látum eigi aðra eiga at því at hlæja, at vér leggim slíkt til deilu, þar er til móts eru vinir ok frændr."* (142) Vor allem ist also zu bedenken, daß man es mit "Freunden und Verwandten" zu tun hat.

Kurz danach passiert ein gleichartiges Intermezzo. Ólafr überredet den widerstrebenden Kjartan, noch einmal eine Einladung nach Laugar anzunehmen. Þorgerðr fordert ihre Schwiegertochter Hrefna auf, das kostbare Kopftuch mitzunehmen, das Kjartan von der Schwester des Königs als eine Gabe für seine Zukünftige, Guðrún, erhalten hatte, das aber Hrefna als Brautgeschenk bekommen hat. Das muß als eine Herausforderung an Guðrún angesehen werden. In unerklärlicher Weise verschwindet das Kopftuch bei dem Besuch in Laugar. Als Kjartan seinem Vater davon berichtet, ist dieser nochmals bereit, ihn zu beruhigen: *"Enn vilda ek sem fyrr, at þú létir vera ok hjá þér líða þetta vandræði; mun ek leita eptir þessu í hljóði; því at þar til vilda ek allt vinna, at ykkr Bolla skilði eigi á; er um heilt bezt at binda, frændi."* (143) Ólafr setzt all seine väterliche Autorität und Hilfsbereitschaft ein, um einen heillosen Bruch zwischen den Pflegebrüdern zu vermeiden.

Kjartan erkennt die gute Absicht seines Vaters. Seine Antwort zeigt aber, daß er jetzt genug bekommen hat: "Es ist offenbar, Vater, daß du allen einen guten Ausgang dieser Sache wünscht. Ich weiß aber nicht, ob ich bereit bin, gegenüber den Leuten von Laugar so den kürzeren zu ziehen

(*aka svá hǫllu*)." (143) Beim Abschied beschuldigt er Bolli, von den beiden Diebstählen gewußt zu haben, was dieser entrüstet bestreitet. Jetzt mischt sich Guðrún ins Gespräch und läßt Kjartan wissen, wem das Kopftuch eigentlich gehört. Sie freut sich höhnisch darüber, "*at Hrefna hafi litla búningsbót af motrinum heðan í frá*" (144). Diese Worte verraten die heftige Eifersucht. Dem Leser wird also klar, daß Guðrún für das Verschwinden des Kopftuchs, vielleicht auch des Schwertes, verantwortlich ist.

Bald macht sich Kjartan ans Werk. Mit einem Gefolge von sechzig Mann reitet er nach Laugar, versperrt die Türen des Wohnhauses und hindert die Hausgenossen daran ins Freie zu kommen. Drei Tage lang müssen sie ihre Notdurft drinnen verrichten. Für einen solchen Zwang gab es im Altisländischen einen besonderen Ausdruck: *dreita inni*; er wird auch hier benutzt. Ein derartiger Übergriff wurde natürlich als ein ungeheurer Schimpf betrachtet. So heißt es auch von Ólafr, daß er diese Handlung Kjartans mißbilligt: *lætr illa yfir þessi ferð* (145). Obwohl Bolli die Empörung seiner Leute zu dämpfen versucht, herrscht *nú fúllkomina fjándskapr milli Laugamanna ok Hjarðhyltinga* (146).

Kjartan bereitet seinem Pflegenbruder noch eine schwere Demütigung, indem er einen Bauern unter Drohung dazu zwingt (*ek vil hér mestu ráða í heraði*", 147), ihm selbst ein Landgebiet zu verkaufen, das der Mann vorher Bolli versprochen hatte.

9.

Die hier angeführten Episoden bedeuten einen Wendepunkt. Guðrún kann solche Schmach nicht länger ertragen. Als sie von dem Landkauf Kjartans hört, hält sie Bolli vor, daß er jetzt entweder ihre Gegend ehrlos verlassen müsse oder "*sýna þik á einhverjum fundi ykkrum nǫkkuru óslæra en þú hefir fyrr verit*" (147). Auf diese Beschuldigung der Untätigkeit oder Furcht gibt Bolli keine Antwort. Nach einiger Zeit erfährt man in Laugar, daß Kjartan nicht weit davon einige Angelegenheiten zu regeln hat. Eines Morgens beim Sonnenaufgang weckt Guðrún ihre Brüder und gibt ihnen "sagatypisch" weibliche Hetzrede zum besten:

> "Ihr hättet genau die richtige Sinnesart, wenn ihr Töchter irgendeines Bauern wäret: weder Nutzen noch Schaden gingen von euch aus. Aber ungeachtet der Schmach und der Schande, die euch Kjartan zugefügt hat, schlaft ihr ruhig, obgleich er mit nur einem Begleiter hier in der Nähe des Gehöfts vorbereitet. Männer wie ihr haben ein Gedächtnis wie Schweine. Ich gebe jede Hoffnung auf, daß ihr Kjartan je anzugreifen wagt, wenn ihr nicht den Mut habt, ihm jetzt gegenüberzutreten, wo nur einer bei ihm ist oder zwei. Ihr aber sitzt zu Hause und redet weit und breit; eigentlich seid ihr zu viele." (150)

Einer so drastischen Aufforderung zur Rache können ihre Brüder natürlich nicht widerstehen; sie wären sonst keine

Sagamenschen. Sie sind sofort bereit, Kjartan auf seinem Weg nach Hause anzugreifen. Guđrún redet auch Bolli zu, seine Schwäger zu begleiten. Er erklärt aber, daß sich eine solche Handlung auf Grund seiner Verwandtschaft mit Kjartan und der liebevollen Erziehung Ólafs für ihn nicht ziemt. Guđrún erwidert mit der Drohung, daß ihr ehelicher Verkehr im Falle seiner Weigerung aufhören werde: "Das ist wahr, aber du wirst nicht das Glück haben so zu handeln, daß alle damit zufrieden sind. Und mit unserem Zusammenleben ist es vorbei, wenn du dich weigerst mitzugehen." (150) Angesichts dieser schimpflichen Aussicht gibt Bolli nach, bewaffnet sich und schließt sich den anderen acht Männern der Schar an, unter der also auch Guđrúns fünf Brüder sind.

Wir bekommen auch über die Gegenseite Bescheid. Kjartan wird von einem Begleiter vor einem Überfall gewarnt. Er meint aber, er habe von seinem Pflegebruder nichts zu fürchten: "Bolli, mein Vetter, wird mir nicht nach dem Leben trachten." Und was einen Hinterhalt von seiten der Söhne Ósvífrs betrifft, "dann ist durchaus ungewiß, wer vom Aufeinandertreffen berichten können wird, selbst wenn ich es mit einer Übermacht zu tun bekomme" (151). Beim Zusammenstoß hält sich Bolli eine ganze Weile abseits und nimmt am Kampf nicht teil. Kjartan wehrt sich trotz der Übermacht mit großem Erfolg. Doch schneidet sein Schwert schlecht bei seinen großen Hieben; er muß die Klinge immer wieder mit dem Fuß gerade richten. Diese Bemerkung soll uns wahrscheinlich wieder an das Schwert erinnern, das Kjartan von König Ólafr bekommen hatte, und das ihn ja nach dessen Aussage schützen würde. Doch er verfügt über diese gute Waffe nicht mehr. Wie schon erzählt, war sie bei dem Gelage von den Laugar-Leuten entfernt und untauglich gemacht worden.

Kjartan hält noch stand, als er Bolli fragt, warum er mitgefahren sei, falls er nur Zuschauer sein wollte: *"Ok er þér nú þat vænst, at veita ǫðrumhvárum ok reyna nú, hversu Fótbítr dugi."* (153) "Dem einen oder dem anderen Beistand leisten" - die Wahl ist wohl von Kjartan ironisch gemeint, denn er kann kaum im Ernst damit rechnen, daß Bolli, so wie die Lage jetzt ist, *für* ihn und *gegen* seine Schwäger einschreiten würde. Bolli gibt vor, die Mahnung seines Vetters überhört zu haben. Jedoch als er auch von seinen Begleitern dringlich aufgefordert wird einzugreifen, zieht er sein unheilschwangeres Schwert und geht auf Kjartan zu. Dieser äußert da die letzten Worte seines Lebens: "Nun hast du offensichtlich vor, Vetter, eine Freveltat zu verüben. Aber es ist mir viel lieber, den Tod von deiner Hand zu empfangen, Vetter, als ihn dir zu geben." (154) Das sind gewiß eine ungewöhnliche Erklärung im Munde eines Sagahelden. Sie kann an das Jesu-Wort über die rechte und die linke Wange (Matthäus 5:39) erinnern. Kjartan wirft seine Waffe von

sich, obwohl er nicht ernstlich verwundet ist, nur vom Kampf sehr müde (*ákafliga vígmóðr*). Vielleicht ist er auch seelisch erschöpft und lebensmüde, weil der Bruch mit seinem Vetter und Pflegebruder diese heillose Wendung genommen hat. Ohne auf Kjartans Worte zu antworten versetzt ihm Bolli den tötenden Hieb, bereut aber sogleich seine Tat. Kjartan stirbt in Bollis Schoß.

Als Bolli nach Hause kommt, begegnet ihm Guðrún mit der zynischen Bemerkung: "Verschieden sind die Morgenwerke: Ich habe Garn für zwölf Ellen gesponnen, und du hast Kjartan erschlagen." Bolli wirft ihr vor, daß sie ihn in dieser Weise an sein "Unglück" (*óhapp*) erinnert, das er ohnehin spät vergessen wird. Sie setzt das Gespräch fort, indem sie den Vorrang Kjartans vor Bolli rücksichtslos hervorhebt und ihre Eifersucht Hrefna gegenüber gehässig verrät: "Ich nenne das kein Unglück. Mir schien dein Ansehen in dem Winter, als Kjartan in Norwegen war, größer als in letzter Zeit, wo er euch, sobald er nach Island zurückgekehrt war, mit Füßen trat. Aber das nenne ich zuletzt, was mir als das wichtigste erscheint, daß Hrefna heute abend nicht lachend zu Bett gehen wird." (154-155)

Kein Wunder, daß Bolli erzürnt. Es scheint ihm unsicher, ob Hrefna bei dieser Nachricht stärker erbleicht als Guðrún, und er hat den Verdacht, "daß es dich weniger getroffen hätte, wenn wir auf dem Kampfplatz zurückgeblieben wären und Kjartan dir die Kunde gebracht hätte" (155). Die bitteren Worte Bollis entsprechen wahrscheinlich dem Eindruck des Lesers. Sie scheinen die nackte Wahrheit zu sagen. Überhaupt enthüllt dieses geladene Gespräch wie kein anderes die latenten und unheilbaren Spannungen in ihrer Ehe. Beim Zorn ihres Gatten endet aber Guðrún damit, Bolli für seine Tat zu danken: *"ek kann þer mikla þǫkk fyrir verkit"*. Seine Handlung habe sie davon vergewissert, *"at þú vill ekki gera í móti skapi mínu"* (155). Wenigstens diese letzte Anerkennung der willensstarken Frau ist sicher aufrichtig gemeint. Es liegt ihr vor allem daran, daß sich ihr Mann ihrem Willen (*skap*) nicht entgegensetzt.

10.

Der Tod Kjartans ist ein außerordentlich harter Schlag für seinen Vater Ólafr. Er behält aber sein Gleichgewicht und bleibt seiner friedlichen Gesinnung treu. Als seine anderen Söhne Bolli sogleich aufsuchen wollen, um ihn zu töten, verbietet ihnen der Vater das streng: "Keinesfalls! Mein Sohn wird nicht dadurch ersetzt, daß Bolli erschlagen wird. Ich liebte Kjartan mehr als jeden anderen, aber ich könnte auch nicht ertragen, daß Bolli Schlimmes zugefügt würde." (155) Wir erinnern uns bei diesen Worten der Versicherung, die Ólafr einmal seinem Halbbruder Þorleikr gegeben

hatte, dessen Sohn Bolli ebenso gut wie seine eigenen Söhne zu behandeln; diesem Gelübde ist er bis zuletzt treu geblieben. In der gegenwärtigen kritischen Lage erstrebt er eine friedliche Lösung, und dank seinem großen Ansehen erreicht er, wenigstens vorläufig, einen für ihn ehrenhaften Vertrag in rechtlichen Formen.

Als aber Ólafr drei Jahre nach Kjartan stirbt, ist die Zeit seiner friedfertigen Verständigung zu Ende, und anderen Kräften wird freies Spiel gelassen. Seine Frau Þorgerðr, nicht umsonst Egill Skalla-Grímsons Tochter, ergreift die Initiative. Es heißt von ihr: *Hon var mjǫk heiptarfingin til Bolla, ok þótti sár fóstrlaunin.* (159) Ihr Haß (*heipt*) gegen Bolli, der seinen Pflegeeltern ihre Pflege so schlecht vergolten hat, ist gewiß menschlich verständlich.

Eines Tages gibt Þorgerðr vor, sie wolle eine Freundin besuchen, und ermahnt ihren Sohn Halldórr, sie zu begleiten. Mit ihm und drei anderen Gefährten reitet sie am Hof Bollis, Sælingsdalstunga, vorüber. Angesichts des Gehöfts hält sie ihr Pferd zurück und richtet folgende Frage an Halldórr: "Wie heißt das Gehöft da?" Halldórr antwortet: "Das fragst du nicht, Mutter, weil du es noch nicht wüßtest. Der Hof heißt Tunga." "Wer wohnt hier?" sagt sie. Er antwortet: "Du weißt es, Mutter." Dann fährt Þorgerðr fort, indem sie tief aufseufzt (*blés við*) - und nach der wirkungsvollen Einleitung folgt eine Hetzrede in herkömmlichen Wendungen:

> "In der Tat weiß ich", sagt sie, "daß Bolli hier wohnt, der euren Bruder getötet hat. Und allzu wenig ähnelt ihr euren vornehmen Vorfahren, da ihr einen solchen Bruder wie Kjartan nicht rächen wollt. So hätte Egill, euer Muttervater, nicht gehandelt, und es ist schlimm, Söhne ohne Tatkraft zu haben. Ich meine, ihr wärt gewiß besser dafür geeignet, Töchter eures Vaters zu sein und verheiratet zu werden. Hier wird deutlich, Halldórr, was das Sprichwort sagt: Ein schwarzes Schaf gibt es in jedem Geschlecht. Und ein Mißgeschick Ólafs steht mir ganz klar vor Augen: daß er derart mißratene Söhne bekam. Ich habe meine Worte an dich gerichtet, Halldórr, sagt sie, "weil du als der Erste unter euch Brüdern angesehen wirst. Und nun wollen wir umkehren, denn dies war mein eigentliches Anliegen, euch an all das zu erinnern, wenn es euch schon nicht selbst in den Sinn kommt." (161-162)

Halldórr antwortet wenig auf diese grobe Aufforderung, die ja mit ihrer Anspielung auf die Weiblichkeit der Söhne sogar als eine Art *níð* zu betrachten ist.[6] (Vgl. die Hetzrede Guðrúns.) Doch "ihm schwoll sehr der Zorn auf Bolli" (162).

Jetzt kann die Blutrache nicht abgewendet werden. Bolli wird überfallen, als er zusammen mit Guðrún auf einer Sennerei beschäftigt ist. Þorgerðr begleitet die Angreifer selbst; sie will die Rachsucht und Kampflust ihrer Söhne bis zum bittern Ende schüren: *"því at ek veit gørst um yðr sonu mína, at þurfi þér brýningina"* (164). Gegen die große Übermacht kann Bolli allein keinen langen Widerstand leisten. Schwer verwundet, wird er schließlich getötet und enthaup-

tet.

Als sich die Angreifer nach vollbrachter Tat vom Platz entfernen, begegnen sie Guðrún; vor dem Angriff hatte Bolli sie aufgefordert, die Hütte zu verlassen. Einer der Täter, Helgi Harðbeinsson, der mit seinem Speer Bolli durchbohrt hat, geht auf Guðrún zu und wischt mit ihrem Schleier das Blut von der Waffe ab. Guðrún wirft ihm einen Blick zu - und lächelt. Als Halldórr ihm dieses Benehmen als grausam und unmenschlich vorwirft, erwidert Helgi, daß er sich das nicht zu Herzen nehmen sollte, "denn ich glaube, daß unter diesem Tuchzipfel der ist, der mir den Tod bringen wird" (168) - Guðrún ist nämlich schwanger. Natürlich wird auch diese Voraussage in Erfüllung gehen.

11.

Die Leute wundern sich darüber, daß Guðrún den Tod Bollis anscheinend so ruhig hinnimmt. Der Schein trügt aber: im stillen bereitet sie die Vergeltung vor. Als ihre Söhne einigermaßen herangewachsen sind, ruft sie sie eines Tages zu sich in ihren Hausgarten und zeigt ihnen die blutigen Kleider, die ihr Vater bei seinem Tode getragen hatte; sie liegen da ausgebreitet. Guðrún sagt:*"þessi sǫmu klæði, er þit sjáið hér, frýja ykkr fǫðurhefnda; nú mun ek ekki hafa hér um mǫrg orð, því at ekki er ván, at þit skipizk af framhvǫt orða, ef þit íhugið ekki við slíkar bendingar ok áminningar."* (179) Dies ist eine verhältnismäßig sanfte Anrede der rachsüchtigen Mütter. Die beiden Brüder, Þorleikr und Bolli, bemerken auch mit Recht, daß sie zu jung für die Rache seien und auch keinen Beistand hätten. In der folgenden Nacht können sie aber nicht schlafen. Der Anblick der blutigen Kleider und Guðrúns begleitenden Worte haben ihre Wirkung getan.

Unter Aufbietung ihrer gesamten Überredungskunst und List gelingt es Guðrún, für die zunächst an Helgi Harðbeinsson zu nehmende Rache Mannschaft zu sammeln. Ebenso wie Bolli wird Helgi auf einer abseits gelegenen Sennerei überfallen. Kurz vor dem Angriff hat er ein Gespräch mit seinem Hirtenjungen, den er wegen seiner bösen Träume (*"erfitt hafa draumar veitt í nótt"*, 186) ausgesandt hat, um auf eventuelle Fremde in der Nähe aufzupassen und ihm über sie Bericht zu erstatten. Der Junge hat eine rastende Reiterschar entdeckt und kann Aussehen, Kleidung und Bewaffnung jedes einzelnen Mannes so genau beschreiben, daß Helgi sie alle wiedererkennen oder ihre Indentität erraten kann. Dies ist bei weitem der längste Dialog der Saga. Vielleicht ist er an sich nicht besonders "dramatisch", er ist aber äußerst geschickt als eine Art Zwischenspiel und Ruhepunkt vor der blutigen Auflösung dieser Episode in die Erzählung eingefügt. Die genauen Beobachtungen des Jungen geben Helgi

Anlaß, die Zusammensetzung der Schar und ihre Absichten zu erwägen und darüber Bemerkungen zu machen. Wir bekommen dabei einen Einblick in seine wechselnden Gedanken und Besorgnisse. Helgi wird schließlich von dem Schicksal getroffen, das er seit Bollis Tod geahnt hatte. Der damals noch ungeborene Sohn Guðrúns versetzt ihm jetzt den tötenden Hieb mit dem Schwert seines Vaters: *Ok er Bolli sá þetta, þá hleypr at Helga ok hafði í hendi Fótbít ok lagði í gegn um Helga; var þat banasár hans.* (192-193)

12.

Guðrún heiratet einen angesehenen Mann, Þorkell Eyjólfsson; das ist also ihre vierte und letzte Ehe. Nach einigen Jahren erzählt er ihr einen Traum, den er eben gehabt hat: "Mir träumte, daß ich einen so großen Bart hätte, daß er sich über den ganzen Breiðafjǫrðr legte." Er deutet selbst den Traum so, daß sich seine Macht um den ganzen Fjord erstrecken würde. Als er Guðrún fragt, schlägt sie eine andere Deutung vor; dabei denkt sie natürlich, ohne es ihrem Gatten zu verraten, an die Träume, die sie einst dem weisen Gestr erzählt hatte: "Kann sein, daß es so ist, ich würde allerdings eher glauben, daß du eines Tages den Bart in den Breiðafjǫrðr eintauchen wirst." (215) Ihre krassere Deutung bestätigt sich, was ja zu erwarten war. Þorkell ertrinkt später, als sein Schiff in einem Sturm auf dem Breiðafjǫrðr untergeht. Das Gespräch zwischen den Eheleuten setzt das Schicksal der Menschen und ihre Vorstellungen davon in ein ironisches Licht.

Guðrún Ósvífrsdóttir beendet ihr stürmisches Leben als fromme Frau: *gerðisk trúkona mikil* (223). Als erste Isländerin lernt sie den Psalter und verrichtet oft nachts ihr Gebet in der Kirche. Sie wird sogar als die erste Nonne und Einsiedlerin auf Island bezeichnet (228). Zu dieser Zeit lebt sie in Helgafell ('Der heilige Berg'), wo später ein Kloster eingerichtet wurde. Wir hören davon, daß sie ihr Sohn Bolli gegen Ende ihres Lebens dort besucht, was ihr sehr lieb ist. Eines der Gespräche wird in der Saga wiedergegeben. Es hat einen ruhigen, meditativen Charakter, eine Seltenheit in der Sagaliteratur, wo es meistens - wie ja auch in unserer Saga - um Konfrontation, sarkastische Bemerkungen, Überredung und Handlung geht. Außerdem erhalten wir durch dieses Gespräch einen abschließenden Überblick. Es gibt uns das lange Leben der Hauptperson und seine Quintessenz in einer Nußschale. Es lautet so:

> Da sagte Bolli: "Willst du mir sagen, Mutter, was mich sehr zu wissen verlangt? Welchen Mann hast du am meisten geliebt?" Guðrún antwortet: "Þorkell war der mächtigste und ein bedeutender Häuptling, aber keiner war tüchtiger als Bolli und von größerer Männlichkeit. Þórðr Ingunnarson war der Klügste von ihnen und ein hervorragender Rechtskenner. Þorvaldr erwähne ich überhaupt

> nicht." Da sagt Bolli: "Ich verstehe recht gut, was du mir von der Eigenart deiner vier Männer erzählst, aber damit ist noch nicht gesagt, wen du am meisten geliebt hast. Du brauchst das doch nicht länger zu verheimlichen." Guđrún erwidert: "Du bestehst eindringlich darauf, mein Sohn," sagt sie, "doch wenn ich das irgend jemandem sagen soll, dann möchte ich dich am liebsten dazu wählen." Bolli bat sie, das zu tun. Da sagte Guđrún: "Dem tat ich das Schlimmste an, den ich am meisten liebte." (228)

"Þeim var ek verst, er ek unna mest." Dies sind die letzten Worte, die Guđrún in der Saga äußert, und wir lauschen hier ohne Zweifel einer der berühmtesten Repliken in der Sagaliteratur überhaupt. Die feste rhythmische Struktur (´– – – ´– – – ´– – ´–) sowie der Reim (*verst/mest*) prägen sie in die Erinnerung des Hörers oder Lesers ein. Auch inhaltsmäßig zeugt sie von dem künstlerischen Bewußtsein und der psychologischen Intuition des Sagamannes. Er läßt Guđrún den Namen Kjartans nicht nennen. In der Tat könnte ihre letzte Anwort dem Wortlaut nach auf einen ihrer kurz vorher genannten Ehemänner zielen. In dem Falle kann wohl kein anderer als Bolli in Frage kommen; ihm hat sie ja gewiß Schlimmes angetan. Doch ist diese Alternative kaum jemanden im Ernst eingefallen. Im Licht der ganzen Geschichte hat man es für selbstverständlich gehalten, daß in Guđrúns Schlußreplik Kjartan gemeint ist. Es würde uns vielleicht ein bißchen eigentümlich vorkommen, wenn er bei einem solchen Rückblick auf ihr Leben ganz vergessen worden wäre. Daß sein Name nicht direkt genannt wird, ist als eine taktvolle und wahrhaft "sagamäßige" Zurückhaltung zu betrachten.

13.

Seit langem haben die Forscher beobachtet, daß die Haupthandlung der *Laxdœla saga* nach dem Vorbild der Nibelungensaga der poetischen *Edda* gestaltet worden ist. Die Konstellation Kjartan-Bolli-Guđrún-Hrefna entspricht in großen Zügen der Konstellation Sigurđr-Gunnarr-Brynhildr-Guđrún. Es gibt keinen Grund, in unserem Zusammenhang darauf näher einzugehen. Es sei nur bemerkt, daß das archaisch-aristokratische und fast übermenschliche Geschehen der Heldendichtung der *Edda* in der Isländersaga in eine weit realistischere Sphäre umgesetzt worden ist. Das übergreifende Drama ist in eine konkrete soziale Umgebung mit vielen Verästelungen und Nebenhandlungen, bisweilen mit recht trivialen Einzelheiten, eingebettet, die ich in der obigen Darstellung, wie schon gesagt, natürlich fast ganz außer Betracht lassen mußte.

In der Heldendichtung der *Edda* fehlt es ja keineswegs an Gesprächen. Im Gegenteil, ihr Geschehen verdichtet sich immer wieder in eindrucksvoller direkter Rede; gewisse Gedichte sind hauptsächlich dialogisch. Entsprechendes gilt auch für unsere Saga; vielleicht hätte der Erzähler ganz ohne Dialog oder mit einem weit geringeren Anteil des Dialogs auskommen können. Dadurch hätte aber die Geschichte

zweifellos einen erheblichen Verlust sowohl an Anschaulichkeit als auch an Tiefendimension erlitten. Die vielen Gespräche heben die Krisen und Wendepunkte der Handlung klar hervor. Sie geben uns auch einen direkten Einblick in die Charaktere und Beweggründe der Menschen. Sie offenbaren z.B. mit besonderer Prägnanz das klarblickende Friedensbestreben Ólafs, den beleidigten Stolz und die Eifersucht Guđrúns, die zunehmende Entfremdung der beiden Vettern und Pflegebrüder Kjartan und Bolli. Am Ende legen die letzten Worte der alten Guđrún - *"þeim var ek verst, er ek unna mest"* - ein in ihrer Schlichtheit ergreifendes Zeugnis von der Tragödie ihres Lebens ab. Besser können die Widersprüche menschlichen Daseins kaum ausgedrückt werden. Der Eindruck auf den Leser legt den Begriff *Katharsis* nahe.

Der Dialog erscheint als die psychologische und künstlerische Höchstleistung der *Laxdœla saga*.

ANMERKUNGEN

Alle Zahlen in Klammern sind Seitenhinweise auf Einar Ól. Sveinssons Ausgabe der *Laxdœla saga* in Íslenzk fornrit V, Reykjavík 1934. Isländische Zitate werden durchgehend kursiv gedruckt. In den deutschen Übersetzungen schließe ich mich Rolf Hellers neuerdings erschienener, vorzüglicher Wiedergabe der *Laxdœla saga* in Isländersagas I, Leipzig 1982 an. Geringfügige Abweichungen von Hellers Text kommen bisweilen in meinem Aufsatz vor.

1 Betreffs Angaben über den Anteil der direkten Rede in der Sagaliteratur vgl. Verf., Stilsignalement och författarskap i norrön sagalitteratur, synpunkter och exempel, Göteborg 1968, Tabelle 9 (S. 214-216)

2 Eine besonders eingehende, obwohl bisweilen allzu subjektive, Darstellung der sprachlichen Kunst in der *Laxdœla saga* gibt A. Margaret Arent Adelung, The Laxdœla Saga: Its Structural Patterns, The University of North Carolina Press, 1972.

3 Vgl. Verf., Ólafr Þórđarson hvítaskáld, Knýtlinga saga och Laxdœla saga. Ett försök till språklig författarbestämning, Reykjavík 1963.

4 James E. Knirk, Oratory in the Kings' Sagas, Universitetsforlaget, Oslo - Bergen - Tromso 1981, S. 216 bezeichnet die Rede Ketils als "the only major oration" der *Laxdœla saga*.

5 Eine anregende Diskussion der "Melkorka-Episode" findet sich bei Rolf Heller, Literarisches Schaffen in der Laxdœla Saga. Die Entstehung der Berichte über Olaf Pfaus Herkunft und Jugend, Halle/S. 1960.

6 Zu verschiedenen Formen von *níð* vgl. Preben Meulengracht Sorensen, Norront nid. Forestillingen on den umandige mand i de islandske sagaer, Odense 1980.

Hat die Heidrekssaga das Hunnenschlachtlied richtig verstanden?

Otto HÖFLER
Wien

Die isländische Heidrekssaga (auch *Hervararsaga ok Heiðreks konungs* genannt) überliefert in spätmittelalterlichen und jüngeren Handschriften über 100 Strophen in eddischem Versmaß, von denen sich mehrere Reihen zu fest gefügten Lied-Einheiten zusammenschließen - so das Hervǫr-Lied, das die Beschwörung des toten Angantyr durch seine Tochter schildert, und das Lied von einer großen Schlacht zwischen Goten und Hunnen, das man zu den altertümlichsten nordischen Heldenliedern zählt und dem gewiß südgermanische Traditionen zugrundeliegen.

Die Vorgeschichte dieses Liedes, die im Sagatext erzählt wird und die sicher im Norden ausgestaltet worden ist, berichtet uns, daß der Gotenkönig Heiđrek zwei Söhne zeugte, den echtbürtigen Angantyr mit Helga, der Tochter des Reiđgotenkönigs Harald, und mit Sifka, der Tochter des Hunnenkönigs Humli, die in Gefangenschaft geraten war, einen jüngeren Sohn Hlǫđ. - Nach Heiđreks Tod erscheint bei dem feierlichen Erbmahl, das sein Sohn Angantyr für ihn abhält, dessen Halbbruder Hlǫđ, der Sohn der hunnischen Königstochter, mit großem Gefolge und fordert das halbe Erbe Heiđreks für sich - Besitz, Leute, Land. Der junge Gotenkönig weist diese Forderung ab - doch bietet er ihm reiche Schätze, viele hundert Mannen, Mädchen und Knechte. Er will ihn mit Silber und Gold überschütten und verheißt ihm ein Drittel des Gotenreiches (oder Gotenvolkes: *þriðiung Goðþióðar)*:

Mun ek um þik sitianda	Will dich im Sitzen
silfri mæla,	mit Silber bedecken,
enn ganganda þik	will dich im Gehen
gulli steypa,	mit Gold überschütten,
svá at á vego alla	daß Ringe rollen
velti baugar;	rings um dich her. (Genzmer)
þriđiung Gođþióđar,	[Ein Drittel des Gotenvolkes,
þvi skaltu einn ráđa.	darüber sollst du allein
	herrschen.]

In diesem Augenblick greift, als Schicksalswender, der

fóstri des verstorbenen Königs Heiđrek, der den Namen *Gizurr Grýtingaliði* trägt, in das Geschehen ein. Er spricht die Strophe:

þetta er þiggianda	Das sollte genügen
þýiar barni,	dem Sohn der Magd,
barni þýiar,	einem Kind der Magd,
þótt sé borinn konungr;	ob als König auch erzogen!
þá hornungr	Da der Halbechte
á haugi sat,	auf dem Hügel saß,
er ǫđlingar	als der Edeling
arfi skipto.	das Erbe nahm.

Über diesen Schimpf empört, reitet Hlǫđ, dessen Mutter, die hunnische Königstochter, zweimal als Magd geschmäht wird [þý, eigentlich: "Sklavin"], zornig hinweg, und sein Großvater, der Hunnenkönig Humli, rüstet zur Rache ein ungeheures Heer aus, das er gegen das Gotenreich führt. Die Goten siegen, aber in der Schlacht tötet Angantyr seinen Halbbruder - und das Lied schließt mit der Klage des Gotenkönigs über dieses harte Schicksal, das niemals vergessen wird [- *mun enn uppi*] Genzmer hat in seiner Übersetzung die letzte Langzeile der Strophe (bei ihm Str. 15), nämlich die Worte "*þriðiung Goðþióðar, þvi skaltu einn ráða*", unübersetzt gelassen, während die Herausgeber des isl. Textes den Vers nicht gestrichen haben. Der Grund von Genzmers Tilgung war offenbar der Eindruck, es sei ein sonderbarer Gedanke, daß Angantyr zwar ablehne, die Hälfte des Erbes abzutreten, wohl aber bereit sei, auf ein Drittel des Gotenvolkes (oder Gotenreiches: *þriðiung Gǫþióðar)* zu verzichten. Denn damit würde ja der Zwist reduziert auf den Streit um ein Sechstel des Erbes - und es mag als ein kleinliches Feilschen erscheinen, wenn der berühmte Völkerkampf um diesen strittigen Bruchteil entbrennt.

Ich glaube, daß eine solche Deutung den Sinn der Szene verkennt, und daß deshalb die Herausgeber mit Recht die letzte Langzeile der Strophe im Text belassen haben.

Denn die Tragik des ganzen Gedichtes und der Tötung des Bruders durch den Bruder liegt ja darin, daß der Gotenkönig nicht sein halbes Reich dem Halbhunnen überlassen "darf", daß er aber bereit ist, dem nicht ganz "ebenbürtigen" so weit entgegenzukommen, wie das Recht es erlaubt. Schon Jakob Grimm hat in den Deutschen Rechtsaltertümern (1828, S.475ff.) darauf hingewiesen, daß zwar nach strengem altgermanischen Recht nur eheliche Kinder erbberechtigt waren. "Gleichwohl gaben auch schon verschiedene alte gesetze den natürlichen kindern beschränktes erbrecht auf das väterliche vermögen." So erhielt bei den Langobarden der *legitimus* 2/3 des Erbes, der *naturalis* 1/3" (s.ib. und Anm.).

Der tragische Konflikt unseres Liedes ist darin beschlossen, daß dem Angantyr seine Königspflicht verbietet,

das halbe Reich wegzugeben, daß er aber auch - nach der Meinung des Dichters und also wohl auch nach der der Zeitgenossen - nicht unköniglich und nicht menschlich unwürdig, sondern großzügig und menschlich edel gehandelt hätte, wenn er dem Halbbruder so reichen Anteil an Schätzen und an Menschen vergönnt hätte - und sogar ein Drittel des Gotenvolkes und Gotenreiches: *þridiung Goðþjóðar*.

In diesem Augenblick aber greift *Gizurr Grýtingaliði* ein und spricht jene verhängnisvollen Worte, die zum Bruch und zu dem mörderischen Völkerkampf führen, in dem der Bruder den Bruder töten wird.

Doch durch sein Eingreifen wird die Einheit des Gotenreiches gerettet.

Wer aber ist *Gizurr Grýtingaliði*, dessen wenige harten Worte das tragische Brüderschicksal auslösen - zugleich aber ein geschichtliches Völkerschicksal herbeiführen, in dem noch der isländische Text den schwererkauften Sieg der Goten und die Abwehr der Hunnen feiert?

Die Antwort auf die Frage nach der Person dieses "uralten" (*ofrgamall*) Gizurr scheint uns der nordische Prosatext eindeutig zu erteilen: *Gizurr* war der "Pflegevater" (oder "Ziehvater"), der *fóstri* von König *Heiðrek*, des Vaters von *Angantýr* und *Hlǫð*. Seine große Rolle hat er erst in der Geschichte der Hunnenschlacht: Nachdem er durch jene Schmähung von Hlǫđs Mutter den Bruderzwist unheilbar gemacht hatte, ist er es, der den Hunnen die gotische Kriegserklärung und Kampfansage überbringt und ihnen Ođins Zorn verkündet, Ođins Speer über sie schleudert und sie verflucht.

Der Verfasser der Heiđrekssaga hat also in Gizurr Grýtingaliđi einen alten gotischen Krieger gesehen, und diese Auffassung ist von der Forschung übernommen worden. So sagt Heusler in der Anmerkung zu Genzmers Übersetzung jener Hetzrede Gizurs (Str.15): "Als verhängnisvoller Streitwecker tritt hier der bejahrte Ratgeber des Gotenkönigs auf (man denke etwa an den alten Hildebrand bei Dietrich von Bern)".

Soviel ich sehe, entspricht diese Deutung des alten Gizur als eines gotischen Kriegers auch heute noch der allgemeinen Auffassung.

Aber - und dies ist allgemein bekannt und unbestritten - der Name *Gizurr* ist a u c h , und zwar mit Sicherheit, bezeugt als ein Name *Óðins*, also als *Óðins-heiti*:

In den Zusatzhandschriften 748 und 757 zur Snorra Edda steht in der *þula* , die Odins Namen aufzählt, gleich in der 1.Strophe als vierter der Name *Gizurr* (Skj.I,A,S, S.680f., Str.1,Z.5; B,S.672, Str.1,Z.5).

Dies allein würde uns zu der Frage berechtigen, ob nicht - zumindest nach der persönlichen Meinung des Kompilators dieser Zusammenstellung von Odinsnamen - in dem *Gizurr Grýtingaliði* des Hunnenschlachtliedes in Wahrheit der ver-

kappte G o t t zu sehen sei?

Aber man könnte einwenden, diese *þula* sei ja, wie auch andere, schließlich ein "gelehrtes" Werk, die epigonische Schriftarbeit eines Mannes, der nicht mehr in der lebendig-naiven Dichtungstradition gestanden habe und diese deshalb, vielleicht durch falsche Spekulation und Kombination, mißverstanden habe? Der Name *Gizurr*, der von Hjalmar Falk (Odensheite, 1924, S.13f., Nr.45) wohl mit Recht zum Verbum an. *gitsa* gestellt wurde, dem älter dän. *gitse*, jetzt *gisse* < **getison*, "mutmaßen", "raten", aber auch "erraten", entspricht (so auch de Vries, An.Et.Wb., S.168f.), kommt auch als Personenname vor, s. E.H.Lind, Norsk-isländska dopnamn, 1905-1915, S. 303ff., und er müßte also seiner Etymologie wegen nicht unbedingt als "primärer" Gottname angesehen werden.

Aber ein merkwürdiges Zeugnis aus der Sturlungasaga (ed. 1946, I, S.528, cap. 197 [326]) beweist uns, daß die Auffassung des Namens *Gizurr* als Odinsname keineswegs eine abwegige Spekulation eines Einzelnen war, sondern "allgemein" bekannt gewesen sein muß. Der Skalde Sturla Þórðarson, der Neffe Snorri Sturlusons, hat in einem Streit mit dem Jarl Gizur Þórvaldsson eine Schmähstrophe gegen dieses gedichtet, in der er ihn sowohl *Óðin* wie *gaut* nennt (Skj. A II, S.129, Str.4; hier nach BII, S. 136, Str.4.

Rauf við randa stýfi
(rétt innik þat) svinnan
alt, þvít oss hefr vélta,
Óðinn, þats hét góðu;
skaut, sás skrǫkmǫl flýtir,
(skilk hvat gramr mun vilja)
Gautr unni sér sleitu,
slægr jarl við mér bægi.

Finnur Jónssons dänische Übersetzung (ib.) würde deutsch lauten: "Oden (=Gizur) brach dem klugen Mann (mir) sein Wort in allem, was er an Gutem versprochen hatte, denn er hat uns betrogen; es ist wahr, was ich sage; der listige Jarl, der Unwahrheit ausbrütet, stieß mich von sich; ich verstehe, was es ist, das der Häuptling will; Gaut (d.i. Oden = Gizur) gönnte sich Streit".

Diese Angriffsstrophe ist im Jahr 1261 gedichtet worden (s. Sturlungasage, ed. Reykjavík 1946, I, S. 528) und der Zweck eines solchen "pseudonymen" Angriffs mit Decknamen, die verstanden werden "wollten", wurde offenbar nur dann erreicht, wenn "man", d.h. die Zeitgenossen, verstehen konnten, daß mit dem "*Óðinn*" und dem *Gaut* dieser Invektive eben dieser Feind der Skalden, der Jarl *Gizurr Þorvaldsson* gemeint war (s. Jón Helgason, Kviður af Gotum og Húnum, Reykjavík 1967, S.163). Man wird gewiß nicht annehmen, daß der Skalde bei den Hörern, für die er sprach, die Kenntnis

der Namensammlungen der *þulur* vorausgesetzt hätte. Sondern dieser Angriff konnte offenbar nur von solchen Zeitgenossen verstanden werden, die - in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts! - das Hunnenschlachtlied kannten und "wußten", daß dessen Streitwecker *Gizurr Grýtingaliði* "eigentlich" und "in Wirklichkeit" der Gott *Óðinn* selber sei.

Eine solche Verkörperung des Gottes in Menschengestalt war dem nordischen Heidentum ja nichts Fremdes. In der selben Heiðrekssaga wird ja in einem früheren Teil erzählt, daß der "Bauer" *Gestumblindi*, der dem König eine lange Reihe von Rätseln vorlegt, in Wahrheit der Gott selbst war - oder, wie die Saga es darstellt, daß der Gott die Gestalt des Bauern angenommen hatte. (Ausg. Jón Helgason, SUGNL XLVIII, 1906-1908, S.54ff.; Ausg. Tolkien 1960, S.32ff.)

Wenn aber nach der Meinung des alten Heldenliedes der alte Gizur Grýtingaliði in Wahrheit Odin als Goten-Gott selber war, dann erscheint damit der Sinn dieser Dichtung in einem ganz anderen Licht, als wenn die Schicksalsentscheidung des Gotenvolkes durch einen alten Gefolgsmann gelenkt worden wäre.Dann hat dieses frühe Heldenlied nicht nur einen tragisch-heroischen, sondern einen tiefen geschichtlich-politischen und zugleich religiösen Sinn.

Eine solche radikale Umbewertung des Liedes, zugleich aber auch Umdeutung des alten Lied-Textes durch die Fornaldarsaga, die ihn mißverstanden hätte, bedarf natürlich einer kritischen Prüfung.

Weitgehende Einigkeit scheint in der Annahme zu bestehen, daß im Beinamen *Grýtingaliði* ein alter Volksname, nämlich der in antiken Quellen so oft genannte Name der Ostgoten stecke, der dort - mit *-ung-* oder *-ing*-Suffix - *Greutungi*, *Greothingi*, *Grut[h]ungi*, Γρόθιγγοι geschrieben wird (s.Schönfeld, Wb., S. 113f.)

Wenn dieser uralte gotische Volksname, der in den antiken - römischen und griechischen - Schriftquellen des 4. und 5. Jahrhunderts oft genannt worden war (s. Schönfeld, ib.), - dann ein volles Jahrtausend später in altisländischen Handschriften in völlig lautgerechter Gestalt (an. *Grýtingar* < got. **Griutingōs*) wieder auftaucht, so ist schon dadurch der Beweis einer mündlichen Traditionskontinuität gegeben, die aus der Völkerwanderungszeit bis in die Neuzeit Islands sich erstreckte.

Aber darf denn der alten Überlieferung auch der Gedanke zugeschrieben werden, daß ein gotischer Schutzgott oder Nationalgott dies Volk begleitet habe und in einem gefährlichen Augenblick, als eine Teilung des Volkes unmittelbar drohte, persönlich eingegriffen habe, um zu verhindern, daß der König - aus großmütiger Gesinnung gegen den Bruder - einen Großteil des Volkes, vielleicht sogar ein Drittel, den Hunnen überantwortet hätte?

Unser spätmittelalterlicher Text der Fornaldarsaga stellt es nicht so dar. Man könnte vielleicht darüber streiten, ob den Lesern eine Ahnung wachgerufen werden sollte, daß in *Gizur* ebensosehr *Óðinn* "verborgen" sei wie in dem *Gestumblindi* der selben Kompilationssaga? Alle die Isländer, die um und nach 1261 den Sinn jener Schmähstrophe von Snorri Sturlusons Neffe Sturla Þorđarson "verstanden" (wie es der Skalde wollte!): sie müssen den Gott-Charakter des "uralten" Gizur Grýtingaliđi begriffen haben - ebenso wie ihn der Verfasser jener Ođinsnamen-Liste begriffen haben muß, die uns in den Zusatz-Handschriften 748 und 757 der Snorra-Edda erhalten sind.

Ich glaube, daß der Verfasser dieses Teils der Heiđrekssaga, der von Gizur Grýtingaliđi erzählt, den wahren Sinn dieser Tradition, also des alten Liedes, nicht verstanden hat - im Gegensatz zu seinem richtigen Verständnis der *Gestumblindi*-Geschichte. Und so pflegen auch die Bearbeiter der Saga diesen *Gizur* des Liedes vom Odinsnamen *Gizur* völlig zu trennen - höchstens eine sekundäre Vermischung beider Namen zu vermuten.

Doch was bedeutet das Grundwort *liði* im Beinamen *Grýtingaliði*? Die Saga versteht ihn im üblichen Sinn dieses Substantivs als "Gefolgsmann".

Aber was hat man sich unter dem "Gefolgsmann" eines Volkes (oder Stammes?) vorzustellen? Denn als Volks-namen, oder zumindest den eines Volksteiles, einer Gruppe, eines "Kollektivs", hat man sich die *Grýtingar* jedenfalls vorzustellen. Ein "Gefolgsmann" eines Volkes oder einer Gruppe ist soziologisch kaum vorzustellen. Nun ist das Substantiv *liði* ja zum Verbum an. *líða*, vgl. got. *galeiþan*, gebildet, das "gehen", nicht aber "folgen", bedeutet. Das Maskulinum *liði* kann also einen bezeichnen, der "geht", auch einen, der "nachgeht", aber ebensowohl auch einen, der "mitgeht", also einen Gefährten oder Begleiter, nicht nur einen, der "nachfolgt". Ich stelle daher zur Erwägung, ob *Grýtingaliði* nicht als "Begleiter" oder als "Geleiter" der *Grýtingar* zu verstehen sei. Sollte dem an. *liði* ein got. **galiþa* entsprochen haben, so wäre die Bedeutung des "Mit-Gehens" noch deutlicher. Dann bedeutete der Name *Gizurr Grýtingaliði*: Gizur, der Begleiter der (oder Geleiter?) der Greutingen, der Ostgoten.

Und dem entspräche noch ein Zeugnis, das uns ebenfalls die Heiđrekssaga überliefert hat (übrigens in scheinbarem Widerspruch zum Text des Hunnenschlachtliedes):

Am Beginn der Teilerzählung von Hlǫđ steht eine "Katalog-strophe", die mehrere Personen der Saga nennt. (s.SUGNL XLVIII, S. 85, auch Eddica minora, S. 105). Dort heißt es:

Ar kváðu Humla
Húnum ráða,
Gizur Gautum,
Gotum Angantý,

Valdar Dǫnum,
en Vǫlum Kíar,
Alrek enn frœkna
enskri þióðu.

Die erste Halbstrophe dieses Königskatalogs gilt offenbar den Personen unseres alten Hunnenschlachtliedes: der Hunnenkönig Humli gehört in diese Dichtung wie der Gotenkönig Angantýr. Hier aber erscheint ihnen *Gizur* nicht als gotischer Gefolgsmann, sondern als Beherrscher der Gauten.

Wie löst sich diese Paradoxie?

Die Herausgeber und Kommentatoren haben ,soviel ich sehe, diesen "gautischen" *Gizur* von dem Grytingen-Begleiter streng getrennt, so auch in den Namensregistern der Ausgaben.

Unter den historischen und sagenhaften Königen von Gautland wird ein *Gizurr* sonst nicht genannt. Aber gewiß ist es, daß als Landes- und Stammesgott der *Gautar* der Gott *Gaut* geglaubt wurde, der mit Wodan-Odin so wesensverwandt und strukturähnlich gedacht war, daß er in der altnordischen Literatur mit Odin schlechthin gleichgesetzt werden konnte. Und wenn den vor Jahrhunderten aus Gautland ausgewanderten Goten von Jordanes im 6.Jh. n. Chr. als Königsahnherr *Gapt* zugeschrieben wird, so vermutet man seit langem und mit Recht, daß es sich bei dieser Form um eine Fehlschreibung für *Gaut* handelt (vgl. die Schreibung *Trapstila* für got. *Traustila*, s. Schönfeld, Wb.S.103, 237 f.; Much, ZsfdA 41, S.95f.). Wenn aber *Gaut* der Königsgott der Goten war, die aus Gautland stammten, und wenn *Gaut* einst Völker- und Landesgott der *Gautar* war, und wenn *Gaut* immer wieder mit Odin gleichgesetzt wurde, weil er ihm wesensähnlich oder wesensgleich war (der Königsahnherr der Langobarden hieß, nach der Lex Rothari, *Gausus*, mit langobardischer Lautverschiebung): dann zeigt die Merkstrophe, die *Gizur* als Herrscher der *Gautar* nennt, daß *Gizur* da mit *Gaut* und mit Óðin gleichgesetzt wurde, oder, wie man es auch ausdrücken kann, daß *Gizurr* als "Inkarnation" Odins galt, daß er mit ihm "identisch" war. Und dies deckt sich mit der Einreihung seines Namens in die Sammlung der Odinsnamen in den oben besprochenen Handschriften 748 und 575 zur Snorra-Edda.

Dann aber gewinnen auch die dramatischen Szenen aus der Kampfschilderung des Hunnenschlachtliedes einen noch erhöhten Sinn: Der Gotenbegleiter und Gotengott s e l b e r ist es, der im Namen des Königs den Hunnen entgegenreitet, ihnen "den Heerstab bietet", sie zur Völkerschlacht an der Dylgia, der Dunheide und and den Jassarbergen herausfordert, den Oðinsfluch über sie schleudert: "*gramr er ýðr Óðinn!*" und mit dem Fluch zusammen den Odinsspeer über sie wirft.

Es wäre eine Verkennung dieser erregenden Szene, wenn man meinte, diesen magischen Odinsfluch könne doch nicht der Gott selber sprechen. Ich glaube, wir fassen den vollen Sinn

dieser Strophen, in denen der Sieg der Goten über die Hunnen zum Schicksal wird, erst dann, wenn wir im *Grýtingaliði* Odin selber erkennen.

E. Wessén hat in der Festschrift für H.Pipping (Svenska Litteratursällskapet i Finland CLXXV, Helsingfors 1924, S.540) vermutet, daß im Gizurr der Hervararsaga zwei verschiedene Gestalten verschmolzen seien: teils der reidgotische Krieger Gizurr Grýtingaliði, teils König Heidreks Pflegevater. "Den förre är en figur ur hjältesagan, han erinrar om den gamle Hildebrand i Teoderiks följe." In Heiðreks *fóstri* dagegen vermutet er eine Verkleidung (*förklädnad)* Odins (S.541, auch 539). Die Gleichsetzung der beiden Gestalten wäre dann sekundär. - G.Turville-Petre hat in der Ausgabe der "Hervarar Saga ok Heiðreks" in der Viking Society for Northern Research, London 1956, S.87, ausgesprochen: "The part played by the aged Gizurr in inciting the two brothers to strife has been compared with that of Óðinn in many other stories. In older form of this story, Gizurr was perhaps Óðinn in disguise" (mit Hinweis auf Wessén, a.a.O.).

Ich möchte glauben, daß noch in dem vorliegenden Originaltext des Hunnenschlachtliedes sich der volle Sinn des Gedichtes erst dann erschließt, wenn man in *Gizurr Grýtingaliði* den "verkappten" Gott selber sieht.

Dann freilich zeigt es sich, daß die so vielgenannte, mehrere Jahrzehnte weithin herrschende Lehre von der Religionslosigkeit der alten germanischen Heldensage schon bei diesem vielleicht ältesten uns erhaltenen "geschichtlichen" germanischen Heldenlied nicht zutrifft. Ein solches Einwirken mythischer Macht in die Schicksale des Volkes läßt sich sehr wohl mit homerischen Geschichtsbildern vergleichen, wo göttliche Mächte in die Geschichte der Völker eingreifen.

Zur Verskunst in Goethes "Faust"

Blanca HORACEK
Wien

Der verehrte Jubilar überschrieb seinen Beitrag zur Festgabe für Otto Höfler "Versbau. Goethe und kein Ende".[1] Die in diesem Titel ausgedrückte Erkenntnis vor Augen, sei es gestattet, über die kunstsinnigen Untersuchungen des Autors hinaus, einen weiteren Teilschritt zu dem unerreichbaren Ziel der einschlägigen Forschung zu unternehmen. An Vielzahl und Variation der Formen sowie an deren inhaltverbundener Verteilung kommt dem Hauptwerk des Dichters kein anderes Literaturdenkmal unserer Sprache gleich. Das gilt nicht zuletzt für die gewaltige Ausschöpfung der rhythmischen Möglichkeiten und klanglichen Wirkungen in Vers-, Strophen- und Reimgestaltung. Wir können im folgenden wieder nur ein beschränktes Gebiet des angedeuteten Themenkomplexes näher betrachten. Die Wahl fiel auf besonders klar abgrenzbare Strukturen: Verse zu zwei, vier, fünf, sechs und acht Takten, unregelmäßige Versgestalten, Terzine, Stanze.

Die Studie fußt auf kunsttheoretische Voraussetzungen, die in dem Buche "Kunstprinzipien der Satzgestaltung"[2] dargelegt wurden und bereits sprachlich-metrischen Veröffentlichungen, die dem Werk vorangingen oder ihm folgten, als Grundlage dienten. Vereinfacht ausgedrückt, verstehen wir danach unter Sprachkunst "die Übereinstimmung von geistigem Inhalt und sprachlicher Form im Werk des Dichters.[3]

Das aus dem unendlichen Raum des Übernatürlichen einwirkende bzw. auftauchende Element findet sich wiederholt entweder in übermäßig langen Versen ausgesprochen oder in der anderen Extremdimension: in Versen äußerster Kürze. Diese treten zu Strophen verbunden oder laufend gereiht auf und kennzeichnen vorwiegend lyrische Partien. Flüchtig einander ablösende trochäische, daktylische, jambische und anapästische Zweiakter berühren in ungezählten kleinen Wellen die Sinne, wie zitternd berührt vom Hauch des Jenseits: Der Ostergesang der Engel (737-741, 757-761, 797-807), Weiber (749-756), Jünger (785-796) weist derartige, überdies durch reiche Reimschlingen gekennzeichnete Minimalzeilen auf, ein Zusammenspiel leuchtender Gleichklangkombinationen, die den Todbereiten in das Leben zurückrufen.

Goethe, Faust
(Chor der Engel:)
737 Christ ist erstanden! x́◡◡/x́x
Freude dem Sterblichen, x́◡◡/x́◡◡
Den die verderblichen, x́◡◡/x́◡◡
Schleichenden, erblichen x́◡◡/x́◡◡
Mängel umwanden. x́◡◡/x́x

Was hier und in weiteren Belegen als Zweiakter rangiert (x́◡◡/x́x oder x́◡◡/x́◡◡), könnte - vor allem mit Rücksicht auf Vertonung - unter Annahme von zwei einsilbigen Takten (Beschwerten Hebungen) auch als Viertakter aufgefaßt werden (–́/x̀x/–́/x̀ bzw. –́/x̀x/–́/x̀x). Anstelle des Daktylus (x́◡◡ wären dann eine taktfüllende Doppelmora (–́) und zwei einfache Moren (x̀x) anzusetzen. Sein Lautmaterial erstreckte sich also statt über einen, über zwei Takte. Da aber der sprachliche Befund, den der Dichter hier als einziges Kriterium anbietet, eine Dehnung im ersten und dritten Takt nicht regelmäßig nahelegt - Wörter wie "den" (739) oder später "mit" (749) widerstreben der Beschwerung - und die Füllungsknappheit der Takte solche Zeilungsgebilde wesentlich von den anderen Viertaktern unterschiede, mögen diese Verse im hier erörterten Zusammenhang als Zweitakter gelten. Die Masse echter Viertakter im "Faust" weist klare Strukturen auf, aus denen Füllungsregeln, Ausdehnungsgrenzen und Kontextierungen deutlich abstrahierbar sind. Ihre inhaltliche Komponente wird im nächsten Abschnitt näher beleuchtet werden.

Als weitere Beispiele verskünstlerischer Transzendierung bieten sich folgende Zweiakter an: Das Schlummerlied der Geister (1447-1505), Gesänge seliger Wesen bei der Grablegung(11676-11684 u.ö.) und in der felsig gestuften Himmelshierarchie (11844-11865 u.ö.) bis zum abschließenden Chorus mysticus, in dem die höchste Sinnerfüllung weltlich-überweltlichen Daseins Ausdruck findet. Diese endgültige Antwort an den Faustischen Frager, der, vom neuen Tag noch geblendet, seiner "Weisheit Dünkel" erst abzustreifen beginnt[3a], hüllt sich in die fortschwingende Rhythmik bewegter Zweitakter:

Faust
(Chorus mysticus:)
12104 Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Es bietet sich daktylisch-trochäischer Rhythmus an:

x́◡◡/x́◡◡
x́◡◡/x́x

x́◡◡/x́◡◡
x́◡◡/x́x
x́◡◡/x́◡◡
x́◡◡/x́
x́◡◡/x́◡◡
x́◡◡/x́

Die Zeilen 2-7 des Chores lassen auch Auftaktsetzung zu:

x́◡◡/x́◡◡
x/x́x/x́x
x/x́x/x́◡◡
x/x́x/x́x
x/x́x/x́◡◡
x/x́x/x́
x/x́x/x́◡◡
x́◡◡/x́

Für das zweite Schema spräche die Vortonigkeit des dreimal auftretenden anaphorischen Artikels "Das", die Akzentuierung des ihm zweimal folgenden "Un-" sowie die durch das Fehlen des Auftaktes in 12104, 12111 bewirkte Anfangs- und Schlußauszeichnung (Vgl. unten S.7). Durchgehenden Hebungsbeginn legt dagegen die Hervorhebung der beiden ebenfalls anaphorischen "Hier" nahe, ferner die Tatsache, daß Goethe in kombinierten Nominalformen auch sonst gelegentlich der ersten Silbe des Wortes zugunsten der Stammsilbe den Hauptton entzieht (im fünften Akt etwa: unmö'glich 11237, weitsíchtig 11329, großmǘtiger 11348, Unsélige 11487, Gleichgǘltige 11889) - hier kommt dazu, daß in den Stammsilben der Reimwörter jeweils ein wesentlich unterscheidendes Element liegt - und daß die rein dakylisch-trochäische Taktierung rhythmischen Gleichfluß ergibt, der diesem mystischen Schlußgesang wohl in jedem Sinne zukommt.

Die in obigen Ausführungen erwähnte Alternative zur Beurteilung eines Verses als Zweitakter, die Viertaktigkeit, wäre vor allem bei musikalischer Interpretation in Erwägung zu ziehen, weil sie ein breiteres Ausschwingen ermöglicht. Im Sprechvortrag würde der Wortbau vielleicht etwas unnatürlich gedehnt:

–́/x̀x/–́/x̀x
–́/x̀x/–́/x̀
–́/x̀x–́/x̀x
–́/x̀x/–́/x̀
–́/x̀x/–́/x̀x
–́/x̀x/–́
–́/x̀x/–́/x̀x
–́/x̀x/–́

Dagegen dürfte jambisch-anapästische Messung wegen sprachlicher Mißtöne (Nebenhebung auf auslautenden - e, Überwertung des "uns") kaum in Frage kommen:

x́x/xx́/xx̀
xx́/xx́/x
xx́/xx́/xx̀
xx́/xx́/x
xx́/xx́/xx̀

xx́/xx́
xx́/xx́/xx̀
xx́/xx́

Der erste Takt entzöge sich auf jeden Fall dem steigenden Rhythmus, doch könnte dieser Wechsel des Tonfalls als Initialeffekt gedeutet werden. Man würde im Schlußchor des großen Werkes allerdings eher einen Finaleffekt erwarten.

Abschließend seien zur Erörterung über die Rhythmisierung des Chorus mysticus noch zwei stilistische Fakten, die die Entscheidung für die schon eingangs bevorzugte daktylisch-trochäische Beurteilung fördern: Das unterschiedliche, mit dem jeweiligen Reimklang akkordierende Sinngewicht der versschließenden Silben kommt in diesem Falle am reinsten zur Geltung und der fehlende Taktteil in den Zeilen 12109 und 12111 hebt die krönende Aussage[3b] von den parallelen Fügungen ab und läßt sie nach dem letzten Wort nachklingen.

Analoger Formen bedienen sich in einigen ihrer Verse (11981-11988) die Seligen Knaben, die, wie Faust, weiterer Läuterung bedürfen und hoffen, zugleich mit dem ebenfalls noch im "Puppenstand" (des Schmetterlings) befindlichen Neuankömmling Engelrang zu erhalten.

Starke Wirkung erzielen die "zwischen Klüften"[4] einander zuspringenden Akkorde in den ungehemmt durchlaufenden Daktylen des letzten Szenenbeginnes, der in metrischen Details einen Bogen zum Schlußchor anspannt: Heiligen Anachoreten (Chor und Echo, 11844-11852) und dem verzückten Pater ecstaticus (11854-11865) kommt das Vorrecht zu, das Finale der Liebeslösung anzustimmen. Die Syntax nimmt zusätzlich zur Versgliederung am auf- und abschwebenden[5] Höhenflug teil, indem sich bedeutungswechselnde Nominative parallelanaphorisch in gleichen Abständen häufen und die schließenden Satzvariationen im jeweils letzten Vers zum höchsten Gehalt aufsteigen (11853 Heiligen Liebeshort, 11865 Ewiger Liebe Kern).

Neben den Beispielen mit fallendem Akzent bieten sich weitere Zweitakter mit steigendem an, die ebenfalls übersinnliche Dimensionen vertreten: die Mittelpartie der Kennzeichnung des eigenen Wesens durch den Erdgeist (504-507), die Reimspiele des Katers in der Hexenküche (2394-2399), seine in sich überstürzenden Takten abrollende Demonstration der kugeligen Welt (2402-2415), das Geschrei der Zaubertiere (2450-2455) sowie das der Hexe selbst (2469-2474) mit ihrem Hexeneinmaleins (2540-2551), das wie eine jambische (auftaktige) Variante zweitaktiger Bestandteile alter Zaubersprüche anmutet und den Doppeltrochäen in der Beschwörungsformel des Zauberlehrlings verwandt scheint. Die Antwort des Teufels paßt sich dem Geleier des Katers und den Fluchausbrüchen der Hexe metrisch an. Die verstechnischen Möglichkeiten werden blendend genützt (2416, 2422, 2426, 2475-2480). Im zweiten Teil der Dichtung erweisen sich unter anderem von jambisch-

anapästischen Zweitaktern beherrscht: der Insektenchor (6592-6603) - inmitten der mit Senkung beginnenden Verse ein Tanzschritt im Chorjambus (6599 "Vater, getanzt" x́∪∪x́), der aber mit dem vorhergehenden, durch Doppelsenkung aus der Reihe fallenden Versschluß auch anapästische Wirkung erzielt, wie die meisten übrigen Zeilen, allerdings unter grober Mißachtung des Syntagmas -, Figuren der Mummenschanz (5199-5262), sowie verschiedene Gestalten der Klassischen Walpurgisnacht (Nymphen 7263-7270, Lamien 7696-7709). Daneben tauchen in dieser die buntesten Versbauvariationen auf, auch trochäisch-daktylische Zweitakter. Aus der Schlußszene wären als Sprecher oder Sänger steigender Rhythmen in gleichen kurzen Versen wieder einige ihrer letzten Reinigung entgegenharrende Seelen anzuführen. Der Dichter nennt sie Büßerinnen (12032-12036). Unter ihnen begegnet mit Eigentext "Una Poenitentium, sonst Gretchen genannt"[6]. In Abwandlung des einstigen Gebetes vor der Mater dolorosa, das auch in der Metrik die innere Verzweiflung nicht verbarg (3587 ff.), finden nun Gretchens Worte vor der Gloriosa zu höherer Ordnung. Trochäisch betont eingeleitet, im Jambengleichmaß fortgesetzt, schweifreimartig gebunden, gruppieren sich sechs Zweiheber symmetrisch um einen Vierheber, wobei der so hervortretende Mittelvers die Fülle des gegenwärtigen Glükkes (12072) im Gegensatz zur früheren Not (3589) in sich birgt. Die ersten drei Zeilen rufen die Gottesmutter an, die letzten drei gelten dem Geliebten. Dazwischen empfinden wir mit der Beterin die neue Seligkeit.

Faust
(Una Poenitentium, sonst Gretchen genannt. Sich anschmiegend:)
12069 Neige, neige
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Gertrübte,
Er kommt zurück.

Die spannungsgeladene Konvergenz von Zeitlichem und Ewigem in der "geeinten Zwienatur"[7], bzw. das Vorgefühl der vollendeten Hypostase: die symbolhafte Zusammenschau beider Welten, ist inhaltlich und formal besonders einprägsam im Lied des Türmers zum Ausdruck gebracht (11288-11303)[8]. Es findet sich im fünften Akt des Zweiten Teiles, also dort, wo das Faustleben in seine letzte Phase tritt, die mit der Auffahrt in die Ewigkeit der obersten Ideen endet. Auf der Höhe der Warte, im beseligenden Grenzrain zwischen Himmel und Erde, wird der nach der personifizierten Schönheit ausschauende Lynceus zu diesem Gesang inspiriert. Das Versmaß ist dem des Parzenliedes in Goethes "Iphigenie", das Götter und titanisches Menschentum einander gegenüberstellt, ähnlich und kann, wie dieses als jambisch-anapästisch

xx́/◡◡x́/x
xx́/◡◡x́

beurteilt oder dem Typ des Doppelamphibrachs

xx́x/xx́x
xx́x/xx́

zugeordnet werden. Das Letztere legen in beiden Gedichten mehrere natürliche Cola nahe. Bei jambisch-anapästischer Auffassung dient die zusätzliche Silbe in den ungeraden Zeilen meist der Fugung, bei amphibrachischer die fehlende Silbe in den geraden Zeilen der oft syntaktisch begründeten Ansynaphie. - Das Türmerlied besteht aus vier Versquartetten, deren jedes einen neuen Gedankenkreis berührt. Die übergreifende thematische Konfrontation wirkt sich auf subtile Details und auf die Gesamtstruktur aus. In Vers und Gegenvers werden bildhafte Ausdrücke einander entgegengestellt. Daneben reflektieren einige Zeilenpaare die erstrebte Einheit (11290 f., 11298 f.), und zwar, für den Augenmenschen und künstlerisch Empfindenden charakteristisch, im Bereich des Ästhetischen, das hienieden "unbeschreiblich" ist, jenseits der Vergänglichkeit aber als "getan" Verwirklichung erfährt (12108 f.). Das klare Bekenntnis dazu erscheint im Ausruf am Schluß des Türmerliedes zu dessen Höhepunkt gestaltet. Der Dichter verleiht ihm Nachdruck, indem er den Hauptgedanken der zweimal acht Zeilen in der letzteren konzentriert und anschließend eine Pause anmerkt.

In der Mitte wendet sich der Gesang vom Objekt zum Individuum, vom Irdischen zum Ewigen, um das eigene Innere in die Ahnung der Synthese einzubeziehen. Auch in diesem einfachen Gliederungsgedanken ist die beherrschende Idee der divergenten Zweiheit und höheren Einheit gestaltend am Werk.

Faust
(Lynceus der Türmer, auf der Schloßwarte,singend.)
11288 Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in die Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön! (Pause).

Den einander jagenden Kurzgebilden von grundsatzartigem Gepräge eignet stärkere Dynamik als den Viertaktern, die vorher, in den Auftritten des dritten Aktes den Text des aufmerksamen Turmhüters kennzeichnen. Dessen trochäische Begrüßungsstrophen (9218-9245) sind lebhaft vom Augenblickseindruck geprägt. Sie muten wie vom arabischen Muezzin gerufen an. Nachdem sich dann die erste Überraschung des vom Glanz der Schönheit Geblendeten gelegt hat, wechselt der Mann vom lyrischen Huldigungslied zur episch gestimmten

Selbstverteidigung in durchgehend gefugten Jamben (9273-9332), um im neuerlichen Lobpreis zu Viertakttrochäen zurückzukehren (9346-9355).

Auch in Seelenzustände primitiverer, doch nicht weniger alles Begriffliche übersteigender Art suchen aneinandergereihte Kurzverse Zugang. Gretchen am Spinnrade (3374-3413) und bedrängt von Wahnvorstellungen im Kerker (4412-4420) bedient sich versweise solcher metrischer Minimalformen.

Als Alternative zum dynamischen Zweitakter verstehen wir den gemesseneren Viertakter, der, im Paarreim gebunden, weite Strecken der Handlung trägt, kunstvoller reimend, Strophenbildung bewirkt. Den Liedformen dieses Typus eignet im "Faust" vielfach ein Zug ausgleichender Ruhe. Gleich zu Beginn des "Prolog im Himmel" stimmt die makellose Harmonie der Erzengelstrophen zu gelöster Ehrfurchtshaltung vor dem herrlichen Schöpfer (243-270).

Faust
(Raphael:)
243 Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebene Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.[9]
...
xx́/xx́/xx́/xx́/x
xx́/xx́/xx́/xx́
...

Die ebenmäßig schwingenden Jamben erinnern an den hymnischen Kirchengesang. Alternierend durchflechten weibliche und männliche Kadenzen drei achtzeilige Soli und einen gemeinsamen Schlußvierzeiler. In den Hauptstrophen dienen syntaktische Mitteleinschnitte, verbunden mit der Untergliederung in je zwei gekreuzt reimende Versquartette, dem symmetrischen Bau. Die konsequente Zahlenkomposition begleitet das Bild der göttlich vorgeordneten Sonnenreise, der Erdbewegung, der Zerstörung im Diesseits und des sanft wandelnden Tages im Engeldasein. der Mensch wird sich den überirdischen, den erdhaften, den vernichtenden Mächten anheimgeben und zuletzt an sanfter Hand in die ewige Liebe eingehen.

Denselben rhythmischen Bau weisen die drei Achtzeiler auf, mit denen in der Schlußszene des Zweiten Teils der Pater Profundus das Wirken des Kreators preist (11866-11889). Wie für die Erzengel des Prologs fügt sich für die Seligen der "Bergschluchten" die vollendete Form dem hohen Gehalt. "Die allmächtige Liebe" (11872) bewegt das Leben im Wachstum der Erde, in der Atmosphäre und im Herzen des Menschen.

Im gleichen vom beruhigenden Hauch des Ewigen berührten

Versmaß erfleht nach Besänftigung des ersten Jubels über den Zurückgekehrten Gretchen, dem Erdenbande fast schon entrückt, die Geneigtheit der Himmelskönigin für den Geliebten (12084-12093). Die letzten zehn Verse des Gebetes klingen in ebenmäßig gestalteten Viertaktern aus. Und die menschlich-göttliche Mutter Maria, die über die Engel erhobene edelste Blüte der Schöpfung, nimmt mit den wenigen Worten ihres Hulderweises die ausgewogene Tonführung der Bittenden auf, indem sie deren schlichtes Versgebet im selben Rhythmus und gegenreimend beantwortet (12094-12095). Dabei ist nicht zu überhören, daß ihr erstes, in Senkung stehendes Wort eine leichte Tonbeugung bedingt; denn als Imperativsatz käme der Silbe eine Hebung zu.

Faust
(Die eine Büßerin, sonst Gretchen genannt.)
...
12092 Vergönne mir, ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.
(Mater gloriosa.)
Komm! hebe dich zu höhern Sphären!
Wenn er dich ahnet, folgt er nach.[10]

Bereits die Dichtergestalt des Vorspiels, die sich in ihrer programmatischen Anfangsrede der kunstvollen Stanzenform bedient, wählt für ihren letzten, lyrischen Part - Ausdruck der Sehnsucht nach dem poetisch überwältigenden Gefühl der Jugend - einfache, vokalharmonische Verse zu vier Jamben mit wechselndem Ausgang (184-197). Ein einziger Vers fällt darin durch einen fünften Takt aus dem Rahmen (193). In diesem klingt gegenüber den umgebenden, ganz auf Empfindung gestimmten Formulierungen die Rationalität an, die des Poeten Äußerungen sonst kennzeichnet. Die beiden mittleren Dichterreden weisen freiere Verslängen auf, doch herrscht in ihnen die Fünftaktigkeit vor. Diese ist auch sonst, im Unterschied zum vorherrschend seelischen Gehalt vieler Viertakter, Ausdrucksform für den Blick auf die äußere Realität[11]. - Gemessen am zweiten und dritten Eingreifen des Dichters in die Theaterauseinandersetzung, lassen seine erste und letzte Rede erhöhte Formstrenge erkennen. Es ist ein häufig zu beobachtendes Merkmal literarischer Produkte, daß Beginn oder (und) Abschluß eines Dargestellten stilistische Auszeichnung erfahren.[12] Der Rezipient ist anfangs besonders aufnahmebereit, und am Ende geneigt, über die jeweilige Aussage weiter nachzusinnen. Diese Wirkensmöglichkeit mag beim Schöpfungsprozeß von gewissem Einfluß sein.-

Durch leise Nostalgie und Jenseitsberührung ist auch die reife Ausgeglichenheit des Paares Philemon und Baucis, sowie die des zurückkehrenden Wanderers gekennzeichnet. Die drei sprechen regelmäßige trochäische Viertakter wechselnder Kadenz (11043-11142).

Faust
(Philemon:)
11139 Laßt uns zur Kapelle treten,
Letzten Sonnenblick zu schaun!
Laßt uns läuten, knieen, beten
Und dem alten Gott vertraun!
x́x/x́x/x́x/x́x
x́x/x́x/x́x/x́

Im religiösen Bereich entbehrt die trochäische Alternative der viergliedrigen Verse zu deren Jambenfluß eher des allzu ätherischen Charakters. Dem volkstümlichen Heiligen, Pater Seraphicus in der mittleren Region (Sankt Franziskus; 11890-11893, 11898-11913, 11918-11925) und den Seligen Knaben (ungetauft verstorbene Kinder; 11894-11897, 11914-11917) sind Viertakter solcher Akzentuierung zugewiesen. Unter den mythischen Wesen wären unter anderen hier Ariel (4613-4620, 4666-4678), Geisterchor (4634-4665) oder Gnomen (5898-5913) anzuführen.

Häufig sind im "Faust" - besonders in musikalisch zu interpretierenden Partien - trochäische Vierheber mit durchlaufend weiblichem Ausgang (weiblich volle Viertakter: x́x/x́x/x́x/x́x). "Die jüngeren Engel" bedienen sich im ersten ihrer beiden Vortragsstücke durchgehend dieser harmonisch alternierender Weise (11942-11953). Im zweiten trachten sie, sich der kürzergliedrigen Kompositionsart ihrer "vollendeteren" Vorgänger anzugleichen. Die Magma peccatrix (12037-12044) und Mulier Samaritana (12045-12052) sprechen je acht derartig gefugte Zeilen zu je vier vollen Trochäen. Ihnen folgt mit alternierenden Kadenzen maria Aegypiaca, die ihr wechselreiches Schicksal in die Gnaden-Waagschale für Gretchen wirft (12053-12060). Dann vereinigen sich die Frauen "Zu drei" in wieder weiblich kadenzierenden Versen (12061-12068). Die Rollenanordnung erinnert an das jambische Äquivalent im Prolog. - Unter den Parzen der Mummenschanz ist die erste, die Fadenspannerin, ihren Schwestern gegenüber durch eine leichte metrische Variante charakterisiert: Wie der Faden unter ihren Händen ständig durchläuft, so weisen alle ihre Verse fortfließenden Rhythmus auf. Ausnahmslos weibliche Zeilenausgänge ermöglichen dem dichterischen Gefüge trochäischer Qualität totale Fugung (5305-5316). In der Anmut der metrischen Bewegung trifft sich die erste Parze mit den Grazien, deren Vortrag dem ihren in derselben Bauform vorangeht. Dagegen sind der Fadenordnerin, die den Lebensfaden losartig zuteilt (5333-5344), und dessen unerbittlicher Abschneiderin (5317-5332) Verse mit alternierenden Kadenzen zugeteilt, wodurch in der Mitte und am Ende der Zeilenquartette ein katalektisch abbrechender Trochäus jeweils zwei Viertakter - satzmorphologisch begründet - zusammengeordnet und gegen das anschließende Paar abhebt.

Dieselbe syntaktische Gliederung läge auch in den Strophen der Fadenspinnerin vor. Sie wird aber dort um der ungehemmten Rhythmik willen in den entsprechenden Versausgängen (zwei und vier jeder Strophe) nicht wirksam. Die Metrik unterstützt gegen die vordergründige Syntax und ihre logischen Antriebe den übergreifenden Vorstellungsgehalt.

Andreas Heusler erkannte in seiner Versgeschichte dem Viertakter das Attribut "gemeinmenschlich" zu.[13] Was für die Menschen aller Zeiten, die Bewohner aller Zonen, die Angehörigen aller Bevölkerungsschichten, also für den Menschen an sich in seiner Diesseits- und Jenseitsbeziehung Geltung haben soll, unterliegt bei poetischem Formulieren metrischer Handhabung, die sich geschichtlich als Gemeinsamkeit der verschiedensten Literaturen erweist und für primitive Volkspoesie ebenso charakteristisch ist, wie für die kunstvolle Ballade der Hochklassik.[14] In den obersten Dimensionen des Faustgeschehens trifft sich das Allgemein-Menschliche mit dem Allgemein-Göttlichen. Dem erhabensten Menschengeschöpf, der Gottesmutter, wird vom Doctor Marianus "in der höchsten, reinlichsten Zelle"[15] als der "Jungfrau, Mutter, Königin, Göttin" gehuldigt (12102 f.). Das geschieht in kreuzweise gereimten trochäischen Versen, die abwechselnd vier und drei Haupthebungen enthalten. Sie sind wohl, wie alle Hymnik dieser Szene, deren vorherrschendem Chorcharakter folgend, als Gesang zu verstehen. Diese Art der Rhythmisierung stellt eine der beliebtesten Weisen des deutschen Volksliedes dar[16]. "Auf dem Angesicht anbetend" ruft der glühende Marienverehrer aus:

Faust
(Doctor Marianus:)
12096 Blicket auf zum Retterblick,
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.
Werde jeder beßre Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig![17]

x́x/x́x/x́x/x́
x́x/x́x/x́x/ oder x́x/x́x/-́/x̀

Wenn man in jeder zweiten Zeile nach dem zweimorig (weiblich) gefüllten dritten Akt eine Taktpause annimmt (x́x/x́x-x́x/^^), was hier der Phraseologie nicht widerspräche, oder die dritte Hebung (vorletzte Silbe) auf das doppelte Maß dehnt (x́x/x́x/-́/x̀) - man vergleiche etwa die musikalische Gestaltung "Röslein auf der Heiden" - ergibt sich zum Vorteil der Gesangs- und Bewegungsrhythmik Gleichheit aller Zeilenlängen und es liegen in diesen Versen einfachste Arten der Viertakter vor, die, trochäisch oder jambisch, seit dem Mittelalter über Volks- und Kirchenlied lebendig blieben.[18]

Der kreuzweise Kadenzwechsel hatte zwar in der ritterlichen Reimpaarepik keine Anwendungsmöglichkeit, aber die metrischen Zeilentypen dieser Art können für den höfischen Versroman als obligat angesehen werden. Die Kunstlyriker der Zeit, die ehrgeizig auf Neuschöpfung von Tönen bedacht waren, bestreiten mit ihnen nur in wenigen, schlichten Kleinformen den Aufgesang.[19]

Trochäischen Ablauf weisen derartige Gebilde bei Hebungsbeginn auf, jambischen bei Senkungsbeginn. Die zweitgenannte Konstruktionsweise liegt u.a. in der Engelsverheißung vor (11934-11941), die nach Goethes Worten den Schlüssel zu Fausts Rettung enthält.[20] Die erlösende Synthese menschlichen Bemühens und göttlichen Liebens liegt auch dem Schluß der Graldichtung Wolframs von Eschenbach zugrunde. Beide Dichterfürsten bringen die erhabene Einfachheit und allgemein-christliche Gültigkeit derselben Idee als Abschluß und Krönung ihrer Werke in fast kongruenter Versgestalt zum Ausdruck.[21]

Faust
(Engel, schwebend in der höheren Atmosphäre, Faustens Unsterbliches tragend:)
11934 Gerettet ist das edle Gied
Der Geisterwelt vom Bösen:
"Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Zur Gruppe der Vierheber kann auch der Knittelvers gezählt werden. Paarweise gereimt, tritt er in freier und strenger Form auf. Der Unterschied zwischen den beiden Arten besteht in der Silbenzahl. Beim freien Knittel ist die Zahl der Senkungen im wesentlichen frei, beim strengen liegt regelmäßiger Wechsel von Hebung und Senkung vor, somit je nach der Kadenz Acht- oder Neunsilbigkeit. Diese Art gleicht in ihrem häufigsten Vorkommen den oben genannten Viertaktern trochäischer Rhythmik. Der freie Knittelvers kommt unter allen Versvarianten des Neuhochdeutschen dem metrischen Grundmaß altdeutschen Dichtens, den sogenannten kurzen Reimpaaren, am nächsten. Goethe verwendet ihn zum Beispiel, wenn er Verhältnisse früherer Jahrhunderte oder volkstümliches Milieu in Auge faßt ("Hans Sachsens poetische Sendung"[21a] "Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern"). Durch den Eindruck metrischer Willkür eignet sich diese Versart auch bevorzugt für Sprechpartien, die starke Erregung verraten. Der Dichter neigte in seiner Sturm-und-Drang-Periode besonders dazu. So finden wir bereits im "Urfaust" den gelehrten Professor "unruhig auf seinem Sessel am Pulten"[22] ungeordnete Knittelverse deklamieren, in die zum einen Fausts desolate Seelenverfassung, zum anderen die Atmosphäre humanisti-

scher Gelehrsamkeit des Reformationzeitalters eingefangen ist. Dieser Anfangsmonolog, der von der Eingangsszene des alten Faustdramas ausgeht, gehört zu den ältesten Partien der Dichtung und wurde in die spätere Hauptfassung des Werkes übernommen. Der Dichter empfand also auch in seiner klassischen Periode (Faust. Ein Fragment. 1790) und später die unregelmäßige Tonverteilung an dieser Stelle nicht als störend, sondern als angemessen. Wie er dem berühmten Poeten der Meistersingerära in dem Gedicht "Hans Sachsens poetische Sendung" die diesem produktiven Sprachkünstler eigentümliche Rede-, Reim- und Versifikationsweise zugesteht, so charakterisiert er auch dessen Zeitgenossen Faust durch die Verwendung von Knittelversen an Stellen, an denen die Urgestalt dieser Rolle besonders deutlich ist.

Wenn die seelische Erschütterung noch eine weitere Steigerung erfährt, sprengt die metrische Gestaltung auch den relativ ungehemmten Rahmen des Knittelverses und geht zu völlig freier Gliederung über, aus der weder eine geregelte Silbenzahl, noch ein ästhetisches Betonungsprinzip faßbar wird. Es entstehen prosodische Einzelerscheinungen und Gruppen, die sich keinem Schema fügen, die sich völlig dem sprachlichen Augenblickscharakter anpassen, wie auch der labile psychische Zustand des Sprechers ein einmaliger ist. So gerät etwa die Metrik bei der Beschwörung des Erdgeistes, dem Faust, das "Ebenbild der Gottheit"[23], nach eigenem Urteil[24] und dem der Erscheinung[25] in keiner Weise gewachsen ist, völlig aus der Ordnung.

Faust
(Faust:)
468 Es wölkt sich über mir -
Der Mond verbirgt sein Licht -
Die Lampe schwindet!
Es dampft!-Es zucken rote Strahlen
Mir um das Haupt - Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen sich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und kostet' es mein Leben!

Die Ausdrucksweise der Verse 468-481 gibt das Schreckenserregende des Erlebens wieder. Ungleich lange Zeilen und Sätze jagen einander. Es kommt zu Splitterversen, umherspringender Taktzahl, scharfen Enjambements und reimlosen Kadenzen im Widerspruch zu den umgebenden. Gedankenstriche deuten auf Pausen, deren metrische Ausdehnung nicht festgelegt ist. Sie lassen die anschaulich geschilderten Vorgänge auskosten. Syntaktisch wird die Spannung noch durch Konstruktionsparallelen, Wortwiederholungen, Apostrophierungen und zuletzt

durch mehrfachen Wechsel der Satzgattung (Aussage, Aufforderung, Ausruf, Aussage, Aufforderung) verstärkt. Erst nachdem sich die Sinne zu neuen Gefühlen "erwühlt"[26] haben, treffen die Worte den gefaßten Ton, um das "Zeichen des Geistes" anzusprechen (480 f.). Nach dessen Verschwinden stellt sich aber wieder der Zusammenbruch ein[27], metrisch signalisiert durch abgebrochene Verse - darunter sogar eintaktige -, bis der erdnahe Famulus dem Spuk ein abruptes Ende setzt und die Skandierung wieder "fromm und schlicht nach altem Brauch"[28] in rhythmisch alternierenden, gereimten Fünf- und Viertaktern vonstatten geht (518-521).

Metaphysische Verwirrung, nur durch äußere Überlegenheit verdeckt, befällt auch den gelehrten Herrn, als er seinen pantheistischen Gottesbegriff der guten Pfarrerchristlichkeit des geliebten Mädchens einsichtig zu machen versucht (3431-3458). Da gibt es keine Stilvorschrift. "Gefühl ist alles"[29]. Es herrscht das freie Silbenmaß. Im Bereich des Metrischen drückt sich die innere Ungebundenheit aus, die nicht ohne Verlegenheit den schöngeistigen Redeerguß begleitet und der einfältigen Partnerin nicht ganz verborgen bleibt.-

Margarete, die in dieser Szene die eigene schlichte Knittelverssprache dagegensetzt, wird später im Kerker von allseitig zum Ausdruck gebrachter psychischer Belastung bedrängt, als sie das Getöse der Hölle zu vernehmen glaubt (4453-4459), ihrer Blutschuld gedenkt (4507-4517) und im Wahn ihre Hinrichtung vorauserlebt (4580-4595)[29a]. Dann wird auch ihre Metrik ganz unregelmäßig, während sie zuletzt im Reich der Seligen regelmäßige Reimzeilen zu vier Jamben spricht (12084-12093). Das ungebildete Gretchen, hochgetragen von der Weisheit der Liebe, wird den vernunft- und bildungsgeblendeten Doktor "belehren"[30]!

Auch in der Reaktion der Geister auf Fausts Verfluchung aller positiven Werte, in der Sprache und Gehalt kontrastieren, erreicht die Freizügigkeit der Versbildung einen Höhepunkt (1607-1626).

Während in "Wald und Höhle" zu Beginn die reinen Blankverse der Klassizität begegnen[31] und die weitere Sprache mit vier und fünfhebigen Reimzeilen den metrischen Hauptgepflogenheiten der Dichtung folgt, fällt es auf, daß an bestimmten Stellen dieser Szene Zahl und Füllung der Takte im Vers anscheinend willkürlich wechseln. Diesen Äußerungen haftet der starke Unruhecharakter an, der für den Hauptbeteiligten symptomatisch ist, wenn seine Seelenverfassung chaotische Züge annimmt: Mephistopheles malt dem Verführer die Sehnsuchtspein der Geliebten herzbewegend aus (3316-3323) und verfehlt nicht die Wirkung. Auch Fausts Selbstvorwürfe bewegen sich in Dreihebern außerhalb der umgebenden Verssprache (3356-3359). Der Einschub fallender Betonung in 3357

wäre leicht durch ein wiederholtes "Ich" zu umgehen gewesen. So aber macht der Rhythmuswechsel den Stimmungsumschwung vom Blick auf die häuslich-kleine Welt zum Bekenntnis des eigenen gottverhaßten Friedensbruches mit. In der derselben Szene finden sich auch Überdehnungen des geläufigen Versausmaßes, in denen das Überschäumen menschlicher Empfindungen Ausdruck findet (3289, 3308, 3350):

Faust
(Mephistopheles:)
3289 Bald liebewonniglich in alles überfließen,

3307 Erst kam deine Liebeswut übergeflossen,
Wie vom geschmolznen Schnee ein Bächlein übersteigt;

(Faust:)
3348 Bin ich der Flüchtling nicht? Der Unbehauste?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh',
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!

Die freien Rhythmen, die sich über jede metrische Systematik hinwegsetzen, finden künstlerische Anwendung, wenn ihr destruktiver Charakter einer desolaten Situation oder Verhaltensweise ist. Dafür wurden aus der "Faust"-Dichtung einige markante Beispiele angeführt. Deutungsmöglichkeiten besser greifbarer metrischer Grundpositionen ergaben sich bei der Betrachtung teils religiös-seelischer, teils traditionell-volkstümlicher Stellen der Dichtung, soweit sie bewegte Zweiheber und abgeklärte Vierheber betrafen. Die letzteren sind in lyrischen Partien gewöhnlich zu Strophen geordnet. In durchgehender Zeilenreihung erweisen sie sich auf weite Strecken als Exponente der fortschreitenden Handlung und nähern sich damit inhaltlich dem breiteren Fünftakter, mit dem sie, wie dieser mit Reim versehen, oft im Wechsel stehen. Die beiden Versarten kommen im "Faust" am häufigsten vor. In Anlehnung an den klassischen Blankvers ist der Fünfakter vorwiegend jambisch, unterscheidet sich aber vom Blankvers durch den ästhetischen Schmuck des Endreimes. Dessen fast durchgehendes Auftreten im Faustdrama stellt eines der auffallendsten Formmerkmale desselben gegenüber anderen Erzeugnissen der literarischen innerhalb der klassischen Epoche dar.

Abgesehen von seiner Hauptfunktion als Träger der realen Handlung oder Gesprächssituation - oder etwa vorherrschend in der Szene am Kaiserhof, wo er mit dem unstrophischen Viertakter frei alterniert, - unterliegt der gereimte

Fünfheber in einigen Fällen auch der Gruppen- und Strophenbildung. Solche Stücke möchte man der Gefühls- oder Gedankenlyrik zuordnen. Im ersten Monolog des Zweiten Teils zum Beispiel treten fünfhebige Reimverse, die durchgehenden Senkungsschluß aufweisen, zu kunstvollen Terzinen zusammen.

Fausts leiblich-seelische Regeneration, auf blumigem Rasen, beim Ton der Äolsharfen[32], drückt sich beziehungsvoll im Versmaß des Rinascimento aus (4679-4694). Diese Szene, "Anmutige Gegend"[32], in der "der Blüten Frühlingsregen"[33] die Elfen zu hilfreichem Wirken hervorlockt, schrieb Goethe gegen Ende seines Lebens. Sein Interesse galt in diesen Jahren zunehmend außerdeutschen Literaturen.

Am Beginn der Faustdichtung steht Goethes Zueignung, die den Lesern, Hörern oder Zuschauern und indirekt einem Kollektivum im Geist gesehener Gestalten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gewidmet ist. Sie besteht metrisch aus vier Stanzen. Die Stanze, zu Goethes Zeit eine der beliebtesten Formen für Widmungsgedichte[34], stellt sich als Fünfheberkombination besonderer Art dar. In der geläufigen Form umfaßt sie acht Zeilen zu je fünf Jamben. Von ihren drei Reimen zuerst dreimal alternierend auf (ababab), zuletzt der dritte weiblich-paarig (cc).

Zur normativen äußeren Tektonik gesellen sich in der Poesie Bezugsweisen der Innenstruktur. Bei der Stanze erfüllt vor allem die klanglich ausgezeichnete Schlußpartie eine besondere Funktion. Entsprechend dem Prinzip der Endgipfelung[35], dem die von den vorangehenden Bindungen abweichende Reimfigur der Strophenkadenz förderlich ist, hebt sich das letzte Zeilenpaar fast regelhaft durch syntaktischen Einschnitt und erhöhte Bedeutsamkeit von den übrigen Versen ab. In drei der vier Zueignungsstrophen beginnt mit Vers 7 ein neuer Satz, in einer eine wesentliche Satzerweiterung, in allen eine eigene Aussage. Die Stanzenkadenz wirkt - und hieran hat der klingende Ausgang natürlichen Anteil - entweder wie ein konzentrierter, zum Teil erläuternder oder steigender Nachhall der von den vorangehenden Gliedern der Stanze in Differenzierung ausgedrückten Gedanken, ein zum einhelligen Strophengehalt erhobener Satz, oder wie die Überleitung zum Ideengehalt des Folgeabschnittes, beziehungsweise, am Gedichtende, zu Momenten der Nachwirkung, zu stummem Weiterspinnen der Schlußphrase. Besonders für die Wiedergabe eines sentenzartigen Ausdruckes, einer Feststellung von übergreifender Gültigkeit, die nicht selten als geflügeltes Wort fortlebt, eignet sich die geballte Formgebung dieser Stelle.[36].

Als Beispiel für den Bau sei die erste Strophe der Zueignung zum "Faust" angeführt:

Faust
Vers 1 Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.

Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Das erste Strophenende beschließt die Aussage der vorangehenden sechs Zeilen, die das zauberähnliche Auftauchen bedrängender Gestalten aus dem Nebel der Erinnerung schildern, durch poetische Gefühlsverstärkung:

7 Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

In der zweiten Strophe gewinnt das Bild der Jugendgefährten konkretere, freundliche und schmerzliche Umrisse. Die letzten Zeilen haben überleitende Funktion zur dritten Strophe, die den Verlust der in der Realität weit entfernten Gesinnungsgenossen von einst beklagt.

15 Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Das zusammenfassende Satzgefüge der Verse 23 f. lenkt die Vorstellung auf den möglichen Tod oder das ungewisse Schicksal der Freunde, bevor auch diese Wirklichkeit versinkt und der Dichter in der letzten Strophe das übernatürliche Reich der Poesie betritt, in dem die verschwundenen Gestalten neues Leben erhalten.

23 Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Ein stummes Innehalten nach dieser Trennung von der gegenwärtigen Umwelt und vor dem folgenden Eintritt in die poetische Sphäre liegt nahe.

Der Ausgang der letzten Strophe, und damit des gesamten Gedichtes, vereinigt mehrere der genannten Funktionen. Er nimmt noch einmal auf das, was ist, und das, "was verschwand", bezug und führt dieses in den neuen Erlebnisbereich des folgenden Schauspieles. Vor allem aber kennzeichnet er gemeingültig einen Grundzug des dichterischen Schöpfungsprozesses. Dieser Eindruck soll nachwirken.

31 Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Ein weiteres Strukturmerkmal der Zueignung zum "Faust" könnte man ebenfalls als Morphem inhaltlich gelenkten Kunstwollens bezeichnen: Wenn man die vier Verspaare der Einzelstrophe mit den vier Strophen des Gedichtes in Beziehung setzt, bemerkt man, daß sich das Verhältnis 3:1 (drei kreuzweise gebundene Verspaare und eines mit Gleichreim), bzw. die Kadenzbeschwerung, auf der höheren Ebene insofern verwirklicht findet, als die letzte Stanze ihren drei Vorgängerinnen gegenüber gehaltlich überhöht erscheint. Bis dahin herrscht der Blick auf Vergangenheit und Gegenwart vor. Nun

geht er in das überzeitliche Reich der Geister und lenkt zum zukünftigen Werk hin[37]. Die Schlußstrophe trennt deutlich den Gedankengang von den bis dahin im Zentrum stehenden Mitmenschen ab und wendet sich thematisch dem Schaffensvorgang zu, der nun für den Theaterdichter anhebt[38]. Damit verbindet sie Zueignung und Vorspiel.

Stanzenform weist auch die erste Dichterrede im "Vorspiel auf dem Theater" auf, zwei Strophen, Faust 59-74, die, ähnlich wie die des Widmungsgedichtes, als eine Art Bekenntnis zu werten sind. Aus ihnen spricht das Anliegen der Zueignung, deren "unbekannte Menge" in der "bunten Menge" (59) wiederbegegnet, und deren auch in dem Bedingungssatz "wenn es erst durch Jahre durchgedrungen" (71) nachklingt. Die ersten acht Verse gipfeln in dem Grundgedanken des Verspaares 65 f., daß nur Liebe und Freundschaft das wahre Schaffensglück gewähren. Von der zweiten Stanze dieser ersten Dichterrede gilt das von der letzten des Prologs Gesagte: Die Schlußaussage, zur Verdeutlichung ihrer Wesentlichkeit in metrischer und syntaktischer Isolation stehend, hat den Charakter der Zusammenfassung, Zukunftsschau und Allgemeingültigkeit:

Faust
(Dichter:)
73 Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Was die Eigenständigkeit der letzten Verspaare betrifft, so ist syntaktisch und gehaltlich ein Kriterium festzustellen, das dieses Prinzip gewissermaßen unterläuft: Viele Stanzen weisen einen deutlichen Mitteleinschnitt auf, der, inhaltlich bedingt, die letzten zwei Verse der kreuzreimenden Partie vom vorangehenden Quartett trennt und sie entweder isoliert oder, wie in Strophe 2 der Zueignung, syntaktisch den Schlußzeilen zuordnet. Jedenfalls sind alle vier Prologsstrophen dadurch gekennzeichnet, daß mit ihrem fünften Vers ein neuer Satz beginnt, der eine erschwerende Gefühlsbelastung signalisiert: "Ihr drängt euch zu... Der Schmerz wird neu ... Mein Leid ertönt... Ein Schauer faßt mich"[39]. Und obwohl die Paarreimzeilen jeweils eine geschlossene und überhöhende Einheit bilden, fügen sie sich in den ersten drei Stanzen dem geistigen Rahmen und der Stimmung des vorhergehenden, gegenüber dem ersten Quartett neu und leicht gegensinnig einsetzenden Verspaares. Die Verbundenheit äußert sich etwa in den Vorstellungsbereichen "Dunst und Nebel - Zauberhauch, Schmerz - Vom Glück getäuscht, Beifall - erfreuet", das Trennende in "Ihr - mein Busen, Klage - schöne Stunden, Leid - erfreuet". Nur in der letzten Strophe ist die Grenzziehung zwischen dem 6. und 7. Vers eindeutig zugunsten der Isolation des bedeutungsvollen Ausklanges vollzogen. Aus dem unbestimmten Gefühl gelangt der Dichter zur klärenden inneren Schau. Der Neueinsatz in

Vers 5 ist aber auch hier offenkundig: Wie in den anderen Strophen, verleiht ein neuer Satz verstärkt subjektivem Gefühl Ausdruck.

Eine analoge Zweiteilung ist im größeren Rahmen zu beobachten. Auch hierin reflektiert, wie in der Endgipfelstruktur, die Gesamtkomposition einen Baugedanken der Einzelstanze. Die Aussage des Gedichtes, daß freundliche Begegnungen der Vergangenheit im späteren Dichterschaffen neu Gestalt annehmen, erscheint auf die vier Strophen paarweise verteilt. Die ersten beiden sind der Erinnerung gewidmet. Die letzten beiden sind Gegenwartsschau, die in der vierten Stanze das Geisterreich einbezieht.

Und ähnliche Verhältnisse finden wir wieder in der ersten Dichterrede des Vorspiels. Die thematische Wendung nach dem jeweiligen Mitteleinschnitt der Stanzen verläuft hier vom Negativen der ersten vier Verse zum Positiven der zweiten Strophenhälfte, von der verständnislosen Menge zum Segen der Freundschaft, von Augenblickspoesie zum gereiften Kunstwerk. Der syntaktische und gehaltliche Neueinsatz mit Zeile 5 jeder Stanze ist ebenso wie die thematische Kulmination jeder der beiden Stanzen in ihren schließenden Reimpaaren.

Die inhaltliche Zweiteilung erstreckt sich auch auf das Strophenpaar. In der ersten Strophe spricht der Dichter von denen, die sein Gedicht aufzunehmen berufen sind, in der zweiten vom Wert dieses Werkes selbst. Die Parallele zum tektonischen Befund in der Zueignung ist nicht zu übersehen. Wir glauben, in den Mittelzäsuren wie in der Endbeschwerung Kriterien einer gedankengesteuerten Bauform sowohl der Einzelstanze als auch der jeweiligen Gesamtkomposition zu erkennen.

Im Vergleich zur Fülle reimender Fünftakter ist in Goethes "Faust" der Raum für die ungereimten Jambenverse gleicher Hebungszahl, die sogenannten Blankverse, knapp bemessen. Der Blankvers stellt das obligate Metrum des neuhochdeutschen klassischen Dramas dar. An den wenigen Stellen, an denen er die Rede Fausts oder seiner Partner beherrscht, sehen wir uns noch offenkundiger als bei unstrophischen Viertaktern und reimenden Fünftaktern einer Thematik gegenüber, die in der Realität des Diesseits beheimatet ist. Das ist in dem Wechselspiel zwischen Himmel und Hölle, Mythos und Ritterromantik eben relativ selten. In den Blankverspartien tritt die phantastische Sphäre des alten Faust-Buches vielfach zurück. Auch Psychisches kommt erdnah und beinahe wissenschaftlich zergliedert zur Darstellung.

Goethes Arbeit am Monolog (3217-3250) der Szene "Wald und Höhle" fällt in seine hochklassische Aera: die Zeit des formal und stofflich inspirationsreichen Italienaufenthaltes, der wir auch die Endfassungen der beiden großen Schau-

spiele "Iphigenie" und "Torquato Tasso" sowie die Grundlegung bedeutsamer naturwissenschaftlicher Arbeit verdanken. Bereits im "Fragment" von 1790 spricht "Faust allein" in Blankversen die Hoffnung aus, an der Kraftquelle der Natur innere Erneuerung zu finden[40]. Die Erwartung wird durch den Auftritt seines bösen Genius zunichte, mit dessen spöttischen Reizreden die kaum errungene Ruhe zunichte wird und der Dialog zur geläufigen Reimbildung und wechselhaften Jambenzahl zurückkehrt.

Eine zweite Partie zusammenhängender Blankverse findet sich im Helenaakt. Er ist ein Erzeugnis der Zeit nach der italienischen Reise. Das sind die Jahre der Auseinandersetzung mit Schiller über die klassische Dichtungstheorie. Als die erste Begegnung Fausts mit Helena für das Paar ein neues Leben erwarten läßt, antwortet Faust als Burgherr den Trimetern der trojanischen Chorführerin mit wohlgefügten deutschen Blankversen (9192-9212) und die griechische Fürstin, die bis dahin ihre antiken Metren zur Geltung brachte, fügt sich der leichteren Diktion (9213-9217, 9246-9257), wie sie ja auch später den ihr fremden Endreim, der ihr an Lynceus' Sprache so schön erscheint[41], von ihrem Geliebten lernt (9377-9384, 9411-9418)[42].

Im dritten Akt des Zweiten Teiles wird antike Sagenwelt in das Mittelalter heraufgeführt. Die aus der Unterwelt kommende Helena spricht zunächst im getragenen, der Herrscherin angemessenen Ton des altgriechischen Dramas: im Trimeter. Dieser präsentiert sich im Deutschen ohne Rücksicht auf den einst dreiteiligen Charakter als ungereimter jambischer Sechsheber (Senarius der Lateiner): xx́/xx́/xx́/xx́/ xx́/xx́. Goethe wurde, nachdem er in seinem Leben Alexandriner, Liedstrophik, Freie Ryhthmen, Blankvers und Hexameter zum vorherrschenden Formgesetz seines Schaffens erhoben hatte, um 1800 von Wieland und Wilhelm von Humboldt zur Pflege der trimetrischen Versart angeregt, die ihm nach Andreas Heusler "zum Ausdruck tiefster Versenkung in den erhabenen Kothurnstil" wurde[43]. Neben dem Trimeter, der auch stichomythische (8810 ff.) und doppelstichomythische (8850 ff.) Anwendung findet, verstärken in diesem Akt weitere Versarten und -kombinationen das hellenische Milieu. So folgt der Chor 8610 ff. dem Gesang der gefangenen Trojanerinnen des Euripides. Er baut Lieder mit Strophe, Gegenstrophe, Abgesang (8516 ff.u.ö.) und stimmt einen Hymenaeus an. Gelegentlich regiert der Tetrameter.[44] - Dagegen spricht der deutsche Faust zunächst Blankverse (9192 ff.u.ö.), im Dialog mit Helena später reimende Fünftakter (9378 ff.u.ö.) und strophische Reimzeilen zu vier (9442 ff.u.ö.) und fünf Jamben (9526 ff.u.ö.). Vierzeilige Strophen aus Viertaktern stimmt schon vor ihm der Türmer zuerst trochäisch , dann jambisch an (9218 ff., 9273 ff.). Fausts Reaktion auf den

ungestümen Auftritt der Phorykas (Mephistopheles) erfolgt in Trimetern (9435-9441). Diese wechselt nach umfangreichen Trimeterpassagen (8754 ff. u.ö.) einigemale geschickt die Versart je nach Situation und Partner (8909 ff. u.ö., 9419 u.ö). Der sich freistürmende Euphorion bedient sich verschiedener, auch freier Rhythmen und ganz kurzer Zeilen (9695 ff. u.ö., 9711 ff. u.ö., 9874 f.). Endlich kehrt nach ihren nordischen Intermezzo die scheidende Helena zum angestammten Trimeter zurück 9939-9944).

Bei der Versanalyse des Helenaaktes haben wir die seltene Gelegenheit, einen Blick in Goethes metrische Werkstatt zu tun. Da die Anfangspartie bereits um 1800 entstand, läßt der Vergleich mit dem entgültigen Wortlaut, der ein Vierteljahrhundert später niedergeschrieben wurde, auf Intentionen im Altersschaffen des Dichters schließen. Da zeigt es sich zunächst, daß dem Verfasser bei der Neubearbeitung vordringlich an der Variation der trimetrischen Zeilengestaltung gelegen war. Das entspricht einer im "Faust" immer wieder zu beobachtenden Tendenz, ob es nun um den freien Wechsel verschiedentaktiger Verse geht, um Verwendung einer Vielzahl von Lied- und Spruchstrophen oder um die reiche Ausdrucksfülle des Knittelverses. Gleich die ersten sechs Zeilen des dritten Aktes im zweiten Teil geben davon Zeugnis. In der auf dem Höhepunkt der Klassik entstandenen "Helena" haftete der Skandierung infolge der strengen Handhabung des Versschemas eine gewisse Eintönigkeit an:

Goethe, Helena
(Helena:)
1 Von Strande komm ich, wo wir erst gelandet sind,
Noch immer trunken von der Woge schaukelndem
Bewegen, die vom phyrgischen Gefild' uns her,
Auf straubig hohem Rücken, mit Poseidons Gunst
Und Euros Kraft, an heimisches Gestade trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr mit den tapfersten der Krieger sich.

Hier wird nicht ein einziges Mal der regelmäßige Wechsel von Hebung und Senkung unterbrochen. Anders nach Goethes Annäherung an die Romantik und im Zuge des neu antikisierenden Altersstils. Hier macht der Dichter von Freiheiten Gebrauch, die auch dem originären Bild des Versmaßes nicht fremd waren: von gelegentlichen Anapästen (υυx́) anstelle der Jamben (xx́), so in den Versen 8490, 8491, 8493, 8495. Der erste diesbezügliche Bewegungseffekt wird ausgelöst innerhalb der Fügung "von der Woge schaukelndem Bewegen", die zu "von des Gewoges regsamen Geschaukel" erweitert wird.

Goethe, Faust
(Helena:)
8488 Bewundert viel und viel gescholten, Helena
Vom Strande komm' ich, wo wir erst gelandet sind,
Noch immer trunken von des Gewoges regsamen
Geschaukel, das vom phrygischen Blachgefild uns her
Auf sträubig-hohem Rücken, durch Poseidons Gunst

Und Euros' Kraft, in vaterländische Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr samt den tapfersten seiner Krieger sich.[45]

Der antike Trimeter verwendet die Dreisilbigkeit neben der geläufigen Zweisilbigkeit in Takten ungerader Zahl, was zur Verdeutlichung des dipodischen Charakters beizutragen vermag. Im Deutschen, wo der Eindruck der Sechshebigkeit herrscht, fällt diese Einschränkung nicht zur Last. Die Doppelsenkung ist in ihrer Position freier.

In Faust 8511 erhält der Vers durch Aufgabe der Apostrophierung einen zweiten Anapäst:

Helena
(Helena:)
23 Cytherens Tempel besuchend, heilger Pflicht gemäß,

Faust
(Helena:)
8511 Cytherens Tempel besuchend, heiliger Pflicht gemäß.

Gar drei Anapäste setzt der Dichter in Faust 8531 gegen seine ursprüngliche Konzeption. Der Hinweis auf die beunruhigende Zweideutigkeit erfährt lebhaften Nachdruck:

Helena
(Helena:)
35 Denn Ruf und Schicksal gaben die Unsterblichen

Faust
(Helena:)
8531 Denn Ruf und Schicksal bestimmten fürwahr die Unsterblichen.

Manche schwache Hebung[46] im Versinneren bessert Goethe zu einer vollgültigen, auch unter Inkaufnahme eines dreisilbigen Taktes, womit er gleichzeitig inhaltlich nuanciert:

Helena
(Helena:)
15 Durch deren weit einladendes Eröffnen einst

Faust
(Helena:)
8503 Durch euer gastlich ladendes Weiteröffnen einst

Helena
(Helena:)
18 Eröffnet mir sie wieder, daß ich das Gebot
Des Königs erfülle, wie der Gattin ziemt.

Faust
(Helena:)
8506 Eröffnet mir sie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.

Am Versende, wo auch im Griechischen eine Kürze möglich ist, werden derartige Nebenbetonungen sowohl in der Frühfassung als auch in der letzten Gestaltung in Kauf genommen[47], einmal sogar gegen den ursprünglichen Wortlaut:

Helena
(Helena:)
101 So haben mir die Götter heute grauenvoll
Den Eintritt in mein Haus bezeichnet, daß ich gern
...

Faust
(Helena:)
8653 So haben heute grauenvoll die Stygischen
Ins Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
...

Dagegen erfolgt in Faust 8787 vermutlich wegen der Aufeinanderfolge derartiger Schwachstellen eine Korrektur:

Helena
(Helena:)
249 Denn ihr gebührt allein das Lobenswürdige
Zu rühmen und zu strafen das Verwerfliche.

Faust
(Helena:)
8786 Denn ihr gebührt allein, das Lobenswürdige
Zu rühmen, wie zu strafen, was verwerflich ist.

Verstöße gegen die Sechstaktfolge (Fünftakter und Siebentakter) werden nicht mehr geduldet:

Helena
(Helena:)
69 Das reinste Wasser aus der heilgen Quelle sey
In hohen Krügen, ferner sey das trockne Holz
Das Flammen schnell empfangende bereit,

Faust
(Helena:)
8574 Das reinste Wasser aus der heiligen Quelle sei
In hohen Krügen; ferner auch das trockne Holz,
Der Flamme schnell empfänglich, halte da bereit.[48]

Helena
(Helena:)
105 Doch nein! gewichen bin ich her, ans Licht, und weiter sollt
Ihr nicht mich treiben, Mächte, wer ihr immer seyd.

Faust
(Helena:)
8657 Doch nein! gewichen bin ich her ans Licht, und sollt
Ihr weiter mich nicht treiben, Mächte, wer ihr seid.[49]

Zusammenfassend kann nach Vergleich der Trimeter in Goethes "Helena" und im Zweiten Teil des Faust festegestellt werden, daß der Dichter Abweichungen vom obligaten Zeilenmaß sehr oft bessert. Hinsichtlich der schwachen Hebungen im Versinneren hält er sich später strenger an das deutsche Betonungsprinzip, während ihn nach antikem Muster nebentonige Versenden weniger stören. Von der weiteren Freiheit, die schon den Alten bei der Handlung des Schemas gestattet war, dem Ersatz der Jamben durch Anapäste, macht er reichlich Gebrauch, so daß seine Verse eine gewisse Auflockerung

erfahren[50]. Dabei zeigen manche der angeführten Beispiele und weitere analoge Fälle, daß die metrische Umarbeitung nicht ausschließlich im Interesse rhythmischer Variation erfolgte, sondern oft auch im Hinblick auf stilistische Bereicherung, inhaltliche Differenzierung, erhöhte Berücksichtigung sprachlogischer und grammatischer Details, struktureller Forderungen des Deutschen.

Außer in den Hauptpartien des Helenaaktes findet sich trimetrische Ordnung noch in der Exposition der Klassischen Walpurgisnacht durch die Zauberin Erichtho (7005-7039) im zweiten Akt des zweiten Teiles, wo sie die Funktion erfüllt, auf den Schauplatzwechsel vom "Laboratorium im Sinne des Mittelalters"[51] zu den alten Mythen einzustimmen. Überdies begegnet der Trimeter auch 10039-10066 in Fausts Eröffnungsmonolog des Vierten Aktes. Noch "spiegelt blendend" als nach Osten entschwindende Wolkenvision "ein göttergleiches Frauenbild" "flüchtiger Tage großen Sinn"[52]. Die Verssprache steht noch in seinem Bann. Nur der erste Vers ist ein Siebenheber[53]. Im Ausschwingen des Wolkenfluges, auf zackigem Felsengipfel[54], über gähnendem Abgrund scheint die klare Diktion getrübt. doch löst sich der Zauber und gibt der beglückenden Vision Raum. "Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form"[55].

Im Unterschied zum neuerarbeiteten Trimeter erweist sich im "Faust" eine andere Art des Sechstakters als Ausdrucksmittel nicht nur alter, sondern veralteter Prägung: der Alexandriner. Die jambische Reimzeile mit wechselnder Kadenz und Mitteldiärese, der literarische Modekanon seiner Leipziger Singspielzeit, dient dem alten Goethe zur Kennzeichnung steif-altfränkischen Wesens im untergehenden Deutschen Reich. Der mit Hilfe Mephistophelischer Geisterscharen siegreiche Kaiser spricht mit seinen Getreuen, die er zu Kurfürsten beförderte, in Alexandrinern. Ein obsolet stechschrittartiger Grundton haftet den Redenden, ihren Anschauungen, wie der Sprechweise und den abgehackten Halbzeilen an. Man empfindet die Überzeitlichkeit militärischer Herrschaftssanktionierung als weise Ironie des Weltbürgers im zum Großherzogtum avancierten Weimar des Deutschen Bundes. Jakob Minor[56] stellte fest, daß Goethe den überholten Alexandriner "nur im komischen Genre" verwendet, während Schiller ihn ganz verschmäht. Danach begegnete dieser dem Heroischen mit mehr Engagement als Goethe.

Weitere Sechstakter, vor allem die daktylischen (Hexameter und Pentameter), werden im "Faust" ncht deutlich. Epische Geruhsamkeit ist der spannungsgeladenen Konfrontierung überdimensionaler Protagonisten in der Gattung weniger angemessen. Jakob Minor[57] zitiert den Faustvers 2049 als Beispiel dafür, daß ein Gebilde sowohl hexametrische als auch alexandrinische Betonung ermöglicht. Die Diktion in

2049 f. schließt an den Rhythmus des lateinischen Bibelwortes[58] an:

Faust
(Schüler, liest:)
2048 Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.
(Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt sich).
(Mephistopheles:)
Folgt nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

Wir möchten mit der Bezugnahme des Widersachers auf den lapidaren Spruch der Schlange wieder die Ironie des Alexandriners verbinden und an der Stelle keine Ausnahmegestaltung innerhalb der "Faust"-Metrik erblicken, also keinen Hexameter.

Neben der überkurzen Zeilenstruktur, die uns zu Beginn der Ausführungen beschäftigte, dient auch die überlange dem sprachlichen Ausdruck einer Sinnhaftigkeit, die die Grenzen der Realität überschreitet. Entsprechend dem Stimmungswechsel vom euripideisch-kunstvollen Scheltchor zur unmittelbaren Bedrohung durch die unheimliche Schaffnerin, den als Riesenweib maskierten Teufel[59], tritt mit Vers 8909 der überdimensionale, bewegte Tetrameter ein (x́x/x́x/x́x/x́x-x́x/x́x/x́x/x́x), ein Achtfüßer mit Diärese nach dem vierten Takt. Er ist im "Faust" auf den Helenaakt beschränkt, weist seine trochäische Hauptform auf, reimlose Kadenzen, kommt katalektisch und akatalektisch vor.

Achttaktzeilen kennzeichnen im besonderen die antike Komödie. Und etwas Schauspielhaftes liegt diesem von Mephistopheles inszenierten Auftritt auch zugrunde. Das langgestreckte Zeilenmaß begleitet die weitschweifig eingeleitete, künstlich hinausgezögerte und zuletzt abrupte Wendung von Helenas Unsicherheit hinsichtlich ihrer Aufgabe als Opfernde zur entsetzlichen Gewißheit, mit ihren Dienerinnen zusammen selbst zum Opfer bestimmt zu sein. (8909-8929). In Wahrheit aber warten auf alle die Freuden mittelalterlicher Burgfestlichkeit.

In Ansehung dieser inneren Widersprüchlichkeit erweist sich die Diskrepanz von Satzton und Metrischem im Tetrameter Faust 8924 als sinnbezogen:

Faust
(Phorkyas:)
8921 Alles ist bereit im Hause, Schale, Dreifuß, scharfes Beil,
Zum Besprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig an!
(Helena:)
Nicht bezeichnet' es der König
(Phorkyas:)
Sprach's nicht aus? O Jammerwort!
(Helena:)
Welch ein Jammer überfällt dich?
(Phorkyas:)
Königin, du bist gemeint!

Der Vers 8924, dessen erste Hälfte Helenas Frage und dessen

zweite Hälfte die Antwort der Phorkyas umfaßt, stellt ohne Zweifel den Höhepunkt der Szene dar. Die Königin, die in Begleitung der gefangenen Trojanerinnen kam, um bei der Feier ihrer Heimkehr den Göttern zu opfern, erfährt, daß sie selbst von ihrem Gatten Menelas zum Schlachtopfer bestimmt ist. - In unserem eben formulierten "daß" - Satz ist, da sich das normale deutsche Schriftbild keiner Betonungszeichen bedient, der wesentliche Schwerpunkt auf dem "sie" (im Unterschied zu einer anderen Opfergabe, deren Nennung erwartet wird) durch das beigefügte "selbst" ausgedrückt. Dieser natürlichen Akzentuierung folgend, erwartet man im Vers bei Fehlen des "selbst" die Auszeichnung des entsprechenden Personalpronomens - es lautet im Dialog "du" - durch Hebungssprache. Die trochäische Skandierung aber verlangt an dieser Stelle eine Senkung. Das inhaltlich überaus stark betonte Wort "du" ist also im Vers schwach betont. Hier liegt ein deutlicher Widerspruch vor. Es ist nicht anzunehmen, daß ein Wort- und Versgewaltiger wie der Gestalter des Faustdramas hier nicht hätte vollbringen können, was jedem kleinen Verseschmied gelänge - z.B. durch Verwendung des Wortes "Fürstin" anstelle von "Königin" und Wiederholung des "du". Wenn der Dichter schon für eine relative kurze Strecke die seltene und etwas umständliche Form des Tetrameters wählte, sollte man annehmen, daß er dessen artikulatorische Möglichkeiten nicht ignoriert, sie vielmehr vortragskonform nützt, wie er ja auch in den anderen Versen dieses besonderen Abschnittes, die weit weniger im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, syntaktisch einwandfreie Ikten setzt. Und gerade am Angelpunkt dieser Mißton! Wahrscheinlich sollte der Nachdruck auf das ausschlaggebende Lügenwort eben durch die Unterspielung desselben fallen - so als sei damit eine Hemmung verbunden, die falsche, tötlich verletzende Mitteilung laut auszusprechen, als sollte das Unechte daran unmerklich vertuscht werden -. Wenn aber der nicht gerade empfindsame Lügengeist mit dem Mimen der menschlichen Psyche nicht so weit gehen, vielmehr das Entscheidene ungehemmt der Königin entgegenschleudern soll, bleibt dem Sprecher nur eine Änderung der Rhythmik. Wir versuchen in diesem Falle, die Intention des Dichters dahingehend zu interpretieren, daß auf die sechste Hebung (sprachliche Nebenhebung) des Verses 8924 (das ist die dritte Silbe von "Königin") unter Eliminierung der zu erwartenden Senkung wieder eine Hebung folgen soll. Sie läge auf dem "du" und es würde eine Doppelsenkung anschließen: "bist ge-". Anstelle der fehlenden Schwachtonsilbe vor dem "du" könnte eine quantitativ entsprechende kurze Pause der Spannung angenommen werden, die mit Rücksicht auf das Gewicht des Folgenden dramaturgisch und nach der Anrede auch syntaktisch begründbar wäre. Für die entscheidende Mitteilung bietet sich dann im siebenten

Takt anstelle des Trochäus ein Daktylus an (x́◡◡)[60]. Mit dem katalektischen achten Trochäus zusammen bildet er einen griechischen Choriambus ("du bist gemeint", x́◡◡x́). Der lapidare Satz tritt jedenfalls aus dem Rahmen der geläufigen Alternation heraus. Die Transkription des Verses 8924 ergäbe das Bild:

x́x/x́x/x́x/x́x//   x́x/x∧/x́◡◡/x́ oder: x́x/x́x/x́x// x́x/x́∧/x́◡◡x́

Diese Betonung verläuft zwar dem bis dahin ungestörten Trochäenfluß zuwider, aber gerade der kurze Versmaßwechsel verleiht dem Ausgedrückten die besonder Note, die ihm aufgrund seiner Bedeutung zukommt. Die damit ausgelöste Unstimmigkeit der Vortragselemente läßt aufhorchen, um desto intensiveres Nachempfinden auszulösen. Auch die sich anbietende Pausierung eines Taktteiles vor dem daktylisch oder choriambisch einfallenden Satz dient der Erzielung erhöhter Aufnahmebereitschaft. Und gehaltlich findet die Regelstörung insofern zusätzliche Berechtigung, als die unerhörte Botschaft enthält, was gegen jede ethisch-soziale Norm verstößt. Der Choriambus, gewöhlich als Zusammentreffen von Trochäus und Jambus, also, wie hier, als eine Art Doppeltakt verstanden, findet im "Faust" oft als Kadenzfigur Anwendung[61], so im Chor der Jünger (796), Engel (807), Soldaten (890, 902), Geister (1505, 1626). Im Klauselbegriff liegt eine Anspielung auf die Endgültigkeit des Schicksals. So präsentiert sich dieses Versschema auch am Schluß des Chorus mysticus und damit des Gesamtwerkes als symbolträchtig.[62].

Der Eingang des tetrametrisch gestalteten Szenenabschnittes 8909 ff. trägt Züge naturmythischer Verwandlung und ein ähnlich bühnenzauberischer Bewegungscharakter haftet auch späteren Chorpartien gleichen Metrums an (8957-8961, 9067-9070, 9122-9126, 9582-9628, 9992-10038). In abschließenden Versen 8961, 8970, 9126) oder solchen, die eine nachwirkende Vorstellung hervorrufen (9593, 9602, 9606, 9618), beschränkt sich die Zeile auf den halben Tetrameter. Der umfangreiche Rest bleibt für sprachfreies Erleben offen. In dem Gepräch, das die Tetrameter 9582-9628 umfaßt, kündigt Phokyas das Kommen des Euphorion an. Hier ist vom weltabgeschiedenen Beisammensein Fausts mit Helena die Rede, von den Liebkosungen des Sohnes Euphorion, vom Hin-, Her-, Aufwärts- und Wegspringen des Knaben, von seiner Wiederkehr als Träger der goldenen Leier. Dieses Attribut deutet auf die Berufung zum "Künftigen Meister alles Schönen, dem die ewigen Melodien durch die Glieder sich bewegen"[63]. Der vierfache Bewegungsrhythmus im gefühls- und gesinnungsmäßigen, im körperlichen und optisch-klanglichen Bereich ist durch die lebhaft alternierende Achttaktfolge eindrucksvoll wiedergegeben. Dabei erscheint, wie erwähnt, innerhalb jeder der Schilderungen einer der langen Verse um die Hälfte verkürzt. Dem Bild der Zweisamkeit (9593), dem "Lustgejauchze" (9600 f.),

dem Höhensprung (9606) und der Verkleidung zum blumengeschmückten Phöbus (9618) folgt jeweils eine Pause von einem Halbtakt und vier Trochäen, in der die phantasieanregende Situation im Geiste nachvollzogen werden kann (9593 Und so blieben sie allein, 9602 Wechselnd übertäuben mich, 9606 Rührt er and das Hochgewölb', 9618 Hat er würdig angetan). -

Den dritten Akt des zweiten Teiles beschließt der vierteilige Chor trojanischer Mädchen, die, glücklich, dem Hades entronnen zu sein, beschwingten Schrittes das freie Leben Arkadiens genießen und, um verweilen zu können, ihre Verwandlung in Berg-, Baum-, Quellnymphen und Bacchantinnen vollziehen. Die Zug um Zug fortschreitende, mit blühendem Sprachreichtum und üppiger Bilderfülle geschilderte Metamorphose drückt sich ebenfalls in der Vielgliedrigkeit des Tetrameters aus (9992-10038), während der Chor sonst meist in Trimetern spricht oder verschiedengestaltige Strophen singt. -

Im begrenzten Rahmen dieses Festschriftbeitrags wurde der Versuch unternommen, einen Blick in Goethes dichtungsformale Werkstatt zu werfen. Wieweit die Interpretation der konkreten Wahrnehmungen den Intentionen des Dichters entspricht, wird in den einzelnen Fällen unterschiedliche Evidenz beanspruchen. Als sicheres Ergebnis aber kann gelten: Je genauer man die metrischen Verhältnisse des Faust-Dramas auf ihre geistige Komponente hin prüft, desto mehr festigt sich im Beurteiler die Meinung, daß die Versgestaltung den jeweiligen Sinn- und Stimmungsgehalt der dichterischen Aussage wesentlich mitcharakterisiert. Die von Björn Collinder unter die "taktzählenden Verse" eingestuften Phrasen des Werkes lassen neben der "Formvollendung" auch feinste Ausprägungen geistiger Strukturelemente erkennen.[64]

ANMERKUNGEN

1 Björn Collinder, Versbau, Goethe und kein Ende, Festgabe für Otto Höfler zum 75. Geburtstag, Philologica Germanica 3, hrsg. von Helmut Birkhan, Wien-Stuttgart 1976, S.106.

2 Blanka Horacek, Kunstprinzipien der Satzgestaltung, Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse 243/5, Wien 1964, S.78-84.

3 Kunstprinzipien der Satzgestaltung, S78. Dort auch Angaben über wissenschaftliche Literatur zur hier vertretenen Begriffsfassung.

3a Faust, Vers 12088 f., 12093. Textgrundlagen: Goethes Werke, hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, 1. Abteilung, Band 14 und 15, Weimar 1887 f. Goethes Faust, hrsg. von Georg Witkowski, Band 1 und 2, 5.Aufl. Leipzig 1919. Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, hrsg. von Erich Trunz, Band III, 7.Auflage, Hamburg 1964 - Franz Grillparzer, Ein Bruderzwist in Habsburg, Vers 2378.

3b Zur ideellen Interpretation des Schlußchores vgl. Blanka Horacek, Das Wahre, das Gute und das Schöne in Goethes Dichtung, in: Festschrift für Otto Höfler zum 65. Geburtstag, hrsg. von Helmut Birkhan und Otto Gschwantler, Wien 1968, S.259.

4 Vor 11844.

5 Vor 11854.

6 Vor 12069.

7 Vers 11962.

8 11296 So seh' ich in allen
Die ewige Zier.

9 "Brudersphären" ist Genitivattribut. "Wenn steht für "Wenn auch". "Mag" hat die alte Bedeutung "kann".

10 Das letzte Lied Mignons in "Wilhelm Meisters Lehrjahre" (8. Buch, 2. Kapitel), eine Vorschau ihrer Verklärung, für seine sechzehn Zeilen ebenfalls diesem Vers- und Strophenmaß:

...
5 Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.
...
16 Macht mich auf ewig wieder jung!

Die innere Verwandtschaft mit dem "Faust"-Schluß - Umgestaltung in das Ewige - erhellt unter anderem aus der Ähnlichkeit desselben mit den Exequien Mignons, in denen Chöre, Knaben- und Jünglingsgesänge die Szene beherrschen.

Zwei weitere Beispiele, die sich diesem geistigen Rahmen fügen - allerdings nur im Maß der Zeile, nicht auch in dem der Strophe, die dort durch Schweifreim gekennzeichnet ist, sind Goethes Gedankenlyrik zu entnehmen: "Eins und alles" und "Vermächtnis". Schon die Titel deuten auf den Tiefgang der ideellen Aussage. Allen angeführten Texten mit Zeilen zu vier Jamben liegt dasselbe vergeistigte Weltbild des Fort-Lebens im Gegensatz zum Memento mori zugrunde. Das unvergängliche Schicksal des Menschen ist im Gewande dieser einfachen Verse frühchristlicher Hymnik am reinsten in Worte gefaßt.

11 Vgl. unten S.17.

12 Man vergleiche etwa Beginn und Schluß des Hexeneinmaleins (2540-2552), die durch Dreireim hervortreten. Der letzte Vers weist überdies doppelte Länge auf.

13 Andreas Heusler, Deutsche Versgeschichte III (Grundriß der germanischen Philologie 8, 3), Berlin und Leipzig 1929, S.321.

14 Blanka Horacek, Das Wahre, das Gute und das Schöne in Goethes Dichtung, S263 f.

15 vor Vers 11989.

16 Wir finden sie auch im Aufgesang des Liedes der Mutter, Faust 51788 ff., das an Charakterstücke Neidharts von Reuental erinnert. - Mit einer eingeschobenen Zeile folgt diesem Schema Goethes "Heidenröslein".

17 Dieselbe Strophenart weist, von kürzeren Versgruppen begleitet, auch der Marienhymnus des Doctor Marianus auf (11997-12012, 12024-12031).

18 Vgl. etwa: Allgemeines deutsches Commersbuch, 25. Ausgabe, Lahr 1882. Nr. 83: "Stimmt an mit hellem hohen Klang, Stimmt an das Lied der Lieder...". Gotteslob, Katholisches Gebet- und Gesangbuch, Österreichteil, Klagenfurt, Wien 1975, Nr.851: "Herr ich bin Dein Eigentum, Dein ist ja mein Leben...".

19 Z.B. Des Minnegesangs Frühling 61, 18: Heinrich von Veldeke, "Dû men der rechter minnen plach, dû plach men ouch der êren...". - Für das Mittelhochdeutsche wird regelmäßig Trochäendiktion ohne oder mit Auftakt angenommen. Im Falle der Pausierung des vers-schließenden vierten Taktes (x́x/x́x/x́x/∧∧) sprechen wir von weiblich stumpfen Viertaktern, bleibt die Pause weg, von weiblich vollen Dreitaktern (x́x/x́x/x́x), bei Dehnung des dritten und letzten Hochtongipfels vor schwacher Hebung (x́x/x́x/–́/x̀) von klingendem Schluß bzw. von klingend vollen Viertakter. In Takten, die durch eine einzige Silbe gebildet werden (–́) ist diese doppelt lang zu artikulieren und stark betont.

Es folgt ihr unmittelbar die Hebung des nächsten Taktes, die aber schwächere Qualität besitzt (x̀x). Die doppelmorige Hebung (-́) wird auch "beschwerte Hebung" genannt.

20 Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe, Berlin 1922, Zweiter Teil, Gespräch vom 6. Juni 1931.

21 Wolfram von Eschenbach, Parzival, ed. Karl Lachmann, 6. Ausgabe (Eduard Hartl), Berlin und Leipzig 1930. Vers 827, 19

swes leben sich sô verendet,
daz got niht wirt gepfendet
der sêle durch slîbes schulde,
und der doch der werlde hulde
behalten kan mit werdekeit,
daz ist ein nützi̇u arbeit.
...

21a Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachs poetische Sendung.

22 Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt. Regieanweisung vor Vers 1.

23 Faust, Vers 516.

24 485.

25 512 f.

26 478 f.

27 Faust
(Geist:)
512 Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir! (Verschwindet.)
(Faust, zusammenstürzend:)
Nicht dir?
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir! (Es klopft)

28 3526.

29 Faust. Vers 3456.

29a Weitere Versunebenheiten lassen in dieser Szene ebenfalls Beziehung zum jeweiligen Inhalt erkennen: 4484-4497, 4520-4527, 4551-4562.

30 12092. Vgl. oben.

31 Vgl. unten.

32 Regieanweisung vor Vers 4613.

33 Vers 4613.

34 Vgl. etwa Goethes Huldigungen an kaiserliche Persönlichkeiten: "Der Kaiserin Platz" (1810), "Iro der Kaiserin von Österreich Majestät" (1812), "Iro des Kaisers von Österreich Majestät" (1812), "Iro der Kaiserin von Frankreich Majestät" (1812).

35 Vgl. Otto Behaghel, Deutsche Syntax (Germanische Bibliothek I/1/10/4) Heidelberg 1932, S.4.

36 Als Beispiele für die resumierend-steigernde, überleitende, weiterweisende oder allgemeingültige Bedeutungsfunktion der stanzenschließenden Reimpaare sollen in einer späteren Veröffentlichung aus vier Stanzengedichten angeführt werden, deren Gemeinsamkeit darin besteht, daß sie nicht bestimmten Persnlichkeiten gewidmet sind, daß man sie vielmehr als weltanschau-liche Emanationen des dichtenden Individuums bezeichnen kann, als Schau in den zeitlichen und überzeitlichen, in den sinnlichen und übersinnlichen Raum des von gnadenhafter Berufung erfüllten Daseins. - Vgl. dazu: Georg Witkowski, Goethes Faust, 5. Aufl., Leipzig 1919, 2. Band, S.189: "Die hier angewendete Form der Stanze dient Goethe seit den achtziger Jahren häufig zu Selbstbekenntnissen elegischer Färbung".

37 Die Wendung der Schlußstrophe in die Zukunft ist auch in anderen Stanzengedichten zu beobachten.

38 Als syntaktisches Detail wäre anzumerken, daß die ersten drei Strophen mit einem Subjektspronomen, daß auf die Mitmenschen hinweist, beginnen, während sich das eröffnende Satzglied der letzten Strophe, eine Ergänzung im vierten Fall, auf den Dichter als den

Empfänger der Eingebung bezieht.

39 Mit Ausnahme des Beginnes der Schlußstrophe werden in der Zueignung alle Strophen und zweiten Halbstrophen durch das Subjekt eröffnet.

40 Faust. Ein Fragment, Vers 1890-1912. - In der ebenfalls in Italien entstandenen mittelalterlichen "Hexenküche" bedient sich der Dichter dagegen ganz bunt gestimmter Versifikation, obwohl auch hier ein Verwandlungsprozeß angestrebt wird, aber eben kein natürlicher, sondern ein zauberischer (vgl. oben S.5). - Zu Beginn des Zweiten Teiles drückt Goethe die Teilhabe Fausts an dem von Elfen gepriesenen Metamorphoseprozeß in Terzinen aus (Vgl. oben S.21). - Im dritten Akt begegnet und das Motiv antik-mythologischer Verwandlung in Tetrametern (Vgl. unten S.30). So weist die Verssprache paralleler Grundvorstellungen vier verschiedene Formen auf, je nachdem ob Zauber (wechselnde Rhythmen), Naturwirklichkeit (Blankverse) idealisierte Natur (Terzinen) oder Mythos (Tetrameter) den Kontext bilden.

41 Vgl. Faust, Vers 9367-9371, 9377

42 Vgl. Goethe, West-östlicher Divan, Buch Suleika:

> Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden
> Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;
> Dilaram schnell, die Freundin seiner Stunden,
> Erwiderte mit gleichem Wort und Klang.
> ...

43 Andreas Heusler, Deutsche Versgeschichte III, S. 178.

44 Siehe unten s:32.

45 Zur Korrektur der schwachen Hebung im vierten Takt von 8491 und 8495 vgl. unten S.22.

46 Ein antiker Versfuß, der aus zwei Kürzen besteht, heißt Pyrrhichius. Er ist steigend bein Jambus (◡◡́), fallend beim Trochäus /◡́◡).

47 U.a.: Helena 2, Faust 8490: Text oben S.21. Helena 35, Faust 8531: oben S.22.

48 Ebenso Helena 236, Faust 8773.

49 Ebenso Helena 222, FAust 8759. Hier auch Verbesserung der Verbstellung durch Umwandlung des Hauptsatzes in einen Nebensatz:

> Helena
> (Phorykas:)
> 220 Tief eingewurzelt wohnet in beyden alter Haß
> Und wenn sie auf dem Wege sich auch irgendwo
> Begegnen, jede sogleich der Gegnerin den Rücken kehrt.
> Faust
> (Phorykas:)
> 8757 Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
> Daß, wo sie immer irgend auch des Weges sich
> Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.

50 Nur ausnahmsweise geht der Schritt von Unregelmäßigkeit zu Gleichmaß, wie Helena 220, Faust 8757. Text siehe oben Anmerkung 49.

51 Vor Vers 6819.

52 Vers 10054, 10049.

53 Zur Auszeichnung des Anfangs vgl. oben.

54 Vor 10039.

55 Vers 10064.

56 J.Minor, Neuhochdeutsche Metrik, 2. Aufl., Straßburg 1902, S.271.

57 Ebenda S.309.

58 Gen. 3, 5.

59 Vgl. Goethes Regieanweisung nach Vers 10038.

60 Wie sich in 8924 der Wechsel des Metrums vom Trochäus zum Daktylus im Hauptinteresse der logischen Betonung anbietet, so ergibt sich für Vers 334 des Prologs im Himmel die analoge Tendenz hinsichtlich der Vertretung eines Jambus durch einen Trochäus. Auch hier wäre ein wichtiges Wort ("Staub") gegen den rhythmischen Fluß, der ihm die Senkung zuordnet, in Hebung zu setzen. Seine wesentliche Bedeutung geht aus dem Zusammenhang und aus späteren Äußerungen des Sprechers, dessen Muhme die Schlange ist und der mit diesem Wort seine Identi-

tät offenlegt, klar hervor.

Faust
(Mephistopheles:)
334 Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

(Eine Rettung der Jambensprache ergäbe sich, wenn man den Begriff "Staub" mit dem in 292 gebrauchten "Quark" gleichsetzt und ihn wegen dieser Rückbeziehung nicht mehr betont, vielmehr das "soll" hervorhebt, das der fanatischen Intention des Teufels Ausdruck verleiht.) - Brüskierungen des Metrums ähnlicher Art finden sich im "Faust" nicht selten. Sie fallen natürlich nur ins Gewicht bei Versgruppen von sonst regelmäßiger Alternation. Der freie Knittelvers, der ja laufend die Akzentuierung wechselt, bietet für derartige Auszeichnungen keine Handhabe.

61 Zur Auszeichnung der Kadenz siehe oben.

62 "Zieht uns hinan". Vgl. oben.

63 Vers 9626 f.

64 Björn Collinder, Versbau, Goethe und kein Ende, S. 111, 113.

Die Schreibweisen *cansa* 'mit' und *canssa* 'Volk' im alten Schriftfinnischen

Osmo IKOLA
Turku

Wenngleich die alte finnische Schriftsprache an sich nicht zum zentralen Themenkreis Björn Collinders gehört, hat er sich gelegentlich auch mit dieser Sprachform beschäftigt (vgl. Collinder 1951).

In den Werken von Mikael Agricola wird die Entsprechung der heutigen finnischen Postposition *kanssa* 'mit' mit einfachem *s (cansa)*, die Entsprechung des Substantivs *kansa* 'Volk' dagegen meistens mit doppeltem *s (canssa, Canssa)* geschrieben. Sonst wird die Postposition in der Sprache des 16. und 17. Jahrhunderts meistens *cansa*, das Substantiv entweder *cansa* oder *canssa* geschrieben. (Vgl. Ojansuu 1909: 20; Rapola 1933: 189-190; Rapola 1966: 244-245.) Wie ist diese Erscheinung zu erklären?

Da Agricola in vielen Hinsichten maßgebend ist, betrachte ich zuerst seinen Sprachgebrauch. Rapola nennt die oben aufgeführte Eigentümlichkeit einen lediglich orthographischen Zug, ein bewußtes Streben, zwischen zwei Homonymen mit graphischen Mitteln zu unterscheiden (Rapola 1933: 190). Mägiste sagt, die Schreibweise *canssa* 'Volk' sei erwartungsgemäß, da Agricola ein *s* nach einem Nasalkonsonanten bzw. einem *l* oder *r* oft doppelt schreibt, z. B. *anssion* (Gen. Sg. von *ansio* 'Verdienst'), *tylssen* (Gen. Sg. von *tylse 'stumpf')*, *murssi (=mursi* Impf. 3. P. Sg. von *murtaa* 'brechen'). Die Schreibweise *cansa* 'mit' erklärt Mägiste damit, daß Agricola den Ausdruck als einen Inessiv aufgefaßt hatte. Die Inessivendung hat sonst entweder ein einfaches oder doppeltes *s*, Agricola habe aber bewußt das zuerstgenannte gewählt, um das Wort vom Substantiv zu unterscheiden. (Mägiste 1935: 6-8.)

Niilo Ikola teilt Mägistes Meinung, indem er sagt, daß die Postposition 'mit' Agricola in der Form *kansa* bekannt gewesen sei und er diese Aussprache mit einfachem *s* habe wiedergeben wollen; mit der Schreibweise *canssa* 'Volk' habe er dagegen tatsächlich die doppelkonsonantische Aussprache gemeint. Das ließe sich durch die südwestfinnische Gemination erklären, da diese Erscheinung in jener Mundart in

gewissen Kasusformen des Wortes vorkommt. Niilo Ikola meint, daß Agricola die Begrenzungen dieser mundartlichen Erscheinung nicht gekannt und deshalb den Doppelkonsonanten in allen Formen verallgemeinert habe. (Niilo Ikola 1935: 452-454.)

Wie Niilo Ikola bemerkt (a.a.O. 452), überschätzt Mägiste sicher Agricolas sprachwissenschaftliche Kenntnisse, wenn er annimmt, daß dieser die Postposition *kanssa—kansa* 'mit' mit dem Kasus Inessiv in Verbindung zu setzen wußte. Andererseits scheint es mir, daß Niilo Ikola Agricolas Vertrautheit mit den SW-Mundarten um einiges unterschätzt hat. In gewissen, mit Agricola ungefähr zeitgenössischen Sprachdenkmälern kommen Formen mit der SW-finnischen Gemination vor, bei Agricola trifft man aber keinen einzigen einwandfreien Beleg für diesen mundartlichen Zug an (Rapola 1933: 101-102). Wären ihm Natur und Grenzen dieser Erscheinung nicht bekannt gewesen, so wären wahrscheinlich wenigstens vereinzelte Formen mit der mundartlichen Gemination in seine Texte eingeschlüpft. Gerade seine Konsequenz dieser Erscheinung gegenüber zeugt m. E. für eine gute Vertrautheit mit dieser Mundart.

Nach den Aufsätzen von Mägiste und Niilo Ikola sind zwei wichtige Hilfsmittel herausgegeben worden, die das Suchen nach neuen Lösungen für unser Problem erleichtern. Ich meine erstens Kettunens Mundartenatlas mit Kommentaren (Kettunen 1940 A und B) und zweitens die Konkordanz über Agricolas Werke (Index Agricolaensis).

Agricola wurde um 1510 in Pernaja (schwed. Pernå; etwa 70 Kilometer östlich vom heutigen Helsinki) geboren. Die Ortsnamen bezeugen, daß Pernaja zu Agricolas Zeiten noch zum großen Teil finnisch war, obwohl es jetzt schwedisches Sprachgebiet ist (Rapola 1962: 34). Agricola erlernte dort als Kind die finnische Sprache. Seine Schulbildung erhielt er in der damals südostfinnischen Stadt Viipuri. In jungen Jahren siedelte er nach dem in Südwest-Finnland gelegenen Turku über und vollbrachte hier sein eigentliches Lebenswerk. Die Forschung hat nachgewiesen, daß alle Mundarten, in deren Einflußbereich er gelebt hat, gewisse Spuren in der Sprache seines Schaffens hinterlassen haben, die Mundart des Turkuer Raumes jedoch im Mittelpunkt steht. (Rapola 1962: 33-40.)

Kettunens Atlas enthält eine Karte über die Postposition *kanssa* 'mit' (Kettunen 1940: Karte 117). Pernaja liegt am Rande des sog. SO-tavastländischen Mundartgebietes. Kettunens Karte läßt erkennen, daß das Wort in dieser Gegend normalerweise apokopiert ist (*kans*), vor einem Possessivsuffix aber einen Doppelkonsonanten aufweist (z. B. *kanssain* 'mit mir') (Kettunen 1940 A: Karte 117; B: 210). Da sich diesem Wort sehr oft ein Possessivsuffix anschließt, können

wir vermuten, daß Agricola an seinem Geburtsort gelernt hat, daß es ein Doppel-*s* hat, falls darauf noch ein Vokal folgt.

Die SO-Mundarten um Viipuri herum und auf der Karelischen Landenge haben (d. h. hatten, als das Gebiet noch finnisch war) größtenteils dieselbe Vertretung wie die SO-tavastländischen Mundarten. Auf einem begrenzten Raum unmittelbar östlich von Viipuri kommt neben dieser Vertretung auch eine Vertretung mit einfachem *s* (d. h. *kansa*) vor. (Kettunen 1940: Karte 117.) Es ist möglich, daß in der Stadt Viipuri beide Vertretungen bekannt waren. In weitem Raume um Viipuri herum war jedenfalls die Vertretung dieselbe wie in der Pernaja-Gegend, d. h. *kans* 'mit', aber *kanssain* 'mit mir'.

Die Stadt Turku liegt bekannterweise auf der Grenze zweier Mundartgebiete. Die Übergangsmundart streckt sich wie ein Keil von Nordosten her bis nach der Stadt Turku. Hier gelten in Bezug auf dieses Wort die gleichen Prinzipien wie in der SO-tavastländischen Mundart, d. h. *kans* 'mit', aber *kanssan(i)* 'mit mir'. Diesem entspricht die vorherrschende Vertretung in der SW-Mundart östlich von Turku, daneben kann aber nach Kettunens Karte auch die Vertretung mit einem einfachen *s* vorkommen (also *kansan(i)* 'mit mir'). In der westlich und nördlich von Turku gesprochenen SW-Mundart ist dies die einzige Vertretung.

Welche Lautgestalten für die Postposition *kanssa—kansa* Agricola aus verschiedenen Mundarten bekannt waren, können wir also nicht genau wissen. Die Grenzen haben sich ja auch verschieben können. Auf jeden Fall gibt es gute Gründe zu vermuten, daß ihm sowohl aus Pernaja und Viipuri, als auch aus Turku eine Vertretung mit meistens apokopierter Postposition bekannt war, die aber vor einem Possessivsuffix ein Doppel-*s* hatte. Wählte er diese Vertretung als Ausgangspunkt, so muß das Wort nach seiner Auffassung mit einem Doppel-*s* ausgesprochen worden sein, wenn es nicht apokopiert war.

Nach dem Obengesagten ist es sehr möglich, daß bei der Postposition *kanssa* die Aussprache mit Doppel-*s* ausschlaggebend war, während das Substantiv *kansa* ja überall (von einigen Kasusformen mit Gemination in den SW-Mundarten abgesehen) ein einfaches *s* hatte. Trifft diese Hypothese zu, dann hat Agricola in beiden Fällen mit seiner Schreibweise eine mit der heutigen Hochsprache identische Aussprache wiederzugeben beabsichtigt.

Die stimmlosen Doppelkonsonanten *kk*, *tt*, *pp* werden bekanntlich bei Agricola wie auch sonst in der alten finnischen Schriftsprache sehr oft nach Nasalkonsonanten und oft auch nach *r* und *l* mit nur einem Buchstaben geschrieben, während die entsprechenden Einzelkonsonanten mit *g*, *d*, *b* geschrieben werden. Eine wichtige Ursache dafür liegt ohne

Zweifel im schwedischen Einfluß, denn, wie Björn Collinder sagt: "since olden times (perhaps even since the Primitive Scandinavian epoch), every voiceless consonant in the Swedish spoken in Finland has been lengthened when it occurs immediately after a voiced consonant (the Swedish inhabitants of Finland usually say, for example, *Turkku* instead of *Turku*)" (Collinder 1951: 80; siehe auch Rapola 1933: 80, 83-85).

Agricola schreibt z. B. *palca* (=*palkka* 'Lohn'), *Kirko* (=*kirkko* 'Kirche'), *Testamenti* (=*testamentti* 'Testament'), *sortihin* (=*sorttihin* 'man unterdrückte'), *corpi* (=*korppi* 'Rabe'), *tompelina* (=*tomppelina* 'Tölpel', Ess. Sg.).

Wenn man diese Tatsache in Betracht zieht, ist es m. E. durchaus zu erwarten, daß auch ein Doppel-*s* nach *n* (und nach *l* und *r*) mit nur einem Buchstaben geschrieben wurde. Die Konsonanten *k*, *t*, *p*, *s* sind alle stimmlos und erscheinen als einzige Konsonanten des Finnischen nach einem stimmhaften Konsonanten als Geminata. Das, was vorhin über die schwedische Aussprache der stimmlosen Konsonanten nach einem stimmhaften Konsonanten gesagt wurde, gilt dem *s* genauso wie dem *k*, *t* und *p*. Schreibt Agricola *Tontu* für *tonttu* 'Kobold, Heinzelmännchen', so darf es uns keineswegs überraschen, wenn er *cansa* für *kanssa* 'mit' schreibt.

Wie können wir uns die Schreibweise *canssa* für *kansa* 'Volk' erklären? Wie schon gesagt, schreibt Agricola sehr oft ein einfaches *s* nach einem Nasalkonsonanten bzw. *l* oder *r* doppelt, z. B. *kerssie* (=*kärsiä* 'leiden', Agricola II: 360). Wie dies zu erklären ist, ist wieder ein anderes Problem; auf jeden Fall aber steht die Schreibweise *canssa* für *kansa* 'Volk' mit Agricolas orthographischen Prinzipien völlig im Einklang. Auf diese Weise konnte er, von seinen Grundsätzen ausgehend, zu dem Ergebnis gelangen, daß *kansa* 'Volk' mit *ss*, dagegen aber *kanssa* 'mit' mit einfachen *s* geschrieben wurde. Aus unserer Sicht ist diese Praxis überraschend, aber zu Agricolas Zeiten hatte sich der Grundsatz, daß Einzelkonsonanten mit einem, Doppelkonsonanten aber mit zwei Buchstaben geschrieben werden, noch nicht stabilisiert.

Wie ist es denn möglich, daß kein Forscher früher auf den Gedanken gekommen ist, daß Agricola mit der Schreibweise *cansa* 'mit' vielleicht die Aussprache *kanssa* bezweckte? Eine natürliche Erklärung dafür ist - wie ich mit Hilfe von Index Agricolaensis habe feststellen können -, daß in Agricolas Werken kein einziger einwandfreier Beleg für die Phonemkombinationen /nss/, /lss/, /rss/ aufzufinden ist. Z. B. für *tanssi* 'Tanz' steht bei Agricola *tantzi* (lies: *tantsi*, Agricola III: 555, 556 und anderswo) und für *skanssi* 'Schanze' entsprechend *scantzi*, *skantzi* (Agricola II: 374, III: 771 usw.). Es ist möglich, daß *Wersu* 'Vers' (*ette cungin alla cadhexan Wersue on. Eike yxiken Wersu ole*, Agricola III:

388) ein Beleg für /rss/ ist, unsicher ist aber, ob die Lesart *värssy* oder *värsy* gemeint ist. Ebenso unsicher ist *pärsu, persu, persy, perssu, perssy* 'Kelter' (z. B. Agricola I: 507, III: 463, 620, 639, 726; vgl. Streng 1915: 177). Weiter: *söö, ioo, hacka hirssi ia alkw* (Agricola I: 7). Hier ist *hirssi* wahrscheinlich *hirsī* zu lesen, d. h. Partit. Pl. von *hirsi* 'Balken, Baumstamm'. Ist dies der Fall, dann steht er mit der vorhin gegebenen Auffassung völlig im Einklang.

Abschließend will ich noch zusammenfassen: Mehrere Umstände sprechen dafür, daß Agricola die heutigen Lesarten *kansa* 'Volk' und *kanssa* 'mit' im Sinn hatte, als er *canssa* 'Volk' und *cansa* 'mit' schrieb. In den Zeiten kurz nach Agricola war die Schreibweise von *kansa* 'Volk' schwankend, während die Postposition meistens mit einem *s (cansa)* geschrieben wurde. Wahrscheinlich schwankte die Lesart der Postposition: man hat das Wort *cansa* bald *kanssa*, bald *kansa* gelesen, je nach der Mundart des Betreffenden. Völlig folgerichtig schreiben nur die Bibel von 1642 und Jonas Raumannus, der das Manuskript dieser Bibel ins reine abgeschrieben hat: immer *cansa* 'mit', aber *Canssa* 'Volk'. Erst Henrik Florinus, der die Sprache des finnischen Bibeltextes für die nächste Ausgabe (1685) revidierte, hat konsequent die umgekehrte Schreibweise benutzt: *canssa* 'mit', *cansa* 'Volk'. In der Praxis aber schwankte der Gebrauch auch nach Florinus noch längere Zeit. (Niilo Ikola 1935: 455-457.)

LITERATUR

AGRICOLA, Mikael I-III: Teokset I-III. Porvoo 1931.

COLLINDER, Björn 1951: Pecularities of the Usage of Michael Agricola, the Earliest Finnish Writer. Pühendusteos Johannes Aavikule. Lund.

IKOLA, Niilo 1935: Vanhan kirjasuomen *kansa* ja *kanssa*. Virittäjä 39. Helsinki.

INDEX Agricolaensis: I. A-P. II. Q-Ö. Käänteisluettelo. Kotimaisten kielten tutkimuskeskuksen julkaisuja 11. Helsinki.

KETTUNEN, Lauri 1940 A-B: Suomen murteet. III. A. Murrekartasto. B. Selityksiä murrekartastoon. Helsinki 1940.

MÄGISTE, J. 1935: Sm. Agricola *cansa* 'cum' ja eL kirjakeele *kahn*. Eesti Keel XIV. Tartu.

OJANSUU, Heikki 1909: Mikael Agricolan kielestä. Helsinki.

RAPOLA, Martti 1933: Suomen kirjakielen historia pääpiirteittäin. I. Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran toimituksia 197. Helsinki.

- 1962: Vanha kirjasuomi. Tietolipas 1. Toinen, uudistettu painos. Helsinki.

- 1966: Suomen kielen äännehistorian luennot. Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran toimituksia 283. Helsinki.

STRENG, H. J. 1915: Nuoremmat ruotsalaiset lainasanat vanhemmassa suomen kirjakielessä. Helsinki.

Apokope und Synkope im Inarilappischen

Erkki ITKONEN
Helsinki

1. Im Urlappischen hat der herrschenden Ansicht gemäß in den aus dem Frühurfinnischen ererbten Wortformen keine Apokope stattgefunden. Dagegen kann in einigen konsonantstämmigen Verben und Partikeln eine urlappische Synkope konstatiert werden, z.B. lpN *nâw'det*, I *nabdeð* (< urlp. **nằm̀-Dè-δèk*) 'nennen, benennen, einen Namen geben' (vgl. N *nâmmâ*, I *nomma* 'Name'); N *vâr'det*, I *vardeð* (< urlp. **vằr̀-Dè-δèk*) 'bluten' (vgl. N *vârrâ*, I *vorra* 'Blut'); N *loak'tet*, I *loaptið* (< urlp. **lȍp̀-tè-δèk*) 'beenden' (vgl. N *loap'pâ*, I *loppa* 'Ende'); N *bæl'dě̆* (< urlp. **pèl̀-Dè*) 'on or from such and such a side, in or from such and such a direction, usw.', I *pelni* (< urlp. **pèl̀-nè*): *mun kuddim stuorra kuolijd p.* 'ich bekam die großen Fische von beiden Seiten (des Zugnetzes, als das Zugnetz gezogen wurde; nicht aus dem Sack des Zugnetzes)' (vgl. N *bælle*, I *peeli* 'Seite; halb; Hälfte, der eine Teil von einem Paar'). Auch kam Vokalkontraktion (z.B. urlp. 1. Sg. Prät. **mằǹim* 'ich ging' < frühurfi. **menejem*) vor, auf welche Erscheinung ich in diesem Zusammenhang jedoch nicht eingehe.

In allen heutigen Dialekten des Lappischen erscheint der Schwund von urlp. Vokalen, in den einzelnen Dialekten auf unterschiedliche Weise. Gegenstand unserer Betrachtung ist das Inarilappische, ihren Ausgangspunkt bilden die urlp. Verhältnisse.

2. In der ersten Silbe kommt sehr selten ein durch schnelles Sprechtempo verursachter Vokalschwund vor. Frans Äimä hat den Satz *lii t* (< *tot*) *ubba kurgo* 'das ist ja ein langer Laban' aufgezeichnet.

3.1. In einer entweder ursprünglich offenen oder nach dem Schwund des silbenauslautenden Konsonanten offen gewordenen zweiten Silbe haben sich die stammauslautenden Vokale im allgemeinen erhalten. Dies betrifft auch die schwächsten Vokale, d.h. den Vertreter von urlp. dunklem *a* und die im Inarilappischen entwickelten *i* (< urlp. **è*) und *u* (< urlp. **ò*), die allerdings meistens nach einem stimmlosen Konsonanten stimmlos und nach einer starkstufigen Geminata bzw. Konsonantenverbindung überkurz geworden sind. In unseren in

grober Transkription wiedergegebenen Beispielen berücksichtigen wir diese qualitativen und quantiativen Verschiedenheiten nicht. Neben Fällen des Erhaltens erscheint jedoch auch der Schwund dieser Vokale entweder als von schnellem Sprechtempo verursachte sporadische Erscheinung oder dann in gewissen Ausdrucksweisen sowie zusammengesetzten Wörtern. Ein sehr beachtlicher Teil von Schwundfällen vertritt die Elision oder den Schwund eines Vokals vor einem anderen Vokal.

3.2. Beispiele für Apokope: *nube kerđ* (< *keerđi*) 'ein anderes Mal; *kolm* (~*kolma*) *njäähi* 'gefrorene Quappe'; *ij koost* (~*koosta*) 'kommt nicht vorwärts'; *kulm* (~*kulma*) *soati-almaah* 'drei Soldaten'; *kyeht* (~*kyehti*) *ulmuu* 'zwei Leute'; *kyeyt pele* 'auf beiden Seiten' (vgl. *kyeyti tīime keččin* 'nach zwei Stunden'); *moadd* (< *moaddi*) *ulmuu* 'einige Leute'; Gen.-Akk. Sg. *oout* (< *oouta*) v. *ohta* 'eins', z.B. *oout kukkosiih* '(sie sind) von derselben Größe', *oout määdhi* 'zusammen (fahren od. gehen)'; 2. Sg. Imperat. *pyeyt* (~ *pyeyti*) v. *pyehtiđ* 'bringen'.

3.3. Eine eigene Gruppe bilden zwiesilbige Partikeln mit einem kurzen stammauslautenden oder suffixialen Vokal in der offenen zweiten Silbe, die wegen entweder der druckschwachen Stellung im Satz oder schnellen Sprechtempos oft unabhängig von der Qualität des Vokals apokopiert vorkommen, z.B. *aln*, *an* (~*alne*) 'auf (wo?), von: *pæŋkk-aln*, *pæŋkk-an* (< *pææŋka alne*) 'auf der Bank', *ool* (~*oola*) 'auf (wohin?)': *pæŋkk-ool* (< *pææŋka oola*) 'auf die Bank'; *kal* (~*kale*) 'sicher, wohl', *kuȧtt*, *kuȧt* (~*kuȧttȧ*) 'über (etw. sprechen)'; *kost* (heute nur die apokopierte Form, bei A. V. Koskimies 1886 auch *koste*) 'wo, wovon', *kuuz* (bei Koskimies auch noch *kuuza*) 'wohin'; *kuȧvl*, *küul* (~*kuȧvlu*) 'neben, bei an'; *lunn* (~*lunne*) 'bei, von', *luuz* (~*luuza*) 'zu'; *mielđ*, *melđ*, *milđ* (~*mielđi*) 'mit, zusammen mit einem'; *nȧȧl*, *naal*, *nȧl*, *nal* (~*nȧȧlȧ*) 'wie, nach Art - - -, auf - - - Weise; wie, ähnlich wie', *näӓyt* (~veraltet *näӓyti*, *näyti*) 'so, auf diese Weise'; *peht* (~*pehti*) 'über, via, durch; mit Hilfe'; *peln* 'auf der Seite von etw.: *nizzonij peln* 'auf der Frauenseite (in der Kirche)' (als Postposition immer apokopiert; über das nichtapokopierte Adverb *pelni* s. oben Punkt 1); *tuȧh* (~*tuȧhȧ*) 'hinter (wohin?)'; *tušš*, *tuš* (~*tuše*) 'nur'; *val* (~*vala*) 'noch'; *vuȧl* (~*vuȧlȧ*) 'unter (wohin?)', *vyeln* (~*vyelni*) 'unter (wo?)'; *vuȧst* (~*vuȧstȧ*) 'gegen, entgegen'.

3.4. Noch stärker waltet die apokopierte Vertretung in urspr. zweisilbigen Flexionsformen von einsilbigen Pronominal- und Verbalstämmen, in denen der Schwund des auslautenden Vokals beinahe regelmäßig ist. Z.B. Ill. Sg. *keӓz* (< urlp.**kèƷă̈n*), Lok. Sg. *keӓst*, *kest* (< urlp. **kèšt̀è* od. **kè-stè*), Komit. Sg. *keӓin* (< urlp. **kèǰnă* od.* *ḱejńa*), Akk.

Pl. *keäjđ* (< urlp. **kɛ̀ǰDè* od. **kɛ̀jDè*), Ill. Pl. *keäiđ* (< urlp.? **kɛ̀jDăn*), Lok. Pl. *keäjn* (< urlp. **kɛ̀ǰnè* od. **kɛ̀jnè*) v. *kii* 'wer; der'; Ill. Sg. *mooz*, Lok. Sg. *mast*, Komit. Sg. *mooin*, Akk. Pl. *majđ* (~selten *majđe*), Ill. Pl. *mooiđ*, Lok. Pl. *majn* (~Koskimies auch *majne*) v. *mii* 'welcher, was'; Ill. Sg. *tààz*, *taaz*, Lok. Sg. *täst*, Komit. Sg. *tààin*, *taain*, Akk. Pl. *täjđ*, Ill. Pl. *tààiđ*, *taaiđ*, Lok. Pl. *täjn* v. *tààt*, *taat* 'dieser'; Ill. Sg. *tooz*, Lok. Sg. *tast*, Komit. Sg. *tooin*, Akk. Pl. *tajđ*, Ill. Pl. *tooiđ*, Lok. Pl. *tajn* (~Koskimies auch *tajne*) v. *tot* 'es'; Lok. *must* (~*muste*, phonetisch *mustè*), Komit. *muuin* v. *mun* 'ich'; Lok. *tust* (~*tuste*), Komit. *tuuin* v. *tun* 'du'; Lok. *sust* (~*suste*), Komit. *suuin* v. *sun* 'er, sie'; Lok. *mist* (~Koskimies auch *miste*) v. *mij* 'wir'; Lok. *tist* v. *tij* 'ihr'; Lok. *sist* (~Koskimies auch *siste*) v. *sij* 'sie (Pl.)'; 1. Pl. Prs. *lep* (< urlp. **lɛ̀ṗè*), 1. Du. Prät. *lææim*, *laaim* (< urlp. **lɛ̀jmăn*), 2. Du. Prät. *lææid*, *lààid* (< urlp. **lɛ̀jDăn*), 3. Du. Prät. *lææin*, *lààin* (< urlp. **lɛ̀inăn*), 1. Pl. Prät. *lejm*, *lijm* (< urlp. **lɛ̀jmèk*), 2. Pl. Prät. *lejđ*, *lijđ* (< urlp. **lɛ̀jDèk*) v. *leðe* 'sein'; 1. Pl. Prs. des neg. Verbs *ep* (~Koskimies auch *epe* < urlp. **ɛ̀ṗè*). (Als nichtapokopiert haben sich die Partitive von Pronomina erhalten, z.B. *maðe* v. *mii* 'welcher, was', *täðe*, *tääði* v. *tààt*, *taat* 'dieser', *muðe* v. *mun* 'ich', *miðe* (Koskimies) v. *mij* 'wir', ferner der Essiv *mane* v. *mii* 'welcher, was' und der Infinitiv *leðe* 'sein'.)

3.5. Die sporadischen Synkopefälle können in zwei Gruppen geteilt werden. Zu der ersteren gehören die Vokale im Innern des Stammes von urspr. drei- und viersilbigen Ableitungen. Die Synkope kann alle nichtkontrahierten Vokale betreffen. Z.B. *kàlldu h* (~*kàllàduh*) 'Netzstock, Maschenstock (zum Netzknüpfen; man hält ihn beim Knüpfen in der linken Hand)'; *kuoccgađđað* (~*kuocagađđað*) 'an mehreren Stellen faulen, vermodern (z.B. das Netz)'; *kuovllahčað* (~*kuovlalahčað*) 'dann und wann, mehrmals gucken'; *lækksuđđað* (~*lækkasađđað*) '(mehrmals od. von mehreren Subjekten) sich öffnen'; *lippraššað* (~*lipparaššað*) 'sich hin und her wälzen (ein Hund, wenn er froh ist)'; *mattsaš* (~*mattasaǯ*) von der Größe von'; Gen.-Akk. Sg. + Poss.-Suff. d. 1. P. *màcchan* v. *mààccuh* 'Lappenmantel'; *mànnđàǯ* (~*mànnuđàǯ*, *mànuđàǯ*) 'Mond'; *miälđlaskàrbàh* 'zwei Boote, von denen das eine an dem anderen festgemacht ist' (vgl. *miälđàlaskiälhàh* 'mehrere aneinandergebundene leere Schlitten, die von einem Ren gezogen werden'); *njommuš* (phonetisch *ńom̃muš* < **ńomm*^{b}*muš*) 'Saugen, etwas zum Saugen'; *oaðđuuvah*, *oaððuuvah* (~*oaðàđuuvah*) 'alles Zeug, was man beim Schlafen um sich hat'; *peällluuvaj* 'halb und halb, zur Hälfte, halb' (vgl. lpN *bællalâgâi* id.); *peästoh*, *peästuh* (~*peässàđoh*, *peäsàđoh*, *peäsàðuh*) 'gewundene Rute'; *pæjttattað* (< **pæjttađattað*,

vgl. Äimä, MSFOu XLII 83) 'sich verstecken'.

3.6. Die zweite Gruppe umfaßt die Endvokale des zweisilbigen ersten Teils von zusammengesetzten Wörtern. Auch in diesem Fall können alle nichtkontrahierten Vokale synkopiert werden. Z.B. *čäccjäämmäm* 'im Wasser gestorben' (vgl. *čäciläddu* 'Teich'); *käjm-alge* 'Sohn, der denselben Namen wie sein Vater hat' (vgl. *käjminiejda* 'Tochter, die denselben Namen wie ihre Mutter hat'); *kodd-säplig* (~*koddesäplig*) 'Lemming'; *kosk-muddoost* (~*koskamuddoost*) 'in der Mitte'; *koskokko* (die Silbengrenze zwischen *s* und *k*; bei Äimä noch *koska-okko*) 'Mittwoch'; *kuårʒ-olmooʒ* 'so einer, der kein Glück hat, dem es nicht gelingt, Fische oder Wild zu fangen' (< *kuårʒu* id.); *kulmnubåloh* 'dreizehn' (vgl. *kulma* 'drei'); *kuonn-opsa* (~*kuona-opsa*, *kuonna-opsa*) 'Geruch nach altem Harn'; *kuošk-lyeštee* (~*kuoška-lyeštee*) 'Stromschnellenfährmann'; *kyehtluv* 'zwanzig' (vgl. *kyehti* 'zwei'); *kyelliema* (~*kyeliliema*) 'Fischbrühe'; *lejb-pittå* 'Stück Brot' (vgl. *lejbirobda* 'Brotknust, -kanten'); *læsk-almaj* 'Witwer' (vgl. *læskakålgu* 'Witwe'); *lijg-ergi* 'ein überflüssiger Renochse' (vgl. *lijgenomma* 'Spitzname, Spottname'); *lijn-äjmi* 'Nähnadel' (vgl. *lijnepūusah* 'Männerunterhose'); *loajd-tuorgah* 'Reisig auf dem Boden der Schlafstelle' (< *loajdu* 'Schlaf- und Aufenthaltsplatz in der Lappenhütte zu beiden Seiten des Herdes'); *lokk-keris* (~*lokkekerris*) 'mit einem Deckel versehener Renschlitten'; *louv-matij* (~*louvematij*) 'zu zehnen'; *lyeyv-vuålååh* (~*lyeyvivuålååh*) 'die Unterlage des Schobers'; *mær-riddoost* (~*mærariddoost*) 'an der Meeresküste, in Finnmarken'; *muorr-oaksi* 'Baumast' (vgl. *muoranävli* 'Holznagel'); *muott-alme* 'Schneegestöber' (vgl. *muotačalme* 'Schneeflocke'); *pecc-liema* (~*peciliema*) 'aus Kiefernrinde gekochte Brühe'; *puks-lugoh* (~*puksalugoh*) 'zerlumpte Hose'; *šapš-kođo* 'Maränenlaich' (vgl. *šapšakyeli* 'Maräne'); *tauv-piegga* (~*tauvepiegga*) 'Nordwind, Norden'.

3.7. In einigen Wörtern hat die in der zweiten Silbe eingetretene Synkope den dreisilbigen Stamm zweisilbig gemacht, so daß die Wörter wie urspr. Zweisilbler dekliniert bzw. konjugiert werden. Hierher gehören erstens zwei Vogelnamen: *kuåvskå*, Gen.-Akk. Sg. *kuåyskå* 'Unglückshäher' (< frühinarilp. **kuoušǩkå-*, vgl. lpN *guovsâk*) und *riävskå*, Gen.-Akk. Sg. *riäyskå* 'Schneehuhn' (< frühinarilp. **rieušǩkå-*, vgl. lpN *rievsâk*). Sie haben sich also dem Stufenwechsel unterworfenen zweisilbigen Substantiven angepaßt, die auf ein helles *a* auslauten. An diese Wörter erinnern zwei Verwandtschaftstermini mit einem defekten Paradigma. Der eine ist *viälʒå* 'Brüder, Geschwister (eins von beiden kann auch eine Schwester sein)', der eine synkopisierte Variante von *viiljaʒ* (Kollekt.) 'Brüder, Gebrüder' sein muß. Das letztgenannte Wort gehört zu derselben Gruppe von Wörtern, die eine Zusammengehörigkeit ausdrücken, wie

z.B. *oolgiǯ* 'der Vater mit seinem Sohn'. Diese Wörter sind mit einem urlp. Suffix *-*ńD̮ž̌ɑ*- gebildet, vgl. MSFOu LXXIX 107. Der Diphtong *iä* in *viälǯȧ* ist merkwürdig, erscheint doch im gesamten ostlappischen Sprachgebiet im Stammwort *vilja* 'Bruder' ein *i* als Sonant der ersten Silbe. Westlappischerseits treffen wir ein *ie* (z.B. lpN *viel'ljâ*), als dessen Entsprechung lpI *iä* passen würde. An das Wort *viälǯȧ* schließt sich *kȧlǯȧ*, Gen.-Akk. *kȧȧlǯȧ* 'Paar (von Menschen und Tieren)' eng an. Es ist eine Ableitung von *käälis* 'verheirateter Mann, Ehemann' und kann kaum etwas anderes sein als eine Kurzform des Kollektivwortes *kȧllȧsȧǯ* 'die Frau mit ihrem Ehemann', also ein Ergebnis der Synkope sowohl in der zweiten als auch in der dritten Silbe. Eigentümlicherweise besitzt *kȧlǯȧ* ein formales Pendant im Terlappischen: *kalńča* (Genetz) 'Ehepaar', was auf einen Zufall beruhen kann.

Dann haben wir drei urspr. dreisilbige Verbalstämme, die durch Synkope zu zweisilbigen *e*-Stämmen geworden sind. Einer von ihnen ist *vantteð*, 1. Sg. Prs. *vantam* (phonetisch *vantă̆m*) 'dehnen'. Dieses Verb geht auf eine frühinarilp. Form **vɑ̆nɑ̆ṫe*- zurück, die auch im Verb *vonattið*, 1. Sg. Prs. *voonatam* 'dehnen' weiterlebt. Beide Wörter vertreten also dieselbe Urform, das letztgenannte auf normale Weise, während das erstere von einer exzeptionellen Synkope herrührt. In ähnlicher Weise ist *nyelttið*, 1. Sg. Prs. *nuȧltȧm* 'ein Kind oder einen Kranken ausziehen' eine synkopierte Nebenform von *nuolattið* (< frühinarilp. **nuol'ɑ̆ṫe*-) '(das Gestrickte) auftrennen, abwickeln'. (Das Grundwort von beiden ist *nuollað* 'ausziehen usw.') Ein Synkopefall ist auch *rähtið* 'machen'. Es setzt eine ältere Form **rȧhɑ̆De*- voraus, der lpN *răkkâdit* id. (< fi. *rakenta*-) entspricht. Die Synkope ist verhältnismäßig jung. Das späte Eintreffen der Synkope wird dadurch bestätigt, daß die nach dem Schwund des Vokals entstandene sekundäre Konsonantenverbindung *ht* sich nicht dem qualitativen Stufenwechsel angepaßt hat. Z.B. 1. Sg. Prs. lautet *rȧȧhtȧm*, nicht **rȧȧytȧm*, wie es sich verhalten würde, wenn ein ursprüngliches *ht* (< **kt*) vorläge, z.B. *pyehtið*: 1. Sg. Prs. *puȧytȧm* 'holen, bringen'.

4.1. In der d r i t t e n Silbe hat die Apokope heute solche Ausmaße erreicht, daß erstens alle urlp. auslautenden Vokale geschwunden sind unabhängig davon, ob sie zum Stamm gehörten oder suffixial waren. Auch kann das Wort einen Endkonsonanten gehabt haben, der vor der Apokope geschwunden ist. In der nahen Vergangenheit kamen sporadische Fälle mit erhaltenen Vokalen vor. Beispiele: Nom. Sg., Gen.-Akk. Sg. *kappeer* (< urlp. **kɑ̆p̂èrè*, *-n*, *-m*) 'Mütze'; 3. Sg. Prs. *moonat* (< urlp. **mɑ̆nɑ̆ṫȧ*) v. *monattið* 'verlieren'; Lok. Sg. *tuulast* (< urlp. **tŏlɑ̆stè*), Komit. Sg. *tuulȧȧin* (< urlp. **tŏlɑ̆jnɑ̆*), Ess. *tullan* (< urlp. **tŏl̀ɑ̆nè*), Partit. *tullad* (< urlp. **tŏl̀ɑ̆Dè*), Akk. Pl. *tuulajd* (< urlp. **tŏl'ɑ̆jD'e*; bei

Koskimies in einem Gesang Akk. Pl. *luuddijde* v. *lodde* 'Vogel'), Ill. Pl. *tuulááid* (< urlp. ?**tŏlăjDăn*), Lok. Pl. *tuulajn* (< urlp.**tŏlăjnè*) v. *tulla* 'Feuer'; Nom. Sg. + Poss.-Suff. d. 1. P. Sg. *algam* (< urlp. **ăìGàmă*), Gen.-Akk. Sg. + Poss.-Suff. d. 1. P. Sg. *algan* (< urlp. **ăìGàn'ă*), Nom. Sg. + Poss.-Suff. d. 2. P. Sg. *algad* (< urlp. **ăìGàDă*), Gen.-Akk. Sg. + Poss.-Suff. d. 2. P. Sg. *algaad* (< urlp. **ălGànDă*), Nom. Sg. + Poss.-Suff. d. 3. P. Sg. *alges* (< urlp. **ăìGèsè*) v. *alge* 'Sohn'; 2. Pl. Prs. *leppeð* (< urlp. **lèṗèδèk*; bei Elias Lönnrot 1854 neben *læppeð* noch *læppeðe*), 3. Pl. Imperat. *leähuz* (< urlp. **lèkòZ'ek*) v. *leðe* 'sein'; Inf. und 2. Pl. Imperat. *tiettið* (< urlp. **tètèδèk*, aber bei Lönnrot neben apokopierten Formen noch Inf. *oaidneðe* 'sehen', 2. Pl. Imperat. *aasseðe* 'wohnen'), Part. Perf. *tiättàm* (< urlp. **tètàmă*), Aktion *tiettim* (< urlp. **tètèmè*), 1. Pl. Prs. *tiettip*, 1. Du. Prät. *tieðīim*, 2. Du. Prät. *tieðīid*, 1. Pl. Prät. *tieðijm*, 2. Pl. Prät. *tieðijd*, 3. Sg. Pot. *tieðiǯ* (< urlp. **tèδińĎŽa*), 3. Pl. Imperat. *tiättuz* (aber bei Lönnrot 3. Pl. Imperat. *aassuse* 'wohnen', *kæččusĕ* 'betrachten') 'wissen'. (Von der Apokope verschont geblieben sind nur solche Wortformen, die auf einen Konsonanten mit einer exzeptionell wichtigen Funktion auslauten, z.B. Nom. Pl. *kappeereh* 'Mütze', 1. Sg. Prs. *moonatam*, 2. Sg. Prs. *moonatah* 'verlieren'.)

4.2. Die Synkope ist in solchen urspr. fünfsilbigen nominalen Wortformen erfolgt, deren Stamm dreisilbig ist und in deren dritter Silbe kein Diphtong *ii* (phonetisch *ii̯*) existiert. Z.B. Ill. Sg. + Poss.-Suff. d. 3. P. Sg. *kappeersis* (< urlp. **kăṗèràsăsè*), Lok. Sg. + Poss.-Suff. d. 3. P. Sg. *kappeerstis* (< urlp. **kăṗèrist'ese*) v. *kappeer* 'Mütze' (vgl. eine Form ohne Synkope: Akk. Pl., Ill. Pl. + Poss.-Suff. d. 3. P. Sg. *kappeeriidis*). Aus der Konjugation können einige Fälle genannt werden, wo die Synkope Anpassung an solche Wortformen zeigt, deren Stamm zweisilbig ist. Z.B. 2. Pl. Pot. *tieðiǯvitteð* (statt **tieðiǯeppeð* < urlp. **tèδińĎŽèṗèδèk*) v. *tiettið* 'wissen'; 2. Pl. Prs. *moonatvitteð* (statt **monatteppeð*), Ger. I *moonatdijn* (statt **monatteeddijn* < urlp. **măn'ăt'ènDijn'e*), Ger. II *moonatmin* (statt **monatteemin* < urlp.* *măn'àt'èmène*) v. *monattið* 'verlieren'.

5.1. In der vierten Silbe sind alle zum Stamm gehörigen auslautenden urlp. Vokale nunmehr geschwunden, mit Ausnahme des Ableitungssuffixes *-vuota*, das sowohl konsonantisch als auch vokalisch auslautend auftreten kann, z.B. *kukkevuot* (~ *kukkevuota*) 'Länge'. Die Apokopefälle sind nicht gleichaltrig; in den Aufzeichnungen der früheren Forscher haben sich die Endvokale in bestimmten Worttypen oft erhalten. Z.B. 3. Sg. Prs. *adelast* (< urlp. **ăńDèlăstà*) v. *adelistið* 'wenig geben'; 3. Sg. Prs. *kerivaš* (< *-vašà*; bei Äimä noch

kerivaša) v. *kerivaššaδ* 'prozessieren, Prozesse führen'; 3. Sg. Prs. *kuoskattal* (< urlp. **kòskătălà*) v. *kuoskattallaδ* 'berühren (frequ.)' (bei Äimä noch 3. Sg. Prs. *kuohastala*, phonetisch *-štalà* v. *kuohastallaδ* 'karsten; (von einem Tier) kratzen, schaben'); *månuttep, månuttip* (~Äimä *månutteepi*) 'Mondschein'; 3. Sg. Prs. *muštalat* (< urlp. **muštălăttà*) v. *muštalittiδ* 'erzählen lassen' (bei Koskimies noch 3. Sg. Prs. *njuorasmatta* v. *njuorasmittiδ* 'demütigen, deprimieren'); *pänittem, pänittim* (~Äimä *pänitteemi*) 'zahnlos'; *pešnirik* (~Äimä auch *pešnirekki*) 'Bachstelze'; *poaråsob, poarasub* (< urlp. **pòřåsèmBò*) 'der Ältere'; *pozaldoh, pozalduh* (< urlp. **păZălDăkă*) 'Wäsche'; *purramuš, purramaš* (< urlp. **pŏřămušă*) 'Speise'; *taʒalig* (~Äimä *taʒaleggi*) 'Eidechse'.

Die Apokope hat sich auch in solchen Wortformen vollzogen, in denen zuerst der auslautende Konsonant geschwunden ist, z.B. Gen.-Akk. Sg. *kajmarig* (~Äimä *kajmarige*) 'Bandwurm'; neg. Prs. (*ij*) *kuoskattal* (< urlp. **kòskătălăk*) 'berühren (frequ.)'; Gen.-Akk. Sg. *månuttep, månuttip* (~ Äimä *månutteve*) 'Mondschein'; Gen.-Akk. Sg. *pešnirih* (~Äimä auch *pešnirihe*) 'Bachstelze'; Gen.-Akk. Sg. *poaråsob, poaråsub* (< urlp. **pòřåsèmBòn, -m*) 'der Ältere'; Gen.-Akk. Sg. *pozalduv* (< urlp. **păZălDăɣăn, -m*) 'Wäsche'; Gen.-Akk. Sg. *purramuž, purramaž* (< urlp. **pŏřămužăn, -m*) 'Speise'; neg. Prs. (*ij*) *ujgadaδ* (< urlp. **ŏjGăDăδăk*) v. *ujgadattaδ* 'sich irgendwo schieben (z.B. mit dem Boot vom Ufer ab); sich schnell irgendwo verstecken' (bei Koskimies neg. Imperat. (*elleδ*) *kuohaδaδa* v. *kuohaδattaδ* 'sich kratzen').

5.2. In den Wortformen, deren Stamm zwei- oder dreisilbig ist, ist der zum Flexionssuffix gehörige urspr. auslautende od. später auslautend gewordene Vokal der vierten Silbe geschwunden. Z.B. Ill. Sg. *algasan* (< urlp. **ălGåsănă*), Lok. Sg. *algestan* (< urlp. **ălGèstånă*), Komit. Sg. *olgiinan* (< urlp. **ălGijnănă*), Ess. *algenan* (< urlp. **ălGènånă*), Gen.-Akk. Pl. *olgiidan* (< urlp. **ălGijDańa*), Ill. Pl. = Gen.-Akk. Pl., Lok. Pl. = Komit. Sg. (Lok. Pl. < urlp. **ălGijnånă*), mit dem Poss.-Suff. d. 1. P. Sg. versehene Kasusformen v. *alge* 'Sohn'; 1. Pl. Pot. *tieδiʒep*, 1. Du. Kond. *tiäδåččååim*, 2. Du. Kond. *tiäδåččååid*, 1. Pl. Kond. *tiäδåččijm*, 2. Pl. Kond. *tiäδåččijd*, Ger. I *tieδedijn*, Ger. II *tietimin* v. *tiettiδ* 'wissen'; Lok. Sg. *kaperist*, Komit. Sg. *kaperååin*, Ess. *kaperin*, Partit. *kaperid*, Akk. Pl. *kaperijd*, Ill. Pl. *kaperååid*, Lok. Pl. *kaperijn* v. *kappeer* 'Mütze'; Inf. *monattiδ* (aber bei Koskimies neben apokopierten Formen noch *paaŋŋalaδe* 'aus dem Wasser aufspringen (Fisch)' und in einem Gesang *vuojadeeδe* 'fortwährend schwimmen'), Part. Perf. *monattam*, Aktion *monattim*, 1. Pl. Prs. *monattep*, 1. Du. Prät. *monattååim*, 2. Du. Prät. *monattååid*, 1. Pl. Prät. *monattijm*, 2. Pl. Prät. *monattijd*, 3. Sg. Pot.

monattaʒ, monattiʒ 'verlieren'.

5.3. Eine spezielle Gruppe bilden die viersilbigen Komposita, deren Bestandteile zwei zweisilbige Stämme sind. Als Normalvertretung kann das Erhalten des auslautenden Vokals der vierten Silbe betrachtet werden, z.B. 3. Sg. Prs. *čäcinjadda* v. *čäcinjaddeð* 'wässerig schmecken' (< *čääci* 'Wasser' + *njaddeð* 'schmecken, nach etw. schmecken, einen Beigeschmack haben'); 3. Sg. Prs. *ište-oro* v. *ište-orrooð* 'sitzen, sitzend sein'. Oft aber hört man auch eine Apokope, die ihrer Natur nach überhaupt sporadisch ist. Z.B. Gen.-Akk. Sg. *ákšunooud* (*~-noouda*) 'Axtstiel'; *jorgoppel* 'linke Seite des Stoffes, der Kleidung' (< *jorgo* 'verkehrt' + *peeli* 'Seite'; vgl. *jyelgipeeli* 'einbeinig; das eine Bein' mit erhaltenem Vokal in der vierten Silbe); *jyelgilep* (~ *jyelgileppi, -läppi*) 'Fußblatt'; *kuorbaʒen* (*~kuorbačáánà*) 'Birkenlöcherschwamm, Zunderschwamm'; *kyeligat, -gæt, -giet* (*~kyelikieta*) 'Schöpflöffel (für die Fischsuppe)' (< *kyeli* 'Fisch' + *kieta* 'Hand'); *muotačalm* (*~muotačalme*) 'Schneeflocke'; *niehipel* 'Nackenseite, der Teil des Kopfes, der an den Nacken grenzt' (*niehi*, Gen.-Akk. Sg. v. *niekki* 'Nakken'); *njuneke(e)č* 'die Seite der Besmerwaage, wo sich der Haken befindet', *poðake(e)č* 'die Seite des Besmers, wo das Gewicht ist' (der zweite Teil von beiden letztgenannten Wörtern < *keeči* 'Ende').

5.4. Ein Teil der in Punkt 5.1. und 5.3. behandelten Apokopefällen sind solche, in deren zweiter Silbe eine Synkope geschehen ist, sodaß diese urspr. viersilbigen Formen zweisilbig geworden sind, z.B. *čalmas, čalmmos, čalmmoas* 'Riss im Netz: eine Masche ist aufgegangen' (< *čalme* 'Auge' + *oasi* 'Teil'); *kajmrig* (*~kajmarig*) 'Bandwurm'; *kuorbʒeen* (*~kuorbaʒen, kuorbačáánà*) 'Birkenlöcherschwamm, Zunderschwamm'; *kyehtluv* (< *_kyehtilouve_) 'zwanzig'; *lakk-nubb* (< *_lakkenubbe_) 'anderthalb'; *purg-alm* (< *_purga-alme_) 'Schneegestöber ("Wetter mit Schneegestöber")'; *säp(p)lig* (< *_säppiligge, -leggi_).

5.5. Auffallend hinsichtlich der Synkope ist, daß der Endvokal der viersilbigen Stämme in manchen Flexionsformen geschwunden ist, im Gegensatz zum Vokal der zweiten Silbe von zweisilbigen Stämmen, der oft zwar abgeschwächt, nicht aber direkt synkopiert auftritt. In den Formkategorien, wo die Synkope auftritt, ist sie fast ausnahmslos; nur selten kommt eine Schwankung zwischen synkopierten und nichtsynkopierten Varianten vor. Beispiele: 2. Pl. Prs. *adelastvetteð* v. *adelistið* 'wenig geben'; Ill. Sg. + Poss.-Suff. d. 1. P. Sg. *aldemuʒʒsan* (< *_aldemuʒʒasan_) v. *aldemuʒ* 'Nächster'; 1. Sg. Kond. *monattalččim* (*~monattalaččim*), Ger. II *monattallmin* v. *monattallað* 'verfahren'; 2. Du. Prs. *kobdánaddvittee* v. *kobdánaddað* 'prahlen'; *orostalhinnáá* 'ununterbrochen', Abessiv v. *orostallað* 'mehrmals für kurze

Zeit haltmachen'; Ger. II *ujgadattmin* v. *ujgadattað* s. Punkt 5.1.; 2. Pl. Prs. *vuoijalattvetteð*, Ger. I *vuoijalitdijn*, Ger. II *vuoijalittmin* v. *vuoijalittið* 'nach jemandem zu schwimmen beginnen; über einen Fluß od. Sund schwimmen':

5.6. In langen zusammengesetzten Wörtern kommt oft eine Synkope des Vokals der offenen vierten Silbe vor, die selbst die Endsilbe eines viersilbigen Kompositums ist. Z.B. *kirkkolitt-ulmuuh* 'die Leute, die in die Sommerkirche gehen' (vgl. *kirkkolitto* '"Sommerkirche", kirchlicher Feiertag im Sommer'); *kuhesnjunn-olmooǯ* 'ein Mensch mit einer langen Nase' (vgl. *kuhesnjune* 'Langnase (Name eines Rens mit langem Maul)'); *kuhessejb-pæænuv* 'ein Hund mit langem Schwanz' (vgl. *kuhessejbi* 'Langschwanz (Benennung für den Wolf)'); *ovd-lijn-kopčo* 'der Sack, der entsteht, wenn man die unteren Zipfel der umgebenden Schürze hochhebt' (vgl. *ovdalijne* 'Schürze'); *septinjunn-muuʒʒig* 'ein schwarzes Ren, das an der Schnauze einen Fleck hat' (vgl. *septi* 'Köder, Lockspeise (für Fisch oder Wild)').

5.7. Einen seltenen Typ vertritt die Synkope des Vokals der vierten Silbe in dem Kompositum *raddepoalttas* 'Brustschmerzen' (< *radde* 'Brust' + **poaldȧttas* 'Brennen'); hier ist das helle *a* in der geschlossenen zweiten Silbe des urspr. viersilbigen zweiten Teils geschwunden (vgl. *raddepoaldȧttoh* id.). Das Wort -*poalttas* ist nur in diesem Kompositum aufgezeichnet worden.

6. Es wäre unnötig, den Vokalschwund in der fünften usw. Silbe zu behandeln, da diese an Zahl geringen Beispieltypen nichts prinzipiell Neues bieten.

In der obigen Übersicht sind im Zusammenhang mit den Synkopefällen solche Kompositionstypen wie *kappeerlocca* 'alte schlechte Mütze' (*locca*, ein pejoratives Ergänzungswort) und *kulgadohviermi* 'Netz, das man flußabwärts schwimmen läßt' (*viermi* 'Netz') außer acht gelassen worden, weil der Vokalschwund ihres ersten Teils schon als Apokope (vgl. *kappeer* Punkt 4.1., *pozaldoh* Punkt 5.1.) dargestellt worden ist.

Beiträge zum Konsonantismus der wogulischen Sprache

Béla KÁLMÁN
Debrecen

Die wogulische Sprache ist heute die Muttersprache von insgesamt etwa 5000 Menschen. Die diesbezügliche Bibliographie siehe B. Kálmán, Chrestomathia Vogulica 2. Auflage. S. 18-26. Über den Vokalismus dieser Sprache sind mehrere Monographien erschienen. Die wichtigsten sind: A. Kannisto, Zur Geschichte des Vokalismus der ersten Silbe im Wogulischen vom qualitativen Standpunkt. MSFOu. 46 (Helsinki, 1919), W. Steinitz, Geschichte des wogulischen Vokalismus (Berlin, 1955) und L. Honti, Geschichte des obugrischen Vokalismus der ersten Silbe (Budapest, 1982).

Meines Wissens nach ist über den wogulischen Konsonantismus keine ausführliche Studie erschienen, nur ich habe in einem kurzen Artikel über das Vorhandensein der Konsonanten $k_\circ$, $χ_\circ$, $ŋ_\circ$ *(kw, χw, ŋw)* geschrieben. (Ob es im Wogulischen labiopalatale Phoneme gibt? NyK 78: 359-363). Im nördlichen Wogulischen sieht das Konsonantensystem folgendermaßen aus:

	Expl.	Frikat.	Sibil.	Later.	Trem.	Nasale
Bilabiale	p	w				m
Dentale	t		s	l	r	n
Palatale	t'		s'	l'		n'
Velare	k	χ,γ				ŋ
Labiovelare	$k_\circ$	$χ_\circ$				($ŋ_\circ$)

Im nördlichen Dialekt pflegt man 4 Mundarten zu unterscheiden: Sygva (Sy), Sosva (So), Ob und die sich im Aussterben befindenden Lozva Ober (LO). Die Tabelle gilt für die Sosva- und Lozva Ober-Mundarten. Auch der Phonembestand der Sygva-Mundart ist mit dem der Tabelle identisch, aber die Belastung von *t'* ist wesentlich größer, denn die Silben *ke* . *ki* der anderen Mundarten klingen als *t'e* . *t'i*. In der Ob-Mundart fehlen die Labiovelare und an der Stelle der Konsonanten $k_\circ$, $χ_\circ$, $ŋ_\circ$ der anderen Mundarten stehen *k*, *χ*, *ŋ*. An gleicher Stelle kommt ein dritter Sibilant als ein ziemlich seltenes Phonem vor, das alveolare *š*, und wir finden an Stelle von zahlreichen *-w-* im Wortinneren eine *-γ*-Entsprechung und der laterale Palatal ist stimmlos: *л* (Kálmán, Wog. Texte S. 14-16, 22). Unter den übrigen Dialekten kenne ich

nur den Jukondaer (Jk) auch vom Hören her, aber nur von zwei Informanten. Bei dem einen fehlten die labialen Velare und ich hörte bei beiden an der Stelle des nördlichen γ meistens die Aussprache *j*. Das *š* ist bei Jukonda ein Phonem.

Nach Kannisto und Steinitz gibt es in den westlichen und südlichen, sowie teilweise auch in den östlichen Dialekten kein χ im Wortanlaut (Pelymka, Vagilsk, Untere und Mittlere Lozva, Tavda, Obere und Mittlere Konda).

Unter den Konsonantphonemen können im Wortanlaut in keinem wogulischen Dialekt γ und ŋ, der velare stimmhafte Frikativ und velare Nasale vorkommen.

Ich habe eine Liste aus 724 wogulisch-ostjakischen Etymologien des Kapitels "Etymologisches Belegmaterial" von Honti (a.a.O. 123-206) aus all den Wörtern, in denen der Verfasser im Wogulischen ein γ-Phonem im Wortinneren oder im Auslaut erschließt, zusammengestellt. Ebenso fertigte ich eine Liste von den wogulischen Wörtern, in denen -γ+Konsonant oder -Konsonant+γ im Wortinneren vorkommen, an. In Lehnwörtern ist γ selten. Häufig kommt es aber als Hiatusfüller und als der Konsonant einer "Füllsilbe" vor (s. Kálmán MSFOu. 125 /1962/, S. 177-93).

Von den 166 obugrischen *γ ist es - nach Honti - sowohl im Urwogulischen, als auch im Urostjakischen in 88 Fällen erhalten geblieben. 39mal ist die Entsprechung des obugrischen *γ: urwog. *w* ~ urostj. γ, 7mal kommt das urwog. γ ~ urostj. ŋ vor, 11mal die urwog. Vokaldehnung ~ urostj. γ, 5mal das urwog. *j* ~ urostj. γ, 3mal urwog. *w* ~ urostj. ŋ. Sporadisch kommen 1-2mal auch sonstige Varianten von γ, *k*, ŋ, *w*, *j* vor, an manchen Stellen auch Metathese, insgesamt bei 13 Beispielen.

Ich nahm in die Liste auch Fälle auf, wo der obugrische Laut nicht *γ ist, sondern entweder gibt es im Wort kein γ oder das Wogulische γ entspricht einem *k*. Von diesem Typ ist am häufigsten (11) der, wo für das Obugrische und Ostjakische das γ nicht nachzuweisen ist, also es entwickelte sich im selbständigen Leben des Wogulischen. Außer zwei sonstigen Entsprechungen entspricht dem obugrischen *k* 3mal das ostjakische *k* ~ wogulische γ.

Wenn wir alle möglichen Varianten des Obugrischen im Urwogulischen und Urostjakischen summieren, bekommen wir folgendes Bild:

von 166 obugrischen *γ	γ	w	j	ŋ	k	л	0	sonst.
urwogulisch	99	43	8	1	3	11	-	1
urostjakisch	147	-	-	13	2	2	2	-

Soviel wir sehen, hat sich die Lage im Wogulischen auf Kosten des γ verschoben, in Richtung von *w*, *j* und der Deh-

nung, also zur Verschmelzung mit dem Vokal hin. Im Ostjakischen erfolgte dies bei weitem nicht in gleichem Maße, aber es entstand teilweise eine Verschiebung zu ŋ.

Da meine Hauptaufgabe darin besteht, die heutigen Dialektentsprechungen vom urwogulischen γ nachzuweisen, gehe ich auch auf die geringe Zahl (insgesamt 16) der Beispiele ein, wo weder im Obugrischen noch im Ostjakischen das γ nachgewiesen werden kann. Hier ist die Lage also folgende:

urwog. u. urostj. Entsprechungen von einigen obugr. *0	γ	k	ŋ	0	einige obugr. *k- Entsprechungen im Urwog. u. Urostj.	γ	k
urwog. Entspr.	13	-	-	-		3	-
urostj. Entspr.	-	1	1	11		-	3

Wie es aus der Tabelle ersichtlich ist, habe ich von diesen *nur* die Entsprechungen aufgenommen, in denen die wogulische Entsprechung γ ist.

Wenn wir die wogulischen Dialekte vom Gesichtspunkt des urwogulischen γ her untersuchen, müssen wir innerhalb der Dialekte auch auf die Mundarten aufmerksam werden.

Die bei Honti zu findenden Angaben habe ich so übernommen, indem ich seine Transkription vereinfacht und diese mit den Angaben von Munkácsi (besonders LU) und von mir (besonders Ob) ergänzt habe. Da Kannisto aus TČ wenig Angaben hat, nahm ich nur TJ als Grundlage. Weil ich das Material durch einige Wörter erweitert habe, wo auch an der Stelle des obugrischen **w* oder **k* in irgendeiner wogulischen Mundart γ stehen kann, so ist die Zahl der Entsprechungen 113. Einige Mundarten sind bei Kannisto (LM, VS, TČ), andere bei Munkácsi (LU) geringer vertreten und zahlreiche Wörter kommen in manchen Dialekten und Mundarten gar nicht vor. So erreichen die Entsprechungen nirgends die 113.

Zahl der Beispiele	Typ	Entspr.	Mundarten T	KU	KM	KO	P	VN	VS	LU	LM	LO	So	Ob
	am Ende	γ	-	5	4	3	5	-	1	1	2	3	6	5
8	der ein-	w	6	-	2	2	-	1	-	-	-	1	1	-
	silbigen	ŋ	-	1	-	1	-	-	-	-	-	1	1	1
	Nomen	j	1	-	-	-	-	1	1	1	-	-	-	-
		л	-	1	2	1	-	5	2	4	1	-	-	-
	in ein-	γ	-	2	5	4	2	1	2	1	-	4	6	6
7	silbigen	w	3	1	-	-	2	2	-	1	-	-	1	1
	Verben	j	2	1	-	-	1	3	2	3	-	-	-	-
		л	-	-	1	1	-	1	1	1	-	-	-	-
	am Ende	γ	-	4	2	-	21	1	1	1	-	18	20	9
	zweisil-	w	16	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
28	biger	k	3	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	1
	Nomina	xx	-	-	-	-	-	-	-	6	1	-	-	-
	-γ	0	-	6	8	6	3	15	10	14	6	2	3	1
		л	1	12	9	7	-	-	-	-	-	-	-	-

	Inlaut	γ	–	9	7	4	5	1	2	6	1	4	4	2
	in zwei-	w	9	5	3	4	3	2	–	1	–	4	4	3
16	silbigen	k	1	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
	Nomina	χ	1	1	1	1	–	–	–	–	–	1	1	–
	-γ-	n	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	2	1
			1	–	3	3	3	3	3	3	–	–	–	–
		γl	–	4	3	2	2	1	1	1	2	6	6	2
		wl	7	1	1	1	–	–	–	–	–	2	2	1
10	-γl-	jl	2	2	1	–	2	1	–	1	–	–	–	–
		īl	–	2	–	1	1	–	–	1	–	–	–	–
		l	–	–	1	1	2	2	–	2	–	–	–	–
		γm	–	1	1	–	–	–	–	–	–	1	1	–
3	-γm-	w	–	–	–	–	–	1	1	1	–	1	–	–
		īm	–	–	–	1	1	1	1	1	1	–	–	–
		mk	1	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
		γn	–	2	1	1	2	1	1	1	1	–	–	–
3	-γn-	jən	1	1	1	1	1	1	1	1	–	–	–	–
		īn	–	–	–	–	–	–	1	1	–	–	–	–
		ŋn	–	–	–	–	–	–	–	–	–	3	3	3
1	-γp-	p	–	–	–	–	1	–	–	–	–	1	1	–
		wp	–	1	1	1	–	1	–	–	–	–	–	–
		γr	1	2	1	1	1	–	–	–	–	2	2	2
3	-γr-	wr	1	–	1	1	1	1	–	–	–	–	–	–
		ōr	–	1	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
6	-γt-	t	–	2	1	2	2	3	2	3	1	3	4	2
		wt	2	3	2	1	1	1	–	–	–	1	2	2
1	-jγ-	jγ	–	1	1	–	–	–	–	–	–	–	–	–
1	-lγ-	lγ	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	1	–
		lk	1	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
		l'γ	–	3	3	3	–	–	–	–	–	3	3	1
3	-l'γ-	l'l'	–	–	–	–	3	2	1	3	–	–	–	–
		l'k	2	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
		γn	–	1	1	1	–	–	–	–	–	1	1	–
2	-nγ-	nn	–	–	–	–	–	–	–	1	–	–	–	–
		n	–	–	–	–	–	–	–	–	–	1	1	–
		γn'	–	–	–	1	–	–	–	–	–	–	–	–
1	-n'γ-	n'n'	–	–	–	–	1	1	–	–	–	–	–	–
		n'k	1	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
		pγ	–	–	1	1	–	–	–	–	–	–	1	–
2	-pγ-	pp	–	–	–	–	–	1	–	–	–	–	–	–
		pk	1	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
		pū	–	1	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
		rγ	–	8	8	6	–	–	–	–	–	6	8	7
		rw	–	2	2	1	2	2	2	2	1	2	2	1
11	-rγ-	rk	7	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
		ōr	–	–	–	1	1	–	–	–	–	–	–	–
		rr	–	–	–	–	6	5	3	4	–	–	–	–
		r	–	–	–	–	–	–	–	1	–	2	2	2

		sγ	-	4	2	1	-	-	-	-	-	-	1	-
		sk	4	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
4	-sγ-	sj	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-
	(-šγ-	sī	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-
		ss	-	-	-	-	4	2	3	2	1	3	1	1
		s	-	-	-	-	-	-	-	1	-	-	1	-
2	-tγ-	tγ	-	1	1	-	-	-	-	-	-	2	2	-
		tt	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-	-

Wenn wir die einzelnen Dialekte vom Gesichtspunkt der Entsprechungen her durchsehen, eröffnet sich uns folgendes Bild:

Im südlichen Dialekt (T) entspricht dem urwogulischen γ in allen phonetischen Lagen ein *w*, selten ein *j*, unter den Konsonantenverbindungen in der Reihenfolge γ + *x* genauso *w* und *j*, in der Reihenfolge *x* + γ aber immer ein *k*. Im zweisilbigen Nomen kann sich das *-w* im Auslaut im Nominativ bei deklinierten Formen mit einem *k- (-w . -rk-)* variieren, das sich an einen Vokal im Wortinneren anschließt.

Der östliche Dialekt behält am Ende von einsilbigen Wörtern und im Wortinneren das γ, aber nach einem *o* labialisiert es sich zu einem *w*. Am Ende eines zweisilbigen Nomens verschmilzt das γ häufig mit dem vorangehenden Vokal und dadurch wird dies gedehnt. Genauso benimmt es sich auch in der Reihenfolge γ + *x*, aber bei *x* + γ bleibt es erhalten.

Der westliche Dialekt kann nicht zusammenfassend behandelt werden, denn die Entsprechungen sind stellenweise anders. Beim VN - obwohl auch die Entsprechung γ vorkommt - finden wir nämlich im Wortauslaut bei einsilbigen Wörtern eher *w*, und die zweisilbigen Wörter enden gewöhnlich auf kurze Vokale. Die anderen westlichen Dialekte (P, VS, LU, LM) behalten das γ am Ende der einsilbigen Wörter (P auch bei zweisilbigen). Im Wortinneren vor *o* wird es zu *w* oder fällt aus, und dadurch wird der Vokal des so einsilbig gewordenen Wortes gedehnt. Genauso verhalten sie sich in der Reihenfolge γ + *x* und in der Stellung *x* + γ wird das Ergebnis gewöhnlich *xx* (*-l'l'-*, *-nn-*, *-n'n'-*, *-pp-*, *-rr-*, *-ss-*, *-šš-*, *-tt-*).

Im nördlichen Dialekt bleibt das γ im allgemeinen erhalten, nach *o* wird es zu *w* labialisiert und vor *n* zu einem Phonem ŋ nasalisiert. Auch in einsilbigen Wörtern, die mit *n* beginnen, wird es im Auslaut *n* (*naŋ* 'du'), und die Lautverbindung *-sγ-* kann sich assimilieren (*-ss-*).

Ich versuche für die unterschiedlichen Entsprechungen einige solche Beispiele darzustellen, wo das Wort aus den meisten Dialekten datiert ist.

Einsilbige Nomen: TJ *taw*, KU *tåγ*, KM-O *tow*, P *täγ*, VN *tow*, LU-M *taγ*, LO So *tow*, Ob *taγ* 'Ast' und TJ *šüw*, KU *šiγ*, KM-O *siγ*, P LM *šiγ*, VN-S LU *šī*, LO So Ob *siγ* 'Quappe'.

Einsilbige Verben: TJ *säw-*, KU-M-O P VS LU *säγ-*, VN *s̆äw-*, LO So Ob *saγ-* 'flechten'.

Auslautendes -γ in zweisilbigen Wörtern: TJ *k̥äləw*, KM *kōlī*, KO VN *kōli*, P VS *k̥āli*, LU-M *kōli*, LO So *k̥āliγ*, Ob *kāliγ* 'Strick' und TJ *täräw*, KU-M *täri*, *tärγət* (Pl.), P *tāriγ*, VN-S LU-M *tāri*, LO So Ob *tariγ* 'Kiefer'.

Intervokalisches -γ- in zweisilbigen Wörtern: TJ *jäwt*, KU-M-O *jowt*, P VS *jäγt*, VN *jäwt*, LU *jeγt*, LO So Ob *jowt* 'Bogen' und TJ *ńäwl*-, KU-M LM *niγl*-, P LU *nīl*-, LO So Ob *nēγl*- 'sichtbar sein'.

-*γm*-: TJ *kimkət*, KU-M *kiγmət*, KO P VN-S LU *kīmət* . *kīmāt*, LM *kīmət*, LO *kiγmət* 'Vielfraß'

-*γn*-: TJ *läjən*, KU-M P LM *liγən*, VN-S LU *līn*, LO So Ob *lēŋən* . *lēŋn* 'Eichhorn'

-*γr*-: TJ *šäwr*-, KU *söγr*- . *såγr*-, KM *sååγr*- , KO *såγr*-, P *šaγr*-, LO So Ob *sāγr*- 'schneiden'

-*γt*-: KU *χowt*, KM-O P *kowt*, VN *kowt* . *kaγt*, VS LU-M *kaγt*, LO So Ob *χowt* 'Tanne'

-*lʼγ*-: TJ *süllʼk*-, KU-M-O *sälʼγ*-, P VN-S LU *sälʼlʼ*-, LO So *salʼγ*- 'spucken'

-*rγ*-: TJ *ćärk*-, KU-M *śōrγ*-, P VN LU-M *śarr*-, LO So Ob *śārγ*- 'bedauern'; TJ *tärkətʼäŋ*, KU-M *tōrwətʼ*, P *tārwətʼ*, VN-S *tārwətʼəŋ*, So Ob *tārwit* 'schwer' und TJ *pork*-, KU-M-O *pårγ*-, P VN *porr*-, VS LU-M *parr*-, LO So Ob *porγ*- 'hüpfen'

-*sγ*-, -*šγ*-: TJ *kąšək*, KU *χāsγə*, KM *kēsəγ*, P *kašša*, VN-S *kēšša*, LO So *χāssi* 'Schimmel' und TJ *pąska*, KU *pāsγə*, KM *pēsγə*, KO *pēsjə*, P *passa*, VN *pēssa*, VS LU *pęssa*, LO So Ob *pāssa* 'Fausthandschuh'

-*tγ*-: KU-M *itγəl*-, P *ittāl*-, LO So *itγal*- 'hüpfen'

ABKÜRZUNGEN DER WOGULISCHEN MUNDARTEN

Südlicher Dialekt (Tavda): TJ = Mundart des Dorfes Čandyri.

Östlicher Dialekt (Konda): KU = Mundart am unteren Lauf des Flusses Konda, KM = am mittleren Lauf, KO = am oberen Lauf desselben Flusses.

Westlicher Dialekt: P = Mundart am Fluß Pelymka, VN = Mundart am nördlichen Teil des Flusses Vagilsk, VS = am südlichen Teil desselben Flusses, LU = am unteren Lauf des Flusses Lozva, LM = am mittleren Lauf.

Nördlicher Dialekt: LO = Mundart am oberen Lauf des Flusses Lozva, So = Mundart an den Ufern des Flusses Sosva, Ob = die an den Ufern des Flusses Ob.

Semantik einiger Herrschaftsbezeichnungen und Herrschertitulaturen im eurasischen Raum

Johann KNOBLOCH
Bonn

Bei der Verwendung von Titeln für hochgestellte Persönlichkeiten lassen sich in der Bedeutungsgeschichte zwei Erscheinungen beobachten: erstens, der Aufstieg eines Personennamens zur Geltung eines Herrschertitels (das bekannte Beispiel *Caesar* > *Kaiser*) und zweitens, dessen Weitergabe in andere Kulturbereiche auf manchmal vielfältig verschlungenen Wegen. Diese lassen sich bei Lehngut leichter entwirren als wenn es sich um semantische Gleichheit handelt, da hier leicht universale Vorstellungen zu einer Gleichartigkeit der inneren Wortform führen. So ist leicht einzusehen, daß russ. *carь* 'Zar, Kaiser' das einsilbig gewordene Endglied einer Entlehnungsreihe ist, die über die Schnellsprechform *cъsarь* auf altruss. *cěsarь* und weiter auf got. *káisar* zurückführt. Andererseits gibt der altpers. Beamtentitel **piþva-baga-* 'Verpflegungszuteiler'[1] wenig Anlaß, an eine historische Verbindung mit e. *lord* (< ae. *hlæf-weord* 'Brotwart') zu denken.

In einen deutlicheren historischen Zusammenhang lassen sich jedoch gr. στρατηγός, das zu στρατηλάτης, στρατοπεδάρχης, στρατάρχης und στράταρχος geneuert wurde, und seine westgermanische Lehnübersetzung as. *heritogo*, ae. *heretoga*, ahd. *herizogo* bringen, wobei weder die Annahme eines got. *harjatuga noch die Vermittlung durch ein ebenso hypothetisches got. *magutuga vonnöten ist[2].

Den Ursprung gotischer Bezeichnungen für militärische Dienstgrade hat E. Benveniste zu verstehen gelehrt[3]. Er hat gezeigt, daß got. *hundafaþs* 'Hauptmann' (samt gr. ἑκατόνταρχος) und *þūsundifaþs* (samt gr. χιλίαρχος) Lehnübersetzungen aus dem Iranischen sind, wo die Entsprechungen, nämlich *sa-ad-da-bat-ti-iš* (in elamischer Überlieferung) und ἀζαραπατεῖς (bei Hesych), zusammen mit *pasča-daθapati* (πεμπάδαρχος), *daθapati* (δεκάδαρχος) und **baivarpati* (μυρίαρχος) eine lückenlose dekadisch angeordnete Militärlaufbahn ergeben. Ob aber diese Nomenklatur im Gotischen fest verankert (und wegen des Anklangs dem echt gotischen *bruþfaþs* νυμφίος – die Gleichsetzung auch mit νυμφών ist unrichtig – nachgebildet

worden) war, müßte überprüft werden. Es könnte sich auch um eine Übernahme aus dem Armenischen handeln: Beneviste führt selbst die Entsprechungen *hariwrapet* und *hazarapet* an, "qui sont à peu près contemporaines du gotique".

Aus der Liste von Wortgleichungen, die Sophus Bugge in seinem Artikel "Über den Einfluß der armenischen Sprache auf die gotische"[4] zusammengestellt hat, wurde nachmals manches wieder beseitigt, ohne daß jedoch die Probleme zugleich gelöst wurden. So bleibt got. *barusnjan* εὐσεβεῖν weiterhin "ohne Beziehungen innerhalb und außerhalb des Germanischen"[5]. Bugge hatte es mit armen. barepaštim εὐσεβέω verbunden; der Kontext *swesana gard barusnjan* τὸν ἴδιον οἶκον εὐσεβεῖν ließe auch an die Bedeutung von armen. *barapan*, *barapet* 'Türhüter' denken. Got. *azetaba* entspräche so armen. *azatabar* 'frei(willig)' und *anaks* 'plötzlich' dem armen. *anakn(kal)* 'unverhofft, unerwartet'. Auf anderes einzugehen ist hier nicht der Raum. Die Erklärung bei Sophus Bugge, die Vorfahren des Wulfila hätten in Kappadokien (Sadagolthina bei Parnassos) mit Armeniern zusammengelebt, so daß sich in die gotische Sprache "leicht einige armenische Wörter einschleichen"[6] konnten, verdient immerhin weitere Beachtung.

In die Reihe der armen. Titel *hariwrapet* 'centurio', *tasnapet* 'decurio' läßt sich vielleicht auch ein bisher ungedeuteter militärischer Rang einordnen, dessen Ursprünge nach Vorderasien weisen: lat. *satelles* 'Trabant, Leibwächter'.

Auszugehen ist von der Wortgeschichte des gr. σατράπης 'Statthalter des Perserkönigs', die Rüdiger Schmitt[7] erschöpfend behandelt hat. Er hat eine doppelte Bildungsweise **xšaθra-pā-van-* und **xšaΘra-pā-* 'das Reich schützend' "für die altiranische Sprachstufe zweifelsfrei"[8] gesichert. Die Entlehnung ins Armenische šahap 'οἰκονόμος, Stadtpfleger, Stadthalter' sei die Folge der Bedeutungsverengung, die von airan. **xšaθra-* 'Reich' zu neupers. *šahr* 'Stadt' geführt habe. Durch die Analogiewirkung ist das Wort als armen. *šahapet* in die obige Reihe aufgenommen worden; außerhalb der Bibelsprache hat es jedoch (bei Agathangelos 56, 57 und Eznik von Koghb 106) die Bedeutung 'Schutzgeist der Felder, der Weinstöcke und Ölbäume'[9], die H. Hübschmann mit skt. *kṣetrapa-* 'eine die Felder hütende Gottheit' in Verbindung bringt.

Beim Übergang eines ähnlichen Ausdrucks aus der Sakralsprache der Feld- und Waldkulte über das Etruskische (in das man ja oft und mit Verweis auf etr. *śatnal* und *Satellius* den Ursprung von lat. *satelles* verlegt hat) konnte die gr. Form (gerade von Nichtgriechen) volksetymologisch mit dem Suffix von ἀλλοδαπής 'fremd, Fremder' verquickt werden, woraus sich dann eine Übernahme mit Suffixtausch als **satrolo-* > *satelles* ergab. Hierbei mag die Deklination mit glei-

cher Silbenzahl (*satellis, satellem*) eine morphologische Zwischenstufe erhalten haben.

Daß man für die Erklärung von gr. Titeln auch an Verbindungen zwischen Kleinasien und Altägypten denken darf, zeigt meine Deutung von gr. Πρίαμος, die, wie ich jetzt sehe, durch die etrusk. Form *priumne* noch gestützt wird[10]. Diese wiederum ließe sich mit einer Deutung Πρίαμος = 'Fürst' (zu lat. *prīmus*, lyk.B *prije* 'erster'[11]) nicht vereinbaren.

ANMERKUNGEN

1 Vgl. hierüber W. Brandenstein, M. Mayrhofer: Handbuch des Altpersischen. Wiesbaden 1964, S.140.
2 Vgl. Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 20. Aufl., bearb. v. Walther Mitzka. Berlin 1967, S. 306.
3 Emile Benveniste: Interférences lexicales entre le gotique et l'iranien, BSL 58 (1963) 41-57.
4 Sophus Bugge, in: IF 5 (1895) 168-180.
5 Sigmund Feist: Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache. Leiden [3]1939, S. 82 b.
6 Bugge a.a.O., S. 170.
7 Rüdiger Schmitt: Der Titel 'Satrap', in: Studies in Greek, Italic, and Indo-European Linguistics, offered to Leonard R. Palmer, ed. by Anna Morpurgo Davies and Wolfgang Meid. Innsbruck 1976, S. 373-390.
8 a.a.O., S. 389.
9 Heinrich Hübschmann: Armenische Grammatik I. Nachdr. Hildesheim 1962, S. 209.
10 'Geliebt' von einem Gott ist häufig in Beinamen ägyptischer Pharaonen (Merneptah, Mrj n Rc, Mrj Imn: von dem Sonnengott Re, von Ammon geliebt) mrj-nṯr 'von Gott geliebt' ist ein Priestertitel. Die Entsprechung zu got. frijon 'lieben' und aind. prī-ta- 'geliebt' im Griechischen mußte wegen des lautlichen Zusammenfalls mit πρίασθαι = aind. kriṇāti 'kaufen' untergehen. Zu Πρίαμος vgl. jetzt Hans von Kamptz: Homerische Personennamen. Göttingen 1982, bes. S. 344.
11 So Piero Meriggi, in: Minos 3 (1954) 84.

Neuenglisch *to die* – ein skandinavisches Lehnwort?

Überlegungen zu Beowulf 850a

Peter KRÄMER
Wien

Es gilt bis heute als communis opinio, daß das Verbum *to die* als skandinavisches Lehnwort ins Englische gekommen sei. Das Oxford Dictionary[1] gibt als vermuteten Ursprung altnordisch *deyja* an. Auch das (jüngere) Concise Oxford Dictionary[2] gibt diese Vermutung wieder und repräsentiert die einhellige Auffassung der Etymologen.[3]

Das Verb ist in den germanischen Sprachen zahlreich und gut belegt:
an. *deyja* - *dō* - *dāinn*
ahd. *touwen*, daneben auch *tawalōn*
as. *dōjan*
got. *af-dauiþs* neben *diwans*.

Wollte man nun von den Einzelsprachen her das Paradigma dieses zweifellos urgermanischen Verbs rekonstruieren, so ergäbe sich, ausgehend von ahd. *touwen* und as. *dōjan*, ein germanisches schwaches Verb der 1. Klasse **dau̯janam* - **dau̯-jiþō*; got. *-dauiþs* stellte das Partizip Präteriti dazu dar.

Got. *diwans* ließe an ein starkes Verb der 5. Ablautreihe urgerm. **deu̯anam* - **dau̯* - *dĕu̯umis - **deu̯anas* denken.

An. *deyja* hingegen spräche für ein ablautendes Verb der 6. Ablautreihe mit j-Infix im Präsens. Die Rekonstruktion der Stammformen müßte in diesem Fall **dau̯janam* - **dōu̯-*[4] - **dau̯anas* ergeben.

Ahd. *tawalōn* wäre als Ableitung von der Ablautvariante germ. **dau̯-* in formaler Hinsicht von allen drei Ansätzen her möglich.

Die nominale Dentalableitung der urgerm. Wurzel **dau̯-* ist sowohl als (initial betontes) Substantiv als auch als (endbetontes) Adjektiv in den germanischen Dialekten gut belegt:
an. *dauðr* - *dauðr*
ahd. *tōd* - *tōt*
as. *dōð* - *dōd*
got. *dauþus* - *dauþs*
aber auch

ae. *dēad* – *dēaþ*

Auch das Ae. kannte also die Wurzel germ. **dau̯-*, wenn auch, sollte die bisherige Interpretation richtig sein, ausschließlich in nominaler Verwendung.

Allen germanischen Sprachen wäre daher eine Wurzel **dau̯-* eigen, wie sie ja als Präsensstamm von an. *deyja*, ahd. *touwen*, as. *dōjan* und got. *-dauiþs* bereits postuliert wurde.

Der Infinitiv würde demnach einheitlich urgerm. **dau̯janam* (mit j-Infix im Präsens) gelautet haben. Einzig got. *diwans* legte einen abweichenden Infinitiv nahe. Ahd. *tawalōn* ist gewiß eine sekundäre l-Ableitung der Averbostufe **dau̯-*.

Urgermanisch **dau̯janam* nun konnte nach Ausweis des Ahd., As. und des got. *-dauiþs* als schwache Bildung interpretiert werden. Es erscheint mir aber fraglich, ob dies die ursprüngliche Flexionskategorie gewesen ist, denn an. *dāinn* setzt urgerm. **dau̯anas*, also eine starke Bildung, voraus: Bei parallel überlieferten starken und schwachen Formen wurde jedoch von der Forschung bisher stets den starken höheres Alter beigemessen. Ich halte daher dafür, daß auch im gegenständlichen Fall die starke Flexion die urtümlichere gewesen ist. Allerdings dürfte die Eingliederung des Verbs in die 6. Ablautreihe, wie dies an. *deyja* belegt, nicht den ältesten Zustand repräsentieren, denn die Silbenstruktur weist in dieser Ablautreihe sonst einheitlich germ. *-ā̆- + Einfachkonsonanz auf. – Dieser sonst übliche Befund ist zwar im Partizip Präteriti (**dau̯anas*) gegeben, nicht jedoch im Infinitiv **dau̯janam*; germ. **dōu̯-* ist darüber hinaus als 2. und 3. Averbostufe kaum ernsthaft zu vertreten, es sei denn "pour le besoin de la cause"[5].

'Diphthongische Basen' kommen in der 6. Ablautreihe üblicherweise nicht vor. Sie sind belegt bei schwachen Verben, bei starken Verben der 1. und 2. Ablautreihe (wollte man die Verbindungen von Vokal + Halbkonsonant i̯ und u̯ vor dem Hintergrund der biphonematischen Wertung der Diphthonge im älteren Germanischen ebenfalls als Di-phthonge auffassen, auch bei solchen der 3.) und bei den reduplizierenden Verben.

Von got. *diwans* abgesehen weisen, davon war oben die Rede, alle germ. Belege auf einen Diphthongen *-*au̯*- des Präsensstammes.

Nimmt man nun, wie dies hier geschehen soll, die schwache Flexion nicht als die ursprünglichere an, so kann es sich beim Verbum **dau̯janam* nur um ein ehemals reduplizierendes Verb vom Typus

germ. **au̯kanam* – **eau̯k* – **eau̯kumis* – **au̯kanas* zu Beginn der ē̆/ā̆-Periode[5] handeln, also

germ. **dau̯janam* – **dedau* – **dedau̯umis* – **dau̯anas*.[6]

Das Verbum hätte demnach einer urtümlichen Flexionska-

tegorie angehört, die im Germanischen bis auf geringe Reste (z.B. im Anglischen) aufgegeben wurde; ja mehr noch: dieses Verb hätte zusätzlich zur altertümlichen Präsensstammbildung eine auch für seine ursprüngliche Flexionsklasse unübliche Anomalie aufgewiesen, nämlich ein j-Infix im Präsens.[7]

Daß ein derartiges Paradigma prädestiniert war, Veränderungen unterworfen zu werden, scheint mir nicht absonderlich. Doch gilt es nunmehr, den Versuch zu unternehmen, den hiermit kurz skizzierten Ansatz wahrscheinlich zu machen.

Nach Frans van Coetsem[8] wurden in jener Periode der Sprachentwicklung, in der die Reduplikation im Germanischen zugunsten üblicherer Bildungsmittel bis auf geringfügige Spuren[9] aufgegeben wurde, die reduplizierten Verben dem nicht mehr produktiven Ablaut unterworfen. Es geschah dies in jener Entwicklungsstufe des Germanischen, wo idg. ŏ bereits zu germ. ă geworden war, die für das Gemeingermanische typischen Umlauterscheinungen jedoch noch nicht eingetreten waren.

Die Rekonstruktion der Tempusstammbildung für die starken Verben zeigt in dieser Sprachperiode folgendes Bild:[10]

starke Verben	ehemals reduplizierende Verben
1. ei̯/ai̯	1. ai̯/ei̯
2. eu̯/au̯	2. au̯/eu̯
3. el/al+Konsonant	3. al/el+Konsonant
en/an+Konsonant	an/en+Konsonant

Demgemäß müßte man für das Protonord- und Protowestgermanische für den Infinitiv urgerm. *_dau̯janam_ die Averbostufen wie folgt rekonstruieren:

*_dau̯jana_ – *_deu̯_ – *_deu̯umiz_ – *_dau̯anaz_.

Dieses Paradigma hätte im Altenglischen ergeben müssen:
westsächsisch *_dīeȝan_ – *_dēo(w)_ – *_dēowum_ – *_dawan_
anglisch *_dēȝan_ – *_dēo(w)_ – *_dēowum_ – *_dawan_.

Die 3. Sg. ind. pt. dieses Paradigmas glaube ich nun im Beowulf gefunden zu haben, u. zw. im Vers 850a. Die Stelle lautet:[11]

dēaþfæȝe dēoȝ, siþþan drēama lēas
in fen-freoþu feorh āleȝde
hǣþene sāwle þǣr him hēl onfēnȝ.

Das hapax legomenon ae. _dēoȝ_ (mit -ȝ statt -w in Analogie zum präsentischen -ȝ- oder in Anlehnung an ae. _dēoȝol_ 'geheimer Platz, Finsternis, Grab, Mysterium'[12]?) wurde in

älteren Ausgaben des Beowulf häufig emendiert; dazu ein kurzer Exkurs:

Else von Schaubert[13] führt zu Vers 850a, *dēaþfæʒe dēoʒ*, aus:

"Vor 1940 datierende Auflagen dieser Ausgabe änderten ... nach Zupitza (Herrigs Archiv 84, S. 125) *dēoʒ* des MS. in *dēaf*, pt. sg. zu *dūfan* 'tauchen'. Holthausen (Beowulf, 2. bis 6. Auflage) und Klaeber (Beowulf, 1. u. 2. Auflage) schrieben *dēof*, betrachteten dieses als dialektale Nebenform zu *dēaf*. - Auf durch Heyne (Gloss.) gestützte Erwägungen Leos zurückgreifend, setzte 1929 E. E. Wardale (Modern Language Review, 24, S. 62 f.) sich ein für *dēoʒ* als reduplizierendes pt. sg. von **dēaʒan*, das zu dem AHD ppt. '*tougan*' 'versteckt, verborgen' und zu dem AHD Adjektiv *tougali*, AE *dēaʒol*, *dīeʒel* zu stellen wäre ...[14] Holthausen (Beowulf, 7. u. 8. Auflage) ... übernahm Sievers' Lesung (PBB IX, S. 138) *dēop* ... Krogmann (Englische Studien 68, S. 317 f.) wollte *dēoʒ* zu einem AE Verbum **dēan* aus **dēahan* mit der Bedeutung 'toben, rasen' stellen ... Wrenn hält für möglich, daß *dēoʒ* hier zu einem AE vorhandenen **dēaʒan (dēoʒan)* 'sterben' zu setzen sei ...[15]."

"Ekwall (English Studies 35, S. 79 f.) und Girvan (The Review of English Studies 5, S. 179) widersprachen ... energisch[16]."

Fr. Klaeber[17] gibt die gleichen Konjekturen; auch er entschließt sich[18] für **dēaʒan* mit der Bedeutung '(sich) verstecken' zum Adjektiv *dēoʒol* 'geheim'. Nun noch die Formen bei Bosworth-Toller:[19]

Hier ist kein **dēan* verzeichnet, hingegen:

S. 196: *dēaʒan* 'to dye, colour' pt. *dēoʒ*, pl. *dēoʒon*, ppt. *dēaʒen* (mit Stellenangabe Beow. 850!)

sowie die sw. II-Verben:

dēaʒian, *-ode* und *dēʒian*, *-ode* mit gleicher Bedeutung, also "färben".

Ein *dēoʒan* verzeichnet Bosworth-Toller nicht, wohl aber:

Suppl. S. 151: *dīʒan* pt. *dēoʒ* 'sterben' mit Stellenangabe Beow. 850![20]

T. N. Toller ersetzt also das *dēaʒan* des Dictionary im Supplement durch *dīʒan*!

Nach Flasdieck[21] kommt auch ein tiefstufiges Präsens **dūʒan* in Frage. Die Form erscheint mir jedoch mehr als unwahrscheinlich. *Dēon* 'säugen'[22] ist fernzuhalten.

Zu den einzelnen Formen ist m. E. folgendes zu sagen:

Die Formen *dēof*, *dēop* bei Beow. 850 anzusetzen, ist nicht gerchtfertigt. In der Hs. steht eindeutig *dēoʒ*. Ein Schreibfehler ist kaum anzunehmen, denn zwischen

ꝑ (=p) ꝼ (=f) und ᵹ (=ʒ)

herrscht keine allzu große Ähnlichkeit. Außerdem widerspräche dies dem Prinzip der lectio difficilior. **Dēan* aus **dēahan* ist aus zweierlei Gründen unwahrscheinlich:

Erstens wäre man gezwungen, zur Wurzel **dheu̯-*[23] Gutturalerweiterung anzunehmen, die zu dieser Wurzel nirgends belegt ist (: **dheu̯k-*[24] ist eine andere Wurzel mit anderer Bedeutung); zweitens ließe sich bei einer erschlossenen Wurzel nach Ausweis des As., Ahd. und An. eher an ein Präsens mit j-Infix denken.

Das ehemals reduplizierende Verbum ws. *dīʒan*, *dīeʒan* mit j-Infix im Präsens ließe sich mit AS *dōian* und AN *deyja - dō* schön verbinden[25]. Die Lesart der Handschrift scheint

daher die korrekte Form zu bieten.

Neuerdings wird der handschriftlichen Lesart eindeutig der Vorzug gegeben, und auch die Microfiche Concordance to Old English[26] verzeichnet ausschließlich *dēoȝ*.

Genzmer gibt in seiner deutschen Übertragung die gegenständliche Textstelle folgendermaßen wieder:
"... wo der Totwunde getaucht war, dem Trinkfest fern,
und in Fenns Friedensstatt ihm entfloh das Leben,
die heidnische Seele, als ihn die Hölle empfing."[27]
Er übernimmt also Zupitzas Lesart *dēaf* (s.o.).

Die Stelle steht jedoch meines Erachtens in Sinnzusammenhang mit Vers 819b ff.:

scolde Grendel þonan
feorh-sēoc flēon under fen-hleoþu,
sēcean wyn-lēas wīc;[28]

In Genzmers Übersetzung:[29]

"Grendel mußte
in des Fenns Felsen fliehen totwund,
zur Wonnelosen Wohnstatt," nachdem ihm Beowulf Arm und Achsel in Hrodgars Halle vom Leib getrennt hatte.

Übersetzt man nun in Textprobe 1 *dēoȝ* (entgegen Genzmer) als zu **dī(e)ȝan* gehörig, dann heißt die strittige Stelle:

Es starb der Totgeweihte[30] (= Grendel), da (= indem?) er freudlos in Fenns Zuflucht (= der Felsen Fenns im Meer) das Leben aushauchte, die heidnische Seele, als ihn die Hel empfing.

Dies entspräche auch durchaus der Gepflogenheit des Wiederholens, wie sie in der angelsächsischen Dichtung gang und gäbe ist.

Altenglisch *dēoȝ* könnte demnach als Hinweis auf die Existenz eines ehemals reduplizierenden Verbs gewertet werden. Es handelte sich dabei um eine ausschließlich in einem poetischen Denkmal überlieferte Form, die mit ae. *heht*, *leolc*, *reord*, *ondreord* usw.[31] auf einer Ebene stünde und somit als anglische Form in westsächsischer Umschrift eines poetischen Denkmals interpretiert werden müßte.

In westsächsischen Originalen und in poetischen Denkmälern wird 'sterben' üblicherweise durch ae. *sweltan* bzw. *steorfan* wiedergegeben. Die entsprechenden Präteritalformen dieser beiden Verben wären auch als Ersatz für *dēoȝ* möglich gewesen, doch sollte man nicht übersehen, daß in Beowulf 850a die (anglische) Form unter dem Stabreim steht und daher offenbar nicht ersetzt werden 'wollte'.

Nach all dem ergäbe sich mithin für die altenglische Zeit folgendes Postulat:

Das ae. Verbum *dī(e)ȝan* hat zumindest in der anglischen Form *dēȝan*, *dēoȝ* tatsächlich existiert und ist aus Gründen der Überlieferung[32] bloß als hapax legomenon in Beowulf 850a auf uns gekommen, wo das (außerhalb des Anglischen möglicherweise tabuisierte) Wort im Zusammenhang mit dem Tod

eines Ungeheuers Verwendung fand.

Nachdem die westsächsisch orientierte Schreibsprache aus realpolitischen Gründen außer Gebrauch gekommen war (: nach der Übernahme des Hofes durch die Normannen dominierte das Normannisch-Französische in der literarischen Überlieferung)[33], setzte mit dem 13. Jahrhundert die (germanisch-) muttersprachlich orientierte Tradition wieder ein; die angestammten Mundarten traten an die Stelle der westsächsisch orientierten überregionalen Schreibsprache, die auch während der franko-normannisch dominierten Zeit in Gebrauchstexten zum Teil weiter verwendet worden war.[34] Und so ist es nicht verwunderlich, daß von da an auch für unser plötzlich überaus zahlreich überliefertes Wort die unterschiedlichsten Lautungen überliefert sind. Das Middle English Dictionary gibt unter dem Lemma *dīen* folgende Varianten:[35]

dieghen, dighen, diȝen, deien, dæȝen, deaȝen, deghen, deigen, deighen, deiȝen, deȝen, dẹ̄n. P. ppl. i)dīed, i)diȝed, deied, deghit, dehit, deȝed, idæid, i)dẹ̄d.

Die Formen *dīen*, *dieghen*, *dighen* etc. scheinen nun zunächst auf das ehemals westsächs., die Formen *deghen*, *deien*, *dēn* usw. auf das ehemals anglische Gebiet zu weisen. Damit hätte sowohl ae. **di(e)ȝan* als auch ae. **dēȝan* im Me. Fortsetzer gefunden. Die Formen mit *-īe*, *-ie-*, *-i-* erscheinen allerdings erst verhältnismäßig spät, ca. ab der 2. Hälfte des 14. Jhs.[36], in den Handschriften, so daß sie als Zeugen für ws. **dīeȝan* nicht in Frage kommen; auch angl. **dēȝan*, frühmittelengl. *dẹien*, hat Ende des 13. Jahrhunderts lautgesetzlich *dīen* ergeben.[37] Die im Me. chronologisch früher auftretenden -e-Formen weisen also auf die von mir geforderte anglische Lautung **dēȝan*, ja mehr noch, sie legen die bereits erwähnte Vermutung nahe, daß das Lexem in der westsächs. Schriftsprache verpönt, als anglische poetische Form in Beow. 850 aus metrischen Gründen (Stabreim!) gefordert war, und, da dort vom Tod eines Ungeheuers die Rede ist, auch inhaltlich toleriert werden konnte:

Die als ursprünglich für das Anglische geforderten Lautungen erscheinen nämlich von ca. 1200 bis ca. 1350 auch im Südwesten und im Mittelland, also dem ehemals westsächs. dominierten Gebiet, so z.B. in der History of the holy rood-tree, in Laymon's Brut, im Orrmulum, im Floris etc.[38]

Die anglische Herkunft von me. *dīen* kann daher als sehr wahrscheinlich angenommen werden.

Daß das Verb im Me. schwach flektiert, darf angesichts der Anomalien seines Paradigmas nicht verwundern. Im übrigen hätte es auch als skandinavisches Lehnwort, das altnord. ja ebenfalls stark flektierte, zur schwachen Flexion übergehen müssen.

Der Übertritt starker Verben in die schwache Flexions-

klasse ist darüber hinaus ein allgem. Kennzeichen des Me.[39]

Die, wie ich glaube, mittlerweile naheliegende Vermutung, ne. *to die* sei nicht Lehn- sondern Erbwort, wird durch einen bereits von Karl Luick[40] auf historisch-phonologischer Grundlage mitgeteilten Umstand zur Gewißheit: "Me. *dęie(n)*, später *die(n)* 'sterben' (ne. *die*) ist nicht von an. *deyja* abzuleiten, sondern von einem nicht belegten, dem an. *deyja* etymologisch entsprechenden ae. angl. *dēȝan*, ... Das nordg. Wort hätte me. *dei-(i)en*, später *daien* ergeben, nicht me. *dęie(n)*, *die(n)*."[41] Ne. *to die* ist also mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit kein skandinavisches Lehnwort, und daher erübrigt sich auch die Frage, weshalb dieses Verb erst mehr als 150 Jahre nach Ende der Dänenherrschaft[42] in der Überlieferung erscheint: Es hat in den bodenständigen Mundarten (außerhalb des Westsächsischen) in mündlicher Tradition immer bestanden und ist (durch 'Bedeutungsverbesserung'?) um 1200 literaturfähig geworden.

ANMERKUNGEN

1 Oxford Dictionary, Oxford 1933.

2 Concise Oxford Dictionary, Oxford 1964.

3 Middle English Dictionary, hrsg. v. Hans Kurath und Sherman M. Kuhn, Ann Arbor, Michigan 1954.

4 Langdiphthonge sind allerdings sonst im Germanischen nicht belegbar, vgl. van Coetsem (Fußn. 8), S. 25 (§ 14); die Rekonstruktion der 2. und 3. Averbostufe erscheint daher in dieser Form mehr als problematisch.

5 Zum Terminus vgl. Frans van Coetsem (Fußn. 8), S. 15 ff. und passim, sowie Ders., Zur Entwicklung der germanischen Grundsprache, in: Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500, hg. v. L. E. Schmitt, Bd. 1, Sprachgeschichte, Berlin 1970, S. 1 ff., hier bes. 39 ff.

6 Got. diwans ist als Verb nicht belegt, vgl. Sigmund Feist, Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache, Leiden 1939, S. 122.

7 wie es zwar sonst, vgl. u.a. W. Braune, Althochdeutsche Grammatik, Tübingen 1961[10], S. 266, § 327, durchaus vorkommt, allerdings bei germanischen Verben bislang nicht beobachtet wurde.

8 Frans van Coetsem, Das System der starken Verba und die Periodisierung im älteren Germanischen (= Mededelingen der Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen, Afd. Letterkunde Nieuwe Reeks - Deel 19 - No. 1) Amsterdam 1964, S. 47 ff.

9 Z.B. im Anglischen, vgl. Flasdieck, Hermann M., Die reduplizierenden Verben des Germanischen (unter besonderer Berücksichtigung des Altenglischen) in: Anglia, Zeitschrift für englischen Philologie, hrsg. v. Hermann M. Flasdieck, Bd. LX (N.F. XLVIII), S. 241-365, Halle (Saale) 1936.

10 Van Coetsem (Fußn. 8), S. 52 f.

11 Fr. Klaeber, Beowulf and the Fight at Finnsburg, Boston 1950 (3. Aufl.), S. 32 und Heyne-Schückings Beowulf, hrsg. v. Else von Schaubert, 1. Teil: Text, Paderborn 1958[17], S. 36.

12 Bosworth Joseph - Toller T. Northcote, An Anglosaxon Dictionary, Oxford MDCCCLXXXII, S. 204. Falls das -ȝ in dēoȝ aus ae. dēaȝol übertragen wäre, könnte man annehmen, daß ae. dēo(w) tabuisiert war.

13 Heyne-Schückings Beowulf, hrsg. v. Else von Schaubert, 2. Teil: Kommentar, Paderborn 1961 (17. Aufl.), S. 62.
14 Nach J. Pokorny, Indogermanisches etymologisches Wörterbuch, Bd. I, Bern und München 1959, S. 265 zur Wurzel *dheu̯k- mit AE -ʒ- im Präsens durch Analogie nach dem grammatischen Wechsel im 3. und 4. Stamm.
15 Vgl. Fußn. 13.
16 Heyne-Schückings Beowulf, hrsg. v. Else v. Schaubert, 2. Teil: Kommentar, Paderborn 1961 (17. Aufl.), S. 62 f.
17 Fr. Klaeber, Beowulf and The Fight at Finnsburg, Boston 1950 (3. Aufl.), Fußnote zu Vers 850a.
18 Wie Else von Schaubert (vgl. Fußn. 11), 3. Teil: Glossar, Paderborn 1961 (17. Aufl.).
19 Bosworth-Toller (Fußn. 12).
20 Bosworth Joseph - Toller T. Northcote, An Anglosaxon Dictionary. Supplement by T. N. Toller, Oxford 1921.
21 Flasdieck (Fußn. 9), § 10 f.
22 Sievers Eduard - Brunner Karl, Altenglische Grammatik, nach der angelsächsischen Grammatik von Eduard Sievers neu bearb. v. Karl Brunner, Halle (Saale) 1951[2], § 408, Anm. 16.
23 J. Pokorny, Indogermanisches etymologisches Wörterbuch, Bd. I, Bern und München 1959, S. 260.
24 lc., S. 265.
25 Zumindest, was den Präsensstamm anbelangt; zu an. dō vgl. Fußn. 4.
26 Antonette di Paolo Healey und Richard L. Venezky (Hg.), A Microfiche Concordance to Old English, The List of Texts and Index of Editions, The University of Toronto, Toronto 1980.
27 Beowulf und das Finnsburg-Bruchstück, aus dem Angelsächsischen übertragen von Felix Genzmer, Stuttgart 1953, S. 36.
28 Fr. Klaeber, Beowulf and The Fight at Finnsburg, Boston 1950 (3. Aufl.), S. 31 und Heyne-Schückings Beowulf, hrsg. v. Else von Schaubert, 1. Teil: Text, Paderborn 1958 (17. Aufl.), S. 36.
29 Genzmer (Fußn. 27), S. 35.
30 Oder, wenn man die mögliche Tabuisierung des Wortes (vgl. Fußn. 12) in der Übersetzung nachahmen will: der Todgeweihte entschwand, ...
31 Vgl. Flasdieck (Fußn. 9).
32 Karl Luick, Historische Grammatik der englischen Sprache, Bd. 1, Stuttgart 1914 ff., §§ 25 ff.
33 Vgl. A literary history of England, ed. A. C. Baugh, vol. 1: The Middle Ages (The Old English Period by K. Malone), London 1967, S. 110 f. und Luick (Fußn. 32), § 13-15.
34 Luick (Fußn. 32), S. 27.
35 Middle English Dictionary (Fußn. 3), S. 1073.
36 Ebda., S. 1073 f.
37 Hans Ernst Pinsker, Historische englische Grammatik, 2. verb. und erw. Aufl., München 1963, § 40, III, 2.
38 Vgl. Middle English Dictionary (Fußn. 3), S. 1073 f. und die in der Einleitung dazu genannten Ausgaben. Diesen Hinweis verdanke ich Herbert Schendl vom Wiener Institut für Anglistik und Amerikanistik.
39 Vgl. u.a. Pinsker (Fußn. 37), § 164.
40 Luick (Fußn. 32), §§ 352; 337a, A5; 378; 401, 1e, 2; 407, 1, A1; 408, 1, A5; 483; 690, 1, A1; 709, 3; 768, 2a, A3; vor allem aber § 384, Anm. 5.
41 Karl Brunner, Die englische Sprache, ihre Geschichtliche Entwicklung, 1. Bd., Tübingen 1960, S. 277.
42 Luick (Fußn. 32), § 12 f.

Entwicklungstendenzen des samojedischen Kasussystems

Ago KÜNNAP
Tartu

Das samojedische Sprachmaterial weist darauf hin, daß sich die Deklinationsparadigmen des Duals und des Plurals, die für die Substantive der heutigen samojedischen Sprachen charakteristisch sind, in der samojedischen Ursprache noch nicht herausgebildet hatten. Das Deklinationsparadigma des Singulars der Substantive haben in dieser Ursprache aber wenigstens folgende Kasusformen gebildet:

	Absolute Deklination	Possessive Deklination	
Nominativ	Ø	Ø	Possessiv- + suffixe
Genitiv	*-*n*	*-*n*-	
Akkusativ	*-*m*	*-*m*-	
Lativ	*-*ntV*	*-*kV*-	
Lokativ	*-*kVnV*	*-*kVnV*-	
Ablativ	*-*kVtV*	*-*kVtV*-	
Prosekutiv	*-*mVnV*	*-*mVnV*-	

Die Adverbien und die Postpositionen des Ursamojedischen hat man mit wenigstens folgenden Endungen der Lokalkasus verwendet: *-*ŋ* des Lativs, *-*nV* des Lokativs, *-*tV* des Ablativs und *-*mVnV* des Prosekutivs.

Die Stellung des Koaffixes *-*kV*- der Endungen der samojedischen Lokalkasus in der Deklinationsparadigma des Plurals der nordsamojedischen Sprachen vor dem Pluralzeichen (Koaffix + Pluralzeichen + primäre Kasusendung) spricht für die Annahme, daß dieses Koaffix ursprünglich ein Ableitungssuffix gewesen ist. An die mit dem Suffix *-*kV*- versehenen Ableitungen wurden im Ursamojedischen primäre Endungen der Lokalkasus *-*nV* und *-*tV* angehängt, und auf diese Weise entstanden die zusammengesetzten Endungen der Lokalkasus: *-*kVnV* für den Lokativ und *-*kVtV* für den Ablativ. Die Funktion des Lativs wurde nur durch das Suffix *-*kV* ausgedrückt. Schon frühzeitig wurde das Suffix *-*kV* im Lativ Singular der absoluten Deklination durch das Suffix *-*ntV* (< die Genetivendung *-*n des Grundwortes + Postposition *tV*) verdrängt.

Im Samojedischen kennt man das Ableitungssuffix der denominalen Nomina *-*kV*, dessen zentrale Funktion das Hinweisen auf die Verbindung mit einem Ort ist, z. B. selkupisch (Castrén) *ül-ga-l* 'unterer' (vgl. *ül* 'Boden'). Gerade

dieses Suffix läßt sich offenbar mit dem Koaffix der Endungen der Lokalkasus *-*kV* in Zusammenhang bringen (s. auch Collinder 1960, S.293). (Zum Deklinationsparadigma des Ursamojedischen s. näher Künnap 1971, S. 125-132).

T. Mikola dagegen ist von der derivativen Herkunft des zu untersuchenden samojedischen Koaffixes *-*kV*- nicht überzeugt. Er schreibt: "Ist das Koaffix *χV* ein Derivationssuffix, warum kommt es nur in einigen Kasus vor? Selbst in den lokalen Kasus ist ein Gebrauch nicht allgemein, es fehlt ja im Lativ und Prolativ. Künnap nimmt zwar an, daß der Lativ und Prolativ postpositionalen Ursprungs sind, aber seine Annahmen stehen auf schwankenden Füssen. Die sogenannte Richtungstrialität, d. h. die Bezeichnung der drei Richtungen (wo? wohin? woher?) mit primären Kasusendungen, ist eines der wichtigsten Kennzeichen der uralischen Sprachfamilie, welches gewiß sowohl in der uralischen wie auch in der späteren ursamojedischen Grundsprache existierte. Innerhalb der Richtungstrialität ist gerade der Lativ der am reichsten vertretene Kasus, für die Grundsprache sind mehrere Lativsuffixe angenommen worden (*k, *ń, *ś, *ŋ). Alle uralischen Sprachen drücken die lativische Richtung hauptsächlich mit Kasussuffixen aus. [...] So ist es unmöglich Künnap beizustimmen, als er sich dahin äußerte, daß - im Gegensatz zum Lokativ und Ablativ - der Lativ im Ursamojedischen durch eine postpositionale Konstruktion vertreten war. [...] In der herkömmlichen Erklärung bleibt unklar, warum das Koaffix im Lativ Sing. der absoluten Deklination fehlt, im demselben Kasus der possessiven Deklination aber da ist." (Mikola 1977, S. 194-195).

Die beiden Fragen von T. Mikola haben wohl allen denjenigen Schwierigkeiten bereitet, die versucht haben, sich über die Entstehungsgeschichte des samojedischen Deklinationsparadigmas Klarheit zu verschaffen. Man muß zugeben, daß es schwer ist, auf diese Fragen völlig befriedigende Antworten zu finden. Als Lösung der ersten Frage bietet T. Mikola die Annahme dar, die - falls ich die Sache richtig verstanden habe - kurz zusammengefaßt darin besteht, daß das Suffix *-*kV* ursprünglich, d. h. bevor es zum Koaffix der Endungen der Lokalkasus wurde, eine in bezug auf die Richtung indifferente Lokalkasusendung gewesen wäre, der doch eine gewisse lativische Bedeutungsnuance eigen war. Deshalb brauchte man im Laufe der Entwicklung des Deklinationsparadigmas im Falle des Lativs keine anderen Kasusendungen mit der lativischen Funktion an das Suffix *-*kV* anzuhängen, was aber im Falle des Lokativs und des Ablativs notwendig war. (Mikola 1977, S. 197-198).

Ungefähr dasselbe nimmt M. Korhonen über das Koaffix *s* der Lokalkasusendungen der finnisch-wolgaischen Sprachen an. Er vertritt den Standpunkt, daß "die einzelnen Wohin-Kasus-

Suffixe, vor allem die Lativendungen, in den finnisch-ugrischen Sprachen oft als Komponenten zusammengesetzten Suffixe ohne Wohin-Funktionen begegnen. Besonders aufschlußreich sind in dieser Hinsicht die Systeme der inneren Lokalkasus in den finnisch-wolgaischen Sprachen, die sog. *s*-Kasus. Die Komponenten der Kasusendungen von Inessiv und Elativ scheinen im Widerspruch zueinander zu stehen: *-s* (*wohin?*) + *-na* (*wo?*) = Inessiv, *-s* (*wohin?*) + *-ta* (*woher?*) = Elativ ... Die Erscheinung wird völlig verständlich, wenn wir annehmen, daß der *s*- Kasus ursprünglich merkmallos war und daß der merkmalhafte Inessiv und Elativ durch Anhängen der Endungen des Wo- und Woher-Kasus an den *s*-Kasus gebildet wurden, wobei der mit einem bloßen *s*-Suffixe versehene Kasus in erster Linie die Funktion des Wohin-Kasus erhielt:" (Korhonen 1975, S. 115-116).

Im Grunde genommen kann man wohl nichts dagegen haben, wenn die Urformen der zu untersuchenden *k*- und *s*-Koaffixe als in bezug auf die Richtung indifferente Lokalkasusendungen aufgefaßt werden. Ihr Zusammenhang mit den Ableitungssuffixen der denominalen Nomina ist aber auf keinen Fall zu verneinen. Man kann nur darüber diskutieren, ob es richtig ist, diese in bezug auf die Richtung indifferenten Lokalkasusendungen auf die Ableitungssuffixe der denominalen Nomina zurückzuführen oder anzunehmen, daß sowohl die einen als auch die anderen ihren Ursprung in einer gemeinsamen Suffixquelle haben. Anscheinend handelt es sich hier um eine erfolglose Diskussion, denn die Beleuchtung einer so fernen Entwicklungsstufe ist vorläufig ein hoffnungsloses Unternehmen, was T. Mikola und M. Korhonen indirekt auch selbst zugeben, wenn sie nur unbestimmt über die möglichen Beziehungen der erwähnten Kasusendungen zu verschiedenen anderen Suffixen sprechen (Mikola 1977, S. 197-198; Korhonen 1975, S. 116).

Keineswegs kann man aber der Annahme zustimmen, daß die Lativendung der uralischen Ursprache den Ursprung des Koaffixes **-kV-* der samojedischen Lokalkasusendungen darstellt (wenn wir den Lativ eindeutig als einen Wohin-Kasus bestimmen). Es ist überhaupt schwer, sich über den Wohin-Kasus der uralischen Ursprache und über seine Endungen Klarheit zu verschaffen. Nach J. Janhunen können die Endungen dieses Kasus in der uralischen Ursprache nur als fraglich rekonstruiert werden, und er fügt hinzu: "For the dative case, several parallel markers obviously existed, and the phonological reconstructions remain somewhat uncertain. As a category, however, dative seems to have been the most widely used among all the concrete-relational cases." (Janhunen 1982, S. 30-31).

Wenn man auch davon ausgeht, daß im Ururalischen die Lativendung **-k(V)* vorhanden war, so berechtigt es noch

nicht zur Annahme, daß sie als die Endung des Wohin-Kasus in den samojedischen Sprachen später als Koaffix der Endungen der Wo- und Woher-Kasus verwendet wurde - zum Koaffix konnte doch nur ein in bezug auf die Richtung indifferentes Suffix werden. Es ist durchaus denkbar, daß die vermutliche Lativendung des Ururalischen **-k(V)* eine der richtungsweisenden Konkretisierungen dieses Suffixes sein könnte (s. bes. Korhonen 1975, S. 115). Kaum wahrscheinlich ist dagegen die Auflösung der richtungsweisenden Konkretheit der Lativendung **-k(V)* im Laufe ihrer Entwicklung zum Koaffix.

Wenn man aber zu der zweiten Frage von T. Mikola zurückkehrt, muß man zugeben, daß die Ursache der Verdrängung des Suffixes **-kV* durch das Suffix **-ntV* im Lativ Singular uns unbekannt ist (und der ganze Sachverhalt wird nicht klarer, wenn das Suffix **-ntV* als die Kombination von zwei alten Lativsuffixen gedeutet wird).

Wir können also sehen, daß die Bildung der neuen Endungen der Lokalkasus im Ursamojedischen im großen und ganzen auf dieselbe Weise geschah wie in der finnisch-permischen Gruppe der finnisch-ugrischen Sprachen, d. h. durch die Ingebrauchnahme der neuen Suffixkombinationen. Doch manche von den neuen Endungen der Lokalkasus entstanden auch aus den Postpositionen, dabei aus der Konstruktion mit dem Grundwort im Genetiv auf **-n* (**-ntV*) oder ohne Spuren der Genitivendung **-n* (**-mVnV*). Diese Genetivendung **-n* ist im Samojedischen bekanntlich bis heute ziemlich gut erhalten. Bei neuen Lokalkasusendungen postpositionaler Herkunft ist man in vielen Fällen von den mit *n* anlautenden Postpositionen ausgegangen (s. Künnap 1971, S. 91-94, 97, 99, 105,118-119), weshalb nicht immer festgestellt werden kann, ob ihnen ursprünglich die Genetivendung **-n* voranging oder nicht. Auf dasselbe Problem stoßen wir auch bei den ugrischen Sprachen. So lauten im Ob-Ugrischen alle Lokalkasusendungen postpositionaler Herkunft mit *n* an, und sie können ihren Ursprung auch in den mit *n* anlautenden Postpositionen haben (s. Korhonen 1979, S. 5; Helsinkij 1982, S. 98).

Das samojedische Sprachmaterial zeugt davon, daß in den samojedischen Postpositionalkonstruktionen das Grundwort aller Wahrscheinlichkeit nach seit eh und je im Genetiv auf **-n* gestanden hat.

In den nordsamojedischen Sprachen gibt es nicht sehr viele Postpositionen, aus denen sich Lokalkasusendungen entwickelt haben. Zahlreicher sind sie im Selkupischen. In dieser Hinsicht kann ihr Verhältnis des Vorkommens zwischen dem Nordsamojedischen und Selkupischen mit dem zwischen dem Ob-Ugrischen und Ungarischen verglichen werden. Im Kamassischen ist die Zahl solcher Postpositionen noch geringer als im Nordsamojedischen. (S. Künnap 1971, S. 72-132). Doch die Angaben aller samojedischen Sprachen zeugen davon, daß die

Genetivendung *-*n* nie ein Hindernis bei der Verschmelzung der Postpositionen mit ihrem Grundwort gewesen ist; auch kann man in diesen Sprachen nicht sehen, daß das nominativische Grundwort und die Postpositionen häufiger miteinander verschmolzen wären als das genitivische Grundwort und die Postpositionen, wie es nach M. Korhonen im Permischen gewesen ist (Korhonen 1979, S. 16).

Anscheinend sind in allen samojedischen Sprachen neue Lokalkasusendungen aus den mit *n* anlautenden Postpositionen entstanden, wie es nach der Meinung einiger Forscher auch in allen ugrischen Sprachen der Fall ist. Es kann sich sogar um das gemeinsame ururalische Stammelement **nV* handeln. Die Entwicklung der aus dem letzteren entstandenen Postpositionen zu den Kasusendungen kann wohl ein gemeinsames genetisches Merkmal der ugrischen und samojedischen Sprachen sein. Mit der Möglichkeit des Vorhandenseins dieses gemeinsamen Merkmals rechnet E. Helimski; doch scheint es völlig überflüssig zu sein, das anlautende *n* der entsprechenden Kasusendungen mit dem Einfluß der Genetivendung *-*n* des Grundwortes der einstmaligen Postpositionalkonstruktionen zu erklären, so wie er es vorschlägt (Helimskij 1982, S. 97-102): sie haben ja ihren Ursprung in den mit *n* anlautenden Postpositionen.

LITERATUR

COLLINDER, B. 1960, Comparative Grammar of the Uralic Language, Stockholm.

HELIMSKIJ, E. 1982, Drevnejšie vengersko-samodijskie jazykovye paralleli. (Lingvističeskaja i etnogenetičeskaja interpretacija), Moskva.

JANHUNEN, J. 1982, On the structure of Proto-Uralic. - FUF XLIV, S. 23-42.

KORHONEN, M. 1975, Merkmalhaftigkeit und Merkmallosigkeit in den finnisch-ugrischen Lokalkasussystemen. - CIFU III, S. 111-117.

KORHONEN, M. 1979, Entwicklungstendenzen des finnisch-ugrischen Kasussystems. - FUF XLIII, S. 1-21.

KÜNNAP, A. 1971, System und Ursprung der kamassischen Flexionssuffixe I. Numeruszeichen und Nominalflexion, Helsinki (MSFOu 147).

MIKOLA, T. 1977, Zum Ursprung des samojedischen Koaffixes. -Studies in Finno-Ugric Linguistics. In Honor of Alo Raun, Bloomington (Indiana University Publications. Uralic and Altaic Series 131), S. 191-198.

Tendencies in the Development of the Samoyed Case System

The article examines the basic tendencies in the development of the case systemof the Samoyed languages which have led to the use of the local case endings coaffix *-*kV*- as well as the transformation of postpositional constructions into local case endings.

Überlegungen zur Adjektivflexion im Gegenwartsdeutschen

Günter LIPOLD
Wien

> Es gibt in der Entstehung und Entwicklung der Sprache nichts Rätselhaftes. Das Rätselhafte liegt in dem Aufbau des menschlichen Denkens.
>
> Björn Collinder[1]

Geschichte[2] und Gegenwart[3] der neuhochdeutschen Adjektivflexion sind wiederholt Gegenstand eigener Untersuchungen gewesen, doch haben auch alle Handbücher zur deutschen Sprache sich mit unterschiedlicher Ausführlichkeit dieses Problems angenommen. Hauptsächlich wurde die syntaktische Einbettung des Adjektivs in den Nominalblock[4] und die in der Standardsprache und den Dialekten unterschiedliche syntagmatische Regelung dieser Einbettung tiefergehenden Betrachtungen unterworfen. In allen Fällen, die sich auf die standardsprachliche Syntax beziehen, wurde fast ausschließlich die geschriebene Variante der deutschen Gegenwartssprache untersucht. Die gesprochene Variante der höchsten deutschen Sprachschicht, die Standardsprache,[5] ist in dieser Hinsicht bloß nebenher erwähnt, die Dialekte selbst sind hier noch weit von einer systematischen Bearbeitung entfernt.[6]

Es versteht sich von selbst, daß eine bloße Auflistung adjektivischer Flexionskonvergenzen und -divergenzen zwischen Standardsprache und Dialekten keinerlei Fortschritt für die gegenwärtige Forschungslage bringt. Hier soll vielmehr versucht werden, im Sinne der Lebensarbeit Björn Collinders die Einzelheiten dem Gesamtüberblick nachzuordnen. Es soll von der Arbeitshypothese ausgegangen werden, daß die Teilsysteme der Adjektivflexion in Schriftsprache und Standardsprache parallel strukturiert sind. Da die Untersuchung der syntaktischen Einbettung den hier gegebenen Rahmen sprengen würde, ist vor allem ein Strukturvergleich der adjektivischen Flexionssysteme zu leisten.

Die Kontextsensitivität des Adjektivs ist bivalent. Einerseits hängt die Entscheidung über die Wahl der Flexivreihe ("stark", "schwach" oder "gemischt") vom voraufgehenden Artikelwort ab, andererseits steuert das nachfolgende

Substantiv über die Kongruenzregel die Auswahl des Kasus/Numerusmerkmales der entsprechenden Flexivreihe.[7] Dadurch ist das attributive Adjektiv - und nur dieses unterliegt in der Standardsprache der Flexion - morphosemantisch und morphosyntaktisch in das Nominalsyntagma eingebettet.

Die terminologische Diskussion kann hier nicht als Ziel angesehen werden, denn es fördert die Sache kaum, wenn man ausführlich begründet, warum man sich für die traditionelle Bezeichnung "stark-schwach", für die Benennung nach der Herkunft "pronominal-nominal" oder für die BRINKMANNsche[8] Unterscheidung "determinierend-attribuierend" entscheidet. In traditioneller Bedeutung soll an der Bezeichnungsdichotomie "stark" (st.) vs. "schwach" (sw.) festgehalten werden.

Der Einsatz von st. oder sw. Flexivreihe ist - trotz gelegentlicher Schwankungen[9] - voll voraussagbar, und zwar in der Standardsprache genauso wie in den dialektalen Varietäten. Die diatopische Untersuchung der unterschiedlichen kontextuellen Steuerung der beiden teilkomplementären Flexivreihen muß als Desiderat der Dialektologie des Deutschen betrachtet werden. Teilkomplementär sind die beiden Flexivreihen deswegen zu nennen, weil die beiden Teilsysteme in der Standardsprache nur an bestimmten Stellen (so zum Beispiel im Nominativ Singular Maskulinum und Neutrum) nicht übereinstimmen.

Zur Vereinfachung der Darstellung kann man davon ausgehen, daß in der Standardsprache allen attributiven Adjektiven der Marker <e> zugeteilt ist. Er erscheint, unmittelbar an das Lexem angefügt und vor dem Flexiv, quasi als ein Themavokal des Nhd., gleichgültig, ob es sich um die st. oder sw. Flexion handelt. Damit weichen wir von LINDGRENs Meinung ab, daß die sw. Endung allgemein "nicht mehr die Form kennzeichnet, sondern die Zugehörigkeit zum Nominalblock zeigt."[10] Dieses <ǝ> entspricht dem Phonem /ǝ/ in unbetonter Silbe, das den morphonologischen Repräsentativsregeln der Nhd. unterworfen ist.[11]

Als besonderes Stilmittel kann das artikellose Nominalsyntagma mit unflektiertem Adjektiv vom Typ *lieb Vaterland* oder *schön Wetter* bezeichnet werden. Diese immer stärker verdrängte Verwendungsweise ist in der folgenden Untersuchung nicht berücksichtigt.

Die Standardsprache verwendet für die st. und sw. Adjektivflexion folgende 5 Flexive <e, em, en, er, es>, sie verteilen sich in der starken Flexivreihe:[12]

Sg.		m	/er/	e	r	Ø	Pl.	/e/	e	Ø	Ø
	N	f	/e/	e	Ø	Ø		/e/	e	Ø	Ø
		n	/es/	e	s	Ø		/e/	e	Ø	Ø
		m	/en/[13]	e	Ø	n		/er/	e	Ø	r
	G	f	/er/	e	Ø	r		/er/	e	Ø	r
		n	/en/	e	Ø	n		/er/	e	Ø	r

	m	/em/	e	Ø	m	/en/	e	Ø	n
D	f	/er/	e	Ø	r	/en/	e	Ø	n
	n	/em/	e	Ø	m	/en/	e	Ø	n
	m	/en/	e	Ø	n	/e/	e	Ø	Ø
A	f	/e/	e	Ø	Ø	/e/	e	Ø	Ø
	n	/es/	e	s	Ø	/e/	e	Ø	Ø[14]

Da die Morphrepräsentation eine Frage der einzelnen Varietäten (Standardsprache, Dialekte) und das jeweils ausgewählte morphonologische Muster primär durch die historische Kontinuität des Einzelsystems bestimmt ist (besonders die Phonemrepräsentation im phonischen Bereich betreffend), sollte eine Strukturbeschreibung von der Markiertheit ausgehen. Bezeichnet man markierte Morpheme mit + und unmarkierte mit −, dann läßt sich obige Tabelle wie folgt darstellen:

Sg.					Pl.			
	m	+	+	−		+	−	−
N	f	+	−	−		+	−	−
	n	+	+	−		+	−	−
	m	+	−	+		+	−	+
G	f	+	−	+		+	−	+
	n	+	−	+		+	−	+
	m	+	−	+		+	−	+
D	f	+	−	+		+	−	+
	n	+	−	+		+	−	+
	m	+	−	+		+	−	−
A	f	+	−	−		+	−	−
	n	+	+	−		+	−	−

Die Flexivreihe der sw. flektierten Adjektive weicht in der Struktur nur in bestimmten Punkten ab:

Flexivreihe								Markiertheit					
Singular					Plural			Singular			Plural		
	m	e	Ø	Ø	e	Ø	n	+	−	−	+	−	+
N	f	e	Ø	Ø	e	Ø	n	+	−	−	+	−	+
	n	e	Ø	Ø	e	Ø	n	+	−	−	+	−	+
	m	e	Ø	n	e	Ø	n	+	−	+	+	−	+
G	f	e	Ø	n	e	Ø	n	+	−	+	+	−	+
	n	e	Ø	n	e	Ø	n	+	−	+	+	−	+
	m	e	Ø	n	e	Ø	n	+	−	+	+	−	+
D	f	e	Ø	n	e	Ø	n	+	−	+	+	−	+
	n	e	Ø	n	e	Ø	n	+	−	+	+	−	+
	m	e	Ø	n	e	Ø	n	+	−	+	+	−	+
A	f	e	Ø	Ø	e	Ø	n	+	−	−	+	−	+
	n	e	Ø	Ø	e	Ø	n	+	−	−	+	−	+

Auch bei dieser Auflistung betrifft die erste Kolonne jeder Flexivreihe die Attribuierung, die zweite die Genus- und die dritte die Kasus/Numerus-Markierung. Vor allem bei Betrachtung der Markierung wird aus den aufgelisteten Kolonnen neben der teilweisen Übereinstimmung im Bereich von Genitiv und Dativ Singular und Plural aller Reihen (Markierungsschema + - +) auch die prinzipielle Übereinstimmung in der Markierung von Akkusativ Singular Maskulinum/Femininum in der starken und in der schwachen Flexivreihe (Markierungsschema: m + - +, f + - -) sichtbar.

In der nachfolgenden Kontrastierung des standardsprachlichen Systems mit dem Teilsystem der Adjektivflexion einiger deutscher Mundarten (hier soll ja hauptsächlich exemplarisch gearbeitet werden) richtet sich die Vorgangsweise nach strukturellen Kriterien mit folgenden Frage/Angabenstellungen:

1. Welche prinzipiellen Morpheme des Nominalblocks werden in der betreffenden Mundart markiert?
2. Welche Anzahl von Flexivreihen/Einzelflexiven hat eine Mundart im Vergleich zur Standardsprache?
3. Wie elaboriert/restringiert sind die einzelnen Flexivreihen der betreffenden Mundart gegenüber der Standardsprache in qualitativer Hinsicht?

Es wird kaum möglich sein, diese Fragen im Rahmen eines Festschriftbeitrages erschöpfend zu behandeln. Der zu erwartende Nutzen: bei vollständiger Erfassung des gesamten deutschen Sprachraums (die Belegsituation muß dabei noch entscheidend verbessert werden) kann mit diesem Fragenkomplex möglicherweise ein weiteres Indiz für jene Faktoren gewonnen werden, die Vordringen oder Zurückweichen der Mundart(en) gegenüber einer sozial höher bewerteten Varietät bedingen. So kann unter Umständen der Kontrastmangel zwischen Mundart und Standardsprache mit zum Verschwinden aber auch zur Reorganisation und vermehrten Verwendung der Mundart (psychologische "Grenzversteifung" nach Kranzmayer) beitragen.

1. Die prinzipielle Fragestellung des zuerst genannten Fragenkomplexes bezieht sich auf die morphologische Markierung des syntaktischen Status des Adjektivs, und auch auf die Markierung der syntaktischen Kongruenz und der syntaktischen Subordination im Nominalblock. Der syntaktische Status des Adjektivs im Nominalblock ist jener der Attribuierung. Das Adjektiv als Begleiter des Nominalkernes im Nominalsyntagma kann in den Mundarten - wie das in der Standardsprache als Prinzip gezeigt wurde - flexivisch mehrfach markiert sein. Die syntaktische Koordination, durch die das Adjektiv mit den anderen Substantivbegleitern gleichgeschaltet wird, bezieht sich auf die Genusanzeige. Dabei gilt im allgemeinen die Regel, daß einer der Substantivbegleiter die Genusanzei-

ge übernimmt, doch sind auch Doppelanzeigen möglich. Im Flexiv des Substantivs fehlt daher meistens der Genusmarker. Tatsächlich tritt er in der Standardsprache allein im Singular der starken Flexivreihe auf, und selbst hier gibt es deutliche Nuancierungen. Während der Nominativ positive Markierung bei Maskulinum und Neutrum aufweist, ist das Femininum negativ markiert und unterscheidet sich so eindeutig von den beiden anderen Genera. Die abweichende Gestaltung der Kasus Genitiv und Dativ - hier stimmen die Flexionsformen von Maskulinum und Neutrum überein - in der starken Flexivreihe des Adjektivs wird in der Standardsprache immer weiter eingeebnet (Genetiv: häufiger *wegen schönEN Wetters*, *anstatt großEN Andrangs*, *trotz hohER Verschuldung*). Die Präpositionen, die einst den Genitiv regierten (*anstatt*, *statt*, *während*, *wegen*, *trotz*), werden heute durchweg dativisch aufgefaßt (daher auch möglich und akzeptiert: *trotz großem Andrang* und *wegen schönem Wetter*). Dadurch reduziert sich die Zahl der Kasusbezeichnungen im Singular auf drei: N(ominativ), D(ativ), A(kkusativ). Diese Dreistufigkeit des Flexionssystems dringt auch immer mehr in den Plural der standardsprachlichen starken Adjektivflexion ein, der Ausgleich zuungunsten des Genitivs greift um sich (*trotz großer Schwierigkeiten* wird vielfach als "geschraubt" abgetan und durch *trotz großen Schwierigkeiten* ersetzt). Durch die Förderung dieses Ausgleichs in der Standardsprache stimmen starke und schwache Flexivreihe in der Unmarkiertheit des Genusmorphems überein.

Die syntaktische Subordination, die sich beim Adjektiv auf Kasus/Numerusanzeige beschränkt, stellt innerhalb des Syntagmas alle veränderlichen (flektierbaren) Elemente auf eine Stufe, indem die gemeinsame syntaktische Unterordnung unter die Valenzforderung des Verbs angezeigt wird. Diese den Nominalblock transzendierende syntaktische Bindung kann bei allen veränderlichen Elementen des Syntagmas markiert werden (*mit einEM altEN MenschEN*). Das geschieht vor allem in den rektionsbestimmten Kasus, obwohl auch in solchen Fällen die positive Markierung eines einzigen Elementes genügen würde (man vergleiche *einES großEN BaumES* mit *einØ großER BaumØ*). Das Adjektiv ist somit in diese Subordinationsmarkierung mit eingebunden, doch werden in den wenigsten Fällen Kasus und Numerus positiv markiert. In der Negativmarkierung des Kasus stimmen starke und schwache Flexivreihe beim Nsg. zusammen, während bei den schwachen Adjektiven der Plural einheitlich positiv markiert ist.

Vergleicht man die gegenwärtigen Mundarten mit der Standardsprache, dann erscheint auch im Teilsystem der Adjektivflexion eine große areale Vielfalt. Gerade die Frage, welche Morpheme in den Flexivreihen eienr Mundart markiert sind, bringt diese Vielfalt zutage. So zeigen

beispielsweise die konservativsten südbairischen Sprachinseln (die 7 und 13 Gemeinden, Zarz)[15] fast durchgehende Markierung der Attribuierung (wie die heutige Standardsprache), die Genusmarkierung beschränkt sich auf den Singular der st. Adjektive, die Kasusmarkierung tritt häufiger in der starken als in der schwachen Flexivreihe auf, die sw. Flexion ist durch einheitliche Pluralmarkierung gekennzeichnet:

Bair-1		m.			f.			n.			Markiertheit		
st. sg.	N	V	r	Ø	V	Ø	Ø	V	s	Ø	+ + –	+ – –	+ + –
	D	V	m	e	V	Ø	r/n	V	m	e	+ + +	+ – +	+ + +
	A	V	Ø	n	a	Ø	Ø	V	s	Ø	+ – +	+ – –	+ + –
pl.	N	e	Ø	Ø	e	Ø	Ø	Ø	Ø	a	+ – –	+ – –	– – +
	D	e	Ø	n	e	Ø	n	e	Ø	n	+ – +	+ – +	+ – +
	A	e	Ø	Ø	e	Ø	Ø	Ø	Ø	a	+ – –	+ – –	– – +
sw. sg.	N	e	Ø	Ø	e	Ø	Ø	e	Ø	Ø	+ – –	+ – –	+ – –
	D	e	Ø	n	e	Ø	n	e	Ø	n	+ – +	+ – +	+ – +
	A	e	Ø	n	e	Ø	Ø	e	Ø	Ø	+ – +	+ – –	+ – –
pl.	N				e	Ø	n					+ – +	
	D				e	Ø	n					+ – +	
	A				e	Ø	n					+ – +	

Der hier wie in den meisten südbairischen Sprachinseln fehlende Genitiv ist in den 7 und 13 Gemeinden voll erhalten.[16] Das in den Listen vorkommende Symbol V bezeichnet einen Vokal, der in bestimmten Distributionen gemäß den lautlichen Regeln der einzelnen Mundarten auch ausfallen kann, weil er schwachbetont ist. Altertümlichkeit erweist sich auch in der st. Flexion an den Dativen des Maskulinums und Neutrums. Hier bleibt unter günstigen lautlichen (fremdbeeinflußten?) Voraussetzungen die alte Endung *-(e)me* bis heute erhalten.[17]

Ganz anders bietet sich das Bild im Mittelbairischen des nördlichen Ober- und Niederösterreichs, des Böhmerwaldes, des Oberpfälzischen und des südlichen Egerlandes dar:[18]

Bair-2													
st. sg.	N	V	r	Ø	i	Ø	Ø	V	s	Ø	+ + –	+ – –	+ + –
	D	V	Ø	n	V	Ø	r	V	Ø	n	+ – +	+ – +	+ – +
	A	V	Ø	n	i	Ø	Ø	V	s	Ø	+ – +	+ – –	+ + –
pl.	N				i	Ø	Ø					+ – –	
	D				V	Ø	n					+ – +	
	A				i	Ø	Ø					+ – –	
sw. sg.	N	Ø	Ø	Ø	Ø	Ø	Ø	Ø	Ø	Ø	– – –	– – –	– – –
	D	V	Ø	n	V	Ø	n	V	Ø	n	+ – +	+ – +	+ – +
	A	V	Ø	n	Ø	Ø	Ø	Ø	Ø	Ø	+ – +	– – –	– – –
pl.	N				V	Ø	n					+ – +	
	D				V	Ø	n					+ – +	
	A				V	Ø	n					+ – +	

Diese Flexivreihen zeigen zwar Markierungen in allen Morphembereichen, doch fällt auf, daß der sw. Nsg. (und sw. Asg. f. und n.) die Attribution negativ markiert. Im übrigen

Markierungsschema herrscht Übereinstimmung mit dem standardsprachlichen Teilsystem. Die genannte negative Markiertheit erweist sich bei flächenmäßiger Betrachtung als ein Kennzeichen des älteren Mittelbairischen. Das jüngere Mittelbairische weist heute einen wahrscheinlich standardsprachlich beeinflußten mittelbairischen "Normaltypus" auf:

Bair-3

st.	sg.	N	V r Ø	e Ø Ø	V s Ø	+ + -	+ - -	+ + -
		D	V Ø n	V Ø n	V Ø n	+ - +	+ - +	+ - +
		A	V Ø n	e Ø Ø	V s Ø	+ - +	+ - -	+ + -
	pl.	N		e Ø Ø			+ - -	
		D		V Ø n			+ - +	
		A		e Ø Ø			+ - -	
sw.	sg.	N	e Ø Ø	e Ø Ø	e Ø Ø	+ - -	+ - -	+ - -
		D	V Ø n	V Ø n	V Ø n	+ - +	+ - +	+ - +
		A	V Ø n	e Ø Ø	e Ø Ø	+ - +	+ - -	+ - -
	pl.	N		V Ø n			+ - +	
		D		V Ø n			+ - +	
		A		V Ø n			+ - +	

Das Markierungsschema dieser Mundart ist mit dem der Standardsprache bei gering unterschiedlicher Flexivqualität identisch.

Kleinere Städte und verkehrsoffene Landgemeinden im westlichen Niederösterreich und in Bayern zeigen den nur im starken Dativ Plural abweichenden Münchner[19] Typ (st. Dpl.: e Ø Ø, Markiertheit: + - -).

Übergangserscheinungen finden sich an den Rändern des bairischen Raumes, so etwa im nördlichen Egerland[20], wo dem Lautstand nach die alte nordbairsche Flexion vorherrscht (vgl. Bair-4), die Unterschiede zum angrenzenden Obersächsischen sind nach Ausweis von Os-1[21] vergleichsweise gering.

Bair-4

st.	sg.	N	e Ø Ø	e Ø Ø	V s Ø	+ - -	+ - -	+ + -
		D	V Ø n	e Ø Ø	V Ø n	+ - +	+ - -	+ - +
		A	V Ø n	e Ø Ø	V s Ø	+ - +	+ - -	+ + -
	pl.	N	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	e Ø Ø	- - -	- - -	+ - -
		D	V Ø n	V Ø n	V Ø n	+ - +	+ - +	+ - +
		A	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	e Ø Ø	- - -	- - -	+ - -
sw.	sg.	N	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	- - -	- - -	- - -
		D	V Ø n	V Ø n	V Ø n	+ - +	+ - +	+ - +
		A	V Ø n	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	+ - +	- - -	- - -
	pl.NDA			V Ø n			+ - +	

Os-1

st.	sg.	N	V r Ø	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	+ + -	- - -	- - -
		D	V Ø n	V Ø n	V Ø n	+ - +	+ - +	+ - +
		A	V Ø n	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	+ - +	- - -	- - -
	pl.	N		Ø Ø Ø			- - -	
		D		V Ø n			+ - +	
		A		Ø Ø Ø			- - -	

sw. sg.	N	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	- - -	- - -	- - -
	D	V Ø n	V Ø n	V Ø n	+ - +	+ - +	+ - +
	A	V Ø n	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	+ - +	- - -	- - -
pl.NDA			V Ø n		+ - +		

Ganz anders geartet sind die Übergangsformen im westtirolischen Bereich. Die dort gelegene Mundart von Imst[22] weist mit ihrem Einheitsplural für st. und sw. Flexivreihe (Bair-5) bereits auf das Südschwäbische[23] (Al-1) hin:

Bair-5

st. sg.	N	V r Ø	e Ø Ø	V s Ø	+ + -	+ - -	+ + -
	D	e Ø Ø	e Ø Ø	e Ø Ø	+ - -	+ - -	+ - -
	A	e Ø Ø	e Ø Ø	V s Ø	+ - -	+ - -	+ + -
sw. sg.	N	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	- - -	- - -	- - -
	D	e Ø Ø	Ø Ø Ø	e Ø Ø	+ - -	- - -	+ - -
	A	e Ø Ø	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	+ - -	- - -	- - -
Einhpl.NDA			e Ø Ø			+ - -	

Al-1

st. sg.	N	V r Ø	Ø i Ø	V s Ø	+ + -	- + -	+ + -
	D	V Ø m	V Ø r	V Ø m	+ - +	+ - +	+ - +
	A	V Ø n	Ø i Ø	V s Ø	+ - +	- + -	+ + -
sw. sg.	N	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	- - -	- - -	- - -
	D	e Ø Ø	e Ø Ø	e Ø Ø	+ - -	+ - -	+ - -
	A	e Ø Ø	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	+ - -	- - -	- - -
Einhpl.NDA			i Ø Ø			+ - -	

Entgegen der üblichen Gewohnheit (vgl. Anm. 34) des Alemannischen, das attributive Adjektiv nicht eigens zu markieren, weil auch das prädikative Adjektiv flektiert ist, hat dieses schwäb. Teilsystem eine starke Eigenständigkeit. Die Einheitlichkeit des Imster st. Femininums sg. (auf -*e*) ist eine Gemeinsamkeit mit dem schwäbischen Außfern in Tirol[24] wie Al-2 zeigt:

Al-2

st. sg.	N	V r Ø	e Ø Ø	V s Ø	+ + -	+ - -	+ + -
	D	V Ø n	e Ø Ø	V Ø n	+ - +	+ - -	+ - +
	A	V Ø n	e Ø Ø	V s Ø	+ - +	+ - -	+ + -
pl.	N		i Ø Ø		+ - -		
	D		V Ø n		+ - +		
	A		i Ø Ø		+ - -		
sw. sg.	N	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	- - -	- - -	- - -
	D	V Ø n	Ø Ø Ø	V Ø n	+ - +	- - -	+ - +
	A	V Ø n	Ø Ø Ø	Ø Ø Ø	+ - +	- - -	- - -
pl.NDA			V Ø n			+ - +	

Trotz starker Abweichungen vom Markierungsschema der Standardsprache in der schwachen Flexivreihe ist die mundartliche Adjektivflexion im Gebiet von Al-1 (von Saulgau bis zur Dialektgrenze Schwäbisch/Ostfränkisch/Rheinfränkisch nach

Norden und bis zur bairischen Dialektgrenze am Lechrain und im tirolischen Bereich) gefestigt.

Die (in diesem Rahmen nicht mögliche) kartographische Darstellung müßte den Kontrast der einzelnen Morphemmarkierungen (Attribution, Genus, Kasus/Numerus) zur Standardsprache behandeln.

2. Die Darstellung des Einheitsplurals von Bair-5 und Al-1 führt an den zweiten eingangs geäußerten Fragenkomplex (Anzahl der Flexivreihen und der Einzelflexive pro Reihe) heran. Besonders in den Übergangsgebieten zwischen den einzelnen Mundarten lassen sich manchmal drei Flexivreihen (stark, schwach, gemischt) nachweisen, wie das in der westlichen Rheinpfalz[25] der Fall ist:

Rhfr-1

st. sg.	N	e Ø Ø	Ø i Ø	V s Ø	+ − −	− + −	+ + −
	D	V Ø m	e Ø Ø	V Ø m	+ − +	+ − −	+ − +
	A	e Ø Ø	Ø i Ø	V s Ø	+ − −	− + −	+ + −
sw. sg.	N	e Ø Ø	Ø Ø Ø	e Ø Ø	+ − −	− − −	+ − −
	D	e Ø Ø	e Ø Ø	e Ø Ø	+ − −	+ − −	+ − −
	A	e Ø Ø	Ø Ø Ø	e Ø Ø	+ − −	− − −	+ − −
gem.sg.	N	e Ø Ø	Ø i Ø	V s Ø	+ − −	− + −	+ + −
	D	e Ø Ø	e Ø Ø	e Ø Ø	+ − −	+ − −	+ − −
	A	e Ø Ø	Ø i Ø	V s Ø	+ − −	− + −	+ + −
Einheitsplural für alle drei Flexivreihen:							
	NDA		e Ø Ø			+ − −	

Neben der (mit der Standardsprache verglichen) höheren Zahl von Flexivreihen im Singular steht der Einheitsplural wie im größten Teil des Schwäbischen, im Südwesten des älteren Ostfränkischen[26] und in gegenwärtigen Hennebergischen,[27] das außerdem nur noch über zwei Flexive verfügt, wenn man die Nullmarkierung mitzählt (die Aufspaltung in einzelne Morpheme ist hier nicht mehr nötig, da es sich um die Anzahl der Flexive geht):

Of-1

		m. f. n.		m. f. n.	Flexivmarkierung	
st. sg.	N	e e Ø	sw.	Ø Ø Ø	+ + −	− − −
	D	e e e		e e e	+ + +	+ + +
	A	e e Ø		e Ø Ø	+ + −	+ − −
Einhpl.NDA			e e e		+ + +	

Die Anzahl der (wie im Standardsprachbereich) Flexivreihen ist in diesem Fall zwar noch vorhanden, doch ist der Flexivunterschied weitgehend eingeebnet.

Völlig anders geartet sind Zahl und Elaboriertheit der Flexivreihen im "Nordhessischen", dem (bereits niederdeutschen) Übergangsgebiet zwischen Hessisch, Ostfälisch und Westfälisch.[28] Die dort zu belegenden drei Flexivreihen (s.

Wfl-1) unterscheiden sich auch im Plural voneinander. Während im rheinpfälzischen Bereich ein Ausgleich zwischen den interferierenden Teilsystemen herbeigeführt worden ist, tritt in dem niederdeutsch-hochdeutschen Interferenzgebiet eine Summation der konkurrierenden Teilsysteme zutage:

Wfl-1

st. sg.	N	r	e	t	gem.	r	e	t	sw.	e	e	e
	D	n	r	n		n	n	n		n	n	n
	A	n	e	t		n	e	t		n	e	e
pl.	N		e				n				n	
	D		n				n				n	
	A		e				n				n	

Unter hochdeutschem Einfluß wird die der hochdeutschen Endung des NAsg. Neutrum *-s* entsprechende unverschobene Form *-t* eingeführt. An der Überlagerung der Teilsysteme ist im angeführten Gebiet auch der über das Ostfälische wirkende Einfluß des Obersächsischen beteiligt,[29] wie das Os-2 zeigt:

Os-2

st. sg.	N	ø	ø	ø	sw.	e	e	e
	D	n	e	t		n	e	e
	A	n	e	t		n	e	e
pl.	N		ø				n	
	D		e				n	
	A		e				n	

Nur eine Flexivreihe für alle attributiven Adjektive zeigt sich im Zentralripuarischen (mit Ausnahme des bergischen Übergangsgebietes) und beispielsweise auch im Eupener Gebiet,[31] wo bloß zwei Flexive (*e* und *ø*) verteilt sind:

Rip-1

sg. NDA	e	e	ø
pl. NDA		e	

Ähnlich verfährt auch die Mundart in der anschließenden Landschaft zwischen Jülich, Köln, Mönchengladbach und Neuss,[32] jedoch mit anderer Flexivverteilung:

Rip-2

sg. NDA	e	ø	ø
pl. NDA		e	

Die Abweichung der mundartlichen Strukturen von den standardsprachlichen geht im letztgenannten Gebiet immer mehr mit einer Abkehr von der Mundart einher. Hier tritt ein gegenteiliger Effekt zu der unter Al-2 angemerkten Mundartfestigung auf, obwohl hier wie dort die Unmarkiertheit gegenüber der Standardsprache auffällt. Die (außersprachli-

che) Erklärung liegt aber wohl in der politischen Orientierung dieser beiden Landschaften im Laufe der Geschichte: im schwäbischen Raum die Nachwirkung der mittelalterlichen hohen Reichspolitik (hohes Prestige durch die Stauferkaiser), im ripuarischen Raum die frühe sprachliche Ausrichtung nach dem politisch bedeutenderen hochdeutschen Gebiet (Reichskanzleien).

3. Die zuletzt genannten Beispiele aus dem Ripuarischen führen zum dritten Fragenkomplex (qualitative Elaboriertheit des mundartlichen Teilsystems der Adjektivflexion gegenüber der Standardsprache).

Die Standardsprache kennt fünf markierte Flexive (*e*, *em*, *en*, *er*, *es*) mit unterschiedlicher Frequenz im Teilsystem. Diese Flexive unterscheiden sich vor allem durch die Konsonanz voneinander und sind auf zwei Flexivreihen verteilt, wobei drei (*em*, *er*, *es*) nur in der st. Flexivreihe vorkommen.

Als qualitativ minimales Teil"system" steht das in Schleswig[33] belegte da, das für jedes attributive Adjektiv unterschiedslos die Markierung *-e* vorsieht. Das Defizit gegenüber der Standardsprache beträgt immerhin 4 Flexive, die qualitative Differenzierung durch stützende Konsonantenphoneme fällt weg. Der hier nicht zu betrachtende Unterschied an phonologischen Oppositionen zwischen den beiden Varietäten liegt noch viel höher.

Dieser "Qualitätslosigkeit" des einzig vorhandenen Adjektivflexivs stehen im deutschen Sprachraum jene Systeme gegenüber, die nicht bloß den Genitiv bezeichnen (wie etwa in den 7 und 13 Gemeinden), sondern auch verschiedene Vokale zur qualitativen Unterscheidung der Flexive heranziehen. Stellvertretend sei hier bloß ein Maximalsystem vorgeführt; es muß aber auf die reichen Abstufungen hingewiesen werden, die zwischen dem Flexivüberfluß von Al-3 (höchstalemannisch) und der Flexivarmut in Südostschleswig liegen.

Die konservativen flexivischen Teilsysteme des Höchstalemannischen (Wallis)[34] haben den Genitiv erhalten und verfügen über nicht weniger als 10 quantitativ unterschiedene Flexive in zwei Flexivreihen (*a*, *e*, *i*, *m*, *n*, *o*, *r*, *s*, *š*, *u*):

Al-3

st. sg.	N	e	i	s	sw.	o	a	a
	G	š	r	š		n	n	n
	D	m	r	m		u	u	u
	A	n	i	s		u	a	a
pl.	N		i				u	
	G		r				o	
	D		e				u	
	A		i				u	

Auffällig ist die hohe Anzahl von Vokalen, die zur Differenzierung der einzelnen Kasus herangezogen wird.

Eine karthographische Darstellung der Flexivzahlen in den deutschen Mundarten steht ebenfalls noch aus. An ihr ließe sich deutlich die Konservativität der verschiedenen Mundartensysteme ablesen. Sie wäre durch eine Darstellung der in den einzelnen Teilsystemen verwendeten Flexivqualitäten (ev. gestaffelt nach distinktiven Merkmalen) zu ergänzen.

Eine Kontrastierung mundartlicher und standardsprachlicher Adjektivflexive zeigt uns, daß das Zentralmittelbairische des Typs Bair-3 nicht bloß im Markierungsschema, sondern auch nach der Qualität der Flexive der Standardsprache im Bereich der Adjektivflexion näher kommt als das (Ober)-sächsische (vgl. Os-1).

Sicherlich ist aus den verschiedenen Strukturen der an der Bildung der neuhochdeutschen Schriftsprache beteiligten Dialekte das heutige Schwanken der Flexivmarkierung im Bereich des st. Dativ Singular (m. *-m/-n*, f. *-r/-n*, n. *-m-n*) zu erklären, es mögen darin Reste einer gemischten Flexivreihe enthalten sein. Dennoch wird zunächst rätselhaft bleiben müssen, ob man in dieser Erscheinung bloß eine Ausweitung der schwachen Felxivreihe oder eine im Westmitteldeutschen (aber auch im Wienerischen) zu belegende Tendenz zur flexivischen Vereinheitlichung der hauptsächlich verwendeten Objektskasusform (des Akkusativs) zu sehen hat. "Das Rätselhafte," schreibt Björn Collinder,[35] "liegt in dem Aufbau des menschlichen Denkens. Wenn wir aber in unseren Überlegungen soweit kommen, muß der Sprachforscher aufhören zu reden."

ANMERKUNGEN

1 Sprache und Sprachen. Einführung in die Sprachwissenschaft. Hamburg 1978, 201.

2 Abgesehen von den üblichen Handbüchern etwa so bei: Birkhan, Helmut: Das germanische starke Adjektiv. In: Philologica Germanica 1. Festschrift für Blanka Horacek zum 60. Geburtstag. Wien 1976, 1-24. - Törnqvist, Nils: Zur Geschichte der deutschen Adjektivflexion. In: Neuphilologische Mitteilungen 75, 1974, 317-331. - Pudić, Ivan: Das System der pronominalen Deklination im Germanischen. In: Dichtung Sprache Gesellschaft. Hg. von Victor Lange und Hans-Gert Roloff. Frankfurt/Main 1971, 527-534.

3 Vgl. Wälterlin, Konrad: Die Flexion des Adjektivs hinter Formwörtern in der neuen deutschsprachigen Presse. Phil. Diss. Zürich 1941. - Ljungerud, Ivar: Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900. Lund - Kopenhagen 1955. - Motsch, Wolfgang: Syntax des deutschen Adjektivs. (Studia grammatica 3) Berlin [2]1965. - Hotzenköcherle, Rudolf: Gegenwartsprobleme im deutschen Adjektivsystem. Neuphilologische Mitteilungen 69, 1968, 1-28. - Weber, Heinrich: Das erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribut im Deut-

schen. (Linguistische Reihe 4) München 1971.

4 Lindgren, Kaj B.: Paradigmatische und syntagmatische Bindungen. In: Neuphilologische Mitteilungen 75, 1974, 527-551. - Harnisch, Karl-Rüdiger: /bairiš+s/ und /s bairiš+e/ NOM. SG. NTR: Grammatische Kategorie und Morph in Paradigmen und Syntagmen. Passau 1983 (10 S.).

5 Dieser Terminus wird verwendet im Sinne von Wiesinger, Peter: Materialien zur Vorlesung "Einführung in die österreichische Mundartkunde" Wien ^{2}1979, 3, für die "großräumige Realisierung der Schriftsprache als Sprache der Öffentlichkeit".

6 Schirmunski, Viktor M.: Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten. (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 25) Berlin/O 1962, 464-470, bietet einen zu knappen, mit Einzelheiten überladenen Überblick, der weder syntagmatische noch paradigmatische Raumtypen zeigt. Auf den Beitrag des Autors dieses Aufsatzes "Adjektivische Deklinationssysteme in den deutschen Dialekten" im gerade erscheinenden Sammelwerk "Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Artikel 70, S. 1179-1195, gerade erschienen in Wiesbaden 1983, soll hier bloß verwiesen werden. - Die bei Wiesinger, Peter und Elisabeth Raffin: Bibliographie zur Grammatik der deutschen Dialekte. Laut-, Formen-, Wortbildungs- und Satzlehre 1800 bis 1980. Bern - Frankfurt/Main 1982 unter den entsprechenden Kapiteln angeführten Arbeiten, die dieses Problem ausschließlich oder nebenbei behandeln, mußten für die vorliegende Studie um mundartliche Quellentexte vermehrt werden, da die Beleglage kaum als lückenlos bezeichnet werden kann. So wurde auch den verschiedenen Hinweisen in Lautgrammatiken und anderen Dialektpublikationen - insgesamt 622 Ortsbelege aus dem gesamten Sprachraum - nachgegangen. Vergröberungen sind bei der Darstellung eines so umfangreichen Sprachgebietes kaum zu vermeiden; wo sie störend sind, bittet der Verf. um wohlwollende Nachsicht.

7 Vgl. Schmidt, Wilhelm: Grundfragen der deutschen Grammatik. BerlinO ^{4}1973, 189.

8 Brinkmann, Hennig: Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Düsseldorf ^{2}1971, 90 f.

9 Vgl. dazu die Auflistung in: Deutsche Sprache. Handbuch für den Sprachgebrauch. Hg. von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Helmut Liebsch und Hellmut Döring. Leipzig 1978, 104-108.

10 Lindgren, wie Anm. 4, 538.

11 Vgl. Lipold, Günter: Einführung und Phonologie des Deutschen. Wien ^{4}1980, 107 f.

12 Vgl. Werner, Otmar: Das deutsche Pluralsystem. Strukturale Diachronie. In: Sprache der Gegenwart 5, Düsseldorf 1969, 114.

13 Die Flexionsformen für den Gsg. (**es* für das m. und n., **er* für das f.) treten kaum auf. Im Falle der Verwendung von *-er* beim f. nach einer den G regierenden Präposition läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, ob *-er* sich auf den G oder den D bezieht. Beim m. und n. dagegen ist der G innerhalb des Nominalblocks am Substantiv markiert, wie z.B. *trotz heftigen Widerstandes*.

14 Die erste senkrechte Kolonne innerhalb jeder Genusgruppe bezieht sich auf die Attribuierungsmarkierung, die zweite auf die Genusmarkierung und die dritte auf die Numerus/Kasus-Markierung.

15 Vgl. Anm. 16 und 17.

16 Kranzmayer, Eberhard: Laut- und Flexionslehre der deutschen zimbrischen Mundart... Phil. Diss. (hs.) Wien 1925, 95, führt für die 7 und 13 Gemeinden den st. G *ãs gũtes mannes* und den st. D *ame guteme manne* ("eines gutes Mannes, einem guten Manne") an.

17 So in Zarz, vgl. Lessiak, Primus et al.: Die deutsche Mundart von Zarz in Oberkrain (DDG 50). Marburg 1959, 176.

18 Vgl. Roitinger, Franz: Die Mundart von Weibern in Oberösterreich. Phil. Diss. (hs.) Wien 1933, 280-282. - Lipold, Günter: Lautlehre

und Adjektivsteigerung im niederösterreichischen Waldviertel. (Dissertationen der Univ. Wien 93/1973) Wien 1969, 324-327. - Freudenberg, Rudolf: Die Mundart von Böbing. Phil. Diss. (masch.) München 1959, 65. - Gebhardt, August: Grammatik der Nürnberger Mundart. Leipzig 1907, 264-267. - Eichhorn, Otto: Die südegerländische Mundart. Lautlehre. (Beiträge zur Kenntnis Sudetendeutscher Mundarten 4) Reichenberg 1928, 100-102.

19 So Kufner, Herbert: Strukturelle Grammatik der Münchner Stadtmundart. Diss. München 1961, 67 f. - Gladiator, Klaus: Untersuchungen zur Struktur der mittelbairischen Mundart von Großberghofen. (Münchner Studien zur Mundartforschung II) München 1971, 100. - Stranzinger, Oswald: Laut- und Flexionsverhältnisse der Innsbrucker Umgangssprache. Phil. Diss. (masch.) Innsbruck 1951, 181. - Lipold 1969, 324 f. (wie Anm. 18)

20 Schiepek, Josef: Der Satzbau der Egerländer Mundart. Prag 1899/1908, 381 f.

21 Vgl. Goepfert, Ernst: Die Mundart des sächsischen Erzgebirges nach den Lautverhältnissen, der Wortbildung und Flexion. Leipzig 1878, 73. - Lang, Alfred: Die Zschorlauer Mundart. Phil. Diss. Leipzig 1906, 46.

22 Schatz, Josef: Die Mundart von Imst. Laut- und Flexionslehre. Straßburg 1897, 145 f.

23 Etwa bei Raichle, Albert: Die Mundart von Saulgau und Umgebung. Phil. Diss. (masch.) Tübingen 1950, 110 f.

24 Rudolf, Erwin: Die Außferner Mundart. Phil. Diss. (hs.) Wien 1933, 468.

25 Karch, Dieter: Zur Morphologie der vorderpfälzischen Dialekte. (Phonai. Deutsche Reihe. Beiheft 3) Tübingen 1975, 18 f.

26 Meisinger, Otmar: Die Rappenauer Mundart. In: Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten II, 1901, 225-227.

27 Bracke, Herbert: Der Hennebergische Sprachraum. Untersuchungen zur Laut- und Wortgeographie. Phil. Diss. (masch.) Jena 1966, 151 und 174 f.

28 Soost, Heinrich Hermann: Studien zur Dialektgeographie Nordhessens. Phil. Diss. (hs.) Marburg 1920, 221.

29 Hille, Hermann: Die Mundart des nördlichen Harzvorlandes, insbesondere des Huygebietes. (Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes VII) Hamburg 1939. Reprint Wiebaden 1970, 71.

30 Stellmacher, Dieter: Untersuchungen zur Dialektgeographie des mitteldeutsch-niederdeutschen Interferenzraumes östlich der mittleren Elbe. (Mitteldeutsche Forschungen 75) Köln - Wien 1973, 24.

31 Welter, Wilhelm: Studien zur Dialektgeographie des Kreises Eupen. (Rheinisches Archiv 8) Bonn 1929, 84.

32 Greferath, Theodor: Studien zu den Mundarten zwischen Köln, Jülich Mönchen-Gladbach und Neuss. (DDG 11b) Marburg 1922, 37.

33 Bock, Karl Nielsen: Niederdeutsch auf dänischem Substrat. Studien zur Dialektgeographie Südostschleswigs. (DDG 34) Marburg - Kopenhagen 1933, 73 f.

34 Bohnenberger, Karl: Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außerorten. (Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik VI) Frauenfeld 1913, 202 f.

35 S. Anm. 1.

Überlegungen zur Entwicklung der Substantiv- Flexion in den skandinavischen Sprachen

Edith MAROLD
Saarbrücken

Die skandinavischen Sprachen, die sich im Lauf des Mittelalters immer weiter auseinander entwickelten, nicht zuletzt durch den starken Einfluß des deutschen Sprachraumes auf zumindest zwei von ihnen[1], sind auch im Bereich der Entwicklung ihrer grammatischen Morpheme sehr verschiedene Wege gegangen. Als extreme Pole der Entwicklung können einerseits das Isländische mit seiner Bewahrung der Endungen mit allen Vokalqualitäten und vor allem der reichen morphophonematischen Varianz der Stamm-morpheme,[2] andererseits das Dänische mit seinem starken Verlust der Endsilben in Quantität und Qualität gelten. Mittelstellungen nehmen das Färöische und Nynorsk und schließlich auch das Schwedische ein, das zwar einen starken Verlust an Morphemen, aber nicht in der Vokalqualität erlitt[3].

Diese Verschiedenheit der Entwicklung wirft natürlich die Frage nach den sie bewirkenden Ursachen auf. Und ein Begründungsversuch wurde schon häufig vorgetragen, ohne daß man genauere Untersuchungen dazu angestellt hätte: Der Unterschied in der Entwicklung der Flexionssysteme sei unter anderem hervorgerufen worden durch den starken Einfluß des Mittelniederdeutschen im Spätmittelalter. Der historische Hintergrund dafür ist allgemein bekannt: Ab dem 12.Jh. beginnt eine starke Expansionsbewegung der Bevölkerung des norddeutschen Raumes in die skandinavischen Länder, sei es durch die Handelsbeziehungen, die zu Niederlassungen, ja sogar Stadtgründungen führten, sei es durch die Einwanderung von Adeligen (z.T. gerufen durch die mit den norddeutschen Dynastien verwandten dänischen und schwedischen Könige), von Kaufleuten und Handwerkern, die einen so hohen Grad erreichte, daß viele skandinavische Städte des Mittelalters als zweisprachig bezeichnet werden müssen. Diese Einwanderung und noch mehr die engen Handelsbeziehungen wurden zunächst von den Herrschern der skandinavischen Länder durchaus begünstigt[4]. erst später traten stärkere und schwächere Spannungen zwischen den verschiedenen Nationalitäten auf. In Schweden und Dänemark führte diese historische Situation zur

Ausbildung einer im wesentlichen deutschsprachigen (d.h. genauer Mnd. sprechenden) Oberschicht.

Und nun ist es nicht zu leugnen, daß diese Gebiete, deren Sprachen im übrigen im Wortschatz, sowie in der Wortbildung in hohem Maß deutschen Einfluß zeigen, auch die Gebiete sind, deren Flexion am stärksten im Verlauf des Mittelalters reduziert wurde. Was liegt näher, als auch den Abbau der Flexion diesem Sprachkontakt zuzuschreiben. Man hat mehrere Möglichkeiten für das Wirken dieses Einflusses gesehen: Cederschiöld[5] gab der Masse der mnd. Lehnwörter die Schuld, die nicht mehr in das herkömmliche System des Altschwedischen adäquat eingeordnet werden konnte. Dadurch sei die Zuordnung von Genus und Flexion ins Wanken gekommen, sodaß Maskulinum und Femininum nicht mehr auseinandergehalten werden konnten[6]. Wessen dagegen die Schuld den Deutschen, die "aldrig kunde lära sig att rätt bruka de gamla kasusformerna och ändelserna." Von ihnen seien dann auch noch die Schweden selbst "angesteckt" worden[7]. Unter Verweis auf eine ähnliche Erscheinung im Englischen zur Zeit der normannischen Eroberung will E.Haugen ebenfalls die Entwicklung im Mittelschwedischen und Mitteldänischen von einem synthetischen Sprachtypus zum analytischen [eine Folge des Sprachkontakts] sehen[8]. Dabei bleibt aber offen, ob E.Haugen die Ursache nur in der Tatsache sieht, daß die in dieser Weise sich entwickelnden Sprachen von einer anderen dominiert wurden, oder ob er wie Törnqvist[9] annimmt, daß der analytische Charakter des Mnd. die beiden skandinavischen beeinflußte. Kamen die bisherigen Autoren über allgmeine Anmerkungen zu diesem Problem nicht hinaus, so versuchte ein Aufsatz von O'Neil diesen Fragen etwas genauer nachzugehen[10]. Er unterschied zwischen zwei Arten von Sprachwandel, die das grammatische System einer Sprache betreffen könnten: "neutralizations of the point(s) of difference between two languages in contact and grammatical change involving simplification of a feature of a language, change which is evidently not the result of one language working in another, change for which we know there to be necessary conditions which are in themselves insufficient." (S.248). Beispiele für die zweite Art sind ihm die Entwicklung der Flexionen des Mittelenglischen in Südengland, im modernen Isländisch und auch im Hochdeutschen. Dagegen sei die Entwicklung der Flexionen im Mittelenglischen im nördlichen England und in den kontinentalen skandinavischen Sprachen dem ersten Sprachwandeltypus, der Neutralisierung zuzuordnen. In diesen Gebieten sei die Sprachentwicklung bedingt durch den Sprachenkontakt. Die Neutralisierung sei dadurch charakterisiert, daß sie immer sehr schnell vor sich gehe im Gegensatz zur Vereinfachung, und daß dabei zwei Sprachen in Kontakt

stehen, die sehr nahe verwandt seien, so wie z.B. das Dänisch der Skandinavier in Northhumberland und das Englisch der dortigen Bewohner[11], oder das Mnd. und das Dänische resp. Schwedische. Weiters ist die Neutralisierung dadurch charakterisiert, daß sie nur "relatively superficial aspects of the languages (inflections, stress, tone etc.)" (S.248f.) betrifft [12]. Voraussetzung für die Neutralisierung sei die Ähnlichkeit in Phonologie, Syntax und Semantik, aber bedeutende Unterschiede im Bereich der Flexion[13]. In dieser Situation sei es verständlich, daß die beiden Sprechergruppen um der Kommunikation willen "radically and quickly simlify the inflectional noise." (S.257) Für das Englische versucht der Verfasser die Neutralisierung an Flexionsbeispielen aus dem Altenglischen und Altnordischen[14], sowie aus dem nördlichen, südlichen und mittleren Mittelenglisch aufzuzeigen. Für den Flexionsabbau der kontinentalen skandinavischen Sprachen zieht er nur mehr eine allgemeine Parallele ohne nähere Untersuchung.

Auch diese Arbeit läßt eine ganze Reihe von Fragen offen:

1) Es ist möglich, daß zwei Sprecher in der Tat so verfahren, wie O'Neil das annahm, wie aber führt der Weg von diesen - kann man sagen "Interferenzen"(?) - zur Integration in die Sprache? Dieses Problem muß in Zusammenhang mit der soziolinguistischen Betrachtungsweise des Sprachenkontaktes gesehen werden.

2) Sind die beiden Prinzipien von Neutralisierung und innersprachlicher Vereinfachung so ausschließend, wie der Verfasser sie darstellt? Wäre es nicht denkbar, daß innersprachliche Tendenzen und Sprachkontakt zusammenwirken?

3) Auch das Prinzip der Neutralisierung selbst scheint mir problematisch: Es ist nicht leicht einzusehen, warum die Flexion einer Sprache das Verstehen erschweren soll, wenn dieses durch die Ähnlichkeit der Phonologie und des Wortschatzes, die ja der Verfasser für den Vorgang der Neutralisierung voraussetzt, gewährleistet ist. Der einzige Fall, wo eine Aufgabe der Flexion ein Verständnis erleichtern könnte, ist im Fall der die Flexion begleitenden Lexemallomorphen gegeben, die dem Hörer die Zuordnung zu den entsprechenden Lexemen erschweren[15].

Es wurden also bereits mehrere Möglichkeiten überlegt, in welcher Weise der Sprachkontakt zum Abbau des Flexionssystems führte:

A) Durch die große Zahl von Lehnwörtern, die dem System nicht richtig eingeordnet werden konnten und es daher sprengten.

B) Durch die Sprechfehler der Deutschen, die unfähig

waren, Schwedisch zu lernen.

C) Der "Einfluß" des analytischen Charakters der dominierenden Sprache.

D) Der Verzicht der Sprecher auf die Flexion ihrer Sprache, um die Verständigung zu erleichtern, was im Prinzip eine Variation der alten These der "Not-" oder "Verständigungsprache" ist.

Allen diesen Theorien fehlt der Vesuch, sie konsequent auf die vorhandenen Denkmäler anzuwenden, sie im Rahmen einer Sprache und ihrer Entwicklung zu untersuchen und das Abwägen einer Vielfalt von Faktoren, die eine Entwicklung beeinflussen konnten. Ich möchte hier einen ersten Versuch machen, in diese schwierige Materie einzudringen anhand einiger Beispiele aus der entwicklung der dänischen Flexion. Folgende Fragen sind hier zu benatworten:

1) Ergaben sich Schwierigkeiten bei der Einordnung mnd. Lehnwörter? Konnte also die Masse der Lehnwörter das System sprengen?
2) Wie stark unterschieden sich die beiden System? Welcher Einfluß war vom Mnd. her zu erwarten?
3) Ließe sich die Entwicklung auch aus innersprachlichen Tendenzen heraus (Reduktion der Endsilben durch Akzentverschärfung) erklären, und wenn dies möglich, oder zum Teil möglich ist, wie ist diese Erklärungsmöglichkeit einzuschätzen?

Als Grundlage meiner Überlegungen habe ich die Substantivflexionssysteme verschiedener Denkmäler erarbeitet:

1) Der Runendenkmäler Dänemarks, getrennt nach den Perioden 1 ("Urnordisch", Inschriften der Völkerwanderungszeit), 2 (Wikingerzeit, im wesentlichen 10.Jh.), 3 ("Vormittelalter"), 4("Mittelalter", im wesentlichen 12.Jh.)[16]. Von den Denkmälern aus Periode 1-2 kann man mit relativ großer Sicherheit annehmen, daß sie keinem mnd. Einfluß unterlagen. Periode 2 soll daher als Vertreter des "Altdänischen" vor dem Einfluß der mnd. Sprache gelten. Periode 3 und 4 können nur mit gewissen Abstrichen[17] als Zeugen unbeeinflußter Entwicklung gelten.

Um den Einfluß des Akzents bzw. der Endsilbenreduktion zu eruieren, werden die Flexionssysteme des Schonischen Landschaftsgesetzes mit dem des Jütischen verglichen.

Zur Lösung der ersten Frage vergleichen wir das mnd. System mit dem System der ältesten Formen des Schonischen Gesetzes, und zwar aus der Runenhandschrift AM 28,8° das ja den ältesten Stand der Handschriftentexte bietet[18]. Hier

können wir noch ziemlich unbeeinflußtes Dänisch erwarten.

Im Folgenden sind die Flexionen einander gegenübergestellt[19].

MASKULINA

a-Stämme		*ja-Stämme*		*i-Stämme*	
mnd.	adän.[20]	mnd.	adän.	mnd.	adän
-Ø	-Ø	-e	-e	-Ø	-Ø
-es	-s	-es	-is	-es	-a
-e	-e	-e	-e	-e	-Ø
-Ø	-Ø	-e	-e	-Ø	-Ø
-e	-æ	-e/-es-	-	-e+UL	-ær
-e	-a	-e	-æ	-e+UL	-æ/-a
-en	-um	-en	-um	-en+UL	-um
-e	-æ	-e/es	-a	-e+UL	-ær

u-Stämme		*an-Stämme*	
mnd.	adän.	mnd.	adän
-e	-Ø	-e	-æ
-es	-a	-en	-a
-e	-i+UL/-æ-en	-a	
-e	-Ø	-en	-a
-e+UL	-ir+UL	-en	-æ
-e+UL	-a	-en	-a
-en+UL	-um	-en	-um
-e+UL	-æ	-en	-æ

Aus dem Vergleich sehen wir, daß die Systeme keine so großen Unterschiede aufweisen. Die a-Stämme sind in hohem Maße ähnlich, ebenso die ja-Stämme, hier konnte es kaum große Schwierigkeiten geben. Da der *r*-Abfall, der schon zur Zeit der Runeninschrift einsetzte, in allen Fällen den Unterschied zwischen Nominativ und Akkusativ getilgt und damit beide zu unmarkierten Formen gemacht hatte, konnte eine Einordnung mnd. Lehnwörter, die dieselbe Erscheinung zeigen, keine Schwierigkeiten bereiten. Den mnd. Grundformen auf *-Ø* oder *-e* standen ebensolche im Altdänischen gegenüber. Innerhalb der a- und ja-Stämme muß es sogar möglich gewesen sein, die flektierten Formen zuzuordnen. Schwieriger war das wohl bei den i- und u-Stämmen mit ihrem Genitiv auf *-a (< aR)*. Man könnte wohl auf Grund dieses Vergleiches erwarten, daß mnd. Lehnwörter, die auf Konsonant enden, vor allem der a-, eventuell auch der i- oder u- Flexion zugeordnet wurden, solche die auf *-e* endeten, den ja-Stämmen oder der schwachen Flexion, wohin die langsilbige ja-Klasse der Substantiva ohnedies tendierte[21]. Die Unterschiede in den flektierten

Formen fallen ja bei der Einordnung in Klassen nicht sosehr ins Gewicht, da dafür die neutralen, nicht-markierten Grundformen den Ausschlag geben.

NEUTRA

a-Stämme	*ja-Stämme*	*n-Stämme*		
mnd.	adän.	mnd.	adän.[23]	
-Ø	-Ø	-e	-i	sind hier praktisch zu vernachlässigen, da dieser Flexionsklasse in beiden Sprachen nur die bekannten Körperbezeichnungen wie 'Herz', 'Auge','Ohr' usw. angehören.
-es	-s	-es	-is	
-e	-e	-e	-i	
-Ø	-Ø	-e	-i	
-Ø/-e	-Ø+UL[22]	-e	-i	
-e	-æ+UL	-e	-a	
-en	-um+UL	-en	-um	
-Ø/-e	-Ø+UL	-e	-i	

Bei den Neutra ist die Übereinstimmung noch größer, hier muß wohl sogar ein gegensätzliches Erkennen der Formen auch für den mit der Sprache wenig vertrautrn Sprecher möglich gewesen sein. Eine Zuordnung ausgehend von der neutralen Grundform auf *-Ø* resp. *-e* konnte direkt vollzogen werden.

FEMININA

ō-Stämme		*jō-Stämme*	
mnd.	adän.	mnd.	adän.
-e	-Ø	-e	-Ø/-e[24]
-e/-en	-ar/-ær	-e/-en	-e
-e/-en	-Ø/-u	-e/-en	-i
-e	-Ø	-e	-i
-e/-en	-ær/-ir	-e/-en	-ær/-ir
-en	-a	-en	-a
-en	-um	-en	-um
-e/-en	-a/-æ	-e/-en	-a/-æ

i-Stämme		*-ōn-Stämme*	
mnd.	adän.	mnd.	adän.
-Ø	-Ø	-e	-æ
-Ø	-ær	-en	-u
-Ø/-e	-Ø	-en	-u
-Ø	-Ø	-e/-en	-u/-æ
-e+UL	-ær/-ir	-en	-u
-e+UL	-a	-en	-æ
-en+UL	-um	-en	-um
-e+UL	-ær/-ir	-en	-u

Es gibt also mnd. neutrale Grundformen auf *-e* (ō, jō, ōn-Klasse) und *-ø* (i-Klasse). Wörter mit diesen Grundformen konnten im ersten Fall nur in die adän. ōn-Stämme aufgenommen werden, es sei denn man veränderte die Grundform. Wörter, die auf Konsonant endeten, konnten in die ō- oder i-Klasse aufgenommen werden, die einander ohnedies schon sehr nahestanden. Eine Zuteilung zu Flexionsklassen war auch hier nicht problematisch, wohl aber das Erkennen der einzelnen Flexionsformen.

Als Antwort auf die erste unserer Fragen können wir zusammenfassen: Setzen wir als unbeeinflußtes Dänisch das älteste Dänisch der Handschriften an, bestätigt sich die Annahme, die Übernahme der Lehnwörter hätte das Formensystem des Dänischen gesprengt, nicht. Die Voraussetzung dafür ist, daß wir die Entwicklung vom Altdänischen der Runenperiode bis zum Dänisch des Codex Runicus als genuin betrachten. Vergleichen wir die beiden Systeme, wobei wir das Runendänisch der Periode 3 und 4 miteinbeziehen:

MASKULINA

a-Stämme

Per.2	Per.3	Per.4	SkL
-R/-r/ass.[25], ø[26]	-R/-r/ass.	ass.,ø[28]	-ø
-s	-s	-s	-s
-i	-[27]	-i/-e	-e
-ø	-ø	-ø	-ø
-aR	-	-	-æ
-a	-a	-	-a/-æ
-um	-	-	-um
-a	-	-	-æ

Wir stellen fest: der Anfall des *R* im Nominativ beginnt möglicherweise schon ziemlich früh[29]. Leider sind die Pluralformen so wenig belegt, daß man nicht sagen kann, ob die Parallelerscheinungen dazu, der *r*-Abfall im Nominativ Plural auch schon älter ist. Man hat die beschriebene Erscheinung meist als *r*-Abfall[30] bezeichnet, ohne zu beachten, daß sie nicht mit Sicherheit als ein phonologischer Vorgang bezeichnet werden kann. Es könnte sich in beiden Fällen um die Übertragung der Akkusativform, als der unmarkierten Form, in den Nominativ handeln, die Erscheinung also in den Bereich der Morphologie gehören. Die Tatsache, daß *-r* im Auslaut nicht in allen Fällen schwindet[31], sollte als ein Hinweis darauf gelten.

Kurzsilbige ja-Stämme

Per.2	Per.3	Per.4	SkL
-R/ass.	-r	-	-ø
-s	-	-	-s
-ø	-	-	-e
-ø	-	-	-ø
-iaR/-aR	-	-	-æ
-ia	-	-	-a/-æ
-	-	-	-um
-	-	-	-æ

Langsilbige ja-Stämme

Per.2	Per.3	Per.4	SkL
-iR/-i[33]	-	-	-e
-is	-	-is	-is
-	-	-	-e
-i	-	-	-e
			-æ
	Plural nicht belegt		-a/-æ
			-um
			-æ

Auch hier ließe sich dieselbe Erscheinung wie bei den a-Stämmen möglicherweise bis in Per.2 zurückverfolgen. Sonst hat sich außer der sich abzeichnenden Abschwächung der Endsilbenvokal nichts verändert.

i-Stämme

Per.2	Per.3	Per.4	SkL
-r	-	-ø	-ø
-aR	-aR	-	-a
-	-	-i[34]/-ø	-ø
-ø	ø	-	-ø
-	-	-	-ær/-i
-a	-	-	-a/-æ
-um	-	-	-um
-i	-	-	-ær/-i

Die Veränderungen entsprechen wieder demselben Prinzip: Für Nominativ und Akkusativ eine einheitliche, neutrale Grundform zu schaffen: durch die Aufgabe der Nominativendung im Singular und durch die gegenläufige Angleichung im Plural mit der Übertragung des Nominativs in den Akkusativ (-ær) und umgekehrt *(-i)*[35].

Im Genitiv wird *-a* durch den lautgesetzlichen Abfall des *-r* erklärt[36], eine Erscheinung, die wir auch bei den u-Stämmen finden werden. Im Gegensatz dazu ist im Plural das

-*r* erhalten geblieben, eine paradoxe Feststellung, die eine Erklärung verlangt. Eine mögliche wäre diese: Das Lautgesetz des *r*-Abfalls unterliegt Einschränkungen morphologischer Art: Dort, wo -*r* eine wichtige Funktion der Unterscheidung erfüllt, wie z.B. in der Unterscheidung von Singular und Plural bei den Verben oder hier, wo Nominativ und Genitiv Plural nicht mehr unterschieden werden könnten, blieb es erhalten. Man kann daraus Rückschlüsse ziehen auf die Notwendigkeit, bestimmte syntaktische Kategorien synthetisch auszudrücken. Sie kann sich im Lauf der Zeit verändern, wie die Weiterentwicklung des Dänischen zeigt.

u-Stämme

Per.2	Per.3	Per.4	SkL	
-R/-r/ass.-r/ass/-Ø		-r/ass./-Ø	-Ø	
-aR	-ar	-ar		-a/-æ
-i	-	-		-i+UL/-e/-Ø[37]
-u/-Ø	-Ø	-u/-Ø		-Ø
-iR	-	-		-ir/-æ
-	-	-		-a
-	-	-		-um
-u	-	-		-æ/-ir/-er/-ær

Auch hier dieselben Tendenzen: Die Aufhebung der Unterscheidung von Nominativ und Akkusativ in Singular und Plural, der *r*-Verlust im Genitiv Singular.

an-Stämme

Per.2	Per.3	Per.4	SkL
-i	-1/-e/-æ	-i/-e/ -æ/(-0[3])	-æ/-e
-a/-as[38]	-a	-a/-i	-a
-a	-a	(-Ø[39])	-a/-æ/-e
-a	-a	(-Ø[39])	-a/-æ
-	-	-	-æ
-	-	-	-a/-æ
-	-	-	-um
-a	-a	-	-æ

Hier ist lediglich die Abschwächung der auslautenden Vokale seit Per.3 bei -i, in der handschriftlichen Phase (SkL) auch bei -*a* zu beobachten, die letzten Endes die hierzu gehörenden Wörter indeklinabel macht.

Eines aber fällt auf: Die an-Stämme passen sich nicht der Tendenz der übrigen maskulinen Stämme an, Nominativ und Akkusativ als neutrale Grundformen der anderen Kasus zu behandeln. Hier unterscheidet sich der Nominativ, zumindest

in der ersten Phase noch von den übrigen Kasus. Aber durch die Vokalabschwächung wird auch er den anderen angepaßt. Es muß - so kann man wohl daraus folgern, keine "Notwendigkeit" vorgelegen haben, den Nominativ zu markieren.

Eine Behandlung der übrigen Klassen (Wurzelnomina, konsonantische Stämme) unterbleibt, da diese Klassen entweder sehr wenige Vertreter haben oder schon in Auflösung begriffen sind.

FEMININA

ō-Stämme

Per.2	Per.3	Per.4	SkL
(-u[40])/-Ø	-	-Ø	-Ø
-aR	-	-	-ar/-ær/-a/-æ
-u/-Ø	-u/-Ø	-Ø	-u/-o/-Ø
-Ø	-Ø	-	-Ø
-		-	-ar -ær/-ir/-a/-æ
-a	-	-a	-a
-um	-	-	-um
-ar	-ar	-ar/-a	-a/-æ

Hier gibt es bis zu den ältesten handschriftlichen Formen keine Entwicklung, erst in der Zeit des Codex Runicus setzt der *r*-Schwund ein, der den Genitiv Singular und Nominativ und Akkusativ Plural erfaßt. Der Genitiv Singular bleibt aber dennoch die markierte Kategorie im Singular, im Plural ist es dann der Dativ.

Die Ausgleichserscheinungen zwischen Nominativ und Akkusativ Singular und Plural liegen noch weiter in der Sprachgeschichte zurück[41]

Die *jō-Stämme* sind, was die kurzsilbigen betrifft, zu spärlich belegt, sodaß nur die langsilbigen für eine Betrachtung geeignet sind:

Per.2	Per.3	Per.4	SkL
-r	-r	-r/-Ø	-Ø/-e
-	-ar	-	-æ
-i	-	-i/-u[42]	-e
-	-Ø/ -u[43]	-	-i
-	-	-	-ær/-ir/-a/æ
-a	-	-	-a
-	-	-	-um

-	-	-	-a/-æ/-Ø

Die schon in Periode 4 auftretende Aufgabe des Nominativ-*r* ist wohl am ehesten als Anschluß and die ō-Stämme zu erklären [44]. Das im SkL auftretende -*e* im Nominativ Singular ist als Übertragung und Abschwächung des Akkusativ-*i* zu verstehen[45], entspricht also der in allen Flexionen zu beobachtenden Tendenz. Durch diesen Ausgleich und die Entwikklung der Genitivendung wie bei den ō-Stämmen (*aR* > *ar* > *a* > *æ*) hat diese Klasse früh die Flexion im Singular aufgegeben, der Plural jedoch behauptete seine Formen.

i-Stämme

Per.2	Per.3	Per.4	SkL
-	-	-Ø	-Ø
-	-	-ar	-ær
-	-	-	-Ø
-	-	-	-Ø
-ir	-	-	-ir/æ
-	-	-	-a/-æ
-um	-	-	-um
-	-	-	-ir/-æ

Die Aufgabe des ursprünglichen Nominativ-*R*[46] läßt sich anhand von Belegen nicht verfolgen, entspricht jedoch der allgemeinen Tendenz[47]. Ansonsten hat sich in dieser Klasse seit der Periode 2 nichts geändert, die Angleichung von Nominativ und Akkusativ Plural ist wohl frühzeitig erfolgt. Im handschriftlichen Stadium ist zur Zeit des Codex Runicus auch der Abfall des -*r* erfolgt.

-ōn-Stämme

Per.2	Per.3	Per.4	SkL
-a	-a	-a	-æ/-u
-u	-u	-u/-o/-Ø[48]	-u
-u	-u	-u	-u
-u	-u/-o	-u	-æ/-u
-	-	-	-u
-	-a	-	-æ
-	-	-	-um
-	-	-u	-u

Die Entwicklung zeigt wiederum die Gleichsetzung von Nominativ und Akkusativ: er wurde in den Akkusativ übertragen und wurde in beiden Positionen zu -*æ*. Der nächste Schritt deutet sich an, die Gleichsetzung von Dativ mit Nominativ und Akkusativ.

NEUTRA

a-Stämme

Per.2	Per.3	Per.4	SkL
-ø	-	-ø	-ø
-s	-	-	-s
-i	-i	-i	-e/-ø
-ø	-ø	-ø	-ø
-ø	-	-	-ø
-a	-	-	-æ
-	-	-	-um
-ø	-	-	-ø

Die runendänische Flexion ist bis zum Schonischen Gesetz bis auf die Abschwächung *(i>æ, a>æ)* voll erhalten geblieben.

Aus dieser Analyse ergibt sich folgendes: Das System des Schonischen Gesetzes läßt sich durch zwei phonologische und eine morphologische Entwicklungstendenz vom runendänischen System ableiten: Die phonologischen Gesetze sind die Abschwächung der unbetonten Endvokale und der unter bestimmten (morphologischen?) Bedingungen auftretende r-Schwund im auslaut. Das morphologische Gesetz ist die Gleichsetzung von Nominativ und Akkusativ, wobei beide als unmarkierte Grundformen des betreffenden Substantivs zu verstehen sind. Diese Gleichsetzung ist bei Neutra schon indogermanisch, bei den Feminina in den germanischen Sprachen entstanden, bei den Maskulina nunmehr durchgeführt.

Diese Gleichsetzung ist nicht nur als isoliertes Ereignis des morphologischen Systems zu sehen, sondern in Beziehung zur Syntax. Dem Nominativ als nicht aufgebbarer syntaktischer Kategorie muß die Markierung der Subjektsposition entsprechen. Diese Markierung muß nicht durch morphologische Mittel erfolgen, sie kann auch durch andere Mittel, durch die Wortstellung z.B. oder durch beigegebene Formwörter erfolgen. Eine seit langem vorgetragene Theorie besagt, daß der Artikel bei den Substantiva diese Aufgabe übernimmt[49], weil die Lautgesetze die Substantivflexion so reduzierten, daß sie diese Aufgabe nicht mehr leisten kann. Wir sahen aber in der Gleichsetzung von Nominativ und Akkusativ weniger das Wirken von Lautgesetzen, sondern die Aufgabe einer morphologischen Kategorie: nämlich den Nominativ ausdrucksseitig durch Morpheme zu charakterisieren. Und diese Tendenz ist alt und umfaßte allmählich alle Genera, ist also nicht durch Lautgesetze zu erklären. Da aber die Notwendigkeit, die Subjektsposition zu kennzeichnen besteht, läßt sich die Aufgabe der morphologischen Kennzeichnung nur dadurch ver-

stehen, daß man annimmt, daß sie redundant war.

Diese Redundanz des morphologischen Nominativs ergibt sich aus der Existenz anderer möglicher Kennzeichen, und zwar: Wortstellung, Verbindung mit Wörtern, die eindeutige morphologische Kennzeichen tragen wie Personalpronomen, Demonstrativpronomen, Artikel, Adjektive, und nicht zuletzt ist auch der sachliche Kontext heranzuziehen bei der Unterscheidung von Subjekt und Objekt.

Dafür nun einige Beispiele aus dem Schonischen Gesetz: Im Allgemeinen wird die Subjektsposition dadurch charakterisiert, daß das Subjekt unmittelbar vor oder nach dem Verb steht und das Objekt nachfolgt:

Bsp.	1,1[50]	*Far man kunu* (VSO)
	1,5	*þa skiftis egn þerræ*...(VS)
	3,4	*Varþær kunæ døþ, ok liuær barn æftir* (VS)
	6,3	*Bondæ ma æi sæliæ mæþ lohum kunu sina iorþ* (VS)

Diese Wortstellung wird nur in einigen Fällen durchbrochen, und zwar:

a) Wenn das Subjekt durch einen Genitiv näher bestimmt wird, steht dieser vor dem Subjektsnomen und trennt dieses vom Verb, wenn es vorausgeht:

4,3	*Far bondæ sun kunu*
9,4	*um þa ... kallæ hænnæ arfæ til ...*

b) Auch ein Demonstrativpronomen kann zwischen Verb und Subjekt stehen:

10,1	*Sæl þæn bondæ kunu sinæ iorþ, æi hafir sialfær iorþ...*

c) Eine Negation kann ebenfalls Verb und Subjekt trennen:

10,8	*At bondæ lifændæ ma aldrih kunu kæræ um hans gærningæ*

Die Adjektivsflexion hat - im Gegensatz zur Substantiv-

flexion die morphologische Kennzeichnung behalten. Ein solches Adjektiv kann beim Maskulinum ein zusätzliches Kennzeichen der Subjektsposition sein:

12,1 *Kallær anær man a faþur...*

Eine zusätzliche Kennzeichnung erfolgt auch durch die Verbindung mit Personalpronomina, die sich im Nominativ vom Akkusativ unterscheiden:

8,1 *gialdæ han ællær hans arfæ...*

Der Artikel, dem man im Ersatz der Kasusfunktion meist eine so große Rolle zuschreibt, spielt zumindest im Schonischen Gesetz diese Rolle nicht. Er wird ausschließlich dafür eingesetzt, um Rekurrenz anzuzeigen. Das läßt sich gerade hier gut beobachten: Am Beginn eines jeden neuen Falles, werden die Beteiligten ohne Artikel genannt, im Lauf der Erörterung wird dann der nachgestellte Artikel benützt, um auf die am Anfang gegebene Situation und ihre Beteiligten zu verweisen.Z.B. Kap. 14 (10,1):

> *Sæl þæn*[51] *bondæ kunu sinæ iorþ, æi hafir sialfær iorþ, ok kæræ arfæ at kunu døþæ, gialdæ bondæn arfum bolfæ ok ... Uil bondæn æi ut latæ ok gialdæ arfum ...*

Und zuletzt noch ein Beispiel dafür, daß auch der sachliche Kontext eingesetzt werden muß, um das Subjekt zu bestimmen: 11,7 heißt es *mandrap skal faþær*[52] *ok frændær bøtæ ...*

Mit diesen Beobachtungen am Text des Schonischen Gesetzes, die freilich mehr als Hinweise denn als konsequente Analyse des Textes zu betrachten sind, meine ich die Hypothese aufstellen zu können, daß die Veränderungen im Flexionssystem, die von der Periode 2 der Runendenkmäler bis zum Text des Codex Runicus (Ende 12.Jh.) zu verzeichnen sind, in großen Teilen eher als Aufgabe von redundanten morphologischen Formen zu interpretieren sind, denn als Konsequenzen von phonologischen Veränderungen der Endsilben. Da diese Tendenz zur Benützung von neutralen Grundformen bis in das Runendänische zurückreicht, sollte man zögern, diese Tendenz dem Kontakt mit den Sprechern des Mnd. zuzuschreiben. Wäre die Aufgabe des morphologischen Nominativs auf die Maskulina beschränkt und auf den Singular, könnte man versucht sein, sie dem Kontakt mit dem Mnd. und der Einordnung maskuliner, auf Konsonant endender Lehnwörter zuzuschreiben. Wir finden

jedoch die Ausgleichserscheinungen auch im Plural und auch in den n-Stämmen, wo z.B. auch Nominativformen in den Akkusativ übertragen werden, sodaß eine neutrale Grundform auf *-æ* den flektierten Formen auf *-a* (Gen.Dat.) gegenübersteht[53].

Blicken wir nun weiter zum nächsten Text, dem Jütischen Gesetz, das vom Stand seines Flexionssystems her eine weitere Stufe darstellt. Hier würde man wegen der Infortisschwächung einen starken Abbau von Flexionsformen erwarten, aber es gibt nur vereinzelte jütische dialektale Formen[54], sonst folgt der Text einer gewissen schriftdänischen Norm[55].

Aus dem Vergleich mit dem System des Schonischen Gesetzes ergibt sich folgende Weiterentwicklung[56]: Die Unterscheidung zwischen Dativ und der neutralen Grundform wird in weiterem Umfang aufgehoben. Im Singular war sie im Codex Runicus schon auf a-, ō- und u-Stämme beschränkt, wobei auch schon vereinzelt endungslose Dative auftreten[57]. Nun aber ist es umgekehrt, Dativformen auf *-i* kommen nur noch in formelhaften Wendungen wie z.B. *a thingi* (40,4; 56,6 u.ö.) oder *a landæ* (4,4) vor[58]. Daß dieser Verlust des morphologischen Dativs nicht nur als Folge des Endungsverfalls zu betrachten ist, zeigt die Tatsache, daß auch im Plural die neutrale Grundform von Nominativ/Akkusativ verwendet wird, wo man den Dativ erwarten würde. Z.B. bei bestimmten Pronomina: *af syskæns delæ* (53,5) oder *mæth logh* (1,1) oder *af frændær* (39,2). Auch hier kann man von einer Reduktion redundanter Formen sprechen. Der Dativ gehört zu den grammatischen Relationen, die entweder zwischen Präposition und zugehörigen Nomen bestehen oder zwischen einem Verb und einem seiner Objekte. Auch hier kann die Wortstellung diese Relation anzeigen, ohne daß diese am Substantiv noch einmal ausgedrückt werden müßte. Dieselbe Erscheinung können wir auch vereinzelt beim Genitiv wahrnehmen: Z.B. *til skiftæ* (44,6) *til ... rath* (18,2), *til laghwæri* (73,3), daneben aber gibt es auch *til things* (56,6), *vtæn bygd* (60,2) steht neben *vtæn landz* (60,4). Neben der Präposition kann auch schon die Tatsache, daß ein Substantiv dem anderen vorausgeht, die Genitivrelation anzeigen. Z.B. *slakæfrith barn* (56,6) *the børn iorth* (74,1)[59], *sma børn wæri* (69,4), *mæth hans sunær rath* (16,4)[60] usw. Daß mit den morphologischen Genitiven, vor allem aber den Dativen die Kategorie des Dativs nicht verschwand, beweisen die Pronomina *for fangæ them* (6,3), *frælse them* (9,4), *at wæræ hanum hørsum* (12,3).

Neben der Aufgabe des morphologischen Genitivs zeichnet sich eine gegenteiligeBewegung bereits ab, die dann auch zum Siege führte: die Verallgemeinerung des Genitivs *-s* aus dem

Singular der maskulinen und neutralen a-Stämme. Sie verbreitet sich zu den maskulinen i- und u-Stämmen (*lotæs* 44,1; *suns* 30,3) und zu den femininen ō- und i-Stämmen (*wærælz* 13,1[6]; *udæthæs* 11,1), sowie zu den ter-Stämmen (*fathærs* 22,1 und 36,2) und auch, zwar nur vereinzelt erst, im Plural (*frændærs* 40,1). Auch bei den Formen mit suffigiertem Artikel wird *-s* schon verallgemeinert (*kyrkiæns* 14,1). Es ist möglich, daß diese Verallgemeinerung erst die Gegenbewegung zu der Entwicklung war, die in letzter Konsequenz die Substantivflexion zur Gänze aufgab zugunsten des Ausdrucks syntaktischer Beziehungen vor allem durch die Wortstellung.

Eine zweite Entwicklung beginnt sich ebenfalls in Ansätzen abzuzeichnen: Die Kennzeichnung des Plurals als des zweiten morphologischen Prinzips der schwedischen und dänischen Substantivflexion. Der Plural ist - anders als die übrigen Kategorien der Substantivflexion (Genus, Kasus) - kein Phänomen der Textoberfläche, sondern der Tiefenstruktur. Er kann nicht wie die übrigen, die sich auf Relationen der Wörter beziehen, durch die Wortstellung oder andere Phänomene ausgedrückt werden. Allenfalls könnte das Verb eine solche Funktion ausüben[62]. Sie scheint aber nicht auszureichen. So können wir erkennen, daß das Bestreben besteht, die neutralen Grundformen von Singular und Plural voneinander abzuheben:

1) MASKULINA:

a-Stämme:	*-Ø*	:	*-æ* (beides alte Akkusativformen)
i-Stämme:	*-Ø*	:	*-æ* (beides alte Akkusativformen)
u-Stämme:	*-Ø*	:	*-ær/-æ*
an-Stämme:	*-æ*	:	*-æ/ær*: Hier wird die alte Pluralform der a, i, u-Stämme heimisch, da die alte æ-Endung sich wegen des Verlustes der Vokalqualität nicht mehr vom Singular unterschied.

2) FEMININA:

ō-Stämme:	*-Ø*	:	*-æ*
i-Stämme:	*-Ø*	:	*-æ*
ōn-Stämme:	*-æ*	:	*-ær/-æ*

Auch hier dasselbe Bild: dort, wo der Singular die Endung *-Ø* hat, setzen sich im allgemeinen die *r*-losen æ-Endungen durch, dort aber, wo es die Unterscheidung vom Singular verlangt, verbreitet sich die alte *ær*-Endung der ō- und i-Stämme, deren *-r* eigentlich lautgesetzlich schon abgefallen sein müßte.

3) NEUTRA:

auch bei ihnen gibt es neue Pluralendungen. Lange hatten sich Singular und Plural voneinander durch den potentiell möglichen u-Umlaut (*land* - *lǫnd*) unterschieden. Während diese Stammalternanzen im Deutschen, aber auch Mnd.[63] zur Pluralgestaltung genützt wurden, geschah das nicht in den skandinavischen Sprachen, auch nicht im Isländischen, das zwar eine Fülle von Stammalternanzen kennt, sie aber nicht für die Pluralgestaltung nützt.

Um den Plural vom Singular stärker abzuheben, hat man auch Formen, die im Plural auf -*æ* enden, für die Neutra geschaffen[64]. Damit sind diese Neutra von ihrer Flexion her den Maskulina gleichgestellt. Ein gleiches Verfahren trat später auch im Hochdeutschen auf, auch das Mnd. hat sich in dieser Richtung entwickelt.

Fassen wir die Entwicklung zusammen: Seit der Zeit des Runendänischen zeigen sich die Tendenzen zum Abbau der Flexion, indem zunächst Nominativ und Akkusativ gleichgesetzt werden, im Singular wie im Plural mit verschiedenartigen Ausgleichserscheinungen. Es handelt sich dabei nicht um Lautgesetze, sondern primär um Abbau von Redundanzen in der Oberflächenstruktur der Sprache, Lautgesetze spielen nur eine sekundäre Rolle dabei.

Ähnlich geht die Entwicklung weiter mit dem Abbau des Dativs und zum Teil auch des Genitivs, in der Tat bis nahezu an die totale Aufgabe der Substantivmorphologie. Im Jyske Lov werden die ersten Tendenzen zur Eingrenzung dieses Prozesses sichtbar mit den Tendenzen, die Singular-Plural-Unterscheidung zu retten und den Genitiv als markierte Form von der neutralen Grundform abzuheben.

Wir haben durch unsere Untersuchung der Entwicklungstendenzen des Flexionsabbaus im Dänischen nun die Möglichkeit, die zu Anfang gestellte Frage nach dem Kontakt mit dem Mnd. als mögliche Ursache für diesen Abbau, aufs neue zu durchdenken: Die Theorie, daß die Lehnwörter das Flexionssystem zum Zusammenbruch gebracht hätten, haben wir durch einen Vergleich der beiden Systeme abgelehnt.

Die beiden Systeme sind auch nicht so verschieden, daß ihre Formensysteme einer Verständigung im Wege standen. Was die von O'Neil angesprochenen Stammalternanzen betrifft, darf man nicht an das Altisländische denken, sondern muß berücksichtigen, daß die sogen. "ostnordischen" Sprachen die Umlaute und Brechungen entweder in geringerem Ausmaß durchführten oder sie durch paradigmatischen Ausgleich früh be-

seitigten[65]. Gegen seinen Einfluß des mnd. Formensystems spricht auch, daß gerade dort der Unterschied zwischen Dativ und Akkusativ in etlichen Flexionen und vor allem im Plural durchaus bewahrt blieb[66]. Dagegen spricht vor allem aber auch, daß die abbauenden Tendenzen sich viel früher zeigen, als man sie auf mnd, Einflüsse zurückführen könnte.

Mit der Frage, ob eine Mischsprache oder die Sprachfehler der dänisch-sprechenden Deutschen zu diesem einschneidenden Sprachwandel führten, habe ich an anderer Stelle auseinandergesetzt[67]. Diese Theorie ist abzulehnen, solange nicht zu erklären ist, wie und warum die Integration dieser sicher vorhandenen Mengen an fehlerhaften Akten der "parole" zum Zwecke der Verständigung der zwei Sprechergruppen in die "langue" vor sich gegangen ist.

Wir haben vorhin festgestellt, daß der Abbau der Flexion etwa im 10.Jh. beginnt und im 13.Jh. mehr oder weniger vollendet ist. In dieser Zeit vollziehen sich in Dänemark gewaltige politische und soziale Veränderungen: die Wikingerfahrten um 900, aber noch mehr die um 1000, die zur Bildung des Großreiches von Knut dem Großen führten, einerseits, die Staatsbildung von Harald Blauzahn, eng verbunden mit der Christianisierung andererseits. Das alles bedeutete eine gewaltige politische und soziale Veränderung, die zu Traditionsbrüchen in der Kultur und zu einer neuen Hochsprache, nämlich Latein, führten. Dänisch wurde als Sprache in der Terminologie von Ferguson[68] zu einer Low Variety. Latein war die Sprache der als überlegen gefühlten lateinisch--christlichen Kultur, sie war mit Religion und Offenbarung verknüpft. Sie war im Gegensatz zu Norwegen und Island die Sprache der Literatur, der gegenwärtigen, vor allem aber der bewunderten antiken Literatur. Dänisch wurde zwar als Muttersprache erlernt, aber jede höhere Erziehung begann mit dem Erlernen der lateinischen Grammatik und Sprache. Für Latein gab es eine starke Tradition an grammatischen Studien und Normen für Aussprache, Vokabular, Orthographie und Grammatik - für Dänisch gab es das alles nicht. Daher kommt es in allen diesen Bereichen zu einer starken Variation, die durch das Fehlen von sprachlichen Normen nicht korrigiert werden kann. Ferguson weist unter anderem darauf hin, daß die grammatische Struktur von High und Low Variety verschieden sei[69]. Die Low Variety sei "einfacher": Das heißt: Im Bereich der Morphophonetik weniger Alternanzen, es werden weniger Kategorien durch Morpheme oder Kongruenz markiert (z.B. das Genus fällt weg), die Paradigmen sind symmetrischer, alle Präpositionen verlangen denselben Kasus usw. Wir können unsere Erscheinung des Formenabbaus wohl auch hier anfügen, und zwar den Formenabbau im Sinn von Aufgabe von

redundanten Formen. Diese Redundanz kann nur aufrechterhalten werden, wenn die Sprecher durch korrigierende Instanz dazu gezwungen werden. Solch korrigierende Instanz kann die Existenz einer Standardsprache einer kulturtragenden Schicht oder auch die Tradition eines literarischen Erbes, an dessen Sprachgestaltung man sich orientert, oder auch nur ein gewisses Maß an "Sprachlichem Selbstbewußtsein", d.h. einer mehr oder minder großen Wertschätzung der eigenen sprache sein. Das alles fehlte in Dänemark, und dieser Mangel kann zur Erklärung dieses Formenabbaus herangezogen werden.

Die unterschiedliche Einstellung zur eigenen Tradition und ihrer Pflege, bzw. zur klassisch-lateinischen Kultur läßt sich ausgezeichnet in Beziehung setzen zu der Entwicklung der Flexionssysteme in den skandinavischen Ländern:

Island, das Land, das in geradezu extremer Weise seine literarischen und kulturellen Traditionen pflegte und pflegt, hat das Flexionssystem nahezu auf dem Stand vor der Jahrtausendwende bewahrt und pflegt es heute noch, wie die Wiedereinführung des Dativ-e zu Beginn dieses Jahrhunderts beweist. Es entstand nie eine Diglossiesituation, da das Christentum und die lateinisch-klassische Kultur nicht als solche gepflegt, sondern assimiliert (z.B. übersetzt) wurde.

Norwegen weist,. solange wir seine Sprache als Standardsprache verfolgen können, ähnliche Züge wie das Isländische auf. Nur dann gerät es ebenfalls, spätestens in der Reformation, in eine Diglossiesituation, in der Dänisch die Rolle der High Variety übernimmt.

Und Schweden stand in einer ähnlichen Situation wie Dänemark: durch die Christianisierung verfiel offenbar das eigene literarische Erbe und der Charakter des Schwedischen als Standardsprache. Auch hier entstand eine Diglossiesituation, die wie in Dänemark in den Städten durch das Mnd. der städtischen Oberschicht weitergeführt wurde. Die Variationen und der Formenabbau konnten beginnen.

Ich fasse meine Thesen noch einmal zusammen:

1. Der Flexionsabbau ist zu verstehen als die Aufgabe von Redundanzen und ist nur sekundär durch Lautgesetze bedingt.

2. Flexionsformen sind insofern redundant, als ihre Aufgabe, syntaktische Relationen herzustellen, zusätzlich durch andere sprachliche Verfahren (Wortstellung, Markierung an anderen Wörtern u.a.) erfüllt werden.

3. Der Abbau von Flexionsformen setzt nicht erst zur Zeit der skandinavisch-mittelniederdeutschen Sprachkontakte

ein, sondern schon in ersten Ansätzen im 10.Jh. Er besteht aus mehreren Schritten: 1) Ausgleich zwischen Nominativ und Akkusativ, wodurch eine neutrale Grundform entsteht. 2) Aufgabe der Dativmarkierung und 3) nur teilweise auch der Genitivmarkierung.

4. Die Ausbreitung des Genitivs und die sicherung der Pluralmarkierung ist als Gegenbewegung zu diesem Formenabbau zu verstehen.

5. Die Ursache zu dieser Erscheinung ist in der Diglossiesituation zu suchen, die in den skandinavischen Ländern entstand, die das eigene sprachlich-literarische Erbe aufgaben und Latein als Kultur- und Literatursprache annahmen.

6. Der Unterschied in der Entwicklung der Flexionsformen entspricht der sozialen Einstellung zur sprachlichen und literarischen Tradition im Mittelalter, res. der Tatsache, daß in den betreffenden Ländern eine Diglossiesituation entstand.

7. Mittelniederdeutsch hat in den Städten und in Dänemark z.T. auch in den Kanzleien die Rolle der High Variety vom Latein übernommen und auf diese Weise die in Frage stehende Entwicklung gefördert.

ANMERKUNGEN

1 Norwegen ist wegen seiner Übernahme des Dänischen als Sprache der Kirche und Oberschicht schwieriger einzuordnen.

2 Man denke an Wörter wie nisl. *fjörður* (Sg. Gen. *fjarðar*, Dat. firði, Akk. *fjörð*; Pl.Nom. *firðir*, Gen. *fjarða*, dat *fjörðum*, Akk. *firði)*.

3 Im Gegensatz zum Dänischen finden sich im Schwedischen immer noch die Phoneme e, a, o in den Endungen.

4 In verschiedenem Maß und in verschiedener Weise: In Schweden standen sich ansiedelnde Deutsche unter schwedischem Recht und galten als Schweden, was die Vermischung der Bevölkerung eher förderte, als die eher abgeschlossenen Handelskolonien in Norwegen.

5 W.Cederschiöld, Studier över Genusväxlingen i fornvästnordiska och fornsvenska, in: Göteborgs Kungl. Vetenskaps- och vitterhets-Samhälles Handlingar IV. F. 14-15 (1911-12) S. 103 ff.

6 Vgl. auch N.Törnqvist, Till frågan om den tysk-svenska språkblandingen i Sverige under medeltiden, in: Nysvenska Studier 34 (1954) S. 93-123.

7 E.Wessén, Om det tyska inflytandet på svensk språk under medeltiden, Stockholm 1954 (=Skr. utg. av Nämden för svensk språkvård 12) S.27.

8 E.Haugen, The Scandinavian languages. An introduction to their History, Cambridge, Mass. 1976, S.65: "It is hard to say to what extent the great simplification of the inflectional system is due to Low

German influence. But it is conspicious that English and Scandinavian both changed in this direction while they were dominated by other languages; and Low German has a structure very much like that which the continental Scandinavian languages adopted, contrary for example to High German or Icelandic." Vgl. auch S. 313.

9 Törnqvist (wie Anm. 6).

10 W.O'Neil, the Evolution of Germanic Inflectional Systems: A Study in Causes of Language Change, in: Orbis 27 (1978) S. 248-286.

11 Er führt also die Flexionsvereinfachung nicht auf die Dominanz des Französischen zurück, sondern auf die Sprachmischung zwischen Engländern und Skandinaviern in Nordengland. Allerdings bekommt er dann Schwierigkeiten bei der Frage der Verbreitung dieser Vereinfachung in ganz England (s.S. 266).

12 Es wäre zu erwägen, ob man hier nicht von "Oberflächen"-strukturen im Gegensatz zu Tiefenstrukturen sprechen sollte, was z.B. die konsequente Beibehaltung von Numerus gegenüber Genus und Kasus in der Flexion erklären könnte, vgl. dazu I.Dal, Entwicklungstendenzen im germanischen Kasussystem, in: ds., Untersuchungen zur germanischen und deutschen Sprachgeschichte, Oslo 1971, S.180-193, bes. 180 ff.

13 Eine solche Ähnlichkeit der Sprachen wurde immer wieder auch als Grundlage des mnd. Einflusses auf die skand. Sprachen behauptet (vgl. z.B. Wessén (wie Anm.7) S.28; D.A.Seip, Om villkårene for nedertyskens inflytelse på nordisk, in: Festskrift tillägnad Hugo Pipping 1924, Helsingfors 1924 (=Skr. utg. av Sv. Litteratursällskapet i Finland CLXXV) S. 472-477.

14 Dabei scheint es mir etwas befremdend, daß der Verf. dem Ae. ein Altnordisch gegenüberstellt, das er als "Gemeinnordisch" und als aus Runeninschriften rekonstruiert bezeichnet. Das scheint mir für die Zeit des konsequenten Sprachkontakts in Northumberland, der vorwiegend zwischen Dänen und Engländern stattfand, und zwar vor allem erst im 11./12. Jh. (die Wikingerzüge des 9./10. Jh.s hatten zu keiner so umfangreichen und dauernden Besiedelung geführt, wie die Eroberungen von König Sveinn und Knut von Dänemark). Hier hätte man konsequenterweise Altdänisch benützen müssen, denn die Hauptmasse der Siedler ware Dänen. Durch den Ansatz eines "Gemeinnordisch" entsteht ein nicht richtiges Bild, da manche aisl. Eigenheiten dort aufscheinen, wie z.B. die Verallgemeinerung der Endung -*aR* im Nom.-Pl. der n-Stämme und generell die Annahme einer starken "Stammallomorphie" durch Umlaute, die in so hohem Maß auch nur für das Aisl. zutrifft und nicht für das Dänische, vgl. die Zusammenstellung bei P.Skautrup, Det danske sprogs historie I, Kbh. 1944, S,134 f.

15 Der Vorgang der Neutralisierung erinnert an den Abbau der Grammatik in den Pidginsprachen, aber dort erfolgt er nicht durch den "native speaker", sondern eben durch Sprecher, die das Englisch als Verständigungssprache mit dem sprecher einer anderen sprache, die sie nicht beherrschen, benützen. Vgl. D.Ducanp, The Study of Pidgin and Creole Languages, in: Pidginization and Creolization of Languages. Proceedings of a Conference Held at the University of the West Indies Mona, Jamaica, April 1968, ed. Dell Hymes, Cambridge 1971, S. 13-39. Im Gegensatz dazu wird bei der Neutralisierung vorausgesetzt, daß der Abbau durch muttersprachliche Sprecher erfolgt, was viel schwerer einzusehen ist, wenn man bedenkt, daß dieser Verzicht, der in einer gegebenen Sprechsituation durchaus sinnvoll sein kann, zu einer Rückwirkung auf das Sprachsystem führen soll.

16 Vgl. dazu Danmarks Runeinskrifter ved. L. Jacobsen og E. Moltke, Kbh. 1942 (in der Folge abgekürzt als DRI) Text Sp. 1013 ff.

17 Z.B. zeigen viele der in diese Zeit gehörenden Münzen ags. Einfluß, vgl. DRI, Text Sp. 750.

18 Vgl. J. Brøndum-Nielsen, Danske lovhåndskrifter og dansk lovsprog i den ældre middelalder, in: ANF 34 (1918) S. 104-137, bes. 119 ff. Als Textedition wurde benutzt: Skånske Lov, Text I-III, udg. af J. Brøndum-Nielsen og Sv. Aakjær, Kbh. 1933 (=Danmarks gamle Landskabs-

love med Kirelovene Bd. 1,1) (in der Folge abgekürzt als SkL).

19 Das System des Mnd. wurde entnommen aus A.Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik, Halla a.S. 1914, S. 191 ff.

20 'Adän.' bedeutet hier die ältesten im Cod.Run. bezeugten Formen.

21 Vgl. J. Brøndum-Nielsen, Gammeldansk Grammatik i Sproghistorisk Fremstilling. III. Substantvernes Deklination, Kbh. 1935, S.39.

22 Der Umlaut (=UL) ist fakultativ bei a-hältigen Lexemen wie z.B. *barn*.

23 Nur die lansilbigen ja-Stämme, da die kurzsilbigen mit den a-Stämmen zusammengefallen waren, vgl. Brøndum-Nielsen (wie Anm. 21) S. 57.

24 Im SkL zeichnet sich schon die spätere Zweiteilung der Gruppe ab, wobei Feminina mit der Endung *-a (< R)* zu den ō-Stämmen wechselten, solche auf *-e (<* analogisch aus dem Akk. übertragen) zuden ōn-Stämmen, vgl. Brøndum-Nielsen (wie Anm.21) S.88.

25 In Periode 2 tritt der germ. Nom. *-az* auf als *-R*, als *-r* nach Dental und assimiliert an *n*, *l*, *r* und *s*.

26 Einmal ist auch in Nom. ohne *r*-Endung belegt (Haddeby-Stein 1).

27 ' - ' bedeutet 'kein Beleg'.

28 Bei einem Teil dieser Belege, DRI Nr. 7-9, 38, 67, 68, 82, 98, 104, 116, 117 handelt es sich dabei möglicherweise um ags. Einfluß, vgl. dazu DRI Sp. 750. Aber die Endung *-ð* ist auch durch andere unzweifelhafte Belege gesicherte.

29 Allerdings gibt es nur einen einzigen Beleg in Per.2, (s.o.A. 26), vgl. aber auch die *r*-losen Nominativformen der ja-Stämme, s.u. Anm.-33.

30 Vgl. zB. DRI, Text Sp. 759 ff.

31 Vgl. die Verbalflexion, wo es bis auf den heutigen Tag erhalten ist, oder auch mdän. Endung *-ær* der n-Stämme, in die die *r*-haltige Pluralendung aus dem *a*- resp. *i*-Stämmen übertragen wurde.

32 Nach Guttural.

33 Zwei Fälle: Langå-Stein, Nordjütland (DRI Nr. 85) und Egå-Stein, Nordjütland (DRI Nr. 107).

34 Dabei handelt es sich wohl um eine Angleichung oder einen Übertritt in die a-Stämme, denn der Dativ der i-Stämme kann nach Ausweis des Aisl. und As. im Germ. als *i* (<idg. *ī)* angesetzt werden, das in der urn. Synkope schwinden muß, s.H.Krahe, Germ. Sprachwissenschaft. II. Formenlehre, 5., verb. Aufl., Berlin 1965, S. 26 f.

35 Man wird daher den Plural auf *-i* im SkL nicht als Folge des *r*-Verlustes betrachten, sondern als Verallgmeinerung des Akkusativs.

36 Brøndum-Nielsen (wie Anm. 21) S. 98.

37 Angleichung an a-, resp. i-Stämme.

38 Dabei könnte es sich eher um eine Fehlritzung (so auch DRI Sp.334) handeln, als um eine frühe analogische Übertragung des *-s* aus den a-Stämmen.

39 Hier sind die entsprechenden Wörter in die Klasse der a-Stämme übergetreten.

40 Nur einmal belegt, Vordingborg-Stein, Sjælland (DRI Nr. 221), aber unsicher in der Deutung.

41 Bei den ō-Stämmen fielen idg. *ās* (Nom.) und *ās (< ans)* (Akk.) bereits in germ *ōz* zusammen, Krahe (wie Anm.34) S.22.

42 Übertritt in die ō- oder ōn-Stämme.

43 Übertritt in die ōn-Klasse.

44 Dafür spricht auch das Vorhandensein einer Dativform auf *-u* in Per.4 und die weitere Entwicklung der jō-Stämme, vgl. Brøndum-Nielsen (wie Anm. 21) S.89.

45 Vg. Brøndum-Nielsen (wie Anm. 21) S.88.

46 Vgl. dazu Brøndum-Nielsen (wie Anm. 21) S.108 f.

47 Ob der Grund für die Aufgabe die Verbindung des Merkmals 'männlich' mit der Endung *-r* war, oder die Tendenz, Akkusativ und Nominativ einander anzugleichen, ist schwer zu entscheiden, da die Belege auch nichts über den Zeitpunkt der Aufgabe aussagen.

48 Ulbølle-Weihrauchkessel (DRI Nr. 183): Dort steht *hus : rkø*, was als

husfrø gedeutet wird und als Kontraktion von *husfrøju* vermutlich zu deuten ist.

49 Vgl. z.B. I. Dal, Systemerhaltende Tendenzen in der deutschen Kasusmorphologie, in: ds., Untersuchungen zur germanischen und deutschen Sprachgeschichte, Oslo 1971, S. 154-170, vgl. auch H.Dyvik, Omkring fremveksten av artiklene i norsk. Språklig markering av referensielle forutsetninger, in: MM 1979, S. 40-78, der eine andere Sicht biete, die mit meinen Beobachtungen an den dänischen Gesetzestexten übereinstimmt.

50 Die erste Zahl bezieht sich auf die Seite der in Anm. 19 genannten Ausgabe.

51 *þæn* hat hier nicht Artikelfunktion, sondern ist Teil der folgenden Relativkonstruktion.

52 *faþær* ist zwar der lautgesetzliche Nachfolger von *faþir* und müßte konsequenterweise als Nominativ gegenüber *faþur* gelten, aber im Schonischen Gesetz hat der Ausgleich zwischen Nominativ und Akkusativ auch in dieser Flexion zu Doppelformen in Nominativ und Akkusativ geführt' Akk.: *faþur* 2,1;2,7;4,1. *faþær* *,9;3,1;13,5*; *faþer* 4,6; 11,3; Nom.: *faþur* 11,3;12,3; *faþær* 11,7.

53 Vgl oben S.00

54 S.Skautrup (wie Anm. 14) S.260

55 Vgl.Skautrup (wie Anm. 14) S.260. Zugrundegelegt wurde der in DgL II als Text 1 abgedruckte Gesetzestext nach NkS 295,8°. Zur Auswahl dieses Textes s.ebda. S. XXXVII ff.

56 Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß sich die Sprache des Jyske Lov aus der des Schonischen Gesetzes entwickelt habe, sie stellt lediglich eine weitere Stufe des Flexionsabbaues dar.

57 S.o.S.000 Die Untersuchung wird jedoch dadurch erschwert, daß Dativformen nur noch sehr schwer als solche erkannt werden können, z.B. durch die vorangehenden Präpositionen oder durch die Rektion der Verben. Es fragt sich, ob man überhaupt dann noch von einem Dativ sprechen sollte und nicht lieber von einer neutralen Grundform des Substantivs.

58 Vielleicht auch aus satzrhythmischen Gründen in 23,2: *æi skal barn oc døpæs i ant æ i watnæ.*

59 Aber auch *the børnæ iorth* (79,1) mit morphologischem Genitiv.

60 So ist möglicherweise *waldemar sun* (14,4) nicht eine Verschreibung, sondern eine neutrale Grundform in Genitivposition.

61 Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Wort hier nicht als fem. ō-Stamm flektiert wird, sondern als neutraler ja-Stamm, vgl. Brøndum-Nielsen (wie Anm. 21) S.310

62 Beim Verbum werden Singular und Plural genau unterschieden, sodaß ein Wort, das von der Wortstellung her Subjektsposition einnimmt, dadurch auch hinsichtlich seines Numerus definiert ist. Bsp. Jyske Lov. S.12, der in Anm. 55 angegebenen Ausgabe: *Thet sculæ oc witæ allæ wærælz høfthyng*. Die endungslose, und daher mit dem Nominativ morphologische identische Pluralform wird durch die Kongruenz von *sculæ* als Plural definiert.

63 Vgl. Lasch (wie Anm. 19) S. 193 (i-Stämme), 196 (u-Stämme), 200 (fem. i-Stämme).

64 *børnæ* (26,3;46,3).

65 Eine Durchsicht der bei Brøndum-Nielsen (wie Anm. 21) gesammelten Belege zeigt, daß die Wirkungen von Umlaut und Brechung, die ja zur Stammallomorphie führen, in großem Umfang beseitigt sind (oder vielleicht agar nicht durchgeführt wurden ?)

66 M,a;M,i (langsilbig); N,a;F,ō; z.T. sogar in i-Stämme analogisch übertragen, vgl. Lasch (wie Anm. 19) S. 193, 197, 199.

67 E.Marold, 'Mischsprache' oder Kontinuum ? Die skandinavisch-deutschen Sprachbeziehungen im Mittelalter im Licht der neueren Forschungen zum Sprachenkontakt, in: Akten des VI. Internationalen Germanistenkongresses, Basel 1980, Bern-Frankfurt 1980, II, S. 142-148.

68 Ch.A.Ferguson, Diglossia, in : Language in Culture and Society, hg.

Dell Hymes, New York 1964, S. 429-439.
69 Ferguson (wie Anm. 68) S. 433.f.

Laterale in altertümlichen Sprachen

Weriand MERLINGEN
Wien

In der Altaistik gibt es ein auf den ersten Blick unscheinbares Problem, bei dem Meinung gegen Meinung, ja Überzeugung gegen Überzeugung steht: die Frage, ob in den mongolischen und tungusisch-mandschurischen Sprachen und im Tschuwaschischen (einer abseits stehenden Türksprache) in bestimmten Fällen ein *l* aus *š* oder ein *š* aus *l* (oder Ähnlichem) entstanden ist. In der älteren Theorie gilt *l* < *š*[1]; Ramstedt und Poppe[2] haben gute Gründe für das Gegenteil vorgebracht, denen sich Bouda anschließt[3].

Nun, Wechsel von *l* und *š* (auch *č* usw.) sind in den Sprachen der Welt öfter bezeugt (vgl. vor allem Bouda a.a-O.), ohne daß man gleich sagen kann, was das Ursprüngliche ist. Zunächst scheinen beide Vorgänge gleichermaßen möglich zu sein: wenn ein *š* zu *l* werden kann, so muß auch ein *l* (oder eine bestimmte Art von *l*) zu *š* werden können. An ein bestimmtes Prinzip ist, wie es zunächst scheint, nicht zu denken.

Fälle, die man jetzt als ganz sicher bezeichnen kann, sind äußerst selten; aber es sind freilich nur solche von *š* > *l*. So in gewissen südostiranischen Sprachen, wo das altiranische *š* die Gewähr für ursprüngliches *š* bietet (z.B. altpers. *gaoša* 'Ohr': in den Dialekten γŭ̊l/γŭ̊ḷ, γōḷ/γoḷ usw.); jedoch gibt es in den Dialekten auch Entwicklungen von *š* zu ẓ̌, γ̌, *j*; auch *l* (*ḷ*) < *d*, *t*, *dv*, *rt* kommt vor (nebst anderen auffallenden Sprüngen)[4]; insgesamt also keine Beweise eines generellen Vorrangs von ŝ > *l* vor *l* (usw.) zu *š* (usw.). - Auch die spirantischen *l* des Kymrischen und Irischen[5], durch Anlaut-Permutation entstanden, bilden kein Indiz.

Wenn nun ein *š* aus einer "bestimmten Art von *l*" entstanden sein soll, so ist bestimmt nicht an einen einfachen, direkten Übergang zu denken, sondern tatsächlich an bestimmte Arten von Lateralen, und es ist hier ein Hinweis auf die Arten, die es in den Sprachen der Welt gibt, vorauszuschikken. Eine laterale Spirans entsteht, wenn man von einem *l* aus die Zunge stärker nach oben drückt (stimmhaft; IPA-Zeichen ɮ); dieselbe Enge bildet man fast automatisch, wenn man ein *l* stimmlos machen will (ɬ). Sprengt man einen *t*- oder *l*-Verschluß an den Seitenrändern der Zunge, so entstehen die entsprechenden Affrikaten (einphonemig; der Eindruck, den man beim ersten Anhören einer solchen Artikulation hat, ist jedoch ungefähr der von *t͡þl*). An zusätzlichen Varianten treten vor allem solche mit Aspiration und Kehl-

verschluß auf[6].

Betrachtet man nun die artikulatorische Seite genauer, so kommt man tatsächlich der Annahme näher, daß normalerweise Laterale die Vorstufen von *š* (usw.) waren und nicht umgekehrt. An sich ist ja der direkte Übergang von einem stimmlosen *š* zu einem *l*, wie gesagt, schwer denkbar; höchstens müßte das *š* zuerst zu einer stimmlosen lateralen Spirans (*ł*) geworden sein und diese dann in einem zweiten Akt zu dem (stimmhaften) *l*, das für uns das normale ist; angesichts der Häufigkeit dieses Wechsels ziemlich bedenklich. Natürlicher erscheint es, daß am Anfang z.B. die laterale Spirans *ł* stand, aus der, da sie auch stimmlos war, in den einen Sprachen ein *š* (allenfalls über *þ*) entstand, in den anderen - seltener - die laterale Artikulation erhalten blieb, die dann in "normalem" *l* endete. Noch deutlicher wird der Vorgang dort, wo ein Wechsel von *l* und *č* vorliegt, wie in den nordostsibirischen Sprachen Tschuktschisch, Korjakisch, Kamtschadalisch und Jukagirisch, sowie im "Tungusischen und seinen nahen Verwandten" (Bouda a.a.O. 48-52): ein Sprung von *č* auf *l* ist nicht gut denkbar (wie auch der von *l* auf *č*), wohl aber ein Übergang von der lateralen Affrikata "*tþl*" (*dðl*") einerseits zu *č* (*dž*), andererseits - nach Zwischenformen - zu *l*.

Hier hilft nun noch ein weiterer Aspekt. Die mannigfaltigen lateralen Artikulationen haben ihre bestimmten Verbreitungsgebiete, in denen sie übrigens auch meist sehr stark vertreten sind. Es sind dies hauptsächlich die drei Gebiete *Kaukasus*[7], *Afrika*[8] und *Amerika*[9] [10]. Daß aber diese drei Gebiete diese ganz besonderen lateralen Artikulationen gemeinsam haben, kann nicht im entferntesten etwa auf sog. genetischer Verwandtschaft[11] beruhen, dazu sind diese Sprachen voneinander - auch innerhalb ihrer engeren Gebiete viel zu sehr verschieden. Diese Art von Gemeinsamkeit erklärt sich m.E. vielmehr daraus, daß die Sprachen dieser Gebiete zu jenen gehören, die wir getrost als besonders altertümlich bezeichnen dürfen, und daß daher auch die - für uns Europäer so fremden und schwierigen - lateralen Artikulationen besonders altertümlich sind[12]. Woraus zunächst schon folgt, daß sich dort, wo in den Verwandtschaften von *š* und Ähnlichem ein *l* (*ł* usw.) auftaucht, in erster Linie eine Vorstufe mit Lateral verrät, jedenfalls mit weitaus höherer Wahrscheinlichkeit als umgekehrt. Und so wohl auch in den genannten altaischen und nordostsibirischen Fällen.

Derlei ist auch noch in älteren historischen Sprachstadien anzutreffen. Im Akkadischen[13] liegt ein Wechsel von *l* mit *š* (und anderem) vor, der allerdings offenbar schon mechanisch geworden und nicht mehr verstanden war. Nach Brockelmann (a.a.O. 138) "wurde *l* als stimmloser lateraler Zungenspirant...gesprochen", nach ihm war der Wandel "Dissimilation", reichlich unbegründet; richtiger wohl v. Soden a.a.O. 31: "Der phonetische Grund für den Übergang von *š* und gelegentlich auch *z*, *s* und *ṣ* zu *l* vor Zischlauten und Dentalen ... ist noch nicht klar". Der Vorgang war

aber, wie gesagt, wohl umgekehrt. Daß dieses *l* erst in der späteren Sprache auftritt, scheint zwar dafür zu sprechen, daß hier tatsächlich ein *l* aus *š* u.dgl. hervorgegangen wäre; m.E. sind aber hier Reste einstiger Laterale aus der Sprache unterer Volksschichten aufgetaucht (vgl. die Entwicklungsgeschichte vom Alt- zum Mittelindischen). - Eine ähnliche in Erstarrung geratene Reminiszenz kann z.T. in dem "sabinischen *l*" (für *d*) des Lateinischen vorliegen (*lingua* **dingua* usw.)[14]. - Gering sind die Anhaltspunkte bei griechischen Fällen wie Οδυσσεύς: Ολυσ(σ)εύς (usw.)[15]. So auch das rätselhafte *da-pu2-ri-to-jo* von Linear B ("Mykenisch"), wenn es zu λαβύρινθος gehört[16].

Und es ist überhaupt damit zu rechnen, daß viele - oder alle? - Sprachfamilien einst, vor Jahrzehntausenden, so komplizierte Laterale hatten, die heute verschwunden, d.h. auf ein *l* oder höchstens zwei *l*-Arten reduziert sind. Das muß vor allem für jene mehr oder weniger rekonstruierten "*Ursprachen*" gelten, in deren späteren Stufen sich Spuren davon erhalten haben. Wie eben im Ur-Altaischen; oder im Ur-Semitischen (s.o. Akkadisch). Oder auch z.B. im Ur-Bantu[17].

Und solche Spuren zeigen sich auch im älteren *Indogermanischen*. Es sind dies mehrere Fälle, die immer wieder zum Vergleich gereizt haben, aber oft auch wieder ganz oder teilweise verworfen worden sind und verworfen werden mußten - man kannte keinen passenden Lautarten, an die man hätte anknüpfen können, kompliziertere Laterale als *l* oder höchstens *ɬ* waren unbekannt.

Das sicherste - und auch ein wirklich sicheres - Beispiel ist m.E. das Wort für 'Zunge', dessen Grundform, wie eben zu erwarten, zwar in den einzelnen Sprachzweigen zersplitterter und verwischter ist als sonstige Grundformen, wo sich aber doch die Beteiligung einer lateralen Artikulation manifestiert: der Anlaut von lat. *lingua* (altlat. *dingua*, s.o.), armen. *lezu*, altind. *jihvā*, got. *tuggō* (usw., wohl über *dð*-) weist nach unserer Auffassung auf eine ursprüngliche stimmhafte laterale Affrikata (*dl* , *dðl*). Die Vertretungen in anderen Sprachen komplizieren das Bild, und die traditionellen Erklärungen mußten mit starken Ausweichungen (Analogiebildungen, Tabu usw.) arbeiten; sie mußten auch griech. γλῶττα, γλῶσσα, γλάσσα ausscheiden, das m.E. bestimmt dazugehört (wozu jedoch noch weitere Erklärungen notwendig sein werden). Ähnlich verhält es sich offenbar mit einem Wort für 'Milch', etwa *dl akt*-, vertreten in gr. *galakt*- (< **glakt*-, vgl. die etym. Wbb.) und lat. *lact*-; möglicherweise mit gr. γλυκύς, lat. *dulcis* 'süß'; u.a.; andererseits vgl. gr. δάκρυ: lat. *lacrima* (altlat. *dacruma*; aber altind. *áśru*, lit. *ašarà* usw.) 'Träne'. - Die idg. stimmlose laterale Spirans *ɬ* hat teils *j* ergeben (indoiran., lat.), die Stimmlosigkeit (oder die "schwache" Stimmlosigkeit eines *l* ?) erkennbar in "*h*" (griech.) und Ausfall (slav.; balt. *j/0*), die laterale Artikulation in dem *l* anderer Sprachen (armen., germ.). So in dem Wort für 'Leber': ai. *yákr̥t*, avest. *yakarᵊ*, lat. *iecur* - gr. ἧπαρ - arm. *leard*, nhd. *Leber* usw.[18], lit. (*j*)*aknos*, (*j*)*ě̊knos*, lett. *aknas*; und in dem Wort für 'Laus': ai. *yū-kā* - slav. *въšь* (< **u-si*-), lit. *u-tė* - germ. *lB(u-s*[1e]nd, aber schließlich doch sehr schwierig ist ein Vergleich zweier Wörter für 'Honig' (in den traditionellen Ansätzen): *medhu* und *meli-t*-. - Gesichert erscheinen also idg. *dl* und *ɬ* (*l*). Wenn wir nun scheinbar vergeblich nach Vertretungen von idg. *tɬ* (der stimmlosen Affrikata) suchen, so darf vermutet werden, daß sie in der übergroßen Masse der *s* stecken, von denen ja das Idg. geradezu überschwemmt ist; diese *s* müssen mehrere Ursprünge haben[20].

Und so sei es erlaubt, das Gesagte auch auf eines der Lieblingsgebiete des verehrten Jubilars anzuwenden: das *Uralische* (Finnisch-Ugrische und Samojedische). Auch dort treten in einzelnen Sprachen und in bestimmten Fällen Laterale (*l*, *ł*) auf, wo sonst *s*, *š*, *t*, *j* (usw.) stehen. Auch dort haben die Väter dieser Wissenschaft aus dem Vorrat der ihnen bekannten Laute geschöpft und aus den Entsprechungen Sibilanten und (im Inlaut) *ð*-Laute rekonstruiert (immerhin waren die Entsprechungen deutlich genug, um nicht - wie in der Indogermanistik - beiseitegeschoben werden können)[21]. Es ergibt sich etwa folgendes Bild:[22]

	u g r i s c h				
		ob-ugr.		permisch	
ural.	ung.	ostjak.	wogul.	syrj.	wotj.
*s anl.	*Ø*	*l,ł,t,j*	*t*	*s*	*s*
*s inl.	*s*				
*š anl.	*h*	*l,ł,t,j*	*t*	*š*	*š*
*š inl.	*h(Ø)*				
inl. *ð	*l,Ø*	*l,ł,t,d,Ø*	*l,Ø*	*l,Ø*	*l,Ø*
inl. *ð´	*j,d´*	*j*	*l´*	*l´*	*l´*

ural.	tscher.	mordw.	finn.	lapp.	samoj.
*s anl.	*š?*	*s*	*s*	*s(š)*	*t*
*s inl.		*z*		*s*	
*š anl.	*š*	*š,č*	*h*	*s*	*t*
*š inl.				*s(ž,j)*	
inl. *ð	*Ø*	*d*	*ð(d)*	*ð*	*r* ...
inl. *ð´	*ð,Ø*	*l´*	*ð(d)*	*ð*	*j* ...

Hier sehen wir die Endpunkte langer Entwicklungsreihen, aus denen die vier Anfangspunkte wohl nicht so rekonstruiert werden können, wie sie jetzt mit solcher Sicherheit geschrieben stehen. Mit größerer Gewißheit darf man vermuten, daß sich die in den Endpunkten enthaltenen Laterale nicht erst spät aus Sibilanten und anderen Spiranten entwikkelt haben, sondern daß umgekehrt diese Endpunkte selbst auf verschiedenartige Laterale des Ur-Uralischen zurückgehen - wie es von einer altertümlichen Sprache zu erwarten ist. Welcher Art diese Laterale waren, darüber können allerdings

nur Spekulationen angestellt werden; Phoneme wie *ɬ* und *tɬ* müssen wohl dabeigewesen sein.

ANMERKUNGEN

1 Vgl. J. Benzing, Das Tschuwaschische (in Philologiae Turcicae Fundamenta I, Wiesbaden 1959, 695 ff.), 710 f.

2 G. J. Ramstedt, Zur Frage nach der Stellung des Tschuwaschischen (JSFOu 38, 1922, 1), 26 ff., bes. 30 ff. (nimmt *ĺ* = "mouilliertes und *spirantisches l* an); N. Poppe, Altaisch und Urtürkisch (Ungar. Jahrbücher 6, 1927, 94 ff.), 108 f. ("stimmloses spirantisches *l* (ähnlich dem ostjakischen λ)" oder "*ĺ (mouilliertes *l*), wie RAMSTEDT annimmt"; Poppe, Vergleichende Grammatik der altaischen Sprachen 1 (Wiesbaden 1960), 74, 76 ff.

3 K. Bouda, Lateral und Sibilant, ZPhon 1, 1947, 48-53 (51).

4 Nach I. M. Oranskij, Iranskie jazyki v istoričeskom osveščenii (Moskva 1979), 182 ff.; vgl. auch Bouda a.a.O. 52 f.

5 H. Pedersen, Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen I (Göttingen 1909), 140, 144 ff.; H. Lewis and H. Pedersen, A Concise Compar. Celtic Grammar (Gött. 1937), 49f. - Zu stimmlosem (spirantischem) *l* im Irischen vgl. Heinrich Wagner, Linguistic Atlas and Survey of Irish Dialects I (Dublin 1958), XVIII.

6 Schwierigkeiten macht bei diesen exotischen Lateralen die *Bezeichnung*, wovon es mehrere fest eingebürgerte Arten gibt. Wir verwenden hier die der IPA (International Phonetic Association), wonach die stimmlose Spirans durch *l* mit querliegendem ʃ bezeichnet wird: *ɬ*, die stimmhafte durch *l* mit angefügtem ʒ (= ž): *lʒ*, die Affrikaten durch *tɬ* (aspiriert *tɬh*, mit Kehlverschluß *tɬ'*) bzw. *dlʒ*, wie vor allem in der Afrikanistik gebräuchlich.

7 N. Troubetzkoy, Les consonnes latérales des langues caucasiques septentrionales (BSL 23, 1922, 184-204); vgl. A. Dirr, Einführung in das Studium der kaukasischen Sprachen (Leipzig 1928), 29 ff.; G. Deeters, Die kaukasischen Sprachen (in: Armenisch und kaukas. Sprachen, Handbuch der Orientalistik I, 7, Leiden/Köln 1963, 1 ff.), 23. - Auch für früheres Südkaukasisch (Georgisch usw.) zu rekonstruieren: K. H. Schmidt, Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen Grundsprache (Wiesbaden 1962), 78 f. - Dazu vgl. Anm 10 (Milewski).

8 Bei Westermann-Ward, Practical Phonetics for Students of African Languages (London 1933 u.ö.) S. 70 f. (unzulänglich); vgl. die Konsonantentabellen bei C. M. Doke, The Southern Bantu Languages (London 1954), 30, und A. N. Tucker and M. A. Bryan, Linguistic Analyses, The Non-Bantu Languages of North-Eastern Africa (London 1966), 6. Besonders verbreitet zeigen sich die komplizierteren Laterale (soweit mir bekannt geworden) im Süden, vor allem in Bantusprachen; sie kommen aber auch in Ost-, Zentral- und Westafrika vor. Darunter sind Sprachen, die neben dem gewöhnlichen *l* nur stimmloses (meist frikatives) *l* ("kymrisches *ll*") als weiteren Lateral haben; häufiger sind aber solche mit drei, vier, fünf (z.B. Zulu) und mehr Lateralen. - Dazu vgl. Anm. 17.

9 Stark vertreten (3-5 Laterale) im Westen von Nordamerika (Alaska, Kanada, USA) und Mexiko. Vgl. T. Milewski, Phonological Typology of American Indian Languages (LPosn 4, 1953, 229-76), 249 ff.; J. E. Pierce, A Statistical Study of Consonants in New World Languages (IJAL 23, 1957, 36-45, 94-108; 39, 41); H.-J. Pinnow, Die nordamerikanischen Indianersprachen (Wiesbaden 1964), 38. Weiter verbreitet (von Alaska bis Feuerland) ist das Paar *l* : *ɬ* ("kymrisches *ll*"); auch *l* : *tɬ* und *l* : *O* (< *ɬ*).

10 In der übrigen Welt kommt stimmloses *l* oder ł sporadisch vor, z.B. da und dort in dardischen (Pakistan/Afghanistan), sino-tibetischen und ozeanischen Sprachen. - An engere Beziehungen (Kontakte) zwischen Asien und Amerika denkt T. Milewski in mehreren Arbeiten: Comparaison des systèmes phonologiques des langues caucasiennes et américaines (LPosn 4, 1955, 136-65, mit Nennung früherer Autoren S. 137 f.); Similarities between the Asiatic and American Indian Languages (IJAL 26, 1960, 265-74); Typological Similarities between Caucasian and American Indian Languages (FO 4 <1962>, 1963, 221-30); T. Milewski, J. Kinle, T. Marszewski, Methodological Notes on the Investigations of Linguistic and Cultural Contacts between Asia and America in Pre-Columbian Era (ebda 297-98); Milewski, Linguistic Contacts between the Peoples of America and Asia in the Pre-Columbian Era (LPosn 11, 1966, 7-31). Durch den Umstand, daß dieselben (phonologischen) Übereinstimmungen auch in Afrika beheimatet sind (Laterale, Glottisbetätigungen), bekommt dies alles einen ganz anderen Aspekt. Es kann sich m.E. nur um gemeinsame Altertümlichkeiten aus unvergleichlich älteren Stadien der Menschensprachen handeln (s.u.).

11 Der Begriff "genetische Verwandtschaft" hilft eigentlich nicht viel. Hinderlich ist schon, daß man unter "genetisch" zunächst nur "lexikalisch", zur Not noch "morphologisch" versteht, während sich doch jedes einzelne Teilgebiet der Sprache gesondert und unabhängig von den anderen verändern kann und auch verändert - darunter z.B. die eigene Welt der sogenannten Laute (mit dem unglücklichen Terminus "Typologie" zieht man da einen Trennungsstrich). Und wenn es Affinitäten und Übereinstimmungen zwischen Sprachen und Sprachkreisen gibt, sollte man weniger nach Verwandtschaft fragen als danach, wie die Affinitäten und Übereinstimmungen zustande gekommen sind und gekommen sein können.

12 Wenn wir "altertümliche" Sprache sagen, so dürfen wir vor allem von dem Vergleich der europäischen Sprachen mit denen der übrigen Welt ausgehen, sowie von der Überzeugung, daß sich die europäischen Sprachen im Durchschnitt am weitesten von den Ursprüngen - auch von den Ursprüngen der menschlichen Sprachen überhaupt - entfernt haben. Zu den altertümlichen *Artikulationen* sind vor allem die starken und vielfältigen Betätigungen der Stimmlippen (und des ganzen Larynx) zu zählen, die ja gerade für die genannten drei Gebiete sosehr charakteristisch sind (Kehlverschlüsse, sog. musikalische Akzente); dann die sog. Implosive (Afrika, Amerika, Indien, s.u.); und eben auch die komplizierteren Laterale; u.a. - Zur Altertümlichkeit vgl. noch Verf., Zur Problematik der sogenannten Implosive (Phonetica 35, 1978, 241-83), 276 f.; Zu den idg. Labiovelaren (KBS 8, 1982, 283-91), 290 f.

13 Vgl. C. Brockelmann, Grundriß der vergl. Grammatik der semit. Sprachen I (Berlin 1908), 138, 237; Genaueres bei W. v. Soden, Grundriß der akkad. Grammatik (Roma 1952), 30 f.; vgl. z.B. A. Ungnad - L. Matouš, Grammatik des Akkad.[5] (München 1969), 26.

14 Vgl. M. Leumann (- J. B. Hofmann), Lateinische Grammatik[5] (München 1928), 128 (Beispiele und Literatur).

15 H. Frisk, Griech. etym. Wörterbuch II (Heidelberg 1970 [1963]), 351 f.; E. Schwyzer, Griech. Grammatik I (München 1939), 333: "führt auf fremdes Sprachgut".

16 C. Gallavotti, PP 12, 1957, 161 ff.; λαβύρινθος selbst ist natürlich auch fremden Ursprungs.

17 Bemerkenswert, daß bei der Rekonstruktion des Konsonantensystems des Ur-Bantu die Autoren nicht an kompliziertere Artikulationen denken, sondern im Gegenteil an extreme Vereinfachungen. So C. Meinhof (Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen[2], Berlin 1910, englisch von N. J. v. Warmelo 1932) mit einem Konsonantensystem, das dem griechischen ähnlicher ist als dem einer Bantusprache (vor allem fehlen č, dž u.dgl.); immerhin enthält es ein *l* (mit einem verstärkten Partner), während die Rekonstruktion - oder besser: Kon-

struktion - von M. Guthrie (Comparative Bantu 1-4, Farnborough 1967-71) zwar zwei Palatale hat (*c*, *j*), aber keinen einzigen Lateral, d.h. nicht einmal ein *l* (das er in den lebenden Sprachen meist von **d* herleitet). Es scheint, daß zu solchen Vereinfachungen einerseits das riesige Material, andererseits die starken Divergenzen führen, die genauere Herleitungen nahezu unmöglich machen (und nur einer simplifizierten Katalogisierung dienen können). Umso weiter entfernen sich aber solche Versuche von einem wirklichen Urbantu. - Vgl. A. N. Tucker, Bantu Philology (MIO 10, 1964, 207 ff.); M. Mann, Sound-Correspondences and Sound-Shifts (AfrLS 14, 1973, 26 ff.).

18 Zuerst dargestellt von E. G. Graff, Althochdeutscher Sprachschatz 2 (Berlin 1836), 80 (1: "Auch aus j hat sich l entwickelt ..."); danach F. Bopp, Vergleich. Grammatik des Sanskrit ... I[2] (Berlin 1857), 37 f.; J. Schmitt, Die Pluralbildungen der idg. Neutra (Weimar 1889), 198 f. (nimmt urspr. *lj-* an); H. Pedersen in KZ 32, 1893, 241 f.; usw. Sonst meist abgelehnt, vgl. H. Frisk, Griech. etym. Wb. I (Heidelberg 1960 [1958]), 639; allerdings zugunsten einer Etymologie von arm. *leard* und germ. **libarō*, die "nicht vorzuziehen" ist (A. Walde - J. B. Hofmann, Lateinisches etym. Wb. I[3], Heidelberg 1938, 673).

19 Vgl. die etym. Wbb.; M. Vasmer, Russ. etym. Wb. I (Heidelberg 1953), 233 unter *vošь*: "Die Frage dieses *l* ist noch nicht gelöst".

20 Hier ist die Annahme von É. Benveniste zu begrüßen, daß (auf Grund des Hethitischen) idg. **s* "dans un état antérieur" **s* und **c* [ts] war (BSL 50, 1954, 29-38); seither abgelehnt (vgl. O. Szemerényi, Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft, Darmstadt 1970, 1980, 47); m.E. steckt aber hinter dem vermeintlichen **s* eher noch mehr als dieses **c* (und unser **tɬ*).

21 Vgl. J. Szinnyei, Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft [2] (Berlin 1922), 22 f.; B. Collinder, Comparative Grammar of the Uralic Languages (Stockholm 1960), 58, 61 f., 99, 107 ff.; P. Hajdú, Bevezetés az uráli nyelvtudományba (Budapest 1966), 45, 104 ff.; P. Sammallahti, Über die Laut- und Morphemstruktur der uralischen Grundsprache (FUF 45, 1979, 22-66), 24, 40 ff.

22 Reihung der Sprachen nach Szinnyei a.a.O., die samojedischen Vertretungen nach Collinder. - Wechsel von *ɬ* und *s* kommen auch anderswo vor, so in Eskimo-Mundarten (H. König, Die Eskimo-Mundarten von Nord- und Nordost-Labrador [Anthropos 32, 1937, 595 ff.], 609); in Tschad-Sprachen (K. Shimizu, Some Historical Factors in Chadic Lexical Reconstruction [LACITO-documents, Afrique 2, 1978, 31-38], 32); von *ɬ* und *t* in Dialekten des Muskogee (Creek, Oklahoma; M. R. Haas, Dialects of the Muskogee Language [IJAL 11, 1945, 69 ff.], 70); von *l* und *t* in Mande-Sprachen (Westafrika; A. Klingenheben in Z. f. Eingeborenensprachen 34, 1943-44, 15).

Gematrie und die Inschrift der Fibel von Meldorf

Robert NEDOMA
Wien

Die Inschrift der Fibel von Meldorf ist in die erste Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zu datieren und stellt demzufolge das älteste bekannte runische Schriftzeugnis dar. Die Inschrift auf dem Nadelhalter ist mit K. DÜWEL[1] rechtsläufig als *hiwi* (Dat. Sg. eines i-Stammes) zu lesen, wobei die dritte Rune eine Wendeform aufweist. Die Fibel wurde wahrscheinlich von einer Person weiblichen Geschlechts getragen; die Inschrift für eine Frau namens *hiwi* (zu germ. **hiwa-*)[2] deute, so DÜWEL, zugleich eine Funktion als *mater familias* an.

Anhand zahlreicher Beispiele hat H. KLINGENBERG ausgeführt, daß den Runenzeichen neben ihrer Funktion als Laut- bzw. Begriffsschrift auch die einer Zahlenschrift zukommt.[3] Die Zahlenwerte der einzelnen Runen sind hierbei durch die Position innerhalb des älteren Fuþark festgelegt:

f	*u*	*þ*	*a*	*r*	*k*	*g*	*w*
1	2	3	4	5	6	7	8
h	*n*	*i*	*j*	*ï*	*p*	*z*	*s*
9	10	11	12	13	14	15	16
t	*b*	*e*	*m*	*l*	*ŋ*	*d*	*o*
17	18	19	20	21	22	23	24

Im Mittelpunkt der gematrischen Überlegungen steht die "magische" Dreizehn (dargestellt durch die Eibenrune). Mit *ï* / germ. **ï(h)waz* / 13 sei auf den in seiner Bedeutung später in den Hintergrund geratenen Gott germ. *Wulþuz (> an. Ullr[4]) gezielt.

Die gematrische Berechnung der Inschrift der Meldorfer Fibel ergibt ebenfalls ein Vielfaches der Dreizehn:

h *i* *w* *i*
9 + 11 + 8 + 11 = 39 = 3 x *13*

Die Ausnahmestellung der *w*-Rune deutet ihre Wendeform an; der Multiplikator der Dreizehn stimmt mit der Anzahl der Runen überein, wenn die Wenderune unberücksichtigt bleibt.

Die Gematrie einer derart archaischen Inschrift könnte demnach ein Indiz für das Vorhandensein einer Verbindung von Runenschrift und zahlensymbolischen Denken bereits seit frühester Zeit an darstellen. Die Funktion als Zahlenschrift wäre dann offenbar genauso ursprünglich wie die Verwendung als Laut- bzw. Begriffsschrift.

ANMERKUNGEN

1 Klaus DÜWEL/Michael GEBÜHR, Die Fibel von Meldorf und die Anfänge der Runenschrift. In: ZfdA 110 (1981), S. 159-175; hier S. 171 ff.

2 Dasselbe Etymon (*hiwigaR*) findet sich in der Steininschrift von Årstad (6. Jh. n. Chr.) [Wolfgang KRAUSE/Herbert JANKUHN, Die Runeninschriften im älteren Futhark (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, phil.-hist. Klasse 3/65; Göttingen 1966), S. 130 ff.].

3 Heinz KLINGENBERG, Runenschrift - Schriftdenken - Runeninschriften (Heidelberg 1973).

4 Vgl. Grímnismál Str. 5: *Ýdalir heita, þar er Ullr hefir sér um gorva sali* (Sie heißen Eibentäler, wo sich Ull eine Wohnstätte errichtet hat).

Zum i-Umlaut im Nordisch-Westgermanischen

Herbert PENZL
Berkeley

1. *Erweichung, Einschub und der* i-*Umlaut*

Es gibt kaum einen Lautwandel, den die Forschung so ausführlich, umständlich und so verschiedenen behandelt hat wie den *i*-Umlaut, den alle west- und nordgermanischen Sprachen aufweisen. Zur Zeit der Junggrammatiker und bei ihren Nachfahren stand die Frage des phonetischen Übergangs der Hinterzungenvokale zu den gerundeten Vorderzungenvokalen vor *i*-Lauten im Vordergrund des Interesses. Die sogenannte Sievers-Scherersche Erweichungs(Mouillierungs)theorie, die später sogar ein Eberhard Kranzmayer annahm (Penzl 1949, S. 234), behauptete, daß einmal eine distinktive Opposition von palatalisierten und nichtpalatalisierten Konsonanten im Germanischen bestanden hätte und die Umlautung der Stammsilbenvokale durch Vermittlung der erweichten (palatalisierten) Folgekonsonanten erfolgt sei. Bei einer solchen angeblichen Entdeckung einer derartig grundlegenden Entwicklung im germanischen Konsonantensystem hätte man eher erwartet, daß man den *i*-Umlaut als Beweis dafür angegeben hätte statt umgekehrt diese Konsonantenstruktur zur Erklärung der Umlautung.

Die Annahme eines *i*-Einschubs (Epenthese) als Stadium der Umlautsentwicklung geht wahrscheinlich auf die allzu "positivistische" Deutung (vgl. Penzl 1982, S. 172 f.) ein paar althochdeutscher Schreibungen zurück, wie z.B. *suinta* 'Sünde', *troistest* 'tröstest' in der *Exhortatio ad plebem christianam* (Penzl 1971, S. 43 ff.). Im Falle Umlaut waren die Junggrammatiker in ihrer Interpretation des Schreibungsmaterials sehr konsequent positivistisch oder "figuralistisch": keine eigenen neuen Schriftzeichen bedeutete für sie keine distinktiven Umlautsvokale. Also glaubte man nur an ahd. Umlaut von /a/ und, wegen Notkers Schreibungen wie *chríuter* 'Kräuter', von /ū/. Manche Generativisten der Gegenwart halten an dieser Deutung fest und ziehen auch nicht parallele Schlüsse für die unzulängliche Bezeichnung in der frühneuhochdeutschen Zeit, daß da etwa der Umlaut von /u/, /o/ immer noch nicht eingetreten wäre.

Man hat oft übersehen, daß Axel Kock (Kock 1889, S. 73)

zuerst Einschub des [i], dann ausdrücklich die von Sievers und Scherer angenommene Konsonantenerweichung nicht als Zwischenphase des *i*-Umlauts, sondern als dessen phonetische Ursache annahm. Die *i*-Laute wurden nach seiner Darstellung ursprünglich erst umlautbewirkend, wenn sie in Nebensilben durch "Synkope" verloren gingen und sich, wie er zuerst annahm, metathetisch in die Stammsilben einschoben oder die Zwischenkonsonanten erweichten. Erst nach einer Zeit ohne Umlaut in einer jüngeren Periode hätten auch vorhandene *i*-Laute Umlaut bewirken können. Ich schrieb dazu (Penzl 1951, S. 8): "Das Paradoxe an Kocks Theorie ist natürlich seine Annahme, daß die Anwesenheit des *i* ein phonetisches Hindernis gegen den Eintritt des Umlauts bildete." Benediktsson (1982, S. 8) zitierte diese Stelle ohne Widerspruch, aber Nielsen (1978, S. 18) meinte, das sei "ein nicht ganz loyales Referat der Kockschen Auffassung". Er bot aber selber keine Korrektur dazu an.

Unser Jubilar (Collinder 1941) widersprach mit Recht (S. 292) einer Darstellung von Erik Rooth, der z.B. für eine Form wie *dømþa* '(ich) urteilte' Zwischenstufen mit Epenthese und Erweichung annahm: *dōm^{i}ðō > *dōm^{j}ðō > *dō^{j}m̂^{j}ðō > *dȫjm-ða > *dømða.

2. *Umlautsallophone und Umlautsphoneme*

2.1. Twaddells Umlautsgesetz

In der Zeit des Stukturalismus ist die Ansicht von der "Gradualität", d.h. der Allmählichkeit oder des gestuften Ablaufs der meisten Lautwandeltypen geblieben, aber selten finden wir noch etwa die junggrammatische Annahme einer "linearen" Lautprogression, wie z.B. in der Rekonstruktion von *[æ] zu *[ɛ] zu [e] in ahd. *gesti* aus **gasti*-. Es war das "Twaddellsche Umlautgesetz", das sich diachronisch-historisch von größter Bedeutung erwies. Twaddell (1938) fand in seiner kurzen, in englischer Sprache abgefaßten Studie über den ahd. *i*-Umlaut, daß unter Einfluß von *i*-Lauten der Folgesilbe ein allophonischer, also nichtdistinktiver Umlaut aller Velarvokale dem phonemischen Umlaut, d.h. der Entwicklung von distinktiven, gerundeten Palatalphonemen vorhergegangen sein müßte. Twaddell selbst kannte zwar schon die Begriffe, verwendete aber die Ausdrücke *Allophon*, *Phonem* erst in späteren Arbeiten. Die Junggrammatiker waren übrigens in ihren Beschreibungen den erwähnten Begriffen z.T. schon sehr nahe. Die Generativisten lehnten später in ihren diachroniefremden Lautregeln die Unterscheidung zwischen Variante (Allophon) und relevantem Systemsegment (Phonem) ausdrücklich ab. Twaddells Umlautgesetz ergab erst die Möglichkeit, den *i*-Umlaut in den nordischen und westgermanischen Sprachen als genetisch einheitliches Phänomen, als "Entfaltung" im Sinne Otto Höflers anzusehen. Die Junggram-

matiker dachten entweder an eine Entlehnung des *i*-Umlauts im Großraum, die vom Gebiet der Nordseegermanischen, dem Ingväonischen, ausgegangen sei (Penzl 1949, S. 236 f.) oder an Polygenese, nämlich gleichartiger, unabhängiger Entwicklung in allen Einzelsprachen. Typologische Erwägungen unterstützen die Annahme, daß wir stattdessen mit der Entwicklung palataler Varianten vor *i*-Lauten schon im Nordisch-Westgermanischen, also mit Ausnahme des Gotischen vielleicht schon im Gemeingermanischen rechnen können. Es ist für das Germanische typisch, daß Vokale in nichtakzentuierten Nebensilben die Vokale der akzentuierten Stammsilben angleichend beeinflussen: man denke an den Wandel von urgermanisch **e* zu **i* vor *i*-Lauten, an westgermanisch **u* zu **o* vor mittleren oder niedrigen Vokalen, den nordischen *u*-Umlaut usw. Wir müssen jedenfalls annehmen, daß das Nordisch-Westgermanische, das wir als "Ursprache" ansetzen können, schon nichtdistinktive, palatale Allophone aller vokalischen Velarphoneme enthielt (Penzl 1975, S. 74, Antonsen 1964).

Twaddell erkannte und beschrieb auch den Weg vom Allophon zum Phonem:es kam dadurch zur Phonemisierung (Phonologiesierung) der Allophone, also zu einer Reihe von Phonemspaltungen, dadurch daß die alten Umlautwerte erhalten blieben, als die umlautenden *i*-Laute Veränderungen erfuhren oder schwanden. Das ahd. Adjektiv *scōni* 'schön' unterschied sich zuerst phonetisch durch Umlaut im Stammvokal von der ahd. Adverbform *scōno*. Als *-i* und *-o* spätahd. in [ə] zusammenfielen, ergab sich ein phonemisches Minimalpaar: mhd. *schœne* (nhd. *schön*) und mhd. *schône* (nhd. *schon*). [ö:] wurde das Phonem /ö:/, weil es auch vor dem neuen [ə] erhalten blieb. In ahd. *hōren* (mhd. *hœren*, nhd. *hören*) z.B. ist schon frühahd. das **ja* (got. *hausjan*) zu <e> geworden; [ö:] blieb nach dem Schwund des /j/ und wurde so zum Phonem /ö:/.

Auch im Nordischen deuten die <e>/<o> Schreibungen der Nebensilben auf phonetischen Wandel von [i] und [u]: *gester* 'Gäste', *velþe* (Konj.). Schon eine so frühe Form wie *gestumR* (Stentoften, 7. Jh.) mit Umlauts-*e* vor *u* beweist ein Umlautsphonem /e/; *døma* 'urteilen', *fylla* 'füllen' haben wie ahd. *hōren* Umlautvokale nach Schwund von /j/. Aber die Formen *dømþa* aus **dōmiþa*, *gestr* 'Gast' aus **gastiR* werden viel öfter angeführt, weil die Phonemisierung der Umlautsvokale (unter dem Einfluß von A. Kocks Theorie?) anscheinend vor allem dem Schwund von [i] durch "Synkope" zugeschrieben wurde.

Der führende Phonologe Skandinaviens, H. Benediktsson (1970), scheint gegen die angenommene Zeitdifferenz zwischen dem Ursprung des allophonischen Umlauts und dem Eintritt des phonemischen Umlauts Bedenken zu haben, wenn er für das Althochdeutsche Verbalformen mit Rückumlaut zitiert: *brennen*, Prät. *branta*; *stellen*, Prät. *stalta* usw.; er übersieht

aber dabei, daß ja ahd. *brennen*, *stellen* usw. selbst schon Umlaut (vorahd. **brannjan*, **stalljan*) aufweisen.

2.2. Zur Rezeption von Twaddells Umlautgesetz

Während Twaddells bahnbrechende Arbeit (Twaddell 1938) in Europa zuerst verhältnismäßig unbekannt blieb, führte eine Anwendung des Twaddellschen Umlautgesetzes auf den *i*-Umlaut im Nordischen (Penzl 1951) sofort zu einer lebhaften Reaktion, die immer noch nicht aufgehört hat (vgl. Nielsen 1978, Benediktsson 1982). Die Rezeption war oft sehr kritisch, aber auch im Prinzip zustimmend. Das zeigten mir persönliche Briefe von Forschern wie z.B. vom erwähnten Erik Rooth und von Paul Diderichsen, dessen Ansichten denen Twaddells sehr nahekamen. Anscheinend ging die negative Kritik besonders darauf zurück, daß das Umlautgesetz Twaddells und die Folgerungen daraus der klassischen Dreiperiodendarstellung des Umlauts durch Axel Kock widersprachen. Man beachtete dabei nicht, daß Kocks Perioden eng mit seiner Ansicht von der Entstehung des *i*-Umlauts zusammenhängen, die die Forschung längst verworfen hat.

In USA erschien im Gegensatz zur sonstigen Zustimmung ein Artikel von Henry Kratz im Journal of English and Germanic Philology, Jahrgang 1960, der Twaddells und meine Darstellung (Penzl 1949, Penzl 1951) heftig, aber ohne jede Gegenargumente angriff. Als einziger neuer Vorschlag wurden als Zwischenstufen (vgl. oben, *1.*) wie eine Progression von hinten nach vorne zentralisierte Umlautsallophone als Phase zwischen Velarallophon und Palatalallophon beim Umlaut erwogen, eine Theorie, die uns nicht sehr beeindruckte. Wir erkannten sonst nur, daß der Verfasser damals den Unterschied zwischen Allophon und Phonem überhaupt nicht verstand (oder verstehen wollte), daher auch nicht den zwischen allophonischem Lautwandel und Phonemwandel oder Phonemisierung (Phonologisierung), also natürlich nicht den zwischen allophonischem (nichtdistinktivem) *i*-Umlaut und phonemischem (distinktivem) *i*-Umlaut. Auf dieser Basis erschien Twaddell, mir und anderen Strukturalisten (King 1971, Antonsen 1964) eine weitere Diskussion zwecklos und unergiebig sowie irgendeine Entgegnung überflüssig. Umso größer war meine Überraschung Jahrzehnte später, trotz keineswegs verschiedener Inhaltsanalyse bei skandinavischen Forschern Bewertungen wie "clear and concise critical discussion", "searching criticism of Twaddell's analysis" (Benediktsson 1982, S. 8, auch Nielsen 1978) zu finden. Wissenschaftliche Rezeption hat ihre Rätsel genau wie prähistorische Lautwandlungen.

3. *Umlautentlehnung und Umlautsverteilung*

Twaddells Umlautsgesetz, das auch das meine ist, erklärt m.E. innersprachlich die Entstehung der Umlautsphoneme

im Althochdeutschen wie im Nordischen (siehe oben, 2.). Trotzdem mußte ich mit Befremden von "obvious and serious difficulties encountered by Twaddell and Penzl in their interpretation of umlaut in Old and Middle High German" (Benediktsson 1982, S. 8) und bei dem nordischen Umlaut vom "dilemma of the structuralist approach" (S 24 f.) lesen. Diese angeblichen Schwierigkeiten beziehen sich aber gar nicht auf die Entstehung der Umlautphoneme, sondern auf Unregelmäßigkeiten der Verteilung (Distribution) nach der Entstehung. Es war nur A. Kocks (1889) von allen jetzt verworfene "metathetische" Theorie des Umlautvorganges, der mit [i]-Eindringen in den Zwischenkonsonanten begonnen habe, welche Anfang des Umlauts überhaupt (nicht etwa die Phonemisierung!) und Synkope des [i] kausal koppelte. Mit der Erkenntnis, daß wie ahd. auch im Nordischen ebenso andere Veränderungen der *i*-Laute der Nebensilben (vgl. *døma*, *fylla*, *gestumR*) zu unabhängigen distinktiven Umlautsphonemen im Stamme führten, schwindet das Monopol der Synkope in Mehrsilblern für die Umlautsentstehung.

Es hat sich natürlich als unmöglich erwiesen, aufgrund der Verteilung der Umlautsphoneme im Altisländischen des 12., 13. Jahrhunderts Zwischenstufen ("Perioden") des Umlauts für das 7., 8. Jhd. festzulegen. Der Grund ist weniger das Widersprüchliche des Materials, also das vielzitierte *staþr* mit Kurzsilbe gegenüber *gestr* mit Langsilbe, *velþa* mit Kurzsilbe des Stammes gegenüber *dømþa* mit Langsilbe, sondern der Typ des Lautwandels an sich. Nach dem Twaddellschen Umlautgesetz handelt es sich nicht um die Entstehung neuer Laute, sondern um die Umwertung der alten Allophone zu Phonemen bei phonetischer Gleichheit. Kann es überhaupt "Zwischenstufen" geben, wenn es sich um Phonemisierung handelt und wir nach der Entstehung nur Unterschiede der Verteilung und Verbreitung feststellen können? Oder soll etwa /e/ in *gestumR* ein neues Phonem bezeichnen, aber das graphemisch entsprechende Zeichen <e> in aisl. *velja* irgendwie phonologisch verschieden zu interpretieren sein, weil das /j/ hier noch erhalten blieb?

Die angeblich so großen "Schwierigkeiten" der Erklärung der Umlautsentstehung erweisen sich als Schwierigkeiten der Erklärung des Fehlens des Umlauts, z.B. in *staþr*, *valþa*, also von Verteilungseigenheiten, die interessant, aber ohne prinzipielle Wichtigkeit sind. King (1971) erwog in einem anregenden Artikel die Schwierigkeit der allophonischen Angleichung, also von *[æ] vor *[i] in **valiþa* zu [a] in *valþa*. Hier haben wir aber einen beinahe universalen Zug menschlicher Artikulation, auf den die Allophonbildung ja zurückgeht, bei dem aber eine schriftliche Fixierung überhaupt nicht zu erwarten ist. Unter diesen Umständen ist doch nicht der "Rückumlaut" das Bemerkenswerte, Revolutionieren-

de, das man erklären muß, sondern das Beharren von Allophonen, den Umlautsvarianten nach Verlust des allophonierenden, umlautenden Faktors, nämlich der *i*-Laute. Vor der Phonemisierung können Umlautsvokale nur vor *i*-Lauten vorkommen, nachher sind sie nicht mehr phonotaktisch beschränkt, also finden wir sie vor *u* in *gestumR*, vor *a* in *døma*, *fylla* usw.

Das Material ist zu spärlich und widersprüchlich, um für das Nordische mit Sicherheit eine "Rückumlautsphase" vor der Phonemisierung der Umlautsvokale ansetzen zu können. Die Variation *staþr/gestr* und ähnliches genügt umso weniger dazu, weil sie die unbeweisbare Umkehrung der westgermanischen Reihenfolge der Synkopierungsphasen im Nordgermanischen voraussetzt. Kings (1971) generativistische Oberflächen- und Tiefenphasen bringen da auch keine Lösung. Zu solchen generativistischen Darstellungen ist zu sagen, daß sich auch in diesem Falle das meist vernichtende Zirkuläre vieler dieser inneren Schichtenrekonstruktionen deutlich zeigt: aus der belegten Oberfläche (*staþr/gestr*) schließt man auf die Tiefe, um dann aus der angenommenen angeblichen Tiefe die belegte Oberfläche erklären zu können. Dabei aber ist der Preis diesmal sogar ein m.E. methodischer Hauptfehler in der Interpretation: *gestiR* mit wirklicher Umlautsschreibung soll noch für in der Tiefe "nicht umstrukturiertes" /gastiR/ stehen (King 1971, S. 5).

Doppelentwicklung ist übrigens gerade bei einem phonotaktischen Lautwandel wie der Synkope anzunehmen. Die Gradualität (Allmählichkeit) ist nur so zu verstehen, daß eine Zeitlang Doppelformen (Nebenformen) bestehen, also **dōmiþa* und **dømþa*, **veliþa* und **valþa*, **steþir* und **staþr*, **gestir* und **gastr* nebeneinander und sogar gleichzeitig vorkommen. Ahd. finden wir noch z.B. unter den Präteritalformen *zalta* 'erzählte' neben *zelita*, *ratta* 'rettete' neben *retita*, *scutta* 'schüttelte' neben *scutita*, *teilta* 'teilte', aber bei Isidor *chideilida* usw.; *dømþa* zeigt Angleichung in *døma* wie auch mhd. *hœren*, *hōrte* zu frühnhd. *hören*, *hörte* wurde. Die Wahl von *valþa* ermöglicht eine Unterscheidung vom Konjunktiv *velþe*, *staþr* ist nun wie *dagr* ohne Umlaut. Bei *gestr* aus **gestir* mag auch die unsynkopierte Verwendung in Namensformen (vgl. *HlewagastiR* usw.) von Wichtigkeit gewesen sein. Die Verteilung und Verbreitung von Umlautsphonemen nach deren Entstehung ist nicht mehr phonologisch, sondern morphologisch, also paradigmatisch und lexikalisch bedingt. Aber warum soll spätere morphologische Anomalie als eine Schwierigkeit für die Erklärung der phonologischen Entstehung gelten?

4. Schlußbemerkungen

Es wäre eine Übertreibung behaupten zu wollen, daß in der Frage des nordisch-westgermanischen *i*-Umlauts trotz

gegenseitiger Kenntnis und Beachtung (?) der einschlägigen Literatur die Forschung für das Nordgermanische und für das Westgermanische immer noch getrennte, sogar abweichende Wege einschlägt. Es sind mehr Unterschiede in der Themenwahl. Daraus ergibt sich natürlich der wissenschaftliche Vorteil, daß wirklich alle Aspekte dieses historischen Ereignisses behandelt werden.

Die Forschung ist sich im allgemeinen einig, daß in allen westgermanischen und allen nordgermanischen Dialekten durch den *i*-Umlaut die phonetisch und phonologisch gleiche Reihe von gerundeten Palatalvokalen (Vorderzungenvokalen) entstand. Erst die Strukturalisten aber haben das deutlich so erklären können, daß in einem gemeinsamen Urstadium, das man "Nordisch-Westgermanisch" nennt (Penzl 1975, S. 69 ff.), schon eine nicht distinktive Variation der Velarvokale vor *i*-Lauten (*i ī j*) bestand. Das ergibt sich als Schluß aus Twaddells Umlautgesetz, das im wesentlichen besagt, daß allophonischer (nordisch-westgermanischer) *i*-Umlaut dem phonemischen (einzelsprachlichem) *i*-Umlaut vorausging.

Die Forschung ist sich mit Ausnahme von Generativisten im allgemeinen auch einig, daß in den nord- und westgermanischen Einzelsprachen die Umlautsallophone auf gleiche Weise zu Umlautsphonemen wurden, indem die bedingenden umlautenden *i*-Laute schwanden oder sich phonetisch veränderten, aber die alten Umlautswerte in der neuen Umgebung sich nicht anglichen, sondern weiter bestanden und so aus bloßen nichtdistinktiven Varianten zu distinktiven Phonemen wurden.

Ein Teil der Forschung scheint diese Phonemisierung der Umlautsvarianten im Nordgermanischen ausschließlich dem "synkopierten" Schwund des [i] zuzuschreiben. Darin sehe ich eine Nachwirkung von Axel Kocks längst verworfener Theorie der phonetischen Umlautsentstehung durch metathetische Synkope des [i]. Aus dieser Entstehungstheorie erklären sich auch seine drei Umlautsperioden, die keineswegs aus den Handbüchern des Altisländischen verschwunden sind, wohin sie aber nur als Forschungsgeschichte gehören. Umlautsphoneme sind nur *einmal* entstanden. Ihre morphologische Verteilung und Verbreitung zeigt nicht notwenigerweise auch die Umstände ihrer lautgesetzlichen Entstehung vor einigen Jahrhunderten.

LITERATUR

Antonsen, Elmer H. 1964. Zum Umlaut im Deutschen. PBB 86, S. 177-196.
Benediktsson, Hreinn. 1970. Aspects of historical phonology. In: The Nordic Languages and Modern Linguistics, S. 87-142.
Ders. 1982. Nordic Umlaut and Breaking: Thirty Years of Research 1951-1980. Nordic Journal of Linguistics 5, S. 1-60.

Collinder, Björn. 1941. Zum i-Umlaut. Studia Neophilologica 13, S. 291-297.
King, Robert D. 1971. Syncope and Old Icelandic i-Umlaut. Arkiv för nordisk filologi 86, S. 1-18.
Kock, Axel. 1889. Der i-Umlaut und der gemeinnordische Verlust der Endvocale. PBB 14, S. 53-75.
Ders. 1911-1916. Umlaut und Brechung im Altschwedischen.
Nielsen, Karl Martin. 1978. Junggrammatische und phonologische Umlaut-theorien. Acta Philologica Scandinavica 32, S. 21-34.
Penzl, Herbert. 1949. Umlaut and secondary umlaut in Old High German. Language 25, S. 223-240.
Ders. 1971. Lautsystem und Lautwandel in den althochdeutschen Dialekten. München.
Ders. 1975. Vom Urgermanischen zum Neuhochdeutschen. Eine historische Phonologie (= Grundlagen der Germanistik 16). Berlin.
Ders. 1982. Zur Methodik der historischen Phonologie: Schreibung-Lautung und die Erforschung des Althochdeutschen. PBB 104, S. 169-189.
Twaddell, W. Freeman. 1983. A Note on Old High German Umlaut. Monatshef-te für deutschen Unterricht 30, S. 177-181.

Die Spuren der neutralen Zeit (des Aorists) in einigen uralischen Sprachen

Károly RÉDEI
Wien

1. In der frühen Periode der PU-Grundsprache war das verbale Tempussystem noch nicht vorhanden, sondern die Verbformen bezeichneten ursprünglich nur die Aktion der Handlung bzw. des Geschehens. In der Grundsprache konnten also Verben von durativ-kontinuativer bzw. momentaner Aktion einander gegenüberstehen. Diese verfügten natürlich nicht über ein Tempussystem im heutigen Sinne, sondern ihre Paradigmenreihe drückte ohne Ableitungssuffix bzw. Tempuszeichen - die man neutrale Zeit oder Aorist nennen könnte - bei der ersten Gruppe andauernde (in der Gegenwart vorgehende), bei der zweiten Gruppe aber vollendete (in der Vergangenheit vor sich gegangene) Handlung aus. Bei den Verben mit durativem Bedeutungsinhalt hat man die in der Vergangenheit abgeschlossene Handlung durch ein an den Verbalstamm gefügtes momentanes Bildungssuffix ausgedrückt. Bei den Verben, die eine vollendete (perfekte) Handlung innehatten, hat man wiederum den Lauf der Handlung bzw. des Geschehens durch Hinzufügung eines durativ-frequentativen Bildungssuffixes an den Verbalstamm zum Ausdruck gebracht (vgl. *Laziczius*: MNy. 29: 18-25; *Györke*: NyK 51: 54-63; *Hajdú*: BUNyt. 72-3).

Dieser uralte Zustand ist in den samojedischen Sprachen am klarsten erhalten geblieben. Die jurakischen Verben *toś* 'kommen' und *χāś* 'sterben' bezeichnen z.B. vollendete Aktion. Die Formen ohne Tempuszeichen od. Bildungssuffix dieser Verben haben den Zeitwert des Präteritums: *to-dmʔ* 'ich kam an', *χā* 'er/sie starb'. Durch Hinzufügung eines durativ-kontinuativen Bildungssuffixes verlieren solche Verben ihren ursprünglichen vollendeten Bedeutungsinhalt und bekommen einen andauernden (gegenwärtigen) Zeitwert. Z.B.: *madā-śeti* 'er/sie schnitzelt (beständig)', *mada-rŋā* 'er/sie schneidet' (≈ *madāś* 'schneiden', *madā-n* 'du schnittest'). Die andere Gruppe der jurakischen Verben ist von durativ-kontinuativer Bedeutung. Z.B.: *jil' eś* 'leben', *junrāś* 'fragen': *jil' e-dmʔ* 'ich lebe', *junrā-n* 'du fragst'. Bei diesen drückt also der Verbalstamm + Personalsuffix andauernde Handlung, d.h. Präsens aus. Wenn man nun bei Verben von solchem Typ vollendete

Handlung (d.h. Präteritum) ausdrücken will, fügt man dann irgendein momentanes Bildungssuffix an den Stamm des Verbs: *jādāś* 'zu Fuß gehen' ≈ *jādalć* 'sich in Bewegung setzen, aufbrechen', *jādaljuw?* 'ich brach auf' (vgl. *Györke*: a.a.O.; *Hajdú*: ChrestSam. 61-2, BUNyt 72-3).

Ähnliche Erscheinungen sind auch in den ugrischen Sprachen vorhanden. Ein Überbleibsel dieses uralten Zustandes ist z.B. im Süd- und Ostostjakischen, daß die personalsuffigierte Form des Verbs ohne Tempussuffix das Präteritum bezeichnet. Z.B.: DN Kr. V *mĕnəm* 'ich ging', C *jĕwəm* 'ich kam'. Das Präsens wird durch Tempussuffix (< Frequentativsuffix) ausgedrückt: DN Kr. *mĕntåm*, V *mĕnləm* 'ich gehe', DN Kr. *jĕtəm*, V *jŏləm* 'ich komme' (vgl. *Castrén*: OstjSpr. 51 ff.; *Györke*: a.a.O.; *Hajdú*: BUNyt. 72-3; *Karjalainen - Vértes*: MSFOu. 128: 17, 54, 82; *Gulya*: EastOstyChr.106, 108).

2. Dieses uralte System der Tempusbezeichnung ist auch im Ungarischen nachweisbar, und zwar in den Paradigmenreihen der Verbalstämme mit *sz*- und *v*- Varianten. Heute gehören sieben Verben zu diesem Typus: *tësz*, *lësz*, *vësz*, *ëszik*, *iszik*, *hisz*, *visz*. Das Element *sz* dieser Verben scheint nur in den Präsensformen auf, es ist also historisch gesehen ein solches Präsenszeichen, welches ursprünglich ein Frequentativsuffix war. Das Präteritum dieser Verben lautete in der alten Sprache folgenderweise: *tȫk*, *tȫl*, *tȫn* ≈ *ték*, *tél*, *tén* 'ich tat, ich machte usw.' (*tȫk* usw. < **tëü̯k*, **tëü̯l*, **tëü̯n*; *ték* usw. < **tëi̯k* < **tëü̯k* usw.). Ebenso: *lȫn* 'er/sie wurde' (< **lëü̯n*), *vȫn* 'er/sie nahm' (< **vëü̯n*), **ȫk*, *ȫl*, *ȫn* 'ich aß usw.' (< **ëü̯k*, *ëü̯l*, *ëü̯n*), *hín*, *hǖn* 'er/sie glaubte', *vín* 'er/sie trug'. Das Verb *iszik* 'trinken' ist das einzige mit velarem Vokalismus in dieser Gruppe: **iu̯m*, **iu̯l*, **iu̯n* (vgl. Jókk 153: *yum*). Bezüglich der angeführten Formen s. *Bárczi*, Szótöv. 54 ff.

Im Element **u̯*/**ü̯* der obigen Verben haben einige Forscher ein Präteritumzeichen partizipialer Herkunft vermutet (*Kräuter*: NyK 42: 319-39, MNy. 9: 74-6; *Losonczi*: MNy 21: 43 ff.; *Erdélyi*: FUF 18: 90-107; *Gombocz*: UJb. 10: 1-15; *Horger*: Igerag. 12-3, 83-7; *Mészöly*: ÓmSzöv. 203-5; *Benkö*: Az Árpád-kor magyar nyelvü szövegemlékei. Budapest 1980. S. 213 ff.). Diese Meinung kann aber nicht akzeptiert werden. Das hypothetische Präteritumzeichen tritt nämlich in solchen Verben auf, in denen nach dem Zeugnis der Entsprechungen in den verwandten Sprachen die intervokalischen Konsonanten **k*, **γ*, **w* anzunehmen sind. (Das Wort *hisz* 'glauben' ist unbekannten Ursprungs.)

Der ungarische Halbvokal **u̯*/**ü̯* ist also der durch Spirantisierung und danach Vokalisierung entstandene lautgesetzliche Fortsetzer dieser Konsonanten. *Györke* (NyK 51: 54-63) hat recht, wenn er sagt, daß die Formen *tȫn*, *lȫn*, *vȫn* usw. keinerlei Tempuszeichen enthalten, sondern das Präteritum durch

den bloßen Verbalstamm + Personalsuffix ausgedrückt wird (vgl. auch *Berrár*: TörtMondt. 23-4; *Bárczi*: Szótöv. 54-8; Hajdú: BUNyt.[2] 73). - Das Element *sz* der Verben vom Typ *tësz, lësz, vësz* ist - wie darauf weiter oben bereits hingewiesen wurde - ein Präsenszeichen frequentativsuffixaler Herkunft (vgl. *Simonyi*: TMNy. 258 ff; *Losonczi*: a.a.O.; *Györke*: a.a.O.; *Berrár*: a.a.O.; *Hajdú*: a.a.O.).

Aufgrund des Konjugationssystems der Verbalstämme mit *sz* und *v* müssen diese Formen als die Fortsetzer der uralten Verben mit vollendeter Aktion betrachtet werden. Die unvollendete - vollendete Aktionsqualität mag natürlich auch bei Verben von anderem Typ im Ungarischen vorhanden gewesen sein, jedoch wurden nur die aufgezählten Verben dafür geeignet, dieses System der Zeitbezeichnung - unbezeichnetes Präteritum, Präsens mit Tempuszeichen *sz* - als sprachliche Versteinerung zu bewahren. Diese enthalten nämlich eine solche gemeinsame Komponente (stammauslautendes u̯/ü̯ (< PU-PFU **k*, *γ, **w*), welche das Sprachgefühl mit der Zeit als Präteritumzeichen auffassen konnte. In dieser Hinsicht kann man um einen Schritt weitergehen, als es *Györke* und die sich seiner Meinung angeschlossenen Forscher getan haben. Vom historischen Standpunkt aus ist das u̯/ü̯ tatsächlich kein Tempuszeichen, sondern es gehört zu dem Stamm der Verben vom Typ *lësz (lëv-)*; dieses Konjugationssystem konnte sich jedoch nur dadurch erhalten, daß man dem Element u̯/ü̯ später den Zeitwert der Vergangenheit beigemessen hat. Auf diese Weise ist es möglich geworden, daß durch die Abtrennung des u̯/ü̯ Stämme ohne *v (të-, lë, vë-, ë-, i-, hi-, vi-)* rückgebildet wurden, die dann zur Basis des Präsens (*tëszëk, lëszëk* usw.), des Perfekts auf *-t/-tt (tëttem, lëttem* usw.) und des possibilitiven Verbs (*tëhet, lëhet* usw.) wurden (über die Entstehung der Stämme ohne *v* irrtümlich *E. Sámson*: MNy 49: 343.) Die Auffassung, nach der der kurze Vokal durch Verkürzung *é* > *ë* zustande gekommen wäre (*Pais*: NyK 52: 293), ist unwahrscheinlich (*Bárczi*: Szótöv. 58). In den Formen *légyen, lévö, lészen* usw. ist die lange Quantität des Vokals der ersten Silbe sekundär (*Bárczi*: a.a.O.). Die Präteritalformen *tëvék, lëvék, ëvém* usw. sind auch sekundär entstanden, in diesen ist das Präteritumzeichen *é/á* an den Stamm auf *v* getreten.

3. Für die Adaptierung des stammauslautenden Konsonanten als Tempuszeichen kann man überzeugende Parallelen aus dem Wogulischen und Ostjakischen anführen.

Was das Wogulische anbelangt, kann man an die Verben vom Typ So. *tēγ* 'er/sie ißt', *wāγ* er/sie sieht', *juw* 'er/sie kommt', *miγ* 'er/sie gibt', *wiγ* 'er/sie nimmt', *liγ* 'er/sie wirft' denken. Das Element γ, *w* (< urwog. *γ) dieser Wörter - welches gleichfalls zum Stamm gehört - wurde mit dem in anderen Formen (z.B. *totēγəm* 'ich bringe', *toti* 'er/sie bringt', *totew* 'wir bringen') vorkommenden Präsenszeichen γ

≈ e ≈ i) identifiziert. Durch die Rückbildung des *γ* als Präsenszeichen entstanden die Stämme *tē-*, *wā-*, *ji-*, *mi-*, *wi-*, *li-*, die heute als Basen des Präteritums dienen: *tēs* 'er/sie aß', *wās* 'er/sie sah', *jis* 'er/sie kam', *mis* 'er/sie gab', *wis* 'er/sie nahm', *lis* 'er/sie warf'. Was die Herausbildung des Tempussystems betrifft, ist im Wogulischen ein dem Ungarischen entgegengesetzter Prozeß vor sich gegangen. Im Ungarischen wurde das zum Stamm gehörige *u̯/ü̯* als Präteritumzeichen apperzipiert und auf diese Weise eine vokalisch auslautende Stammform rückgebildet, die zur Basis des Präsens, des Perfekts auf *-t*, *-tt* und des possibilitiven Verbs wurde. Im Wogulischen hat man wiederum das Element *γ*, *w* des Stammes als Präsenszeichen betrachtet und einen vokalisch auslautenden Stamm rückgebildet, der heute als Basis des Präteritums dient.

Nach *Honti* (Geschichte des obugrischen Vokalismus der ersten Silbe. Budapest 1982. S. 47-9) wurde das Präsenszeichen *γ* aus den Verben vom Typ *tēγ* rückgebildet und ist in das Paradigmensystem des Präsens der übrigen Verben eingedrungen. Diese Meinung kann aber kaum als richtig angenommen werden: 1) die verschwindend wenigen *γ*-stämmigen Verben wären zur Ausbildung eines Konjugationssystems im Präsens, das sich übrigens auf sämtliche Verben erstreckt, kaum geeignet gewesen; 2) die Entsprechungen des wogulischen Tempuszeichens *γ ≈ e ≈ i* (<PFU **k*) kann man in vielen finnisch-ugrischen Sprachen nachweisen, obwohl es in keiner anderen Sprache ein vollständiges System bildet (*Setälä*: JSFOu. 2: 28-77; *Collinder*: CompGr. 303 ff.; *Hajdú*: BUNyt.[2] 73.)

Die ostjakischen *w*- und *j*-stämmigen Verben verhalten sich auf ähnliche Weise, wie die ungarischen Verbalstämme mit *sz*- und *v*- Varianten und die wogulischen *γ*- und *w*-stämmigen Verben. Z.B.: Kaz. *ʌe-≈ ʌew-* 'essen', *mŭ-≈ mĭj-* 'geben', *jĭ-≈ jŭw-* 'kommen', *wŭ-≈ wŭj-* 'nehmen' usw. Bei diesen kommt der konsonantische Stamm heute in den nördlichen und östlichen Dialekten im Imperativ, weiters in den nördlichen Dialekten im Perfektpartizip und im Verbaladverb vor (s. *Steinitz*: OstjChr. 67, 77, 79; *Gulya*: EastOstyChr. 119; *Rédei*: NOT 23, 27, 31). In den übrigen Formen - so auch im Präsens und Präteritum - ist der vokalische Stamm vorhanden: Kaz. *jĭʌəm*, V *jŏləm* 'ich komme', Kaz. *jĭsəm*, V *jŏsəm* 'ich kam'. Im Süd- und Ostostjakischen braucht man den *w*- bzw. *j*-Stamm - außer den erwähnten Formen - auch im Präteritum mit *0*- Morphem. Z.B.: DN C Kr. *jĕwəm*, Vj. *jŏγəm* 'ich kam' (*Karjalainen - Vértes* : MSFOu. 128: 19, 54, 84, 180). Das Präteritum mit Zero-Tempuszeichen wird in den südlichen und östlichen Dialekten freilich auch in den anderen Verben allgemein verwendet (z.B. DN Kr. V *mĕnəm* 'ich ging'). Das unbezeichnete Präteritum mag ehemals im Ostjakischen auf einem größeren Gebiet verbreitet gewesen sein, es wurde wahr-

scheinlich durch die Ausgestaltung des neuen Tempussystems - des Präsens auf *l* und des Präteritums auf *s* - in den nördlichen Dialekten verdrängt. Die vokalisch auslautende Variante der ostjakischen *w*- und *j*-stämmigen Verben konnte sich so entwickeln, wie die Stammform ohne *v* im Ungarischen oder die Stammvariante ohne *γ* bzw. *w* im Wogulischen: man hat das ostjakische *w* bzw. *j* als Präteritumzeichen aufgefaßt und einen vokalisch auslautenden Stamm rückgebildet, der zur Basis des Präsens - und mit Ausnahme der südlichen Mundarten - zur Basis des Präteritums wurde. Z.B.: Kaz. *jǐʌəm*, DN *jǯtəm*, V *jǒləm* 'ich komme', Kaz. *jǐsəm*, V *jǒsəm* 'ich kam'.

4. Der Anfang der Herausbildung der oben behandelten ungarischen, wogulischen und ostjakischen konsonantischen und vokalischen Verbalstämme geht aller Wahrscheinlichkeit nach bis zur ugrischen Periode zurück, obwohl die in den einzelnen Sprachen auftretenden divergenten Ergebnisse darauf hinweisen dürften, daß die letzte Entwicklungsphase bereits in das Sonderleben dieser Sprachen gehört.

Das Ausdrücken des verbalen Zeitwertes durch Aktion war vermutlich für die Periode der PU-Grundsprache charakteristisch. Diese primitive Art der Tempusbezeichnung schwand jedoch nicht spurlos, sondern - umgewandelt und den neuen Tempussystemen angepaßt - ist sie in manchen Einzelsprachen bis heute erhalten geblieben. Zur Unterscheidung des Präsens - Nicht-Präsens entwickelte sich immerhin bereits in der PU-Grundsprache das Präteritumzeichen **ś*, welches sich in den östlichen Gruppen der uralischen Sprachen - mit Ausnahme des Ungarischen in den ugrischen und samojedischen Sprachen - verallgemeinert hat. Dieses Präteritumzeichen ist in den westlichen finnisch-ugrischen Sprachen - in den finnisch-wolgaischen Sprachen - nur sporadisch, in einigen Verbformen vorhanden. Das andere Präteritumzeichen (**i* < **j*) ist von PFU Herkunft. Dies wurde im Ungarischen und in dem finnisch-permischen Zweig allgemeingültig. In diesem neuen Tempussystem ist das Präsens unmarkiert und das Präteritum markiert. Auf die Behandlung der mit den Präteritumzeichen **ś* bzw. **i* < **j* zusammenhängenden Fragen werden wir aber nicht eingehen, da sie nicht zur engeren Zielsetzung dieses Aufsatzes gehört.

Die Bildungsweise der frühen germanischen Personennamen

Hermann REICHERT
Wien

Gegenstand dieser Untersuchung sind Namen, die nicht der gängigen Vorstellung von germanischen Vollnamen, aber auch nicht der von Hypokoristika entsprechen. Gerade diese Namen sind geeignet, neue Erkenntnisse über die germanische Namengebung zu gewinnen.

Die zumeist vertretene Ansicht, wie sie sich etwa in den Werken von Gottfried *Schramm*[1] oder Adolf *Bach*[2] spiegelt, könnte man vereinfachend etwa folgendermaßen wiedergeben: Jeder Germane hätte nach der Geburt einen Namen erhalten, der ihm sein ganzes Leben lang geblieben sei, und dieser und nur dieser habe aus zwei Gliedern bestanden, für die strenge strukturelle, inhaltliche und rhythmische Gesetze gegolten hätten (um deren Erforschung sich vor allem Edward *Schröder*[3] und Gottfried *Schramm*[1] verdient gemacht haben). Außer diesem "Tauf"-Namen hätte jeder im Laufe seines Lebens beliebige Kosenamen, Rufnamen, Kurznamen, Spitznamen, Ehrennamen usw. dazu erhalten können (entweder vom Erstnamen abgeleitet oder von diesem unabhängig), und das Kennzeichen dieser "Zweit"-namen sei gewesen, daß sie von den für die Erstnamen postulierten Gesetzen deutlich erkennbar abwichen.

Gelegentlich trifft man auf Versuche, diese Erklärung zu modifizieren, etwa in der Hinsicht, daß in niedrigen Sozialklassen die zweigliedrigen Namen nicht immer gegeben oder jedenfalls im Laufe eines Lebens weniger oft benutzt worden seien. So hat Leo *Weisgerber*[4] im Gebiet der Ubier ein starkes Vorherrschen eingliedriger Namen festgestellt, für die er eine ähnliche Erklärung bot. Die folgende Untersuchung kann aber, glaube ich, zeigen, daß wir mit Modifikationen dieses Schemas nicht das Auslangen finden, weil ein solches Schema wahrscheinlich nie gegolten hat.

Die Frage, ob die frühesten germanischen Namen nach irgendeinem Schema gebildet sind, läßt sich nicht beantworten, da das Material für die Zeit vor Caesars Aufenthalt in Gallien äußerst spärlich und die Überlieferung voll von Quellen möglicher Fehler ist, die es meist fraglich erscheinen lassen, ob wir es überhaupt mit einem germanischen Namen

zu tun haben: Die lateinischen bzw. griechischen Autoren hatten in keinem Fall germanische Gewährsleute für die Aussprache der Namen; erstmals bekannt und damit in der Schreibung kanonisiert wurden germanische Namen der Antike durch keltische Vermittlung. Gerade bei den Lauten, die das Keltische nicht besaß, mußten also die keltischen Phoneme substituiert werden, und diese unterlagen möglicherweise noch Änderungen bei der Übernahme ins Lateinische bzw. Griechische (einen barbarischen Namen so getreu wiederzugeben, daß man sogar Laute, die die eigene Sprache nicht besaß, mit Schwierigkeiten nachzuahmen versucht hätte, war all diesen Völkern fremd). Speziell das germanische [χ] konnte von einem Kelten wohl nicht anders als durch [k] realisiert werden; Analoges gilt auch für den stimmlosen germ. Reibelaut [t], der im Anlaut sicher durch [t], im Inlaut wohl meist auch durch [t], vielleicht aber in einigen Fällen auch mit [d] wiedergegeben wurde; wenn es entsprechende keltische Bildungen gegeben hat, deren Ähnlichkeit bzw. Verwandtschaft erkennbar war, wurden die Namen wahrscheinlich ganz den entsprechenden Gegenstücken angeglichen; also etwa auch im Vokalismus (z. B. [ŏ] für germ. [ă] oder [ĕ] für germ. [ĭ]).

Für eine Diskussion germanischer Herkunft kommen aus dieser Epoche nur elf Personennamen in Frage: *Clondicus* (oder **Cloilius*?), *Cotto*, *Teutagonus*, *Teutobodus*, *Lugius*, *Claodicus*, *Boiorix*, *Caesorix*, *Gannicus*, *Castus* und *Fariarix*.

Zum Jahre 168 v. Chr. nennt Livius erstmals einen Angehörigen eines germanischen Volkes mit Namen, und zwar den Bastarnen *Clondicus* (Livius 40,58,8; 44,26,11 und 44,27,2). Der Volksname der Bastarnen ist germanisch, wie die Etymologie (vgl. englisch *bastard*) zeigt; sie hießen so im Gegensatz zu den Skiren ('die Reinen'). Doch, wie eben der Volksname lehrt, hatten sie sich mit Nachbarvölkern (allgemein angenommen wird mit keltischen Galatern) vermischt; von jedem bastarnischen Namen können wir also nur dann sicher sein, daß er dem Germanischen entstammt, wenn er durch den Lautstand eindeutig ausgewiesen ist. Gerade der Lautstand hat sich aber, wie gezeigt, bei den frühen germanischen Namen nicht erhalten können. Im speziellen Fall kommt zu der Ungewißheit, ob überhaupt eine germanische Lautgestalt hergestellt werden oder die ungermanische belassen werden soll, noch das Problem, daß dieselbe Person von Appian (ca. 165 n. Chr.) Κλοίλιος genannt wird (Macedonica 18,2); das von ihm geführte Volk nennt Appian (sicher falsch) die Geten. Obwohl sich die Griechen im allgemeinen noch weniger als die Römer um die korrekte Wiedergabe eines barbarischen Namens kümmerten als die Römer, ist Appian nicht a priori das Vertrauen abzusprechen. Bei ihm kann

durch eine recht einfache Konjektur eine Namensform hergestellt werden, die der bei Livius sehr ähnlich ist: Das griechische Δ wurde stets mit sehr dünnem Basisstrich geschrieben; sehr häufig verblaßte dieser, so daß der nächste Abschreiber Λ lesen mußte. Daher kommen Schreibungen von Λ für Δ in griechischen Texten auf Schritt und Tritt vor; Appian kann durchaus ΚΛΟΙΔΙΟΣ (im 2. Jh. auf jeden Fall in Großbuchstaben; die Kursive kam erst später auf) geschrieben haben. In dieser Form müßte der Name germanisch und nicht keltisch sein, da keltisch *Clouto-*, *Cluto-* oder *Cloto-* zu erwarten wäre, nicht aber eine Form mit *d*, die die erste Lautverschiebung und Verners Gesetz voraussetzt (sofern man sich auf die Bedeutung entsprechend griech. *κλυτός festlegt und nicht eine andere Wurzel annimmt), doch ist eine von Appian ausgehende Rekonstruktion prinzipiell als die weniger wahrscheinliche anzusehen; außerdem habe ich bis hierher das Problem des *-on-* oder *-oi-* ausgeklammert, das durch ein weiteres Zeugnis verkompliziert wird: Eine andere Person, ein Führer von Kimbern und Teutonen 11 v. Chr., wird von Orosius (5,16,20) *Claodicus* genannt (so fast alle Hss.; nur eine Hs. hat, sicher sekundär, *Claudicus*). Wegen der Ähnlichkeit des von Livius überlieferten bastarnischen Namens hat man meist angenommen, daß es sich um denselben germanischen Namen handelt, der **Hludikaz* gelautet haben könnte, zu **Cloudicos* in keltischem Mund verändert und dann durch unterschiedliche Abschreibfehler in der lat.-griech. Tradition zu *Clondicus* (nur *u* zu *n*; Livius hätte demnach, wie nicht auffällig, die beste Lesart) usw. verändert worden sei. Von den möglichen Hypothesen zur Deutung der Namen *Clondicus* und *Claodicus* scheint mir diese immer noch die ansprechendste zu sein;[5] aber auch ihr Wahrscheinlichkeitsgrad ist so gering, daß man auf diese Namen keine Theorie der germanischen Namenbildung aufbauen sollte (wenn es auch für eine solche Theorie ein Vorteil ist, wenn sie ihnen nicht widerspricht).

Der Name des zweiten Bastarnen, *Cotto*, ist ein sehr häufiger keltischer Name;[6] einen homonymen germanischen zu konstruieren wurde schon versucht, doch selbst wenn man diese Möglichkeit gelten lassen wollte, bliebe für diesen Namensträger ein keltischer Name mindestens gleich wahrscheinlich. Somit scheidet auch er aus.

Teutagonus, ein dritter Bastarnenname, wird von Valerius Flaccus (ca. 90 n.Chr., Argonautica 6,97) genannt; das von Alfred *Holder*[7] angesetzte keltische **Teutocunos* liegt davon mindestens so weit ab wie das vergleichbare ahd., in den Libri Confraternitatum überlieferte *Deothun*.[8] Trotzdem können wir uns der germanischen Etymologie nicht sicher sein; die keltische und die germanische Deutung gleicherweise werden noch dadurch unsicher gemacht, daß nur bei Vale-

rius Flaccus erhaltene Namen, was die Schreibung betrifft, immer einen beträchtlichen Unsicherheitsfaktor tragen: der Volksname, Bastarnen, erscheint in allen Hss. als *Batarnas* o. ä., in keiner einzigen mit *s*. Wir können also nicht sicher sein, daß der Name des Führers richtig wiedergegeben ist.

Teutobodus lautete wohl der Name eines Führer der *Tigurini* und *Ambrones* im Jahre 111 v. Chr. Die erhaltenen Quellen sind alle mehr oder minder indirekte Auszüge aus dem nicht mehr erhaltenen Text des Livius. Die beste davon, Florus, hat in der besten Hs. *Teuto vocatus*, in den anderen Hss. *Teutobocus* oder *Teutobochus*; Eutrop 5,1,4 hat die richtige Form bewahrt (einige sehr gute Hss. *Teutomodus* hier sicher falsch; dieselbe falsche Lesart stand auch in der Vorlage der Chronik des Hieronymus, doch hat die griechische Eutrop-Übersetzung richtig β); Orosius ebenfalls (Hs. Var. *Teutoduobus* sicher falsch). Die Rekonstruktion des Livius-Textes steht also auf sicheren Fundamenten. Weiter zurück kommen wir allerdings nur mit geringer Sicherheit. Keltisches **Teutobodvos* hätte lat. **Teutoboduus* ergeben; germ. **þiudabadus* hätte dann teilweise keltisiert von den Römern übernommen werden müssen[9] - eine Theorie, die gar nicht so unwahrscheinlich ist; man denke an den *Teutoburgensis* saltus, in dem der zweite Wortteil in sicher rein germanischer Form erscheint, oder an den Franken *Teutomeres* bei Ammianus Marcellinus (15,3,10). Das Fehlen des zweiten *u* bei Livius ist aber doch wohl eine zu geringe Stütze, um von einem sicher germanischen Namen sprechen zu können.

Lugius (die Hs. Var. *Lucius* ist sicher falsch) wird von Orosius (5,16,20) einer der *reges* von Kimbern und Teutonen genannt. Etymologisch kann er gleichermaßen zum germ. Volksnamen der *Lugii* wie zum gleichlauten keltischen PN[7] gestellt werden. Er scheidet hiemit aus.

Boiorix, der nächste von Orosius 5,16,20 genannte Führer von Kimbern und Teutonen, trägt einen Namen, der a) gut keltisch ist und auch für einen unzweifelhaft keltischen Namensträger schon früher belegt ist (Livius 34,46,4 zu 194 v. Chr.; der Name auf dem Bronzestier von Autun *Augusto sacrum Boiorix* ... könnte natürlich Nachbenennung nach einer berühmten Person eventuell auch nicht einheimischer Herkunft sein), aber hier auch b) für einen entsprechenden germanischen Namen stehen oder c) - eher unwahrscheinlich - ein germanischer, auf einen Sieg über die keltischen Boier anspielender Name sein könnte. Auch er scheidet also aus.

Caesorix (Hs. Var. *Cesorix* sicher sekundär, da *ae* in der Spätantike meist ę geschrieben wurde und das ˛ oft übersehen wurde), nach dem schon behandelten *Claodicus* der vierte von Orosius an dieser Stelle Genannte, wird oft als keltisierte Form von germ. **Gaisarīks* betrachtet. Das dem

Erstglied zugrunde liegende Etymon lautet keltisch *gaison*, germ. **gaisaz*; der Ersatz von *g* durch *c* müßte also in beiden Fällen erklärt werden. Eine Spur leichter ist dies vielleicht bei germanischer Herkunft (da in Positionen, in denen keltisches oder lateinisches *g* vielleicht nicht als Verschlußlaut oder germ. *g* weniger stimmhaft ausgesprochen wurde, Lautsubstition von *c* für *g* möglich wäre; doch ist dies für diese frühe Zeit nicht so sicher anzunehmen, wie für die Spätantike, in der Lautersatz von germanischem *g* durch vulgärlateinisches *c* ganz geläufig ist[10]. Doch kann wegen der häufig fehlenden graphischen Differenzierung der Buchstaben C und G ein Schreibversehen durchaus vorliegen; damit wäre die Bevorzugung der germanischen Herkunft hinfällig. Somit scheidet auch dieser Name aus.

Gannicus und *Castus* sind die Namen von Anführern des Sklavenaufstandes 73 v. Chr. Abgesehen davon, daß die Überlieferung des *C* von *Cannicus* nicht ganz sicher ist, tappen wir bezüglich der ethnischen Zugehörigkeit im dunkeln: *Gallos Germanosque ex factione Casti et Cannici* nennt Frontin (Strategemata 2,4,7). Die Frage etwaiger Lautsubstitutionen brauchen wir hier also erst gar nicht aufzurollen.

Fariarix ist offensichtlich eine Bildung der keltisch-germanischen Kontaktzone, aber anderer Art als der oben behandelte ähnliche Name *Boiorix*:[11] Dieser Name ist dem Lautstand nach sicher germanisch (zumindest was das Erstglied betrifft), doch sein Träger war ein Herrscher der boiischen Dynastie, der wir die gegen 60 v. Chr. geprägten boiischen Großsilbermünzen verdanken. Die Boier waren zwar von den militärisch überlegenen benachbarten Sueben stark beeinflußt, wahrscheinlich auch durch Mischheiraten im Königshaus, auf die die germanischen Einschläge in den auf den Münzen überlieferten Namen zurückgehen könnten, aber eben doch Kelten, und daher kann auch dieser Name, obwohl zweifelsfrei germanisch, nicht als Zeugnis charakteristisch germanischer Namengebung gelten.

Daß alle vor Caesar überlieferten germanischen Namen der germanisch-keltischen Kontaktzone entstammen oder in keltisierter Form den Römern zu Gehör kamen, kann kein Zeugnis dafür sein, daß die spätere germanische Namengebung an sich dieser Zone entstammt, wenn auch z. B. das ursprünglich keltische Element *rix*, das in zahlreichen germanischen Namen auf *-rich* weiterlebt, ein Zeugnis für sicher vorhandenen keltischen Einfluß ist.

Die rekonstruierten möglichen germanischen Grundlagen der diskutierten Namen sehen jedenfalls, vielleicht durch unsere Schuld, strukturell nicht anders aus als das, was sich uns in der Folgezeit bietet: Ein Nebeneinander von ein- und zweigliedrigen Bildungen.

Der erste von Caesar namentlich genannte Germane, *Ario-*

vistus, *rex Germanorum* (so mehrmals im Bellum Gallicum) trägt einen keltischen Namen.[12] Die Kette sicher germanischer und auch von Germanen getragener Personennamen beginnt daher erst mit den Brüdern *Cimberius* (Hss. Var. *Cymberius*) und *Nasua*, Suebenführern, die Caesar (BG 1,37,3) zu schaffen machten, der fürchtete, sie könnten sich mit Ariovist verbünden. *Cimberius* ist zwar, was die graphische Realisierung des Anlauts betrifft, einer Diskussion wert, da in diesem Namen und den gleichfalls von Caesar überlieferten germanischen Völkernamen *Cherusci* (BG 6,10,5 zweimal) und *Harudes* (BG 1,31,10, 1,37,2 und 1,51,2; Hss. Var. *Arudes*) dasselbe germanische Phonem auf dreierlei Weise wiedergegeben wird. Als Erklärung kämen in Frage:

a) unterschiedliche Lautsubstitution unterschiedlicher Vermittler (eventuell auch abhängig vom Folgevokal);
b) Beeinflussung der Schreibung von *Cimberius* durch den schon mindestens sechzig Jahre zuvor durch keltische Vermittlung den Römern bekannt gewordenen Namen *Cimbri* (wobei das germanische Phonem immer schon als [χ] realisiert werden konnte), der Wechsel *Cherusci* - *Harudes* wie bei a);
c) - vielleicht etwas weniger wahrscheinlich - allmählicher Wandel der germanischen Aussprache von etwa [kχ] zur Zeit des Kimbernkrieges zu [χ] zur Zeit Caesars.

Doch ist der wesentliche Unterschied zu den älteren Namen, daß es sich nur um Fragen innerhalb der germanischen Lautlehre handelt, und nicht um eine Infragestellung der Germanizität des Namens überhaupt. Beide Namen sind eingliedrige Bildungen mit Suffixen, wie auch ein Teil der oben mit unterschiedlichem Wahrscheinlichkeitsgrad dem Germanischen zugewiesenen Namen. Nasua und Cimberius gehörten keiner niedrigen Sozialschicht an (wenn sie auch aus einer solchen emporgestiegen sein könnten), und nichts weist darauf hin, daß es sich etwa um Zweitnamen handle.

Da ein 'Corpus' von nur zwei außerhalb der keltischen Kontaktzone entstandenen und ohne keltische Vermittlung den Römern bekannt gewordenen Namen (noch dazu von Brüdern) nichts über eine mögliche Vielfalt von Typen aussagen kann, sind wir gezwungen, alle bis ca. Christi Geburt niedergeschriebenen Personennamen, auf die die genannten Charakteristika zutreffen (etwa sugambrische Namen müssen also wegen der keltischen Kontakte ausscheiden), mit heranzuziehen. In erster Linie in Frage kommen dafür die von Strabo (vor 20 n. Chr.) überlieferten (großteils cheruskischen) Namen, aber auch der auf dem wohl bald n. Chr. deponierten, also wohl um Christi Geburt beschrifteten Helm B von Negau erhaltene Name *Harigasti*, den ich als Personen- und nicht als mythologischen Namen auffasse und dessen Bildung schon deswegen von keltischen Eiflüssen frei zu sein scheint, weil das germ. **gastiz* zugrunde liegende Etymon, idg. **ghostis*, offenbar keine keltische Entsprechung hat.[13]

Strabo nennt (Geographie 7,1,4) die Namen der bedeutendsten von Germanicus im Triumphzug (14 n. Chr.) mitgeführten Cherusker und Chatten: Σεγιμούντος und Θουσνέλδα (die Gattin des Arminius), die Kinder des Σεγέστης, und Thusneldas dreijährigen Sohn Θουμέλικος; Σεσίθακος, den Sohn des Σεγιμήρου (Gen.) und seine Gattin Ῥαμίς, die Tochter des Chatten Οὐκρομίρου (Gen.) sowie den chattischen Priester Λίβης. Sieht man vom Namen des Kindes, *Thumelicus*, ab, den ich für einen Kosenamen halte und am ehesten mit 'Däumelchen' (vgl. engl. *thumb*, mittelhd. *dūme* 'Daumen') übersetzen möchte,[14] so tragen von den acht Erwachsenen fünf zweigliedrige Namen (*Segimuntus*, *Thusnelda*, **Sesithancus*, *Segimerus*, *Ucromirus*); drei eingliedrige: *Segestes*, *Ramis* und *Libes*. Das (mit nur zwei Belegen unzureichende) Corpus der Frauennamen weist das Verhältnis 1:1 und daher keine konstatierbaren Abweichungen auf.

Von dieser Zeit an werden die Belege germanischer Namen so zahlreich, daß es genügt, die für unsere Interpretation wichtigen auszuwählen:

Tacitus nennt zu 16 n. Chr. einen Chattenfürsten *Arpus* (Annales 2,7,2: *Arpi, principis Chattorum*) und zu 19 n. Chr. einen *Gandestrius: *reperio apud scriptores ... Adgandestrii principis Chattorum lectas in senatu litteras, quibus mortem Arminii promittebat ..., responsumque esse ...* Die erstmals von Jacob *Grimm* vorgeschlagene, aber u. a. von *Schönfeld*[15] verworfene Emendation *reperio apud scriptores ... ad Gandestrii principis Chattorum lectas in senatu litteras, quibus mortem Arminii promittebat ..., responsum esse ...* läßt sich am besten unter Verwendung der Argumente Rudolf *Muchs* verteidigen: Zunächst wurde *AD GANDESTRII* zu *ADGANDESTRII* zusammengezogen; da es in der Antike keine Kursivschrift (mit zusammenhängenden Wörtern) gab, bedarf dieser Fehler weiter keiner Erklärung. Er machte jedoch den Satz unverständlich und verlangte vom nächsten Abschreiber eine Emendation. Diese wurde offensichtlich falsch, durch Einfügung eines *-que*, vorgenommen. An die Stelle des komplizierten, aber korrekten Satzes war ein einacherer Satz getreten, der dafür ein undeutbares Namenungetüm enthält, das zwar Lateiner nicht stört, von Germanisten aber nicht geduldet werden sollte. Entscheidend für meine Verteidigung der Grimm-Much'schen Konjektur ist, daß eine in sich so stimmige Buchstabenfolge wie *Gandestrius* keinesfalls als Ergebnis einer Abschreiber-'Wahnsinnstat' (es gibt keinen einzigen denkbaren Namen, der nicht nur durch Veränderung sehr vieler Buchstaben dieses Wortungetüm ergeben haben könnte) angesehen werden sollte: Das Suffix *-strio* tritt im Germanischen nur in ganz wenigen Funktionen auf; eine davon ist die

Bildung von Tiernamen (darunter auch Vogelnamen):

1. althochdeutsch *hamustro*, altsächsisch *hamastra* 'Hamster'
2. ahd. *agalstra*, as. **agastria* (im Ortsnamen *Agisterstein*, jetzt Externstein), 'Elster' (das Grundwort ohne *-strio*-Suffix in altenglisch *agu* 'Elster')
3. ae. *loppestre* 'Hummer', 'Heuschrecke'
4. e. *hulfestre* 'Regenpfeifer' (zum Grundwort vgl. altnordisch *hvellr* 'gellender Ton').[16]

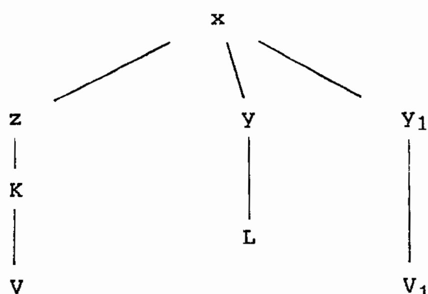
Wenn nun ein Suffix dieser Funktion an einen Tiernamen antritt, ist das allein Grund genug, einen Zufall für unwahrscheinlich zu halten. Was überraschenderweise bisher noch niemand bemerkte, ist die inhaltliche Parallele zu *Arpus* 'Erpel', da das Grundwort von *Gandestrius* in engl. *gander* 'Gänserich' vorliegt. Daraus könnte man zwei verschiedene Schlüsse ziehen:

1. Zwei verschiedene Personen desselben Herrscherhauses trugen inhaltlich vergleichbare Namen. Für diesen Fall wäre wohl ein Wasservogel-'Totemtier' Voraussetzung; der einzige Wasservogel, für den auf Grund seiner Stellung in der germanischen Heldensage eine Funktion auch in der germ. Mythologie angenommen wird, ist aber der Schwan; für altgermanische Gänse- oder Entenverehrung (verglechbar den kapitolinischen Gänsen der Römer) finden sich keine Belege - das Vorkommen des Namens *Erp* in der Svanhildsage[17] dient wohl nur der Kennzeichnung des minder edlen Halbbruders. Dann müssen wir aber annehmen, es handle sich bei Namen wie 'Erpel' oder 'Gänserich' um Spitznamen, etwa auf Grund bestimmter körperlicher Eigenheiten. Dann wäre es aber nicht so wahrscheinlich, daß sie sich auf zwei verschiedene Personen beziehen, und wir erwägen die Alternative:
2. Die Namen *Arpus* und *Gandestrius* beziehen sich auf dieselbe Person, die wahlweise mit verschiedenen, fast synonymen Namen bezeichnet werden konnte. Dies würde voraussetzen, daß die Bedeutung nicht nur den Primat vor der Form des Namens hatte, sondern geradezu den einzigen wesentlichen Bestandteil darstellte. Und für diesen wie mir scheint für die germanische Namensgebung wesentlichen Zug kann ich ein (500 Jahre jüngeres) Beweisstück beibringen:

Prokop berichtet im dritten und vierten Buch des Gotenkrieges von einem Überläufer aus dem Heer Belisars zu den Ostgoten, der unter Totila zu einem ihrer angesehensten Führer wurde. Dieser Mann trug offenbar zwei verschiedene Namen: Er hieß, so lautet Prokop, Got. 4,23,1 in der Ausgabe von Haury, Γουνδούλφ, *einige nannten ihn* Ἰνδούλφ. Der zweite der beiden Namen dieser Person scheint mir sicher falsch hergestellt zu sein; er hat *Ἱλδούλφ zu lauten. Beide Namen sind Synonyme der Bedeutung 'Kampf-Wolf'.

Stemma aller Handschriften, in denen die hier behandelten

Stellen überliefert sind:[18]



V ist direkte Abschrift von K und wird nur für die dort fehlenden Teile benutzt.
V_1 In K schon im Mittelalter fehlende Teile (Schluß) nahm V aus einer anderen Quelle

	Lesarten in der Schriftart des Archetypus				Haury	H.s Quelle
Gundulf:						
4,23,1	ΓΟΥΝΔΟΥΛ	K,L			*Γουνδοὺλφ	K 23,12
4,23,12	ΓΟΥΝΔΟΥΛΦ	K	ΙΛΔΟΥΦ	L	Γουνδούλφ	K
4,23,38	ΓΟΥΝΔΟΥΛ	K	ΙΛΔΟΥΦ	L	*Γουνδούλφ	K 23,12
*Hildulf:						
3,35,23	ΙΛΑΟΥΦ	V,L			* Ἰνδούλφ	V 35,29
3,35,29	ΙΝΔΟΥΛΦ	V	ΙΛΑΟΥΦ	L	Ἰνδούλφ	V
4,23,1	ΙΝΔΟΥΛ	K	ΙΝΔΟΥΛΦ	L	Ἰνδοὺλφ	V 35,29
(4,23,12)			ΙΛΔΟΥΦ	L	s. o.	
(4,23,38)			ΙΛΔΟΥΦ	L	s. o.	
4,35,37	ΙΛΔΟΥΦ	L,V_1			* Ἰνδοὺλφ	V 35,29

Die Herstellung des ersten Namens ist auch ohne Hilfe der Etymologie problemlos. Die Lautverbindung *lf* ist im Griechischen im Auslaut nicht vorhanden, daher ist eher anzunehmen, daß ein Schreiber 4,23,1 und 38 das auslautende φ wegließ, als daß er es 4,23,12 hinzufügte. Der Etymologe akzeptiert das Ergebnis des Textkritikers: der Name ist germanisch, das Erstglied gehört zum gotischen Stamm **gunþi-* (oder **gunþa-*?) 'Kampf', das Zweitglied zu got. **wulfs* 'Wolf'.

Nicht so glücklich verfuhr man mit dem zweiten Namen:[19] Die Lesung *Ind-* ist nur in einer der drei Familien (*z*) bezeugt, *Ild-* in zweien (*y* und y_1), wenn man ΙΛΑ- als eindeutig erklärbare Verlesung aus ΙΛΔ- dazurechnet, sogar in allen dreien, und an insgesamt fünf, zum Teil weit auseinanderliegenden Stellen des Werkes; *Ind-* dagegen nur an zweien. Außerdem scheint die Buchstabenform des Subarchetypus *z* (aneinanderstoßende Buchstaben zum Zwecke der Platzerspar-

nis) eine Verlesung von ΛΔ zu ΝΔ begünstigt zu haben: Der Name des Wandalenkönigs *Hildirix*, der dort in den Hss. O und P als ἰλδέριχος erscheint, lautet in V ἰνδέριχος.

Eine große Gruppe von Namenforschern, als einen Hauptvertreter möchte ich Ernst *Pulgram* nennen, postulierte, die indogermanische und auch germ. Namenkomposition sei "without regard to meaning" erfolgt.[20] Gemäßigtere Anhänger dieser Theorie lassen zwar für die Namen*gebung* semantische Grundsätze für die Zusammenstellung der Glieder gelten[21], doch im späteren Gebrauch würde der Name von seiner Bedeutung dissoziiert. Der Beweis, daß auch beim Gebrauch die Bedeutung für wesentlicher empfunden wurde als die sprachliche Form, ist für das sechste Jahrhundert der Doppelname **Hildulf / Gundulf*, und für die früheste uns zugängliche Schicht germanischer Namen wird dies durch *Arpus / Gandestrius* wahrscheinlich gemacht.

Auffällig am Gebrauch von Namen wie *Arpus* oder *Gandestrius* ist, daß sie in offiziellen Schreiben auftreten können und auch vom Namensträger selbst verwendet werden, obwohl ihre Herkunft aus Spitznamen doch viel wahrscheinlicher ist, als daß es sich um Taufnamen handelt. Es scheint nicht der Spitzname in informellem Gebrauch neben dem Taufnamen bestanden zu haben, sondern er scheint als neuer Name den alten verdrängt zu haben. Unter diesen Spitznamen scheinen manche recht gängig gewesen zu sein, denn zu *Arpus* besitzen wir ein Gegenstück in Ἀρπύλας (Hs. var. Ἁρπύλας), im Namen eines Christen aus dem ausgehenden 4. Jahrhundert, der im *Menologium zum 26. März*,[22] unter den bei einer gotischen Christenverfolgung (in Thrakien, außerhalb der Grenzen des römischen Reiches) ums Leben gekommenen Märtyrern genannt wird. Dieser Name muß got. *Arpila* gelautet haben.[23]
Die Tatsache, daß **Gandestrius* in einem offiziellen Schreiben an den Senat verwendet wurde, darf nicht davon abhalten, darin einen 'Spitznamen' zu sehen. Sicher nicht richtig ist nämlich die Ansicht, "daß die Kurzformen vor allem im alltäglichen Gebrauch galten, weniger dagegen bei feierlichen Anlässen"[24]: Ein eindeutiger Spitzname, got. *Wamba* (zu deutsch *Wampe* 'Dickbauch'), begegnet uns als Name eines Diakons aus Segorbe (Spanien), der a. 638 am 6. Konzil von Toledo teilnahm[25] und des gleichnamigen westgotischen Königs (regierte ab a. 672, den Namen *Wamba* trug er schon a. 656). Dies ist der einzige Name, unter dem uns dieser König bekannt ist, obwohl wir eine Reihe zeitgenössischer Dokumente besitzen - als Beispiel diene die Einleitung des 3. Konzils von Braga (a. 675), *quod factum est sub anno quarto gloriosissimi domni nostri Wambanis regis*. Spitznamen wurden sogar von Königen als ehrend empfunden (wozu die Völkerkunde

Parallelen liefern kann) und verdrängten den (für uns nicht mehr greifbaren) ursprünglichen Namen ganz. Daß in der Diskussion um den Zeitpunkt des Aussterbens des Westgotischen König *Wamba* nicht als *terminus ante quem non* angeführt wird, liegt wohl daran, daß kaum ein Sprachwissenschaftler geneigt ist, Kurznamen kulturgeschichtlich zu verwerten.[26] Es liegt ja auf der Hand, daß *Wamba* nicht zu der Art gotischer Namen gehörte, die von Romanen (auch ohne Kenntnis der Bedeutung) als 'typisch gotisch' in Erinnerung an die große gotische Vergangenheit des Landes getragen wurde, denn er gehört nicht zu jenen Namen, für die ein Fortleben über das Ende der Westgotenherrschaft hinaus belegt ist, und die allesamt schon vorher so häufig waren, daß sie in zahlreichen Belegen auf uns gekommen sind (*Wamba* dagegen nur in den Namen der genannten zwei Personen). Daß Namen der Bedeutung 'Dickbauch' denkbar sind, zeigt das synonyme spanische *barriga*, das ebenfalls als Name auftritt, sowie deutsche Familiennamen *Wampel* u. ä. Daraus resultiert aber, daß der Name *Wamba* verstanden wurde und trotzdem auch der offiziell allein gültige Name sogar eines Königs werden konnte.

So etwas wie eine 'einheitliche formale Bildung germanischer Personennamen' hat es also nie gegeben, doch eine Reihe von Grundtypen, die während der ganzen von uns überblickbaren altgermanischen Periode lebendig waren.

ANMERKUNGEN

1 Gottfried *Schramm*, Namenschatz und Dichtersprache, Göttingen 1957.
2 Adolf *Bach*, Deutsche Namenkunde, Heidelberg 1952.
3 Edward *Schröder*, Grundgesetze für die Komposition der altdeutschen Personennamen, in: (ders.) Deutsche Namenkunde, Göttingen [2]1944, S. 12-27.
4 Leo *Wiesgerber*, Die Namen der Ubier, Köln 1968.
5 weitere Deutungen bei Helmut *Birkhan*, Germanen und Kelten bis zum Ausgang der Römerzeit, Wien 1970, S. 494ff.
6 Einige Belege bei Alfred *Holder*, Alt-Keltischer Sprachschatz, Leipzig 1896 ff., s. v.
7 *Holder* (wie Anm. 6) s.v.
8 Ernst *Förstemann*, Altdeutsches Namenbuch, 1. Bd. Personennamen, Bonn 1900, Sp. 1437. *Birkhan* (wie Anm. 5) S. 43 verzeichnet die ähnliche Parallele *Cuno-morus* : *Hun-mar*.
9 *Birkhan* (wie Anm. 5, S. 496) rechnet mit der umgekehrten Erscheinung, daß der Germane einen keltischen Namen in germanischer Lautform getragen haben könnte.
10 *Birkhan* (wie Anm. 5, S.488 - 509) nimmt Übersetzung eines germanischen Namens ins Keltische an, was ebenfalls nicht von der Hand zu weisen ist.
11 Zu *Fariarix* vgl. Helmut *Birkhan*, Die 'keltischen' PN des boiischen Großsilbers. In: Die Sprache 17 (1971), S. 23-33.
12 Dazu *Verf.*, Zum Problem der rechtsrheinischen Germanen vor und um Christi Geburt, in: Festgabe für Otto Höfler zum 75. Geburtstag, Hg.

Helmut Birkhan, Wien 1976, S.558 ff. Die von Gerhard *Dobesch*, Zur Ausbreitung des Germanennamens, in: Pro Arte Antiqua, Festschrift für Hedwig Kenner, Wien 1983, S. 88 f. vorgeschlagene Modifikation, Lautsubstitution für einen entsprechenden germanischen Namen sei zwar unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich, berücksichtigt nicht, daß es im Germanischen keinen Namen mit dem Zweitglied *-vistus* gibt.

13 Julius *Pokorny*, Indogermanisches Etymologisches Wörterbuch, 1. Bd., Bern 1959, S. 453, verzeichnet kein keltisches Etymon. *Holder* (wie Anm. 6) bringt die Namen *Vilagostes*, *Velagostius* und *Velacosta* aus Ligurien (CIL V 7729, 7837, 7853) bei, die wohl mangels gallischer Entsprechungen einer nichtkeltischen Gruppe (auf die idg. Restsprachen dieses Raumes soll hier nicht eingegangen werden) angehören. Zu Datierung, Lesung und Deutung der *Harigasti*-Inschrift vgl. Rudolf *Egger*, Die Inschrift des Harigasthelmes, in: Anzeiger d. Österr. Akademie d. Wiss., phil.-hist. Kl. 96 (1959) S. 79 ff.

14 Moritz *Schönfeld*, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, Heidelberg 1911, s. v. Thumelicus, geht von einer ganz unwahrscheinlichen Rekonstruktion eines zweigliedrigen und suffigierten Namens **Thus-mel-icus* (germ. **þūz-* 'Kraft' + **mel-* 'weich' + Deminutivsuffix *-ika* aus.

15 *Schönfeld* (wie Anm. 14) s. v. Adgandestrius; dazu Rudolf *Much*, Rezension von Schönfeld in: Wörter und Sachen 6 (1914-15), S. 218.

16 Belegsammlung nach Wolfgang *Meid*, Germanische Sprachwissenschaft III, Berlin 1967, S. 185 f.

17 Nicht aber in den antiken Nachrichten über die Familie Sunildas. Vgl. Otto *Gschwantler*, Zum Namen der Rosomonen und an. Jónakr, in: Die Sprache 17 (1971) S. 165.

18 nach ed. *Haury* S. XLI.

19 Schon Ferdinand *Wrede*, der, was Urteilssicherheit betrifft, in den meisten Fragen seinen Zeitgenossen voraus war, schrieb, Über die Sprache der Ostgoten in Italien, Straßburg 1891 (Quellen und Forschungen Bd. 68) S. 145: "Jenes etymologisch rätselhafte Ἰνδούλφ wird ... in Ἰλδούλφ zu bessern sein." Rudolf *Kögel* glaubte, in seiner vernichtenden Rezension von Wredes 'Ostgoten' (Anzeiger für deutsches Altertum 18, 1892) S. 58 lakonisch schreiben zu dürfen: "*Indulf* ist ganz richtig und nicht zu ändern, siehe Förstemann" (dessen Namenbuch einen gleichlautenden langobardischen Namen verzeichnet). Dieses Urteil galt seither. Da das Chronicon Salernitanum (Hg. G. H. Pertz, MGH Scriptores Bd. 3, Hannover 1839) tatsächlich einen *Indulfus* (var. *Indolfus*) nennt (allerdings erst zum Jahre 972 n. Chr.!), wäre die Dunkelheit der Etymologie (*Hinden-Wolf*? **Indien-Wolf*? - beides doch wohl semantisch unwahrscheinlich) allein kein Grund, einen Namen, den man einer Person zubilligt, für eine andere zu verwerfen. Die textkritische Untersuchung hingegen, die Wrede selbst freilich nicht mit letzter Genauigkeit durchgeführt hat, zeigt, daß er recht hat; möglicherweise trog ihn auch nicht sein Gefühl für Etymologie, denn die Durchsicht des Chronicon Salernitanum zeigte, daß *Indulfus* aus einer Familie stammt, deren übrige Mitglieder meist *Landulfus*, *Pandulfus* oder *Landenulfus* heißen, und vielleicht ist die Deutung erlaubt, daß im Langobardischen des ausgehenden 10. Jahrhunderts, das ja eine praktisch tote Sprache war, rein klangliche Variationen der in der Familie üblichen Namen möglich waren, und *Indulf* eine Neubildung in Form einer bedeutungsleeren Klangvariante zu *Landulf* und *Pandulf* sein könnte.

20 Ernst *Pulgram*, Indo-European Personal Names, Language 23 (1947) S. 201.

21 Über Intentionen der Namenverleihung im Germanischen vgl. Helmut *Birkhan*, Germanen und Kelten bis zum Ausgang der Römerzeit, Wien 1970, S. 74.

22 Menologium zum 26. März, Hg. von H. *Achelis*, Der älteste deutsche Kalender, Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft 1 (1900) S. 318 ff.

23 Richard *Loewe*, Gotische Namen in hagiographischen Texten, In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache u. Literatur 47 (1923), S. 407 - 433, hier S. 412, möchte υ auch als Wiedergabe von got. *u* gelten lassen, doch kenne ich keinen Beleg, der diese Annahme stützen würde.

24 Adolf *Bach* (wie Anm. 2), Bd.I/1 S.95 f.

25 J. *Vives*, Concilios Visigóticos, Barcelona-Madrid [2]1963, S. 248, Unterschrift: *Ubamba*.

26 Sonst könnte es nicht geschehen, daß etwa in dem höchst soliden und verdienstvollen Werk von Joseph M. *Piel* und Dieter *Kremer*, Hispano-gotisches Namenbuch, Heidelberg 1976, S. 277, nicht einmal für die Zeit von Wambas Vorgänger, Reccesvinth, Kenntnis des Gotischen vorausgesetzt wird: "Soweit ich sehe, gibt es im ganzen Mittelalter überhaupt nur eine Anspielung auf die Kenntnis des Gotischen in westgot. Zeit, und zwar in einer Chronik des 11. Jh., wo König Reccesvinth (649-672) als *sapientissimus in lingua barbara* gerühmt wird. Bezieht sich aber diese dürftige und späte Notiz auf eine effektive praktische Beherrschung des Gotischen, oder nur auf gelehrtes Interesse an der Sprache seiner Ahnen?"

Zu Grundfragen der gotischen Lexikographie

Zwei Wortfeldstudien

Haiim B. ROSÉN
Jerusalem

Für die Schaffung einer wohlfundierten und systematisch aufgebauten Lexikographie des Gotischen stehen uns entsprechend dem Charakter desselben als Übersetzungsidioms andere Mittel zur Verfügung als bei den in direkter und eigenständiger Überlieferung bekannten Sprachen. Von den Schwierigkeiten, die daher einem solchen Vorhaben im Wege stehen, seien einige vornehmlich genannt:

1. Die sich unmittelbar ergebende lexikalische Feststellung ist die Angabe des Vorlagenäquivalents, d.h. des lateinischen oder griechischen Wortes, das mittels des zu untersuchenden gotischen Wortes wiedergegeben wird; hierbei ist das Mißverständnis zu vermeiden, als ob das Significatum des gotischen Lexems nicht ein Konzept, sondern ein anderssprachlicher Ausdruck darstelle.

2. Die in den gotischen Wörterbüchern oder Glossaren übliche hinzugefügte Übersetzung in eine lebende Sprache, etwa das Deutsche oder Englische, ist nun deshalb oft unzutreffend, weil es sich eher um eine Übersetzung des lateinischen bzw. griechischen Äquivalents handelt als um eine Erfassung des Inhalts des gotischen Wortes aufgrund seiner bezeugten Gebrauchsweisen und Kollokationen.

3. Ferner ist der Tatsache Rechnung zu tragen, daß gerade der semantische Aspekt der neutestamentlichen (griechischen wie auch lateinischen) Lexikographie nicht vollkommen ausreichend erforscht ist, und die mangels der Vollständigkeit solcher Untersuchungen unumgängliche Arbeitshypothese, der Bedeutungsumfang der im Neuen Testament gebrauchten griechischen oder lateinischen Wörter entspräche im großen und ganzen dem in "allgriechischen" oder "allateinischen" Wörterbüchern feststellbaren, zu Mißdeutungen zu führen imstande ist, indem nämlich recht häufig marginale Sinne der alten Wörter in der neutestamentlichen oder überhaupt biblischen Koiné zu zentralen oder kardinalen werden können, wobei der ehemals zentrale Bedeutungsbereich als nicht mehr vom nunmehrigen Kardinalwert ableitbar abfällt, was ja zu wesentlichen Verschiebungen der semantischen Beziehungen und

Gliederungen auch in der Vorlagesprache führt.

4. Die etymologischen Beziehungen des gotischen Wortes, die oft in Fällen erschwerter Fundierung des lexikosemantischen Zustandes als Hilfsmittel herangezogen werden, können insofern nur schwer zutreffend angesetzt werden, als naturgegeben einer Gruppe miteinander wurzelverwandter gotischer Wörter eine Wortfamilie weder in einer Vorlagesprache noch in einer mit dem Gotischen näher verwandten Sprache entspricht, sodaß aus einer ansetzbaren "Ausstrahlungs-" (besser als "Grund-") Bedeutung keine lexikalischen Gebrauchsweisen abgeleitet werden können, was gegebenenfalls zu unnötigen Ansätzen von Homonymien führen kann; ebenso trifft eine aufgrund der etymologischen Verwandtschaft der Vorlagewörter geformte Erwartung einer Verwandtschaft der gotischen Übersetzungsäquivalente häufig nicht zu.

5. Infolge der im vorigen Absatz angeführten Umstände sind natürlich auch die vergleichenden Ansätze in etymologischen Wörterbüchern sowohl im innergermanischen wie auch im indogermanischen Rahmen teilweise erschwert.

6. Aus demselben Grunde führen selbstverständlich auch semantische Ansätze unter der Annahme einer bedeutungsmäßigen Identität mit in lebenden germanischen Sprachen (hauptsächlich dem Deutschen) vorliegenden Wortgebilden, Stämmen oder Wurzeln, leicht zu Verzerrungen des Bildes eines gotischen Bedeutungsfeldes.

7. Untersuchungen dieser Art könnten mit größerer Sicherheit durchgeführt werden, falls über die Vorlage der gotischen Fassung, nämlich ob diese auf einem griechischen oder einem lateinischen Text (der nicht unbedingt eine Vulgata sein muß) beruht, bestimmtere Kenntnisse vorlägen; so können aber vielleicht auf dem semantischen Gebiet gewonnene Erkenntnisse zur Aufhellung auch dieser Frage beitragen, wenn vorsorglicherweise bis zur Erreichung dieses Zieles die gotische Lexikographie sowohl mit den griechischen wie auch den lateinischen Äquivalenten (statt wie bisher mit den griechischen allein) operiert.

Wir haben im Laufe der Jahre nicht nur in eigenen Bemühungen, sondern auch Studien von Schülern und jüngeren Kollegen anregend, Versuche angestellt, Wege zu finden, mehrere der genannten Schwierigkeiten zu überbrücken und einer Anzahl der im Vorhergehenden gestellten Forderungen gerecht zu werden, was uns besonders auf dem Gebiet der theologisch geladenen Ausdrücke wichtig erschien (wie z.B. *awiliuþ* = *gloria*, *gratia*, χάρις, εὐχαριστία, χάρισμα; *ansts* = *gaudium*, *gratia*, χάρις, χάρισμα; *gaþrafstjan* = παρακαλεῖν, παραμυθεῖν; *gaþlaihts* = *consolatio*, *exhortatio*, παράκλησις, παραμύθιον; *nasjan*, *armaio*, *armahairts*, *armahairtiþa*; umgedeutete *saiwala*[1], *Guþ*[2]), da hierbei für die Religions- und Geistesgeschichte ein Hilfsmittel geboten werden kann klar-

zustellen, wie die entsprechenden Vorlageausdrücke und Traditionsbegriffe von den gotischen Übersetzern aufgefaßt und in welcher Konzeption sie in dieser Form dem westeuropäischen, besonders jedoch germanischen Kulturraum weiter überliefert wurden[3].

Den ersten derartigen Versuch jedoch stellte ich hinsichtlich zweier Wörter an, die rein zufällig dem Sachgebiet des Essens angehören oder an dieses angrenzen, und trug die dabei gewonnenen Ergebnisse am 27. Februar 1966 an der Kieler Gründungsversammlung der Societas Linguistica Europea vor, welche die Teilnahme des in der Folge zum Präsidenten der Societas gewählten Björn COLLINDER und seiner Gemahlin mit zu einem nicht vergessenen Erlebnis gestaltete. Mögen sie die folgenden sich auf meinen damaligen von ihnen, soweit ich mich entsinnen kann, mit ermutigendem Wohlwollen aufgenommenen, jedoch seither noch nicht zu Papier gebrachten Vortrag stützenden Ausführungen jetzt als Ausdruck meiner Verehrung und Verbundenheit entgegenzunehmen bereit sein.

I. *Mes*

Die Etymologie des Wortes ist klar, und gerade deshalb nicht seine Bedeutung, weil diejenige des vulgärlateinischen *me(n)sa* erst klargestellt werden muß. Der für uns wichtigste Umstand ist jedoch der, daß eine textuelle Übersetzungsäquivalenz zwischen *mes* und *mensa* (oder τράπεζα) nur teilweise besteht, indem nämlich an einem Teil der Stellen lat. *mensa* ein anderes gotisches Wort entspricht, während wiederum an anderen Stellen got. *mes* weder *mensa* noch τράπεζα wiedergibt. (Die Verteilungen von *mensa* und τράπεζα sind analog, sodaß sich aus diesen Daten keine Schlüsse auf die Sprache der Vorlage ziehen lassen.) Wenn wir aus Gründen, die sogleich ersichtlich sein werden, auch die altkirchenslawischen Entsprechungen miteinbeziehen und auch Stellen berücksichtigen, an denen der gotische Text nicht überliefert ist, sieht die Situation diagrammatisch folgendermaßen aus:

lat.	got.	gr.	aksl.
mensa	*biuþs*	τράπεζα	*trapeza*
	mes		*dъska*[4]
discus		πίναξ	*bljudъ*[5]
	? — ?		
catinum/ paropsis	?[6]	/παροψίς	

Auffällig, aber bezeichnend ist, daß das aus dem Gotischen entlehnte[7] slawische *bljudъ* an keiner der Stellen gebraucht wird, an der sein gotisches Etymon erscheint. Auch aksl. *dъska*[8] und lat. *discus* decken sich nirgends, und das erstere ist nur eine Variante von *trapeza* in zwei Parallelversen[9]. Charakteristisch ist ferner, daß dort, wo der Unterlage für feste Speisen (*bljudъ*) ein Trinkgefäß zur Seite oder gegenübersteht, auch dieses mit einem gotischen Ausdruck (*stьklěnica*, vgl. got. *stikls*) bezeichnet wird, was eindeutig auf den kulturellen Hintergrund der Entlehnung in dem gesamten uns hier angehenden Sachbereich hinweist[10].

Es steht nun erfahrungsgemäß fest, daß der Eindruck der Zufälligkeit oder Willkür der im obigen Diagramm angegebenen Entsprechungen vollkommen täuschend ist. Schon rein äußerlich gleicht unser Diagramm der bekannten HJELMSLEVschen[11] graphischen Schematisierung der Nichtkongruenz der semantischen Strukturierung verschiedener Sprachen:

frz.	dt.	dän.
arbre	*Baum*	*træ*
bois	*Holz*	
	Wald	
forêt		*skov*

Nun ist der Ausgangspunkt der Aufstellung des HJELMSLEVschen Schemas genau der umgekehrte des in unserem Falle vorliegenden. Dort wird von Bedeutungskomponenten ("Semen") wie etwa "harter Stoff eines sich verzweigenden Stammes einer belaubten Pflanze" ausgegangen und für jedes solcher "Molekeln", wie wir sie wohl nennen dürfen, der entsprechende Ausdruck in jeder einzelnen der ins Auge gefaßten Sprachen eingesetzt, wobei darauf Augenmerk gelegt werden muß, daß die Bedeutungselemente in einer solchen Reihenfolge angeord-

net werden, daß in jeder Sprache zu einem Lexem vereinigte[12] "Molekeln" auch benachbart zu stehen kommen, was je nach der wachsenden Anzahl der einbezogenen Sprachen topologisch-geometrische Probleme schaffen kann.[13] Derartige Probleme ergeben sich bei unseren lexikographischen (und eben im Ausgangspunkt nicht semantischen!)Diagrammen nicht,da ja die Gebrauchsweisen der untersuchten Wörter in den verschiedenen Sprachen von vorneherein als "Bereiche" angesetzt werden, wobei sich die horizontale Anordnung der "Quartette" (wenn es sich, wie in unserem Falle, um vier Sprachen handelt) ganz mechanisch von selbst ergibt. Diese Gruppierungen sind vertikal angeordnet,

mensa	*biuþs*	τράπεζα	*trapeza*
mensa	*mes*	τράπεζα	*trapeza/dъska*
discus	*mes*	πίναξ	*bljudъ*
catinum/ paropsis		πίναξ/ παροψίς	*bljudъ*

wie die Bedeutungs"molekel" des HJELMSLEVschen Diagramms, jedoch ergibt sich die Frage, ob jede einzelne der Gruppierungen aus ihrer außersprachlich-realen Anwendungsweise heraus deutbar ist, und zwar entweder als gewisses distinktes Bündel relevanter Charakteristiken eines Begriffes oder im HUMBOLDTschen Sinne als in gewisser Hinsicht aus einem gewissen Gesichtspunkt her betrachtetes (dem Gesamtfeld der gegliederten Lexeme entsprechendes) Ding; nur so ist die hier vorgeschlagene Prozedur sinnvoll und leistet etwas für die lexikographische Semantik. In dem hier als Musterbeispiel vorgeschlagenen Fall, wie in allen anderen von uns und anderen untersuchten, ist, wie im folgenden im einzelnen dargelegt werden soll, diese Frage positiv zu beantworten, sodaß die semantischen Einheitskomponenten (eben die Vierergruppen) als "Diaseme" gedeutet, als übersprachliche, somit außersprachliche Entitäten aufgefaßt und bestimmten Realitäten zugeordnet werden können. Somit stellen wir für die gotische Lexikographie die Forderung, daß das gotische Lexem in jeder seiner Entsprechungsgruppen als lexikalische Einheit semantisch in seinen interlingualen Gesamtbeziehungen untersucht werde und daß jede der Entsprechungsgruppierungen den Gegenstand einer lexikalischen Feststellung und semantischen Interpretation darstelle.

Da Ausgangspunkt und Gegenstand unserer Untersuchung got. *mes* ist, seien zuerst diejenigen Entsprechungen ins Auge gefaßt, die *mes* mit *mensa* vereinigen, wobei die semantischen Unterscheidungen anhand der Verschiedenheit der griechischen bzw. slawischen Gegenstücke festzustellen sind.

1. *mes*: *mensa*: τράπεζα: *trapeza*

Mc 11.15 *Mesa skattjane jah sitlans þize frabugjandane ahakim uswaltida.* "Er kehrte die '[*mensas*: τραπέζας: *trapezy*]' der Geldwechsler und die '[*cathedras*: καθέδρας: *sědališta*]' der Taubenverkäufer um." Desgleichen Mt 21.12, wo die gotische Version fehlt. Eine Variante hiervon ist

2. **mes*: *mensa*: τράπεζα: *dъska*

mit nicht überliefertem gotischen Text in Joh 2.15: "Er vertrieb alle (sc. Verkäufer von Tauben und anderen Haustieren sowie Geldwechsler) aus dem Tempel, schüttete die Münzen der Geldwechsler aus und kehrte die '[*mensas*: τραπέζας: *dъski*]' um." Hiermit vergleicht man allgemein Hor. Sat. II.3. 148: Mensam poni iubet atque effundi saccos nummorum.

Die erwähnten Entsprechungsgruppierungen sind also im Gegensatz zu der weiter unten zu besprechenden Gruppierung *biuþs*: *mensa*: τράπεζα: *trapeza* nirgends dort ersichtlich, wo das bezeichnete Gerät oder Möbelstück zum Essen dient, bezieht sich also vornehmlich auf einen "Tisch" als Möbelstück seiner Form oder dem Material nach und kontrastiert demnach mit einem Stuhl und nicht wie andere sogleich zu behandelnde Ausdrücke mit einem Wort für Becher. Die Beziehung zum Finanzwesen weist schon auf die weitere Entwicklung hin, im Laufe welcher im frühgermanischen Sprachbereich für diesen Sinnwert das typische Wort für eine auf Beine montierte Holzplatte (*Bank*, wie z.B. noch heute in *Hobelbank*) benutzt wird. So ist vielleicht der Ausdruck Οὐκ ἀρεστόν ἐστιν ἡμᾶς καταλείψαντας τὸν λόγον τοῦ Θεοῦ διακονεῖν τραπέζαις (*mensis*) Ac 6.2 (wo kein gotischer Text vorliegt) eher als gedankliche Parallele zu Οὐ δύνασθε Θεῷ δουλεύειν καὶ μαμμονᾷ Mt 6.24 (= Luc 16.13) zu verstehen. Wird jedoch das Bankwesen nicht in seiner öffentlichen und konkreten Erscheinung auf der Straße, sondern eher als abstraktes System aufgefaßt, so hat der gotische und der slawische Vertent anscheinend Schwierigkeiten, eines der entlehnten Wörter für Tisch zu verwenden, was sich auch im Hinblick auf unsere Prozedur darin ausdrückt, daß das einer anderen Bedeutungskategorie (derjenigen der menschlichen Lebewesen) entnommene Wort eine Entsprechungsgruppierung schafft, die sich topologisch (s. oben) nur schwer in die Anordnung der Vierergruppen einreihen läßt; es ergibt sich nämlich

3. *skattjans* "Münzleute": *mensa*: τράπεζα: *kupci* "Händler" (Pl.).

Luc 19.23 *Duhve ni atlagidas þata silubr mein du skattjam?* Warum hast du mein Geld nicht '[*ad mensam*: ἐπὶ τράπεζαν: *kupcemъ*]' bei- (besser: an-)gelegt, sodaß ich es (an sie) herantretend hätte mit Zinsen kassieren können?" Nicht nur die Tatsache der Benutzung eines germanischen Lehnwortes seitens Kyrillus auch an dieser Stelle, sondern vielmehr die gleichartige Behandlung des Textes in seiner und der goti-

schen Version bieten ein weiteres Argument zur attraktiven Frage, ob "Cyrill die Wulfila-Bibel gelesen" habe[14].

Im Zentralbereich des lat. *mensa* wird got. *mes* nicht als Äquivalent gebraucht, was zweifelsohne darauf hinweist, daß in dem der gotischen Entlehnung vorausgehenden lateinischen Sprachzustand bereits eine Verschiebung zum früheren Marginalwert des Wortes hin stattgefunden hatte, haben doch auch die romanischen Sprachen nicht lat. *mensa* für "Tisch" bewahrt; dies hat jedoch eher realzivilisatorische als sprachliche Gründe, worauf wir weiter unten zurückkommen werden. Wir finden also

4. *biuþs*: *mensa*: τράπεζα: *trapeza*.

ICor 10.20f. *Ni maguþ stikls fraujins drigkan jah stikl skohsle; ni maguþ biudis fraujins fairaihan jab-biudis skohsle.* "Ihr könnt nicht den '[*calicem*: ποτήριον: *čašu*]' des Herrn trinken und den '[*calicem*: ποτήριον: *cašu*]' der Monster; ihr könnt nicht der '[*mensae*: τραπέζης: *trapezě*]' des Herrn teilhaftig sein und der '[*mensae*: τραπέζης: *trapezě*]' der Monster."

Hier ist *biuþs* "Präsentier- (An-biete-) Brett für feste Speisen" wohl sinnbildlich gebraucht und daher vom slawischen Übersetzer nicht mit dem etymologisch identischen Wort wiedergegeben worden, worauf auch zurückzuführen ist, daß das gegensätzliche Wort für "Becher" nicht die sonst gebräuchliche Vokabel gotischen Ursprungs ist[15]. Der Ungewohnheit des sinnbildlichen Gebrauches des "Tisch"-Begriffs zum Ausdruck der "Bewirtung" mag auch die Wahl eines eher glossierenden Zusatzes zu einem syntaktisch verstümmelten Satz gelten:

Neh 5.17 *þai qimandans at unsis ... ana biuda meinamma andnumanai weisun.* "Die zu uns kamen, <wurden> an meinem '[*mensa*: τράπεζαν]' aufgenommen <*nicht in der Vorlage*>."

Während im erstgenannten Vers dem lateinischen Gebrauch von *mensa* gemäß das Wort *biuþs* nur die Unterlage für die Speise bezeichnet, die jedem der Teilnehmer am Mahle (*anakumbjandans*: *dis-*, *ac-cumbentes* Joh 6.11) vorgesetzt wird (*apponere* Ac 16.34, gotisches Äquivalent nicht belegt)[16], dürfte es an der Nehemiastelle und den weiter folgenden Belegen dem ursprünglichen Sinn von τράπεζα gemäß[17] die Beine an der Tafel (oder besser das Gestell, auf dem dieselbe ruht) miteinbegreifen und somit wahrscheinlich hellenistischer Gepflogenheit entsprechend einen mehreren Speisenden dienenden Eßtisch bezeichnen:

Mc 7.28 *Hundos undaro biuda matjand af drauhsnom barne.* "Die Hunde unter der '[*mensa*: τραπέζης: *trapezojǫ̃*]' essen von den Abfällen der Kinder." Entsprechend Mt 15.27 (gotisch nicht belegt).

Luc 16.21 *Gairnida saþ itan drauhsno þizo driusandeino af biuda þis gabeigins, akei ... hundos ... bilaigodedun*

banjos is. "Es gelüstete ihn, sich an den Abfällen, die von der '[*mensa*: τραπέζης: *trapezy*]' des Reichen herabgefallen waren, satt zu essen, doch die Hunde beleckten seine Wunden."

Demgegenüber wird eine der direkten Auflage der Speisen dienende Unterlage, also ein "Teller", der auch anderen Zwecken dienen kann, dem älteren Gebrauch von lat. *mensa* gemäß[18], in welchem diese Vokabel bereits durch das aus dem Griechischen entlehnte *discus* ersetzt ist, weiterhin mit *mes* bezeichnet, augenscheinlich weil die Goten zur Zeit der Entlehnung des lateinischen Wortes den Unterschied zwischen der (wahrscheinlich viereckigen) Unterlage zum Auftragen der Speisegefäße und den letzteren (wahrscheinlich runden) noch nicht kannten; die Slawen hingegen, die ihre Gebräuche von den Byzantinern übernommen haben könnten, benutzten dann für den letzteren Gegenstand das entsprechende gotische Wort. Wir haben daher:

5. *mes*: *discus*: πίναξ[19]: *bljudъ*

Mc 6.25-28 *Wiljau ei mis gibais ana mesa haubiþ Iohannis þis daupjandans. ... jah atbar þata haubiþ is ana mesa jah atgaf ita þizai maujai*. "Ich will, daß du mir '[*in disco*: ἐπὶ πίνακι: *na bljudě*]' das Haupt Johannes des Täufers gibst. ... Und er brachte sein Haupt '[*in disco*: ἐπὶ πίνακι: *na bljudě*]' heran und übergab es dem Mädchen." Ebenso Mt 14.8-11, wo die gotische Version fehlt.

Wenn man annehmen darf, daß *mes* ein Eßgeschirr jeglicher Art, also auch eine Schüssel, bezeichnen kann, bietet sich eine bequeme Erklärung des merkwürdigen Ausdrucks *usgrof dal uf mesa* "er grub eine Grube unter der Schale aus" (Mc 12.1): *dal* entspräche dem lateinischen *lacus*, welches im Sinne von "Speisekeller"[20] wohl, wenn auch ungenügend, das griechische ὑπολήνιον wiedergeben sollte, welches hier und an anderen Schriftstellen eine zum Auffangen des gekelterten Rebensaftes angefertigte Vertiefung im Boden bezeichnet. Wenn man das griechische Wort in seine Komponenten zerlegt, so erhält man aus ὑπὸ "unter" und ληνός "Trog" die im gotischen Ausdruck syntaktisch unzutreffend zusammengebauten Vokabeln *uf* und *mes*.

Aufgrund derselben semantischen Annahme bezüglich *mes* läßt sich nunmehr eine weitere Entsprechungsgruppe rekonstruieren:

6. **mes*: *catinum*: πίναξ: *bljudъ*

mit der Variante

7. **mes*: *paropsis*: παροψίς: *bljudъ*

Luc 11.39 "Das Äußere des '[*calicis*: ποτηρίου: *stьklěnicy*[21]]' und des '[*catini*: πίνακος: *bjluda*]' reinigt ihr." Mt 23.25 heißt es stattdessen '[*paropsidis*: παροψίδος: *bljuda*]' in einem ansonsten gleichlautenden Vers.

Eine Lexikoneintragung für *mes* sollte demnach wie folgt

konzipiert sein:

m e s (aus vulgärlat. *mesa* für *mensa*) 1. Arbeitstisch, Comptoir: ≈ *mensa*, τράπεζα Mc 11.15; 2. Tablett, Schüssel: ≈ *discus*, πίναξ Mc 6.25, 28; Mc 12.1.

Analog:

b i u þ s (Wz. *b-ud-* "an-bieten") Serviertisch, Eßtisch: ≈ *mensa*, τράπεζα Mc 7.28 = Luc 16.21; sinnbildlich-metonymisch für gemeinsames Speisen ICor 10.21, Neh 5.17.

Es sei noch gestattet, in Kürze anhangsweise zu skizzieren, wo die für das Gotische nachweisbaren semantischen Verhältnisse kultur- und sprachhistorisch besonders im Ausblick auf die spätere Entwicklung bis in die Neuzeit hinein zu situieren sind; ist es doch hier der würdige Platz, da es wieder Björn COLLINDER war, der die Geschichte der Umdeutungen auf dem Gebiete der Tische, Teller und Schüsseln unter Heranziehung des Altnordischen und der heutigen skandinavischen Sprachen als eines der interessantesten Beispiele eines zivilisatorisch bedingten Bedeutungswandels herausgestrichen hat.[22] Die wichtigsten Faktoren in dieser geschichtlichen Entwicklung waren 1. der Übergang der Bezeichnung flacher runder Gegenstände (δίσκος) in das Feld des Essens, wahrscheinlich hervorgerufen durch die Verbreitung von Tellern und überhaupt durch den Gebrauch, die Speisen nicht direkt auf der Unterlage aufzutragen (Ausgangspunkt hierfür dürfte der späthellenistische-byzantinische Bereich gewesen sein, da die rabbinische Gräzität für Eßgeschirr die Klasse *pwṭyryn* = ποτήριον, *d(y)sqws* = δίσκος "Scheibe, Tisch", *pynk'* = πίναξ, wozu ngr. πινάκιον "Teller" zu stellen ist,[23] und aus dem Gebrauch der byzantinischen Kirche das Paar δίσκος - ποτήριον bekannt ist); 2. der Rückgang bis zum völligen Schwund des Wortes *mensa*[24], wahrscheinlich hervorgerufen durch die Verbreitung plattenförmiger, besonders auf Gestellen ruhender Geräte auch für Zwecke außerhalb des Feldes des Essens[25]. Als Folgeerscheinung läßt sich sowohl das spätmittelalterliche Eindringen einer neuen, aus dem Bereich der Bretter stammenden Vokabel, *tabula*, für *mensa* (besonders im Romanischen) beobachten wie auch die schrittweise Übernahme desjenigen Teilfeldes von *mensa*, das sich auf aufgestellte Platten bezieht, durch die oben angeführten semantisch entwickelten Nachfolger von *discus* (hauptsächlich auf nord- und westgermanischem Gebiet, wo noch im Althochdeutschen das neben *mias* gebrauchte *tisc(h)* wie aisl. *diskr* einen "Teller" bezeichnet, während neuschwed. *disk* schon mit heutigem *Tisch* gleichbedeutend ist); wo eine vererbte Form von *mensa* erhalten ist (im katholischen, also außerhalb der gotisch-byzantinischen Einflußsphäre stehenden, westslawischen Gebiet, wo z.B. tschechisches oder polnisches *misa* unter Ausschluß einer Form von *bljudъ* im Gebrauch steht), bezieht sich diese nur auf den

Bereich des "Schüssel"begriffes. In Westeuropa hingegen, wo sich die Nachfolger von *tabula* festgesetzt haben, erfahren diejenigen von *discus* in einer gewissen zeitlichen Abfolge interessante zivilisationsbedingte Aufspaltungen, indem das in verschiedenen Phasen der Sprachgeschichte mehrmals wiederholte Eindringen lateinischer oder aus dem Lateinischen stammender Wörter[26] es ermöglichte, die variierenden Erscheinungsformen des ererbten *discus* zur Differenzierung der in dieser Vokabel vertretenen Sachgebiete auszunutzen: Anf. 8. Jh. ae. *disc* "Schüssel"; 12. Jh. mhd. *tisch* "Serviertablett"[27], frz. *deis*, *dais* dass.; Mitte 13. Jh. mlat. *desca* "Pult(?), Tisch", me. *deis*, *dais* "erhöhter Tisch"; Mitte 14. Jh. engl. *desk* "Schreib- oder Lesepult"; Anf. 16. Jh. ital. *desco* "Eßtisch, Comptoir", engl. *dish* "Speise, Gericht"; Mitte 16. Jh. frz. *disque* "Scheibe"; wahrscheinlich später ital. *desco* "Speise, Gericht"; Anf. 18. Jh. engl. *disk* "Scheibe".

II. *Wisan* I – *wisan* II

Vorerst ist festzustellen, daß es kein *wisan* III gibt. Das noch in Streitbergs Glossar[27] von *wisan* "sein" getrennt angesetzte, gr. *μένειν* wiedergebende *wisan* ist in den neuern grammatischen Handbüchern bereits als mit dem ersteren "eins"[28] beurteilt. Darüber, daß dies stimmt, kann uns eine semantische Nachprüfung des neutestamentlichen Griechischen zugleich mit der in der heutigen Dependenzgrammatik einbegriffenen Valenzlehre, die überhaupt ein nicht mehr zu entbehrendes erstrangiges Hilfsmittel der Lexikographie darstellt, Auskunft geben. Selbstverständlich hat sich die Untersuchung des zwischen *wisan* ≈ *εἶναι* u.ä. und *wisan* ≈ *μένειν* bestehenden Funtionsunterschiedes zuerst auf die Formen derjenigen grammatischen Kategorien zu stützen, in denen zwischen den zwei gotischen Verben eine formelle Unterscheidung vorliegt (also in den finiten Formen des Präsens), da ja bei den anderen Formen etwaige zwischen den beiden Verben bestehende Gegensätze infolge des suppletiven Eintreten des Stammes *wis*^{i}*/a-* für den von *is-/s-* aufgehoben sind.

Im Gegensatz zu präsentischem *im* bezieht sich *wisa* auf die Zukunft:

ICor 16.6-8 *At izwis waitei salja aiþþau jah wintru wisa. ... wisuh in Aifaison und paintekusten.* "Ich werde vielleicht bei euch '[κατα- (παρα- v.l.)μενῶ, *manebo*]' oder auch '[παραχειμάσω, *hiemabo*]'. Und ich werde '[ἐπιμενῶ, *permanebo*]' in Ephesos bis Pfingsten."

Joh 14.17 *Miþ izwis wisiþ jah in izwis ist.* "Bei euch '[μένει (wohl zu lesen μενεῖ), *manebit*]' und in euch '[ἔσται, *erit*]'." Auf diesen Vers müssen wir noch weiter

unten zurückkommen.

Der futuristische Gebrauch von *wisa* usw. läßt sich vielleicht so erklären, daß es als nichtkursiv charakterisiertes Präsens einem aspektmerkmallosen *im* usw. gegenübersteht. Häufig verbindet sich der Stamm *wis^{i}/a-* mit dem Ausdruck "in alle Ewigkeit" und entspricht sodann gr. μένειν, lat. *(re-)manere*, was aber, wie wir sogleich sehen werden, auch auf den Stamm *is-/s-* zutrifft (z.B. Joh 8.35, IICor 9.9; Joh 14.16, 15.16). Der aspektuelle und prospektive Wert von *wis^{i}/a-* im Gegensatz zu *is-/s-* wird besonders dort klar, wo das erstere kopulaartig ein prädikatives Adjektiv an sein Subjekt anschließt:

IITim 2.13 *Jains triggws wisiþ; afaikan sik silban ni mag*. "Jener '[μένει, *permanet*]' treu; er kann sich nicht von sich selbst lossagen."

IICor 3.14 *Und hina dag ... þata samo hulistr ... wisiþ unandhuliþ*. "Bis zum heutigen Tage '[μένει, *manet*]' dieselbe Hülle 'unenthüllt' (d.h. nicht gelüftet)." Vgl. unten ICor 15.6.

ICor 7.11 *Anabiuda ... qenai abin ni skaidan; iþ jabai gaskaidnai, wisan unliugaidai*. "Ich gebiete einer Frau, vom Eheherrn nicht zu scheiden; sollte sie aber geschieden sein, (dann gebiete ich ihr) ungeehelicht '[μενέτω, *manere*]'." *Wisan unliugaidai* kann nicht als periphrastisches Passiv gewertet werden, und somit ist in *wisan* nicht der suppletive Infinitiv von *ist* zu sehen. Anders in dem an Unverheiratete und Verwitwete (Witwen?) ergehenden Verbot geschlechtlicher Beziehungen ICor 7.8 (vgl. unten).

Mit anderem Typus eines nominalen Prädikats (wahrscheinlich Präpositionalausdruck) Rom 9.11: ... *ei bi gawaleinai muns gudis wisai*. "... damit Gottes Absicht gemäß der Wahl '[μένῃ, *maneret*]'".

Solche Stellen enthalten wohl ein Inhaltselement "wird immer" o.ä. und drücken wahrscheinlich eine inhärente Eigenschaft des Subjekts aus. Dies geht charakteristisch aus einem negierten Gebrauch hervor:

Joh 12.46 ... *ei ƕazuh saei galaubjai du mis, in riqiza ni wisai*. "... damit jeglicher, der an mich glaubt, '[μὴ μείνῃ, *ne maneat*]' im Finstern."

Gerade in solchen Konstruktionen läßt sich, wie im weiteren ersichtlich, eine Opposition zwischen μένειν und εἶναι nachweisen.

Auch im Bereiche der finiten Präsensformen läßt sich keine eineinwertige Zuordnung zwischen *wisa* und *im* einer- und μένω und εἰμί andererseits beobachten. Vielmehr stehen die Verhältnisse so:

wisa	μένω[29]
im	εἰμί

Wir müssen daher besonders die Äquivalenz *im* ≈ εἰμί ins Auge fassen.

Die semantischen Verhältnisse, um die es sich hierbei handelt, werden verständlich, wenn man erstens berücksichtigt, daß der idg. Wurzel **wes-* "sich aufhalten, sich befinden" entsprechend das gotische *wis*^{i}/*a-* gerade auf dieser Bedeutungsgrundlage (durativ, lokalanzeigend) suppletiv für fehlende Formen des Verbums "sein" eintreten kann und keineswegs "bleiben" bedeutet, und zweitens, daß auf dem Gebiete des Griechischen eine Statusänderung der semantischen Werte von μένειν eingetreten ist, indem in der neutestamentlichen Koiné der Sinn "an einem Platze verharren, sich nicht entfernen" nicht mehr gültig ist, und daher der ehemals marginale Wert "sich aufhalten, sich befinden" zum zentralen geworden ist, von dem der Gebrauch mit Prädikatsnomen ("in einem Zustand verweilen") ableitbar ist, was auch zu einem deutlichen Rückgang des Gebrauchs von εἶναι mit Präpositionalprädikat (hauptsächlich lokalen Sinnes) geführt hat.[30] Wir finden daher *is-/s-* ≈ μένειν in folgenden Kontexten:

1. mit lokalem oder quasi-lokalem ("in mir" u.ä.) Prädikat:

Hierfür ist das 14. und 15. Kapitel des Johannesevangeliums wegen des ständigen Wechsels der betreffenden Verba charakteristisch:

Joh 14.9 *Swalaud melis miþ izwis w a s.* "So lange Zeit (die daueranzeigende Adverbialergänzung macht eine lineare Aktionsartcharakterisierung durch den Verbalstamm überflüssig) '[ε ἰ μ ί , *s u m*]' unter euch."

10 *Ik in attin jah atta in mis i s t.* "Ich <bin> (reine Kopula, den Verbalkategorien gegenüber indifferent, inhärente universalgültige Prädikation[31]) im Vater und der Vater '[ἐ σ τ ί ν , *e s t*]' in mir."

16 ... *ei s i j a i miþ izwis du aiwa.* "... daß er unter euch '[μ έ ν ῃ , *m a n e a t*]' auf ewig." (Wie 14.9 oben.)

17 Siehe oben.

25 *þata rodida izwis at izwis w i s a n d s* (lexikalisch zweideutige nichtfinite Suppletivform). "Das redete ich zu euch, als ich mich bei euch aufhielt [≈ μ έ ν ω ν , *m a n e n s*]."

15.4 *W i s a i þ in mis jah ik in izwis. ... weinatains ni mag akran bairan ..., niba i s t ana weinatriwa, ... nih jus, niba in mis s i j u þ.* "Ihr sollt euch in mir aufhalten [μ ε ί ν α τ ε , *m a n e t e*] und ich in euch. ... Eine Weinrebe kann nicht Früchte tragen, wenn sie nicht am Weinstock '[μ έ ν ῃ , *m a n s e r i t*]' (die Dauer ist

als Bedingung nicht wesentlich, nur daß die Rebe vom Weinstock nicht abgetrennt wird), und auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir '[μένητε, *manseritis*]'."

5 *Saei* *w i s i þ* *in mis jah ik in imma, ... bairiþ akran manag.* "'[Ὁ μένων, *qui manet*]' (von jetzt ab, prospektiv) in mir (wird) reichliche Frucht tragen."

6 *Niba saei* *w i s i þ* *in mis, uswairpada.* "Wenn einer nicht in mir '[μένῃ, *manserit*]' (d.h. mir abtrünnig wird), wird er weggeworfen werden."[32]

7 *Aþþan jabai* *s i j u þ* *in mis, ... þatahvah þei wileiþ, ... wairþiþ izwis.* "Aber wenn '[μείνητε, *manseritis*]' (vgl. Vers 4), ... dann wird (jederzeit), was immer ihr auch wolltet, euch (zuteil)."

9 f. *Swaswe frijoda mik atta, swah ik frijoda izwis; w i s a i þ* *in friaþwai meinai. jabai anabusnins meinos fastaid,* *s i j u þ* *in friaþwai meinai, swaswe ik ... w i s a* *in friaþwai is.* "So wie mich der Vater liebte, so liebte auch ich euch; ihr sollt mich (prospektiv, weiterhin) lieben [periphrastisch[33]: μείνατε ἐν τῇ ἀγάπῃ τῇ ἐμῇ, *manete in dilectione mea*]. Wenn ihr meine Gebote haltet [gr. Fut., lat. Fut. II], so liebt ihr mich [periphrastisch mit μενεῖτε, *manebitis*[34]]', so wie ich ... ihn (d.h. den Vater) (weiterhin) lieben werde [periphrastisch mit μένω, *maneo*]'."

11 ... *ei faheþs meina in izwis* *s i j a i* . "... damit ich an euch meine Freude habe [ἡ χαρὰ ἡ ἐμὴ ἐν ὑμῖν ᾖ (μείνῃ v. l.), *gaudium meum in uobis sit*]."

16 ... *ei akran izwar du aiwa* *s i j a i* . "damit eure Frucht in Ewigkeit '[μένῃ, *maneat*]'." Eigentlich ist *du aiwa sijai* das Äquivalent von μένῃ, *maneat*, da der Ewigkeitsausdruck in der Vorlage nicht steht; er wird im gotischen Text der Deutlichkeit halber hinzugefügt sein, könnte aber auch aus 14.16 (wie 14.9, s. oben) herübergezogen worden sein.

So auch ICor 7.20: *Warjizuh in laþonai, þizaiei laþoþs was, in þizai* *s i j a i* . "Jeder '[μενέτω, *permaneat*]' in der Stellung, in die er versetzt (= 'berufen') worden ist." Das verallgemeinernde Indefinitpronomen scheint einer zeitlosen Umstandsbestimmung gleichwertig zu sein.

Wie wir oben gesehen haben, werden die finiten Formen von *wisan* in diesen Konstruktionen als Äquivalente von *manere* gebraucht, wenn keine Dauer oder einen Weiterbestand ausdrückender Satzteil vorliegt (so Luc 10.7 *In ... þan þamma garda wisaiþ.* "In demselben Hause sollt ihr verweilen."), sodaß das IITim 3.14 gebrauchte Adverb *framwairþis*

"fortwährend, weiterhin" zwar innergotisch als neben *wisais* pleonastisch zu werten ist, jedoch wahrscheinlich das Präverb des lateinischen *permanere* (welches nicht wie das Simplex "verblaßt" ist) wiedergeben soll: *þu framwairþis wisais in þaimei galaisides þuk.* "Du sollst fortab '[μένε, *permane*]' in den Dingen, in denen du dich belehrt hast." Demselben Grundsatz entsprechend sind die nichtfiniten Formen von μένειν, *manere* wiedergebendem *wisan* in Luc 19.5, Joh 5.38 (ap. Skeir. 6.24), Phil 1.24, wo kein "Zeitdauerausdruck" hinzutritt, als zu *wisa* gehörig anzusehen. Ebenso in *þatuh ... qaþ du im wisands in Galeilaia.* "Und dies sprach er zu ihnen, als er sich in Galiläa aufhielt." (Joh 7.9), wo die syntaktischen Positionen der beiden Verba im Gotischen gegenüber der Vorlage invertiert sind (εἰπὼν ... ἔμεινεν, *cum dixisset, ... mansit*).

2. mit einer ununterbrochene Dauer ausdrückenden Satz- oder Adverbialergänzung:

Joh 14.9, 16, 15.16 (s. oben).

ICor 15.6 *þai managistans s i n d und hita.* "Die meisten '[μ έ ν ο υ σ ι ν , *m a n e n t*]' bis jetzt." Vgl. oben IICor 3.14.

So wird im folgenden Vers die außerpräsentische Verbalform als zu *im* gehörig anzusehen und so in den Glossaren anzuführen sein:

Mc 8.2 *Ju dagans þrins miþ mis w e s u n .* "Schon drei Tage weilten sie (= 'warten sie [≈ π ρ ο σ μ έ ν ο υ σ ι ν , *s u s t i n e n t*]') mit mir."[35]

3. in einem Falle, in dem von keinem andauernden Zustand die Rede ist und eine solche Bedeutung dem in der Vorlage befindlichen μένειν nicht zugeschrieben werden kann[36]:

ICor 7.8 *Qiþa þaim unqenidam jah widuwom: goþ ist im, jabai s i n d swe ik.* "Ich sage den Unbeweibten und den Witwen: Gut ist für sie, wenn sie so wie ich sind [≈ μ ε ί - ν ω σ ι ν , *p e r m a n e a n t*]." *Swe ik* vertritt pronominal ein adjektivisches Prädikat (vgl. oben). Im Gegensatz zu dem oben besprochenen Verbot der Ehescheidung mit positivem Gebot der permanenten Bewahrung des einmal geschlossenen Ehebundes (ICor 7.11) ist hier von keinem dauernden Zölibat die Rede: das Gebot der Keuschheit gilt selbstverständlich nur solange die Unbeweibten und Witwen solche sind.

Nachdem hiermit die aktionsartmäßig unterscheidbaren Gebrauchsweisen von *wisa, wisan* als Äquivalente verschiedener Vorlageverba klargestellt zu sein scheinen, können wir uns jetzt *wisan* II zuwenden. Dieses Verbum soll eine "Grund"bedeutung "sich freuen" haben, von der "schwelgen, schmausen" ableitbar sei. Dies werden wir nachzuprüfen haben und außerdem die Frage der Zuteilung gewisser Komposita an *wisan* I oder *wisan* II sowie die Ableitbarkeit der Bedeutun-

gen der von *wisan* II abgeleiteten Nomina von derjenigen des Grundwortes zu beurteilen. Die hier zitierte Angabe der Glossare ergibt sich aus der Gegenüberstellung des gotischen Verbums mit dem griechischen der eventuellen Vorlage, nämlich εὐφραίνεσθαι, scheitert aber sogleich, wenn man nach dem Muster der hier angewandten mehrsprachigen Gegenüberstellungen auch den lateinischen Text beizieht, wobei sich zeigt, daß neutestamentliches εὐφραίνεσθαι nicht in seiner alten Zentralbedeutung "sich (er)freuen", sondern (den einzigen Fall des Gebrauches des Aktivs ausgenommen) mit der früher über "genießen" abgeleiteten, aber nunmehr zur zentralen gewordenen Bedeutung "speisen" gebraucht wird, eine Bedeutung, die trotzdem sie von den lateinischen Vertenten eindeutig so erfaßt wurde, meines Wissens erstaunlicherweise von den Wörterbüchern nicht angeführt wird. Die Daten sind folgende:

<table>
<tr><td>gailjan</td><td>εὐφραίνειν</td><td>laetificare</td><td>1</td></tr>
<tr><td rowspan="4">sifan</td><td>ἀγαλλιάζεσθαι</td><td rowspan="2">gaudere</td><td>2</td></tr>
<tr><td rowspan="5">εὐφραίνεσθαι</td><td>3[37]</td></tr>
<tr><td>laetari/</td><td>4</td></tr>
<tr><td>exsultare</td><td>5</td></tr>
<tr><td>wisan</td><td rowspan="2">epulari</td><td>6</td></tr>
<tr><td>biwisan</td><td>7</td></tr>
</table>

Entsprechungen *1*, *3*, *4*, *5* unterscheiden sich von den anderen den Verbalstamm εὐφραιν- implizierenden Entsprechungen (*6*, *7*) durch die in ihnen vorliegende Genusopposition, während die letzteren ein deponentiales Verbum betreffen, was schon a priori die semantische Unterscheidung erleichtert.

Wichtiger ist jedoch die philologische und textuelle Zuordnung der den Stamm εὐφραιν- im Sinne von "(sich) (er)freuen" enthaltenden Belege:

1 IICor 2.2 Τίς ὁ εὐφραίνων με; [≈ *Was ist saei gailjan mik?*]

Bei den unter die Entsprechungen *2*, *3* und *4* fallenden Bezeugungen handelt es sich durchwegs um Zitate oder zumindest deutliche Anlehnungen an alttestamentliche Verse, sodaß passives εὐφραίνεσθαι ohne weiteres der Septuagintasprache zugeschrieben werden kann, während dem neutestamentlichen deponentialen εὐφραίνεσθαι einzig der Sinn des "Schmausens" zukommt.[38]

2 Joh 8.56 Ἀβραὰμ ἠγαλλιάσατο [≈ *sifaida*] ἵνα ἴδῃ τὴν ἡμέραν τὴν ἐμήν.

3 Gal 4.27 (direktes Zitat des Septuagintatextes Is

54.1) Εὐφράνθητι [≈ *sifai*], στεῖρα ἡ οὐ τίκτουσα.

Rom 15.10 (= Dt 32.43) Εὐφράνθητε [≈ *sifaiþ*], ἔθνη, μετὰ τοῦ λαοῦ αὐτοῦ.

4 Act 2.26 (= Ps 15(16).9, gotische Version fehlt) Διὰ τοῦτο εὐφράνθη μου ἡ καρδία καὶ ἠγαλλιάσατο ἡ γλῶσσά μου.

Act 7.41 Ἐμοσχοποίησαν ... καὶ ἀνήγαγον θυσίαν τῷ εἰδώλῳ καὶ εὐφραίνοντο ἐν τοῖς ἔργοις τῶν χειρῶν αὐτῶν; der erste Teil des Verses übernimmt Ex 32.4-6, während der Abschluß reiner Bibelhebraismus ist, vgl. LXX Ps 91(92).5 Εὔφρανάς με, Κύριε, ἐν τῷ ποιήματί σου, καὶ ἐν τοῖς ἔργοις τῶν χειρῶν σου ἀγαλλιάσομαι; Ps 103(104).31 Εὐφρανθήσεται Κύριος ἐπὶ τοῖς ἔργοις αὐτοῦ. (Kein gotischer Text.)

5 Apoc 12.12 (= Is 44.23 al.) Εὐφραίνεσθε, οὐρανοί; 18.20 Εὐφραίνου ἐπὶ αὐτῇ, οὐρανέ. (Gotischer Text fehlt.)

An keiner der angeführten Äquivalenzen hat *wisan* teil, dem folglich unter keinen Umständen ein Bedeutungsfaktor des Sichfreuens zuzuschreiben ist und welches einzig im Felde des Essens situiert ist, was auch aus den dieses Verbum implizierenden Kontexten hervorgeht:

A. In Kollokation mit semantisch benachbarten Verben:

Luc 15.23 *Matjandans wisam waila!* "Wenn wir essen, laßt uns wohl speisen!" Φαγόντες εὐφρανθῶμεν! *Manducemus et epulemur!* (Der Zusatz von *waila* "wohl" wird den Qualitäts- oder emotionellen Unterschied zwischen "Speisen" (*epulari*) und einfachem Essen (*comedere*) ausdrücken, woraus noch deutlicher hervorgeht, daß *wisan* praktisch ein Synonym von *matjan* ist, mit dem Unterschied, daß das letztere transitiv (Objekt: die Nahrung) ist und sich nicht ausschließlich auf menschliche Agenten beziehen muß.

Hierzu das Verbalabstrakt *wailawizns*: *Swa managai ganohjands ins wailawiznai ni þatainei þaurftais im fragaf, ak filaus maizo.* "Ihnen mit so viel Speise Genüge tuend, gab er ihnen nicht nur was den Bedürftigen genug war, sondern viel mehr." Sk 7.12 f.

Ohne gotisches Äquivalent Luc 12.19 Ἀναπαύου, φάγε, πίε, εὐφραίνου. *Requiesce, comede, bibe, epulare!*

B. Sonst:

Luc 15.32 *Waila wisan jah faginon skuld was.* "Man sollte gut speisen und sich freuen." Εὐφρανθῆναι καὶ χαρῆναι ἔδει. (Die Zusammenstellung mit dem Verbum der "Freude" χαίρειν bestätigt, daß εὐφραίνεσθαι nicht den Sinn des Sichfreuens ausdrückt.) *Epulari et gaudere oportebat.*

16.19 *Was gabigs jah gawasids was paurpaurei jah bwssaun jah waila wisands daga hwammeh bairhtaba.* "Er war reich und in Purpur und feines Tuch gekleidet und <gewohnt,> jeglichen Tages in glänzender Weise wohl zu speisen [εὐφραινόμενος, *epulabatur*]."

15.24 *Dugunnan wisan.* "Sie begannen '[εὐφραίνεσθαι, *epulari*]'."

Aspektcharakterisiert (ingressiv, prospektiv?):

Luc 15.29 *Mis ni aiw afgaft gaitein, ei miþ frijondam meinam biwesjau.* "Du hast mir nie ein Zicklein gegeben, damit ich mit meinen Freunden speisen könne [≈ εὐφρανθῶ, *epularer*]."

Besteht somit keine "Grundbedeutung" der "Freude", so ist eine solche auch nicht als motivierende semantische Komponente der Ableitungen und Zusammensetzungen von *wisan* II anzusetzen. Von den nominalen Ableitungen ist vorerst auf das schon oben im Zusammenhang mit der Kollokation mit *waila* erwähnte **wizns* "das Essen, Mahlzeit" hinzuweisen, das sich aus gewissen Komposita und Denominativen rekonstruieren läßt und für welches eine Verbindung mit dem Freudebegriff ganz unangebracht wäre. So haben wir *andawizns* "Speisung, Unterhalt", welches im Singular IICor 11.8 ὀψώνιον ("Ration", lateinisches Äquivalent *stipendium*, im distributiven Plural mit *laun* oder *anno* wiedergegeben) entspricht, während es im Plural für χρεῖαι "Bedürfnisse" steht und im Parallelismus mit einer der Speisensphäre angehörigen Vokabel gebraucht wird:

Rom 12.13 *andawiznim weihaize gamainjandans, gastigodein galaistandans* "an den Speisungen [χρείαις, *necessitatibus*] der Geweihten teilnehmend, der Gastlichkeit [φιλοξενίαν, *hospitalitatem*] nachgehend".

Vgl. Ph 4.16 *In þaissalauneikai ... andawizn mis insandideduþ.* "Nach Thessalonike habt ihr mir Unterhalt gesandt."

Ferner ist **gawizns* "gemeinsames Speisen" zu erschließen aus *gawizneigs* in der stark figurativ-allegorischen Stelle Rom 7.18-22: *Wiljan atligiþ mis ...; mis atist ubil; gawizneigs im ... witoda gudis.* "Das Wollen liegt bei mir zu Tische [παράκειται, *adiacet*, vgl. *accubat*] ...; bei mir ist [παράκειται, *adiacet*] das übel; ich bin dem Gesetze Gottes Speisegenosse." Das letzte Wort entspricht griechischem συνήδομαι, einem neutestamentlichen ἅπαξ λεγόμενον, das entweder dieselbe Bedeutungskomponente wie εὐφραίνομαι beinhaltet[39] oder vom gotischen Vertenten so verstanden wurde (lat. *condelector*, vgl. das folgende Zitat).

Ein **wisa* "Mahlzeit" ergibt sich aus dem Denominativ *wizon* in ITim 5.6: *So wizondei in azetjam jah libandei dauþa ist.* "Die, die in Leichtigkeit (?, Hemmungslosigkeit?) speist [σπαταλῶσα, *in deliciis est*[40]], ist[41] lebend tot."

Da *biwisan* (vgl. oben) eindeutig aspektcharakterisiert ist, besteht nur bei einem Kompositum, *frawisan*, infolge der im Gotischen direkt zu beobachtenden Wurzelhomophonie von *wisan* I und *wisan* II ein Problem der Zuordnung zu einem der beiden Simplizia. Wir wollen daher die genannte Wurzelhomophonie näher beleuchten, und zwar vom indogermanischen Gesichtspunkt aus betrachtet. Der Ansatz einer "Grund-" oder

"Wurzel"bedeutung "Freude" für *wisan* II hätte für das Gotische eine zuzügliche Wurzelhomophonie geschaffen, wo ja das Indogermanische bereits eine Wurzelhomophonie zwischen **wes-* "sich befinden" und anderen **wes-* wie den etwa in *uestis* oder in *uescor* vorliegenden Wurzeln kennt. In vielen indogermanischen Sprachen sind jedoch alle diese Wurzeln bis auf eine (jeweils andere) abgestorben oder unfruchtbar geworden, wodurch synchrone Homophonien vermieden sind. Verhältnismäßig am besten hat sich neben der Wurzel "sich befinden" diejenige des Kleidens gehalten, da sie ja ursprünglich nicht mit den anderen homophon ist, sondern **Xu-s* lautet, während bei den anderen für den Ansatz eines Laryngals keine sichere Grundlage besteht. Die Kleidungswurzel hat sich im Gotischen nur in sekundären Denominativen (*wasjan* "kleiden") und einem konkretisierten Verbalsubstantiv (*wasti* "Kleid") gehalten, was jeden homophonischen Zusammenstoß ausschließt. Es ist erstaunlich, daß trotz der Existenz der Wurzelhomophonie "Sich befinden" - "Essen" im Iranischen die meisten derjenigen etymologischen Betrachtungen, die überhaupt einen Zusammenhang zwischen **wes-* II und got. *wisan* II ins Auge fassen, trotzdem dem letzteren die "Grund"bedeutung der Freude zugeschrieben haben[42]. Erst die Einbeziehung des Hethitischen, wo auch weitgehende Wurzelhomophonie besteht, gestattete es, wie von Fr. BADER[43] durchgeführt, alle uns hier angehenden Wurzeln, die gotische miteingeschlossen, in ihren indogermanischen Beziehungen eindeutig festzulegen und semantisch zutreffend zu deuten. Noch F. A. WOOD[44] hatte sich genötigt gesehen, zu lat. *uescor* got. *frawisan* im Sinne von "verbrauchen, vergeuden" zu stellen, ohne für dieses letztere ein Simplex anzugeben. Es besteht für uns nun keine Schwierigkeit mehr, dieses gotische Verbum von *wisan* I, wohin es STREITBERG ganz unpassenderweise gesetzt hatte (da sich für *fra-* kein Beweis für einen etwa eine Bedeutung des "Zunichtemachens" herbeiführenden Sinn erbringen läßt), zu trennen und im Sinne von "aufzehren, verzehren" auch innergermanisch sowohl mit intransitivem *verwesen* "aufgezehrt werden" wie auch mit transitivem *Verweser* "Ernährer, Versorger" in eine plausible etymologische Beziehung zu setzen.

Daß *frawisan* auch vom gotischen Sprachbewußtsein als genau diesen Inhalt ausdrückend empfunden wurde, soll nun abschließend mit Hilfe der philologischen Vorführung seiner Bezeugung dargetan werden.

Frawisan bezieht sich zwar auf "Vermögen" oder "Mittel zum Lebensunterhalt" bezeichnende Objekte im Sinne von "vergeuden", entspricht aber als Übersetzungsäquivalent einem griechischen Verbum, welches etymologisch dem Bedeutungsfelde des Mahles entstammend, den Begriff des geldlichen Aufwandes, der übermäßigen Ausgabe zumindest ursprünglich nur im übertragenen Sinne ausdrückt (*δαπανᾶν* von *δαπά-*

νη, vgl. δάπτειν "fressen, verschlingen") und kann außerdem in den gleichen Kontexten und mit analogen Konnotationen durch ein Synonym ersetzt werden, welches mit demselben Präverb ausgestattet, anstelle des Stammes von *wisan* denjenigen des neutralen Grundwortes "Essen" (*fra-ītan*) aufweist, wodurch angesichts der öfters vorkommenden Benutzung eines anderen Äquivalents von δαπανᾶν in Parallelversen, nämlich *fraqiman* (mit kraft der Präverbierung transitiviertem *-qiman* wie in *usqiman* "umbringen, töten", oder vgl. etwa *be-kommen*) dem Präverb *fra-* leicht perfektivierende Funktion zugeschrieben werden kann.

Bezeugung:

Luc 15.14 *Biþe ... frawas allamma, warþ huhrus abrs.* "Als er alles aufgezehrt hatte [≈ δαπανήσαντος αὐτοῦ, *postquam consummasset*], entstand gewaltiger Hunger."

Luc 15.30 *þan sa sunus þeins, saei fret þein swes miþ kalkjom, qam* ... "Als dein Sohn, der dein Eigentum in der Gesellschaft von Huren aufgezehrt hatte [≈ καταφαγών, *deuorauit*[45]], kam ..."[46].

Mc 5.25 ff. *Qinono suma ... manag gaþulandei fram managaim lekjam jah fraqimandei allamma seinamma jah ni waihtai botida ... attaitok wastjai is.* "Eine Frau, die manches von manchen Ärzten geduldet hatte und all das Ihrige ausgegeben hatte [≈ δαπανήσασα, *quae ... erogauerat*] und keinen Nutzen gehabt hatte, berührte sein Kleid."[47]

Hierdurch scheint die Festlegung eines Lexikonlemmas *wisan* "essen" nunmehr endgültig gewährleistet zu sein.

ANMERKUNGEN

1 In Betracht zu ziehen ist die Ableitung von der idg. Wurzel **s-u-* "Leben(skraft) geben" mit Brechung in der Nachbarschaft von *w* (vgl. *waila* und überhaupt Stämme mit *ƕ*) und feminisierten Agenssuffix, also "Lebenskraftspenderin".

2 "Der Heilige", wie *sanctus* noch im kaiserlichen Latein das den Gottheiten vorbehaltene Epithet war; die Beziehung des gotischen Stammes *gud-* auf "Heiligkeit" ist durch seinen Gebrauch in Äquivalenz mit das Element ἱερ(ο)-, *sacer-* enthaltenden Wörtern sichergestellt: *gudja* = ἱερεύς, *sacerdos*; *gudjinassus* = ἱερατεία, *sacerdotium* u.ä. *Weihs* "geweiht" entspräche dann eher römisch-klassischem *sanctus*, zu dessen Verhältnis zu *sacer* s. BENVENISTE, Vocabulaire des institutions II.184-192.

3 Vgl. zu ähnlichen, aber vornehmlich etymologisch ausgerichteten Überlegungen SCARDIGLI (übers. von Vollmann), Die Goten: Sprache und Kultur, 224 f.

4 Mit Schrägstrich bezeichnen wir Variation des Übersetzungsäquivalents in Parallelversen wie z.B. Mc 11.15 = Joh 2.15 (s. unten).

5 In "den ältesten Texten" wird nach JAGIĆ, zitiert bei ENRIETTI, "Slavi 'bljudo' e 'misa' 'piatto, scodella'", Scritti in onore di Giuliano Bonfante 225-236 (s. S. 232), *mis(a)* < got. *mes* als Äquivalent von πίναξ, παροψίς gebraucht.

6 Weiter unten wird der Versuch einer Rekonstruktion unternommen.

7 Vgl. ENRIETTI, a.a.O. (Anm. 5), 234 f.; V. KIPARSKY, Die gemeinslawischen Lehnwörter aus dem Germanischen (= Ann. Acad. Scient. Fenn. B XXXII, 1934), 193 f.

8 Das grammatische Geschlecht wird so wie dasjenige von *misa* auf *trapeza* zurückgehen.

9 S. Anm. 4.

10 Vgl. ENRIETTI, a.a.O. (Anm. 5), 226 f.

11 Omkring sprogteoriens grundlæggelse 50 = Prolegomena (übers. von Whitfield) 54; "Dans quelle mesure les significations des mots peuvent-elles êtres considérées comme formant une structure?" (= "Pour une sémantique structurale"), PICL 8 (1952), 645 (= Essais linguistiques 113).

12 Ich glaube den Gedankengängen Eugenio COSERIUs sehr nahezustehen und möchte daher auf seine letzthin zum Thema unter dem Titel "Pour et contre l'analyse sémique" gemachten Ausführungen am Tokyoter XIII. Linguistenkongreß (s. vorläufig die Preprints of the Plenary Session Papers 117-128). Vgl. jetzt auch B. KOGELSCHATZ, Theorie und Praxis des sprachlichen Feldes 17 ("Bedeutungsmerkmale"), 34, 49-52.

13 So hat sich in manchen Fällen eine zirkuläre statt der linearen Anordnung als vorteilhaft erwiesen.

14 S. das so betitelte 10. Kapitel SCARDIGLIs (a.a.O., Anm. 3), 232 ff.

15 S. oben.

16 So noch bis in die Zeit des Mittelhochdeutschen, s. GRIMMs Wörterbuch s.v. *Tisch* und vgl. Parzival 639.3: *Man truoc die tische gar her dan*.

17 Nicht annehmen kann ich DEROYs Versuch (Les Etudes Classiques 44, 1976, 349-357), die Etymologie von τράπεζα des Elementes "Fuß" zu berauben.

18 Noch im klassischen Latein wird *mensa* im ursprünglichen Sinne von "abgemessener, zugeteilter Portion" (s. auch WALDE-HOFMANN, Lat. etymol. Wb. s.v.) gebraucht; folglich war der Zusammenhang mit *metiri* noch lebendig. Der semantische Übergang von "Portion" zu der ihr als Unterlage dienenden Platte, mit oder ohne "apportionierte" Speise, mag im Oskischen und Umbrischen stattgefunden haben, wo *mefa* eine auf einer flachen (aus Teig angefertigten?) Unterlage dargebrachten Opfergabe bezeichnet; dies mag als Erklärung für die Tatsache dienen, daß Cato, dessen Sprache ja nicht gerade arm an Oskismen und anderen regionalen Spracherscheinungen ist, das Wort im Sinne eines "Tisches" im allgemeinen früher als andere lateinisch schreibende Autoren gebraucht.

19 Das Wort ist im Neuen Testament nur an den hier angeführten Stellen gebraucht, und es ist daher als seine zentrale Bedeutung wohl nur "Eßgefäß" anzusetzen (vgl. unten, zu rabbinisch-griechisch *pynkʔ*, differenziert von dem das (pluralische?) Nominativ-*s* bewahrende *pynqs* "Tafel, Liste"); πίναξ "Schale" lebt in zahlreichen östlichen Entlehnungen (wie arab. *finǧān*, ungar. *findzsa*, poln. *filiżanka*) weiter (s. KUTSCHER, Milim ve-toldoteyhen [hebr. = "Wörter und ihre Geschichte"] 93-95; LOKOTSCH, Etymolog. Wb. d. europ. Wörter orient. Ursprungs s.v.).

20 Lacibus distinguuntur granaria ut separatim quaeque legumina ponantur. Columella De re rustica 1.6.13.

21 Vgl. oben.

22 Sprache und Sprachen - Einführung in die Sprachwissenschaft 186 f. (zitiert nach der deutschen Ausgabe, Hamburg 1978, des schwedischen Originals, Språket).

23 Vgl. Anm. 19.

24 Vgl. ENRIETTI, a.a.O., 234, und oben, Anm. 18.

25 DU CANGE, der von *tabula* sagt, es bedeute "idem quod aliis *mensa*", kennt andererseits eine "*mensa* scribarum et notariorum, Gallice *bureau*".

26 Vielleicht spielen hierbei auch die geregelten und normierten Spei-

segewohnheiten der klösterlichen Kultur mit, was erklären würde, daß z.B. auf germanischem Gebiet alle sowohl auf die Mahlzeit wie auch teilweise auf das Ritual bezüglichen Termini (*Schüssel*, *Kelch*, *Tisch*, *Tafel*) auf das Lateinische zurückgehen, während gerade das Slawische mehrere dem Germanischen entspringende oder durch dasselbe durchgegangene Ausdrücke wie *stol* ("Tisch"!), *misa*, *bljudo* bewahrt hat.

27 Die gotische Bibel, s.v.

28 "E t y m o l o g i s c h eins" (Hervorhebung von mir, H. R.), KRAUSE, Handbuch des Gotischen s.v.; vgl. auch das Glossar bei MOSSÉ, Manuel de la langue gothique.

29 Lat. *manere* ist "zum Teil unter griechischem Einfluß" zu einem "Konkurrenten von *esse* in Umschreibungen" geworden (SZANTYR, Lat. Syntax und Stilistik, 395).

30 Man vergleiche z.B. die ganz geringe Zahl der Bezeugungen von εἶναι im Sinne von "sich befinden, sich aufhalten" mit der großen Masse derjenigen von μένειν in derselben Bedeutung in BAUERs neutestamentlichen Wörterbuch.

31 Vgl. meine Untersuchung "Sur quelques types de prédication en indo-européen ancien", Etrennes de septantaine ... offertes à Michel Lejeune, 217-222.

32 Das Tempus der Apodose ist im Lateinischen ein Futurum, im Griechischen ein von BLASS-DEBRUNNER, Gramm. d. nt.lichen Griech., 148, wohl kaum treffend als gnomisch klassifizierter Aorist.

33 Vgl. oben.

34 Diese Periphrase spiegelt vielleicht eine passivische Auffassung wieder.

35 Hier hat die Vorlage eine Präsensform. Im allgemeinen scheint eine gewisse Zurückhaltung zu bestehen, Präteritalformen von μένειν, *manere* durch das Simplex *was*, *wesun* wiederzugeben; vorgezogen wird auch in den oben für die Äquivalenz μένω, *maneo* ≈ *im* bezeugten syntaktischen Umgebungen das Kompositum *gawisan*, das zu *im* in keinem Suppletivverhältnis steht: Luc 8.27 mit Präpositionalergänzung (oben). Luc 1.22 hat STREITBERG in einer Konstruktion mit Prädikatsnomen ("er blieb weiter(?) stumm") das Präfix *ga-* wahrscheinlich aufgrund der zusammengesetzten Form der Vorlage (διέμενεν, v. l. διέμεινεν; *permansit*) hinzugesetzt.

36 Der lateinische Vertent hat jedoch so verstanden und *permanere* gebraucht.

37 Gotischer Text nicht belegt.

38 Man darf hier an die in der einschlägigen Literatur noch immer nicht genügend hervorgehobene Wichtigkeit der Unterscheidung zwischen der neutestamentlichen Sprache und der in der Septuaginta zur Anwendung gebrachten Ausdrucksform erinnern, über die ich letzthin in L'hébreu et ses rapports avec le monde classique, 57 - 65 gehandelt habe. Dieses prinzipiellen Unterschiedes war sich der Vertent des lateinischen Codex Fuldensis nicht bewußt, der sogar Os 9.1 Μὴ χαῖρε, Ἰσραήλ, μηδὲ εὐφραίνου mit *Noli gaudere Istrahel neque epulari* wiedergibt (RÖNSCH, Itala und Vulgata, 362, wo noch schlechthin behauptet wird, *epulari* hätte die Bedeutung "laetari, exsultari" gehabt). Der Vulgatatext hat hier *noli exultare*; auch Ac 16.34 entspricht einem *laetatus est* der Vulgata in der Wiedergabe von Παρέθηκεν τράπεζαν καὶ ἠγαλλιάσατο ... πεπιστευκὼς τῷ θεῷ ein offenbar durch die Nachbarschaft von "brachte die Tabletts heran" herbeigeführtes *epulabatur* des Lucifer Calaritanus.

39 Vgl. BAUERs Wörterbuch s.v. ἥδομαι, das im Neuen Testament überhaupt nicht gebraucht wird.

40 Der in der Vulgata vorliegende Sprachzustand erlaubt nicht, dem gotischen Vertenten eine Auffassung von *est* als "ißt" zuzuschreiben. Die Bedeutung und Konnotation von σπαταλᾶν läßt sich aus Jac 5.5 (gotisch nicht erhalten) erschließen: Ἐ τ ρ υ φ ή σ α τ ε ἐπὶ τῆς γῆς καὶ ἐ σ π α τ α λ ή σ α τ ε , ἐ θ ρ έ ψ α τ ε τὰς καρδίας

ὑμῶν. *E p u l a t i   e s t i s   super terram et   i n   l u x u r i i s   e n u t r i s t i s   corda uestra.*

41 Wir haben das in der Vorlage einer Grundlage entbehrende *jah* im Anschluß an STREITBERGs im Glossar s.v. gemachter Angabe, es diene zur "Verbindung von Partizip und Verbum finitum" unübersetzt gelassen, da sich sonst der Widersinn "Die, die in Leichtigkeit speist und lebt, ist tot" ergeben hätte. Unerfreulicherweise entspricht keiner der von STREITBERG a.a.O. angeführten Belege der Konstruktion seiner syntaktischen Analyse; am nächsten käme noch Mc 14.66: *Wisandin Paitrau in rohsnai dalaþa jah atiddja aina þiujo*. "Als Petrus unten im Hof war (ὄντος, absolute Partizipalkonstruktion wie im Gotischen), ging einer der Knaben heran." Hier hat aber STREITBERG selbst im Text seiner Ausgabe das *jah* gestrichen.

42 Wie z.B. WALDE-HOFMANN, wo noch eine Zerlegung von *uescor* als **ue-escor* mit daraus folgender Verbindung mit *esca* von *edere* dem Ansatz einer Wurzel *ues-* vorgezogen wird. Die dazugehörigen germanischen Wörter werden dem Gotischen entsprechend semantisch vom Begriff der "Freude" abgeleitet, wobei sich die Verfasser auf ai. *wasuḥ* und gr. ἐΰς "gut" als von "erfreulich" ableitbar berufen, wobei doch das griechische Adjektiv weder ein Digamma besaß noch mit dem altindischen Wort etymologisch verwandt ist. Heute wissen wir, daß altidg. Ausdrücke für den "Güte"begriff mit Vorliebe adjektivisch (partizipial) vom Verbum des "Seins" abgeleitet werden, und daß sich somit sowohl die beiden erwähnten Wörter wie auch ai. *su-* (**Xsu-*) als mit *-u-* abgeleitete Verbaladjektiva der verschiedenen "Seins"-Wurzeln (**wes-*, **Xes-*) ansehen lassen, wodurch sie genau der grammatikalisierten *-nt-*Partizipialbildung ai. *san*, *sant-* "wahrhaft, gut" entsprechen; ein anderes agentives (partizipiales) Suffix liegt in dem zur selben Wurzel gehörigen gr. *ἐσ-λός > ἐσθλός vor.

43 In "Noms de bergers de la racine **pā-*", Studies ... L. R. Palmer 17-27; zu unserem Belang s. S. 24, wo aus dem Hethitischen im Anschluß an PEDERSEN, Hittitisch, 46 (Fr. BADER übernimmt es jedoch von BENVENISTE, Hittite, 100 f.), *westras* "Hirt" und *wesis* "Weide" beigebracht werden.

44 Post-consonantal *w* in Indo-European (= Langue Monograph 3), 54. Obwohl hier das gotische Simplex *wisan* gar nicht erwähnt wird, scheint es WOOD mit *uescor* direkt verbinden zu wollen, da sonst kaum erklärlich ist, wie er dem letzteren eine zu "consume, use" führende Bedeutung "enjoy" zuschreiben konnte.

45 In der biblischen Latinität wird dieses Verbum vorzüglich im Sinne von "verzehren, vernichten" gebraucht; vgl. meine oben, Anm. 38, zitierte Untersuchung, S. 72 ff.

46 In nicht übertragener Bedeutung "auf(fr)essen" steht *fretun*: κατέφαγεν: *comederunt* im Gleichnis von den Vögeln, die dem Landmann Saatkörner auffressen, Luc 8.5 und Mc 4.4. Mit menschlichem Objekt wahrscheinlich im Sinne von "jemandem das Blut aussaugen" *fraïtiþ*: κατεσθίει: *deuorat* (vgl. die vorige Fußnote) IICor 11.20.

47 *Fraqiman* in absolutem Gebrauch und auf menschliches Objekt bezüglich IICor 12.15: *Ik laþaleiko fraqima jah fraqimada*. "Ich werde gerne verkommen [≈ δαπανήσω, *impendam*] und mich vernichten lassen [≈ ἐκδαπανηθήσομαι, *superimpendar*]". Sonst entspricht transitives *fraqiman* einem griechischen ἀναλῶσαι oder lateinischen *consumere* (Luc 9.45, Gal 5.15) oder *erogare* (Luc 8.43, vgl. das hier zitierte Mc 5.26).

Das Wort für "segnen" im Althebräischen

Frithiof RUNDGREN
Uppsala

Man kann wohl sagen, das wahre Vaterland des einzigartigen, in Hampstead lebenden Elias Canetti sei die deutsche Sprache. In diesem seinem geistigen Vaterland wandelt er wie in einem Garten, in dem er auch einige große Bäume und viele schöne Blumen gepflanzt hat, so z.B. die Schilderung seiner Kindheit. In der poetischen Autobiographie "Die gerettete Zunge" erzählt er uns, wie der Großvater den Vater des jungen Elias mit seinem Zorn überfällt, weil sich der Vater aus den ihm zu eng gewordenen Verhältnissen in Rustschuk losreißen und nach England auswandern möchte. So geschieht das Schreckliche. Canetti erzählt: "Als er (der Großvater) sah, daß er nichts ausrichten konnte, wenige Tage vor der Abreise, verfluchte er ihn feierlich im Gartenhof, seinen Sohn, vor den anwesenden Verwandten, die entsetzt zuhörten. Ich hörte sie, wie sie untereinander darüber sprachen: nichts gäbe es, sagten sie, das furchtbarer sei, als ein Vater, der seinen Sohn verfluche."

Wie nun der Fluch des Vaters wohl immer als besonders furchtbar betrachtet worden ist, so wird der *Segen*des Vaters als höchst erstrebenswert, ja bisweilen als lebensnotwendig empfunden. Da der Verfasser dieser Zeilen frühzeitig vaterlos wurde, wüßte er über die Lage des Vaterlosen manches zu erzählen. Hier möchte er jedoch nur auf die Verbindung hinweisen, die bei den alten Hebräern zwischen dem Segen und der Person des Vaters bestanden hat, Björn Collinder zuliebe, dem Manne, der Jahre hindurch den Verfasser als einen Sohn behandelt hat und auf dessen Segen dieser daher großen Wert legt.

Das Wort für "segnen" ist im Althebräischen *bērak*, aus **birrak*, formal zu einem verschollenen **bārak*, von dem uns jedoch das Partizip *bārūk* "gesegnet" erhalten ist. Neben diesem Verbum geht nun ein Wort *bäräk* "Knie", im Dual *birkayim*, her, das auch in anderen semitischen Sprachen Entsprechungen hat, z.B. im Aramäischen *burkā*, St. abs. *bərok*, Pl. *burkātā* (Altsyrisch), *birkā*, St. ind. *bäräk* (Jüdisch-Aramäisch), *birkum*, im Dual *birkān*, *-ēn* (Akkadisch). So wäre hier ein gemeinsemit. **birk-* "Knie" anzusetzen, wenn es nicht

auch gewisse andere Formen gäbe, welche gegen einen solchen Ansatz zu sprechen scheinen. Nach W. von Soden lautet das Wort im Altsyrischen *burk̄ā*, mit frikativischem *k* (Akkad. Handwörterbuch, Lief. 2/1959, S. 140). Trotzdem werden wir hier von einem altsyr. **burk*- ausgehen und somit auch von einem akkadischen **burk*-, in der Nebenform *burku* zu belegen, nach von Soden "m/sp B,nA" (ibidem). Hierzu kommen nun auch die Formen wie jüd.-aram. *ʾarkubṯā* (Brockelmann, Grundriß I, S. 276; Lexicon Syriacum, S. 96 a hat er jedoch *ʾarbubtā*, gegenüber Dalmans *ʾarkubbətā*), mand. *bwrkyʾ* (Nöldeke, Mand. Grammatik, S.157), ebenfalls zu einem **burk*-, sowie arab. *rukbat*-, nach Brockelmann zunächst zu altäthiop. *bərk* (Grundriß I, S.272); an sich kann natürlich dieses *bərk* gleichfalls auf ein **burk*- zurückgehen. Das Neuostaramäische hat jedoch *birkä*. Da sich ein *u* hier aus *i* leicht erklären läßt (*b*-), halten wir an dem Ansatz **birk*- "Knie" fest und betrachten dann auch hebr. *bārak* "knieen" als ein Denominativ von *bäräk* "Knie" < **bark*- < **birk*- (Philippis Gesetz). Ist dann nicht auch das oben erwähnte *bērak* "segnen" gleichfalls als ein Denominativ von *bäräk* "Knie" anzusprechen? Mit anderen Worten, stellen nicht die in mehreren Wörterbüchern auseinandergehaltenen sog. "Wurzeln", d.h. die Ideomorpheme *brk* I (Knie) und brk II (segnen) von Haus aus dasselbe Ideomorphem dar? Wir werden jetzt diese Frage zu beantworten versuchen, und zwar zunächst vom Indoeuropäischen her.

"Knie" lautet im Lateinischen bekanntlich *genū*, *-ūs*, vgl. γόνυ, γόνατοσ < **gonwatos* etc. Nach Ernout-Meillet gehört nun *genuīnus* "angeboren, angestammt, natürlich, echt, einheimisch" zunächst zu *genu* und somit nicht in erster Linie zu *genus*, *-eris* "Geschlecht, Geburt", und von den Versuchen, *genuinus* mit *gignere* zu verbinden sagen sie: "Tant que ce mot était rattaché à *gigno*, *gignere* la dérivation en demeurait inexpliquée, la racine **genə*- ne comportant aucun thème en *-u*-." (Dictionnaire étymologique de la langue latine[4], 1959, S.273 a). Was das Verhältnis zwischen γόνυ und γίγνομαι betrifft, ist H. Frisk ganz kategorisch: "daß γίγνομαι ein Denominativum von γόνυ wäre..., ist schon aus morphologischen Gründen ausgeschlossen" (Griechisches etymologisches Wörterbuch, Lief. 4/1956, S.321). Doch, die Einzelheiten der Derivierung sind eine Sache, die Frage nach der ideomorphemischen Zugehörigkeit verschiedener Wörter eine andere. Hier geht es uns zunächst um das *Ideomorphem*, nicht um seine lexemischen Repräsentationen in den verschiedenen Sprachen, Repräsentationen, welche in unserem Falle zum Aufstellen der Varianten **ĝenu*-, **ĝonu*-, **ĝnu*- für "Knie" und **ĝenə*-, **ĝnē*- für "Gebären" geführt haben. Wir wollten aber nie vergessen, daß wir bei allen solchen Abstraktionen Verluste an *Informationen* erleiden, und dieser Umstand ist für die Frage nach dem linguistischen *Niveau*

solcher junggrammatischen Rekonstruktionen von großer Bedeutung. Stellen wir zunächst fest, daß Formen wie die eben erwähnten als gleichberechtigte Varianten zu gelten haben, und zwar als variierende Erscheinungsformen des Ideomorphems *g̊-*n*-, des "phonemischen" Ausdrucks und *Eindrucks* eines entsprechenden Inhalts: *G̊-*N*-. Auf dem Niveau des Ideomorphems bewegen wir uns nicht mehr auf dem Gebiete des Lexems, sondern auf dem des *Gedankens*, weshalb auch der Begriff des Phonems hier einen anderen Inhalt erhält; es handelt sich um noetische Radikale im Sinne meiner integrierten Morphemik, vgl. Orientalia Suecana 29/1981, S.86. So etwas wie z.B. "la racine *g̊enə-" gibt es aber nicht, da der Begriff der Wurzel im Sinne der Indogermanistik linguistischer Realität zu entbehren scheint. Wie man in der Semitistik von einem *brk* I "Knie" und einem *brk* II "segnen" spricht, so scheint man noch heute geneigt zu sein, mit einem g̊-*n* I "Knie" und einem g̊-*n*- II "gebären" zu rechnen (vgl. jedoch Ernout-Meillet, Dictionnaire, S.273 b), was alles letzten Endes höchst unwahrscheinlich ist. Jetzt müssen wir aber wiederum das Semitische zu Hilfe nehmen, indem wir, vielleicht etwas unerwartet, von dem bisher unerklärten *ʾobän* ausgehen, das sich im Alten Testament zweimal belegen läßt.

Im Buche Jeremia lesen wir 18,3: *wā-'ēred bēt ha-yyōṣēr, wə-hinnēhū ʿōśā məlākā ʿal-hā-'åbnāyim* "Und ich ging hinab in des Töpfers Haus; und siehe, er arbeitete eben auf der Scheibe." (Luther). Daß der Dual *ʾåbnayim* mit *'äbän* "Stein" etymologisch zusammenhängt, ist wahrscheinlich. Es mag sich um einen sog. *dualis a potiore* (elliptischer Dual) handeln, d.h. das Gerät des Töpfers wird hier nach dem einen seiner beiden Hauptbestandteile benannt, d.h. nach der in alter Zeit vermutlich steinernen sog. Töpferscheibe (gewöhnlich aus Holz oder Eisen), die dann vielleicht nach dem Stein als "Amboß" ursprünglich benannt worden war. Eine derartige ziemlich schwere Steinscheibe mag später durch eine hölzerne oder eiserne ersetzt worden sein, der Name wurde jedoch beibehalten: **'ubn-* "Drehstein", zum Unterschied von **'abn-* "Stein" schlechthin. Das Targum hat hier, wie der Syrer *ʿal saddānā* "über den Amboß" (Sperber *sədānā*), die Septuaginta ἐπὶ τῶν λίθων, Vulg. *super rotam*. Wenn dies zutrifft, ließe sich späteres *'åbnayim* im Sinne der weiblichen Genitalien als eine bildliche Benennung nach der Töpferscheibe verstehen, eine Benennung, die dann auch in der jetzt zu besprechenden Stelle vorläge, vgl. H. Torczyner, Die Entstehung des semitischen Sprachtypus (1916), S.163.

Im Exodus 1, 16 heißt es nämlich: *wa-yyōmär: bə-yallädkän 'ät-hā-ʿibrīyōt ū-rə'ītän ʿal-hā-'åbnāyim, 'im bēn hḥa mittän 'ōtō wə-'im-bat hī wā-xāyā* "Und er (Pharao) sagte: wenn ihr den hebräischen Weibern Geburtshilfe leistet und (dabei) über die *'åbnayim* hinwegsehen, so, wenn es ein

Sohn ist, sollt ihr ihn töten, und wenn es eine Tochter ist, soll es (das Kind) leben", wo die Soncino Bibel (1979) "ye shall look upon the birthstool" sowie die Erklärung: "A special seat for a woman in childbirth, termed elsewhere in Scripture mashber" hat (S.321). Nun bedeutet *mašbēr* eigentlich "Durchbruchsort", dann auch Muttermund, was nicht weit von *'åbnayim* in der von mir gegebenen Deutung ist, und es kann kaum, und zwar aus mehreren Gründen, hier von einem "Stuhl" im Sinne eines "seat" die Rede sein. Hingegen ließe sich zur Not der Beichtstuhl wegen der Kniestellung des Beichtenden vergleichen. Denn, was nun auch das akkadische *aban alādi* "Gebärstein" bedeutet haben kann, man hat für *'åbnayim* öfters an die Kniestellung der Gebärenden gedacht, und in einem schönen Aufsatz hat B. Stade dadurch unser Problem zu lösen versucht, daß er statt *hā-'åbnayim* einfach *ha-bbirkayim* liest: 'Seht auf die Kniee' heißt dann, benutzt zur Tödtung den Moment, in welchem das Neugeborene, nachdem es den Mutterschoß verlassen hat, auf den Knieen der die Kreißende haltenden Person liegt und die Entbundene noch zu erschöpft ist, um euer Thun zu beachten" legt sich Stade unsere Stelle aus (Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 6/1886, S. 154 ff.). Es handle sich nach ihm also hier um die Kniee de Hebamme. Hier muß aber der Semitist weiter ausholen.

Es fällt auf, daß dem Arabischen das sonst allgemein verbreitete Wort für "Stein", *'abn-, abgeht, wofür hier *ḥağar-*, Pl. *ḥiğārat-* eintritt; über das von Brockelmann herangezogene arab. *'abān* "petra" (< *'a'bān*?) kann ich mich augenblicklich nicht äußern (Lexicon Syriacum, S.31). Für uns erhebt sich hier eine ganz andere Frage: Ist der Stein nach einem alten Namen für "Knie", *'abn-*, *'ubn-* benannt worden, oder ist "Stein" ursprünglich als "der Knoten des Erdbodens" und "Knie" als "der Knoten des Menschenkörpers" gedacht? Das arab. *'ubnat-* bedeutet "a knot in wood, in a branch, in a staff, stick, in a bow, in a rope". In einem System, wo *'ubn* noch ein Kollektiv war, fungierte *'ubnat* als Nomen unitatis und *'ub-a-n* als Plural, vgl. sonst γόνυ "Knie" und γόνατα "Knoten an den Halmen", γονατώδησ "mit Knoten versehen". Dieses *'ubnat-* "Knoten" geht ohne Zweifel von einem *'ubn-* aus, und "Knoten", "Knie", "Gebären" und "Sohn" (*bēn*, *ibn*) gehören wahrscheinlich in dem Sinne zusammen, daß sie alle, auf verschiedenen Wegen, zum Aufstellen eines Ideomorphems *'bn* führen. Befreit von lexemischen Einzelheiten erscheint nun in dieser Optik z.B. lat. *nōdus* "Knoten" als aus einem *gnō-d-os entstanden, eine Hypothese, die zwar hier nicht weiter entwickelt werden kann, die aber über das Verhältnis zwischen lat. *genu* und *genus* ein semitisches Streiflicht fallen läßt.

Wie nun hebr. *bārak* "knieen, die Knie beugen" gehört m.

E. auch *bērak* "segnen" ohne Zweifel mit *bäräk* "Knie" zusammen. Denn auch das in meiner Muttersprache noch heute gebrauchte Verbum *knäsättä* hat seine Geschichte, und sie weist auf den Vater hin, der das Kind auf seine Kniee setzt und es dadurch für *genuinus* "knäsätt" erklärt, vgl. über nordisches *knêsetja* und *skiötsätubarn* Stade (a.a.O., S.144 f.) und über altirisches *glún-dalta* "nourrisson du genou" bei J. Loth, Revue Celtique 40/1923, S.147, und die Kritik R. Thurneisens, Kuhns Zeitschrift 57/1930, S.69 ff., weiterhin S. Simonyi, Kuhns Zeitschrift 50/1922, S.152 ff. sowie R. Back, Indogermanische Forschungen 40/1922, S.162 ff. Hierzu kommt auch der sogdische Ausdruck *zānūk zātak* "Sohn des Knies", den Benveniste nach den Ausführungen Loths in demselben Sinne gedeutet hat (BSL 27/1926, S.51 ff.). Wenn aber Benveniste akkad. "tarbit birkiya" als einen weiteren Beweis für den eben erwähnten Brauch betrachtet, dürfte er irren. Der akkad. Ausdruck lautet *tarbīt bir-ke-ia* und bedeutet zunächst "nourrisson de mes genoux" (a.a.O., S.52). Von Soden hat "Sohn 'auf meinem Schoß aufgezogen'" (Akkad. Handwörterbuch, Lief. 2/1959, S.129), woraus die Bedeutung "Schoß" für *birkān* erschlossen wird. Dies erinnert uns an die Deutung des homerischen ταῦτα Θεῶν ἐν γούνατι κεῖται bei E. Schwyzer, Festschrift Wackernagel (1923), S.283 ff. So ruht, könnte man sagen, das Schicksal des Neugeborenen auch bei den alten Hebräern im Schoß des Vaters.

Vom Vater geht also der Segen aus, und dann auch später vom Vater im Himmel. Daher war dem althebräischen Menschen das Gesegnetwerden, die *bərākā*, so wichtig. Bei den Hebräern war nun diese *bərākā* anfänglich oder zu einer gewissen Zeit mit der *bəkōrā* "Erstgeburt(srecht)" verbunden, indem der erstgeborene Sohn zugleich der Erbe war. So sagt Esau zu seinem Vater Isaak: "Er heißt wohl Jakob; denn er hat mich nun zweimal untertreten. Meine Erstgeburt (*bəkōrā*) hat er dahin; und siehe, nun nimmt er auch meinen Segen (*birkātī*). Und er sprach: Hast du mir denn keinen Segen (*bərākā*) vorbehalten?" (Genesis 27, 36, Luther). Als er die Antwort des Vaters gehört hat, sagt er: "Hast du nur Einen Segen, Mein Vater?" (27, 38). Das war offenbar der Fall. Das mag nun eine spezifisch hebräische Spezialisierung des Segens im Rahmen des damals gültigen Erbrechts sein, aber eine derartige Spezialisierung steht der Annahme nicht hindernd im Wege, der Vater habe anfänglich durch die "Knie-Setzung" eines neugeborenen Knaben dessen Echtheit, *genuinitas*, bestätigt. Ein Sohn war ja so wie so der Erbe, und so heißt es auch Genesis 15,3: "Und Abram sprach weiter: Mir hast du keinen Samen gegeben; und siehe, der Sohn meines Gesindes (*bän-bētī*) soll mein Erbe sein."; vgl. Verf., Eranos 551957, S.150. Wir nehmen somit an, *bērak* habe im Althebräischen die legitimierende Knie-Setzung des Kindes durch den Vater

bezeichnet, woraus sich dann die Bedeutung "segnen" entwickelt habe, und zwar auch im Zusammenhang mit der *bəkōrā* vielleicht < **bərōkā* (vgl. arab. *rukbat-* < **burkat-*) mit bedeutungsdifferenzierender Metathese. Demnach ist also *bērak* "segnen" zunächst ein Denominativ zu *bərākā* beziehungsweise ein Faktitiv zu *bārūk* im Sinne von "auf die Kniee gesetzt", d.h. die Zeremonie des Knie- oder Schoß-Setzens vollziehen. In dieser Zeremonie wurzelt allem Anschein nach das althebräische Segnen, dem J. Pedersen mehrere lichtvolle Seiten gewidmet hat: "Velsignelsen" (Israel I/1920, S. 135-160).

Zu Recht hat nun Pedersen festgestellt: "Patriarkfortaellingerne handler om hvorledes Velsignelsen kom ind i Israel." (S.141). Es fängt mit Abraham an. Von ihm heißt es: *'ᵃnī hinnē bərītī 'ittāk wə-hāyītā lə-'ab hᵃmōn gōyīm* "Siehe, mein Bund ist mit dir, und du wirst zum Vater einer Menge von Völkern werden" (Genesis 17,4). Yahwä erteilt ihm hier den Segen *par excellence*, nämlich "Evnen til at formere sig", wie Pedersen es ausdrückt (S.153), der aber auch hinzufügt: "Paa det punkt har israelisk Aand bevaret sig selv helt op gennem Tiderne, og det är ikke umuligt at den hebraeiske Betegnelse for Velsignelsen egentlig udtrycker denne Eve. *Bərākā* skulde da staa i Forbindelse med *bäräk*, Knae, idet disse maatte opfattes som betegnelse for Underlivsregionen, Formeringsevnens Saede." (S. 153 und S. 408). Wie wir gesehen haben, ist diese Auffassung des hier allerdings richtig geahnten etymologischen Zusammenhangs kaum ganz zutreffend. Die Weiterentwicklung der *bərākā* geht zunächst von der legitimierenden Rolle des "Vaters Abraham" aus. Durch die Erweiterung der Zeremonie des Knie-Setzens wurde dieser in die Lage versetzt, ganze Völker zu legitimieren. Die Kraft dazu hat ihm der Vater im Himmel gegeben. Es sei hier weiter nur auf zwei Umstände hingewiesen. 1. Die Darstellung der *bərākā* bei Pedersen ist durch Vilhelm Grönbechs "Lykkemand og Niding" (Vor Folkheaet i Oldtiden, I/1909) besonders tief beeinflußt. 2. So wie Pedersen uns die *bərākā* schildert, weist diese auch eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der *aretē* der Griechen auf (vgl. Orientalia Suecana 19-20/1972, S.91; Acta Societatis Linguisticae Upsaliensis 2:5/1976, S.140).

Kontextstudien am Passiv des Malålappischen

Wolfgang SCHLACHTER
Göttingen

1. Problemstellung

Der Beitrag sucht eine Antwort auf die Frage: was geschieht sprachlich, wenn in einem Kontext auf einen Satz mit aktivischem Verb ein solcher mit passivischem folgt? Das Problem ist komplex und verlangt mehr und vielseitigeres Material als mir zur Verfügung steht; ich hoffe aber, daß die Antwort nachprüfbar und nachprüfenswert ist. Eine weitere Einschränkung besteht darin, daß nur der Zusammenhang zwischen den grammatischen Funktionen der Diathesen und den Satzbedeutungen der einzelnen Verbformen untersucht wird. Als "Satzdeutung" soll diejenige Variante der lexikalischen Bedeutung verstanden werden, die die Verbform als Prädikat ihres Satzes annimmt.

2. Theoretische Voraussetzungen

Sprachlich formuliertes Denken erscheint als in ständiger Bewegung befindlich, insofern ihm hic et nunc immer etwas vorangeht und etwas folgt, wobei der Inhalt unverändert bleiben kann. Auch das Sprechen ist der Abhängigkeit von Raum und Zeit unterworfen (Linearität). Sprachliche Äußerungen lassen sich, wenn man sie auf die Raum-Zeit-Ebene bezieht, als Ketten sprachlicher Einheiten vorstellen, die "von links nach rechts", unumkehrbar an Sprecher und Hörer vorbeigleiten. Während des Sprechens sind die Ketten "unter Spannung", weil sie dem "Zug" ausgesetzt sind, den der gemeinte fertige Sachverhalt ausübt. Im Sprecher kommt die Spannung als Kontrast zwischen Kenntnis des Ganzen und Äußerung der Teile zum Ausdruck ("Analyseprozeß"), im Hörer in der Suche nach der Ganzheit der gelieferten Teile ("Syntheseprozeß", Verstehen).

Das Gleichnis der Kette hat jedoch noch einen anderen Sinn. Das Kettenglied kann sich nur in der Kette, im Kontext bewegen; isoliert ist es statisch: die lexikalische Bedeutung verändert sich nur im Kontext. Dadurch entsteht ein kompliziertes Verhältnis zwischen Denken und Sprechen. Der Sprecher muß mit statischen Mitteln bewegte (Denk-) Inhalte wiedergeben. Der hierfür erforderliche Bewegungsfaktor kommt

erst durch die "Spannung" ins Spiel, also durch die Möglichkeit, die Sprachelemente in größeren Sinneinheiten zu "Ketten" zusammenzuschließen, Gestalten zu erzeugen, die mehr sind als die Summe ihrer Teile.

Die elementare Bewegung unseres Denken ist für die Information irrelevant; andererseits läßt sie sich aus den größeren Spracheinheiten als die Spannung auf ein Ganzes hin, als individuelle Prägung der lexikalischen Bedeutungen und grammatischen Funktionen im Rahmen einer Äußerung nicht beseitigen. Statische Sprachelemente werden im Aufbau des Gedankens zu dynamischen Äußerungsinhalten. Es fragt sich nun, in welchen Teilen der sprachlichen Kommunikation die Bewegung relevant werden kann.

Bleiben wir bei Sprachen mit finitem Verb, wird sofort klar, daß sich die Wortarten zu dem Bewegungsmoment verschieden verhalten. Allein das Verb kann lexikalisch Bewegung darstellen, ohne dynamisch zu werden. Die Übersetzung einer physikalischen Bewegung in einen Sprachinhalt hebt sie auf. Einbau in einen Satz bedeutet für das "Zeitwort" Aktualisierung des Bewegungs-Inhalts für die "Kette", er wird für die Kommunikation relevant.

Doch diese Relevanz bezieht sich zunächst nur auf den Sprachinhalt, nicht auf den Aufbau der Mitteilung. In dem Satz "Gehen ist gesund" stellt "Gehen" zwar Bewegung dar, ist aber als Substantiv (Infinitiv) und als Subjekt statisch; das Bewegungselement wird nur lexikalisch realisiert, als "Kettenglied", nicht als unter Spannung stehender gestalthafter Teil der ganzen Kette. Entsprechendes gilt für alle infiniten Formen. Den Finitformen dagegen fällt gerade die eben skizzierte Aufgabe zu, mit statischen Mitteln Bewegung auszudrücken. In ihnen zeigt sich anschaulich die Satzspannung an der Vielfalt der Affixe, der Kongruenz, ihrer für die gesamte Satzstruktur entscheidenden Akzentuierung und Stellung.

Indessen komplizieren die verselbständigten Wirkungen des Sprachsystems den Tatbestand. Wenn die überwältigende Mehrheit der vollständigen Sätze ein Finitverb enthalten muß, wäre es willkürlich und unrealistisch, einen notwendigen Zusammenhang zwischen Finitverb und Ausnutzung des Bewegungselements für die Kommunikation zu postulieren. Die grammatischen Kennzeichen treten auch dann an den Verbstamm, wenn dessen lexikalische Bedeutung ganz undynamisch ist. Der Satz "es geht" deutet an, wo der Zwang zur Finitform am leichtesten zu Schwierigkeiten führt: bei Wiedergabe abstrakter Inhalte. Extremfälle sind Begriffsdefinitionen. Wie sehr hier die Finitform stört, zeigen die jahrhundertelangen Versuche der Logiker, sie zu eliminieren.

Auch im täglichen Sprachgebrauch sehen wir auf Schritt und Tritt den Kampf zwischen kognitivem und sprachlichem

Bewegungsausdruck. Da wir uns mit einer grammatischen Kategorie beschäftigen wollen, lassen wir die lexikalischen Fälle wie "es geht" beiseite und wenden uns Beispielen für Strukturelemente zu. Die illokutiven Äußerungen (Modi außer Indikativ, Frage, Verneinung u.a.) erzeugen die "Spannung" der Kette nicht in Richtung auf die Realisierung des Verbvorgangs in Raum und Zeit, sondern auf die Stellungnahme des Sprechers zu ihm. Er ist nicht Verlauf, sondern Sachverhalt. Etwaige semantische Bewegungsmerkmale beziehen sich auf die Sache selbst, nicht auf deren kognitive Verarbeitung. Das Bewegungselement ist für die Information irrelevant.

Ein anderes Beispiel sind die Nebensätze (s. Verf., Ein allgemeines Nebensatzkriterium im Finnische, in: Festschr. Fromm, Münchener Universitätsschriften, Phil. Fak., Finnisch-ugrische Bibliothek Bd. 3 [1979], 326-338): ihr Inhalt unterscheidet sich nicht grundsätzlich von dem der Hauptsätze, ihr Verb nimmt an der Bewegung teil ("der Herr, der dort kommt, ist unser Pastor"), aber in der Periode wird diese neutralisiert; der Nebensatz ist eins der Mittel, mit denen die Sprache den Widerspruch zwischen statischen Sprachelementen und dynamischer Weltansicht bewältigt. Die Nebensatzeinleitung signalisiert, daß der folgende Satz seinen Sachverhalt nicht nur nachbildet, in eine Situation einfügt, sondern "nennt" als adverbale oder attributive Ergänzung zum Hauptsatz. Bei solcher Funktion ist die dem Verb von seiner Bedeutung her innewohnende Bewegung für die Satzbedeutung nicht nur irrelevant, sondern steht geradezu im Widerspruch zu seiner Aufgabe. In diesem Zusammenhang wird die Enstellung des deutschen Nebensatzverbs als Schwächung der Satzspannung (im Gegensatz zur Informationsspannung) ebenso verständlich wie die zahlreichen Nominalisierungen anstelle von Nebensätzen, die ja für ganze Sprachfamilien, so auch die uralische, charakteristisch sind. In diesem Fall liefert also das Denken selbst, das den Widerspruch zwischen Weltansicht und Sprache erzeugt, auch die Lösung: durch geeignete Analyse des informatorischen Gesamtkomplexes verteilt es die einzelnen, als Vorgänge gedachten Informationsabschnitte so, daß nur einer den Vorgangscharakter bewahrt und die Verlaufskontinuität im Kontext aufrecht erhält: "Der alte Mann spazierte im Park. Als er die Baumgruppe erreicht hatte [Regress!], bei der er ausruhen wollte, weil die Hitze ihn quälte, setzte er sich auf eine Bank."

Der gemeinte Widerspruch kann in allen Satzbeziehungen des Verbs auftreten und mit den verschiedensten Mitteln überbrückt, aber auch stilistisch ausgenutzt werden. Ich muß jedoch diesen Gedankengang hier abbrechen. Ein solches Mittel ist auch das Passiv. Wo es durch Ableitung aus dem Aktiv entsteht (in der Mehrzahl der Sprachen), vereinigt es

in sich die widersprechenden Elemente: es gibt einen Vorgang wieder, enthält also das kognitive Bewegungselement (die Zeit "geht weiter"), vom stilistischen Gesichtspunkt aus wird aber die Verlaufsrichtung umgekehrt, das Subjekt wird von etwas betroffen. Dadurch erlischt die Dynamik, die Kette wird nicht vom Ende, sondern vom Anfang (vom Subjekt her) "gespannt", weil das Subjekt nicht handelt, sondern aufnimmt.

Das Passiv enthält somit einen zweifachen Widerspruch: einmal zwischen dem raum-zeitgebundenen, "von links nach rechts" ordnenden Sprachdenken und der Pragmatik der von uns "aktivisch" gedachten Geschehensabläufe (jedes Geschehen hat einen Initiator), andererseits zwischen Handeln und Aufnehmen (erleben, empfangen, erleiden, tragen, betroffen werden), d.h. einen kognitiv-pragmatischen und einen psychologisch-stilistischen Widerspruch. Ursache von beiden ist die Sprache selbst: sie prägt das Sprachdenken, läßt (fast überall) das Aktiv als das Primäre erscheinen, dadurch auch die agentielle Darstellung der Wirklichkeit, gespiegelt in der aktivischen Struktur des Verbs (im Lappischen auch des passivischen!), aber sie stellt auch Ausdrücke für die Situation bereit, daß der Mensch Objekt, bloßer Träger des Geschehens ist. Die Morphologie zeigt, daß in den einschlägigen Systemen der zuerst genannte Gegensatz dominiert; er ist grammatisiert. Der zweite ist semantisch.

Maßgebend für die Beurteilung des lappischen Passivs ist, daß es durch Ableitung gebildet wird, aktivische Flexionssuffixe annimmt und syntaktisch wie ein Intransitiv fungiert. Vom Gesichtspunkt des kognitiven Bewegungselements ist dadurch der verbale Ausdruck strukturell homogen, auch der passivisch formulierte Vorgang ist ein Kettenglied, das in der Zeit "nach rechts" gleitet. Zum Passiv gehört, wie zum Intransitiv, ein Subjekt, das sich grammatisch und syntaktisch ins System einfügt. Man überschreitet die Grenze des Sprachbereichs, wenn man in ihm ein Objekt sehen will. Der Objektcharakter ergibt sich erst unter pragmatischem (nicht "logischem") Gesichtspunkt, aber auch nur dann, wenn man agenszentrierte Weltbetrachtung als die primär einzig mögliche postuliert. Dank der aktivorientierten syntaktischen Struktur wird auch das (funktionell statische) Passiv im Satz dynamisch kongruiert, kann eine Agensbestimmung annehmen usw.

Der Widerspruch, dem zuliebe wir den Umweg über die Kette machen mußten, bricht erst bei Einbeziehung der semantischen Schicht auf. Die grammatische Funktion des passivischen Ableitungssuffixes reicht ja im Lappischen nur so weit, daß ein Verb intransitivisch-translativisch oder intransitivisch-kausativisch wird, wie auch die historische Entwicklung zeigt. Erst durch zunehmende Einbeziehung leben-

der Subjekte (besonders beim kaustavischen Passiv) und intransitiver Grundwörter entsteht allmählich eine Polarisierung in Aktiv: Passiv, die der ursprünglichen Struktur (beides Varianten des einzigen Aktivs) zuwiderläuft. Das schlägt sich am deutlichsten im Subjekt nieder: dies war zwar schon im Translativ nicht mehr Agens, sondern nur Träger des Vorgangs, und diese Funktion reicht auch für die meisten Passiva aus; aber in den ausgeprägtesten Fällen (besonders mit Agensausdruck) wird es zum Gegenstand einer Handlung, zum (pragmatischen) Objekt. Damit geraten die semantische und die grammatische Ebene in Widerspruch, und das muß sich auch auf die kognitive Bewegung der sprachlichen Linearität innerhalb und außerhalb des Satzes auswirken.

Unter dem Gesichtspunkt der Information ist der passivisch geformte Satz passivisch, da der Handelnde nicht Subjekt ist. Das kognitive Bewegungselement erfaßt den passivischen Vorgang als Einheit, da er ja nicht in Handelnden und Gegenstand zerlegbar ist (daher der häufige Typ "es wurde Brot gebacken"). Vom pragmatischen Standpunkt aus erfolgt dagegen eine Bewegung "von rechts", "aus der Zukunft" auf das Subjekt zu (daher der Agens gewöhnlich in Lokalkasus), also umgekehrt wie das Sprachdenken den Vorgang in das Geschehen einordnet. Im intralingualen Sprachbereich kehrt der Gegensatz wieder: die Satzbedeutung ist passivisch, Subjekt und Handelnder sind nicht identisch, die Kongruenz ist irrelevant, der Handelnde wird zur Bestimmung degradiert; andererseits wird das Subjekt Gegenstand, ist oft entbehrlich (im Finnischen gar nicht vorhanden). Die grammatische Struktur schließlich registriert das Passiv nur im Ableitungssuffix, im Bedarfsfall im Agenskasus. Subjekt und Flexionssuffixe bleiben im Lappischen unverändert. Hier ist das kognitive Bewegungselement irrelevant. Diese Struktur stammt beim lappischen *v*- und *j*-Passiv aus dem Translativ; vgl. etwa lpN *dibmâduvvât*, Pass. zu *dibmâdit* "weich machen", Kausativ zu *dibmât* "weich werden". Die Struktur ist also hinter der satzsemantischen zurückgeblieben. Daher ist der Gesamtkomplex uneinheitlich. Die Mehrzahl der Belege bleibt dem Translativ ziemlich nahe: das grammatische Subjekt behält einen Teil seiner aktivischen Funktion (umso mehr, je deutlicher translativ das Grundwort ist); in der Gesamtbedeutung der Passivform überwiegt die Schattierung "in einen anderen Zustand übergehen" das passivische "Betroffenwerden". Dementsprechend ist die Agenbestimmung recht selten. Sie setzt deutliche Polarität der Diathesen voraus, sie ist der Endpunkt der Entwicklung und - nicht zufällig - in den Texten wenig belegt.

Nun stellt sich die Frage, ob es Anzeichen dafür gibt, daß die Vielschichtigkeit der lappischen Passivfunktion

Einfluß auf die Einbettung passivischer Sätze in den Kontext ausübt. Wenn bezüglich des Sprachinhalts die Diathesen irrelevant sind und auch die Information von ihnen nur nuanciert wird, wäre man geneigt, die Frage zu verneinen. Zum gleichen Ergebnis kommt man unter grammatischem Gesichtspunkt. Anders bei Berücksichtigung der Syntax, der Satzbedeutung und der Pragmatik, die ja die Syntax mehr als die Grammatik beeinflußt.

Ein Satz mit dem Handelnden als Subjekt verrät ein ganz anderes Sprachdenken als ein solcher mit Agens in Lokalkasus. Ein entsprechender Unterschied zeigt sich, wenn im Kontext zwei Sätze mit verschiedener Diathese aufeinander folgen, nun allerdings, da die betr. Sprache über beide Diathesen verfügt, eher auf stilistischer als auf typologischer Ebene. Bleibt das Subjekt im folgenden passivischen Satz dasselbe wie im vorhergehenden aktivischen, muß der Rollenwechsel im Substantiv motiviert werden, z.B. damit, daß dasselbe Lexem grammatisches Subjekt bleibt, oder ein lebendes Subjekt als leidend erscheinen soll, oder daß das kognitive Bewegungselement neutralisiert wird, weil es nicht in den Zusammenhang paßt, etwa wenn eine Beschreibung in eine Erzählung oder Schilderung eingefügt wird. Neutralisiert wird dabei auch die Kongruenz; sie symbolisiert nicht die Intention des Handelnden, sondern steht im Leerlauf als bloße syntaktische Konstruktion, analogisch nach dem Aktiv. Der Satz hat keine pragmatische Spannung, ist statisch und im Kontext weniger fest verankert als der aktivische. Man wird voraussagen dürfen, daß pronominales Subjekt im passivischen Satz seltener als im aktivischen auftritt. Das Gleiche gilt für lebendes Subjekt, dessen Distribution beim Passiv beschränkter als beim Aktiv ist. Es erscheint beim Passiv am natürlichsten als Leidender, der Gegenstand als Behandeltes. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß das Passiv "wuchern", seine natürlichen Grenzen überschreiten und als bloße Umkehrung seinen feinen stilistischen Aussagewert einbüßen kann. Das geschieht leicht dort, wo das Passiv, wie im Westlappischen, fremden Einfluß ausgesetzt ist.

Die Isolierung des passivischen Satzes kommt in der aktuellen Satzgliederung oft durch eine gewisse Asymmetrie zum Ausdruck, indem topic mit Rhema zusammentrifft: das Subjekt ist Gegenstand der Aussage und der Beschreibung, das Passiv gibt aber nicht so sehr das an, was ausgesagt wird, als das Neue, den Informationsgipfel, z.B. in dem Satz Sj. (s. 3.) 190,3 "Solche Falle ist so gemacht, daß ...". Kern der Situation ist im aktivischen Satz ein Vorgang, im passivischen die Feststellung eines Sachverhalts. Das Passiv ist hier nicht so sehr als "Tätigkeitswort", sondern als Sprachinhalt gemeint, dessen Nennung die Schilderung der Situation abschließt: Falle - herstellen.

Die Agensbezeichnung paßt nicht zur Statik des Passivs; sie dient oft der Fokussierung, ist also nicht inhaltlich, sondern "modal" bedingt, oder sie zeigt die bloße Umkehrung eines aktivischen Satzes an, die ihrerseits stilistisch bedingt sein kann, aber nicht muß. Das Agens hat im passivischen Satz eine Sonderstellung, insofern es gleichzeitig den Handelnden bezeichnet und eine zweitrangige Bestimmung ist. Das bestätigen parallele Formulierungen wie "das Haus wurde von der Firma X abgerissen" ≈ "die Firma X riß das Haus ab", aber "das Haus wurde abgerissen"; die üblichste Form des passivischen Satzes hat kein Gegenstück. Der Agenssatz könnte als eine Art Kontamination der Diathesen verstanden werden. Im Kontext verstärkt er die Isolierung des Passivsatzes, weil er in der Reihe der aktivischen Vorgangsträger den Agens zur zweitrangigen Bestimmung herabdrückt.

Es gibt also Anzeichen dafür, daß zwischen einem aktivischen und einem folgenden passivischen Satz im Kontext ein Einschnitt entsteht. Das zeigt sich an allen wichtigen Merkmalen des Satzes: am Subjekt (Spannung zwischen Grammatik und Pragmatik), am Agens (Spannung zwischen grammatischer und pragmatischer Funktion) und an der Diathese selbst (Spannung zwischen kognitivem und pragmatischem Bewegungselement). Diese Ergebnisse theoretischer Überlegungen sollen nun am Material nachgeprüft werden.

3. *Das Material*

Die Belege stammen aus den beiden Textveröffentlichungen des Malålappischen: J. Budenz, Svéd-lapp nyelvmutatványok in NyK XII (1876), 161-220 (im folgenden mit "B." bezeichnet) und meinen Sammlungen in LSFU XIV (1958), 163-265 (= Sj. nach meinem Informanten Lars Sjulsson). Das Malålappische (lpM) liegt geographisch und dialektologisch zwischen dem Pite- und Südlappischen (zur Einteilung der lappischen Dialekte vgl. z.B. G. Hasselbrink, Orbis XI (1962), 372 f. und M. Korhonen, Die Konjugation im Lappischen I (Hels. 1967), 13-15. Die beiden Texte gehören zu etwas verschiedenen Mundarten des Dialekts. Sie können jeweils in zwei Mengen aufgeteilt werden, in Erzählungen und anderer Texte, die hier der Kürze halber als "Referate" bezeichnet werden (= E. bzw. R.). Der Übersichtlichkeit halber sind einige Überschneidungen nicht berücksichtigt. Die Erzählungen sind ziemlich homogen, die Referate dagegen sehr unterschiedlich: bei B. sind es Übersetzungen aus einer schwedischen Ausgabe von Luthers Kleinem Katechismus, bei Sj. Schilderungen aus dem Leben der Lappen mit zahlreichen Beschreibungen von Gegenständen aus der Sachkultur. E.-Texte stehen bei B. S. 164-171, bei Sj. S. 221-265; R. bzw. S. 172-184 und S. 163-221.

Da sich ein passivischer Satz in der Regel in einen aktivischen umsetzen läßt, können Kontextforschungen zum Passiv nicht von nur passivisch formulierbaren Fällen ausgehen; man muß nach Tendenzen suchen. Dafür sind Häufigkeitsermittlungen erforderlich. Die folgenden Angaben sind auf die Seitenlängen von B. bezogen. Danach hat Sj. rund 45 Seiten R. und 30 Seiten E. Zählungen sind nur vom gut belegten *v*-Passiv mitgeteilt.

Gesamtbelegzahl des *v*-Passivs bei B. 79, bei Sj. 162; in E.: B. 6, Sj. 49; R. B. 73, Sj. 113. B. hat fast doppelt soviel Passiva per Seite wie Sj. Absolut hat Sj. in E. 8mal soviel wie B., in R. im Verhältnis 5:3. Die Verteilung in E. besagt jedoch statistisch nicht viel, weil B. zu schwach vertreten ist.

4. Das v*-Passiv*

Während der *t*-Typ in beiden Texten nur je zweimal vorkommt, ist der *j*-Typ zwar besonders bei Sj. öfter bezeugt, doch die Verben sind alle mehr oder minder lexikalisiert, z.B. *vuyl'nat* "erscheinen", *gåud'nat* "sich finden, vorkommen". Für die Funktionsunterschiede zwischen den Typen muß ich auf meine Arbeiten UAJb 25, 26, 29 und 32 verweisen. Über das *v*-Passiv sei hier nur erwähnt, daß es von den drei Typen am häufigsten vorkommt und in seinem Gebrauch dem Passiv der skandinavischen Sprachen am nächsten steht: das grammatische Subjekt nähert sich satzsemantisch dem Objekt, das Agens ist selten, das Verb ist statisch, der ganze Satz bildet oft nur die Umkehrung des aktivischen Satzes. Unberücksichtigt blieben die attributiv gebrauchten Perfektpartizipien.

Von den Formen des *v*-Typs sind in den Texten nur sehr wenige belegt. Am häufigsten ist die 3. Sg. Präs., z.B. B. 172,32 *kočotova* "nennen" ≈ Sj. *guhtjòhtuvvija*. Es folgt ein 3. Sg. Impf., z.B. B. Nr. 9,7 *vaivastovi* "plagen", Sj. 163,4 *guhtjòhtuuvi* "nennen". Die übrigen Formen sind selten: 1. Sg. Präs. B. Nr. 10,13 *nietastuvvab* "in Not bringen", 1. Sg. Impf. Sj. 181,4 *guhtjòhtuvvajijòv* "beauftragen"; 1. Pl. Präs. B. 179,10 *käčelovebe* "in Versuchung bringen". Die 3. Pl. ist etwas häufiger: Präs. z.B. B. Nr. 1,13 *hohketuvve*' "umbringen", Sj. 168,8 *daarbhuvvijäh* "brauchen". Sonst 2. Du. Impf. B. 172,5 *sudnetoveika* "erschaffen"; 3. Pl. Impf. B. 172,26 *juoketovin* "teilen" usw., Sj. 175,4 *guhtjòhtuvvajijen* "nennen" usw. B. 183,12 steht die 3. Sg. Imp. Căletovus "aufschreiben".

Auffallend häufig sind Formen des zusammengesetzten Perfekts und Plusquamperfekts (Verf., UAJb 26 [1954], 149 f.), z.B. B. Nr. 5,14 *li* ... *loódkotuvvum* "war abgewickelt" (einziger Beleg aus E.), S. 172,3 *le sudnetum* "ist geschaffen" usw.; Sj. 225,1 *lijen* ... *guhtjóhtùvvama* "waren aufge-

fordert worden", 227,12 *leeh jår'galuvvama* "haben sich geändert". Zahlreiche Beispiele aus dem R.-Teil finden sich in den überwiegend beschreibenden Abschnitten S. 206-17. 250,4 3. Du. im Relativsatz zur Beschreibung einer Tracht.

Auch der Infinitiv ist häufig, meist abhängig von Hilfsverben, z.B. B. 173,38 *o-vuokasin, vele koččotovet jubmelen fuolken* "unwürdig, Gottes Volk genannt zu werden"; 175,28 *luli varjelovet* "(damit...) erhalten würde" u.a. Bei Sj. steht der Infinitiv besonders neben *galgat* "werden, sollen" (etwa in Herstellungsverfahren), z.B. 206,6 *Ja dee dah viärbmee gälgen ài mårdèhtuvvat* "Und dann sollten die Netze auch versteift werden". Ungewöhnlich, aber auch aus anderen Dialekten bekannt 177,6 *guh ål'gajijen adnèhtuvvat* "als sie [winterkoppeln] angefangen wurden gebraucht zu werden". In den Verbindungen mit *galgat* ist das Subjekt gewöhnlich topic, das Gerät wird in der Beschreibung zusammengebaut.

Morphologisch bewahrt B.s Text das *v*-Passiv reiner als Sj. Außer dem Part. Perf. auf *-tum*, das nach Korhonen, a.a.O. II (Hels. 1974), 192 f. eine Analogiebildung in den meisten lappischen Dialekten ist, hat er dreimal *-tovvum*, darunter S. 179,26 daneben *-tum*. Bei Sj. wird *-u-* in 2. und 4. Silbe zu *-a-*; dadurch sind Formen auf *-uvvat* (Inf.) und *-uvvama* (Part. Perf.) zweideutig. Die Analogiebildung auf *-tum* verwendet er nicht. Die finitiven Formen dagegen setzen außer der 3. Sg. Impf. auf *-uuvi(i)* und den negierten Formen 3. Sg. Präs. *ii daarphuuva* "brauchen" 203,7 und 244,4 sowie 3. Sg. Impf. *ittjii guasmòduuva* "rösten" 203,11 die hybride Bildung mit **-uvvuje-* voraus, also eine Weiterbildung des *v*-Typs mit dem *j*-Typ. Diese Vermischung hat, soweit ich feststellen konnte, funktionell keine Folgen gehabt.

5. *Auswertungen der Zählungen*

Sj. hat doppelt soviel Belege wie B., aber 3,5mal soviel Text. Nach der relativen Beleghäufigkeit per Seite (s. 3.) hat B. den relativ größten Überschuß in R.: durchschnittliche Häufigkeit per Seite B. 5,6, Sj. 3. Das *v*-Passiv bevorzugt also R. B.s E-Text ist (mit seinen 6 Belegen) genuiner als der R-Text. Schon in den 3 Seiten Einleitung zum Katechismus, die E. noch nahestehen, finden sich 29 Passivbelege. Die Textgattungen sind hier vermischt. Andererseits kommt in Sj.s E-Text 21mal *guhtjòhtuvvat* "genannt werden" vor (im ganzen 68mal), meist im Relativsatz. Das Passiv ist hier fast lexikalisiert (vgl. auch schwed. *kallas* ds.) und damit von den Textgattungen unabhängig. Für Sj. E. bleiben 28 verwertbare Belege übrig. Das Überwiegen des *v*-Passivs in R. entspricht den Aufgaben dieses Typs in Malå (und den zentrallappischen Dialekten). Wenn der Typ in B. R. auch relativ häufiger ist, so beruht das auf der Unselbstän-

digkeit der Übersetzung. Das *v*-Pasiv ist offenbar am besten geeignet, dem Lappischen fremde Passivkonstruktionen anderer Sprachen nachzubilden und seine ursprüngliche Funktion aufzugeben.

6. Der Satz mit v-*Passiv*

Nach der Analyse des *v*-Passivs folgt diejenige des Passivsatzes, um den Anschluß an den Kontext zu gewinnen.

6.1. Gehen wir vom passivischen Verb selbst aus, so bedingt der Widerspruch zwischen pragmatischer und kognitiver Bewegung in der Zeit seine Stellung im Kontext. Da die Diathesen informatorisch irrelevant sind, reiht sich der passivische Vorgang unbehindert in die Ereigniskette ein. In der sprachlichen Nachbildung des Vorgangs aber erzeugt das Passiv den zentripetalen Vorgangsrichtungsbezug und unterbricht damit die zentrifugale subjektive Darstellungsform des Aktivs. Daraus entsteht eine gewisse Isoliertheit des Passivsatzes, ein Textbruch, eine Zäsur (besonders vor ihm), die sich manchmal auch in einer Änderung der Textgattung kundtut. Bei Sj. tritt das Passiv mit Vorliebe in Beschreibungen von Herstellungsverfahren auf. Der Gegenstand wird "erklärt", indem man seine Herstellung beschreibt. Die entsprechenden Handlungen sind als Verhalten irrelevant, daher das (statische) Passiv. Diesen stilistischen Effekt verstärkt noch der häufige Gebrauch des Perfekts (und Plusquamperfekts; vgl. Verf., SUST 150, 358-68). Wählt der Informant das Aktiv, verwendet er Präsens oder Imperfekt sowie 3. (seltener 1.) Plural; vgl. Sj. 164,8 ff.; 174,7 ff.; 190,9 ff.; 211,4 ff. usw. Beide Ausdrucksweisen haben ein wichtiges grammatisches Kennzeichen gemeinsam: das Tempus steht meist in Leerlauffunktion zur Bezeichnung der Außerzeitlichkeit. Es handelt sich um gewohnheitsmäßige Handlungen ohne Zeitstellenwert des Verbinhalts. Das kommt im Aktiv nicht zum Ausdruck; die passivische Formulierung aber ist in der Mehrzahl der Belege geradezu durch die Außerzeitlichkeit motiviert. Das Fehlen der üblichen kognitiven Bewegung und der Verbdynamik sind semantische Merkmale der grammatischen Funktion "Außerzeitlichkeit"; vgl. Sj. 206,6 ff.; 215,1 ff. Aktiv und Passiv stilistisch gemischt, dazwischen auch Infinitive. Die Außerzeitlichkeit in vielen Passivsätzen verstärkt ihre Isoliertheit.

6.2. Der Isolierung dienen auch die übrigen Merkmale des Passivsatzes. Dieser steht nur ausnahmsweise am Anfang oder Ende eines Abschnittes. In E. findet sich kein Beleg. In R. Sj. gibt es drei Fälle am Anfang, wo in einer Reihe von Gegenstandsbeschreibungen zu einem neuen Objekt übergegangen wird; also Isolierung, aber nur "relativer Anfang": 199,6; 206,3; 239,3. Am Ende: 171,4 war ein Brauch geschildert worden, am Schluß steht seine Benennung. 249,9 ein

notwendiger Relativsatz (Objektsatz), Umschreibung von "Schnapsreste". Beide Verben führen die Darstellung nicht weiter. Ähnlich bei B.: "relativer Anfang" bei den Fragen des Katechismus 178,4; 179,20; 26. Im Bibelzitat 176,36 Passiv mit *ja* "und" an Aktiv angeschlossen. Der Satz 172,3 eröffnet eine autoritative Belehrung, die den Gang der Weltgeschichte "feststellt". Am Ende steht Passiv in zwei Relativsätzen, die Satzbestimmungen enthalten: 173,23; 175,28. Beide Passiva wirken papiern. Anfangs- und Endstellung ist also keine Isolierung. Sie zeigt im Gegenteil, daß das Passiv einen pragmatischen Kontext braucht. Beschreibungen, Nennungen, Feststellungen u.ä. müssen sich auf eine Situation beziehen. In Erzählungen und Schilderungen sind diese selbst der Situationsrahmen.

6.3. Satzarten. Zum Häufigkeitsvergleich zwischen den Diathesen habe ich je 15 Seiten R. und E. aus Sj. auf selbständige Sätze durchgezählt. Ergebnis: HS (= Hauptsatz) R. 250, E. 373 = 623; NS (= Nebensatz) R. 168, E. 146 = 314. In R. ist der NS, in E. der HS überdurchschnittlich belegt. In R. sind die Texte abstrakter und syntaktisch komplizierter. E. hat mehr Sätze als R.; im Passiv dagegen E. 44, R. 113. Die Ursache dürfte im Passiv der NS liegen: HS R. 59, E. 16; NS R. 54, E. 28. Der gewandtere Erzähler Sj. läßt in E. mehr Passiva zu als B., aber weniger NS mit Passiv; B. hat Passiv in 32 NS gegen 31 HS.

Semantisch und stilistisch (aber nicht textlinguistisch) wird die Aussage der Zahlen bei Sj. durch den hohen Anteil der Formel *juhka guhtjòhtuvvija ≈ -htuuvi(i)* "der genannt wird (wurde)" beeinträchtigt; sie erscheint in R. 60mal (von 113), in E. 21mal (von 44). Sie ist stärker in R. und im NS bezeugt. Ihre Beliebheit wird durch die hier ermittelte Passivfunktion ermöglicht und verstärkt noch das Übergewicht des Passivs an den genannten Stellen.

Verknüpft man diese Ergebnisse mit der vorstehenden Charakteristik des Passivs, erhält man folgendes Bild: Der Passivsatz ist wegen der rückwärts gerichteten kognitiven Bewegung, der Statik des Verbinhalts, der Vorliebe des Passivs für Beschreibung, Außerzeitlichkeit und zusammengesetzte Präteritalformen meist isoliert im Kontext. Er führt nur die Informationskette, nicht die Geschehenskette fort; Handlungen werden zu Feststellungen, die sich durch "Tat-Wörter" im Aktiv nicht adäquat wiedergeben lassen.

Es ist daher zu erwarten, daß die Textgestaltung solche sprachliche Ausdrucksformen bevorzugt, die Statik und Isolierung begünstigen. Das trifft bei den Satzarten für den NS zu. Dieser hat als untergeordnetes Syntagma die Aufgabe, das logische Verhältnis zum HS zum Gegenstand der Information zu machen: Der Inhalt des NS wird nicht als Geschehen, sondern als (akzessorischer) Tatbestand mitgeteilt, z.B. Sj. 200,15:

... *fiällòida, juhk guhtjóhtuvvajijen läydahma* "Bretter, die l. hießen" ≈ "die sog. l.". Auch hier ist das dynamische Finitverb unangemessen; die Statik kommt nur syntaktisch zum Ausdruck. Das statische Passiv verstärkt diese Wirkung auch grammatisch und semantisch. Als stilistisch merkmalhaftes Glied kommt das Passiv in unseren Texten freilich relativ selten vor, relativ häufig im NS; HS: NS B. 31: 32, Sj. 75: 82 (mit aktivischem Verb Sj. 623: 314). Besonders zahlreich sind die Relativsätze mit Relativum als Subjekt ("Attributsätze", die am deutlichsten nominalen NS.): bei Sj. 61 von 82: R. 44, E. 17.

6.4. Satzstruktur. Von wesentlichem Interesse sind Subjekt und Agens.

6.4.1. Für die Stellung im Kontext ist wichtig, daß das Material nur sehr wenige Beispiele für nicht besonders bezeichnetes Subjekt enthält. Aus B. E. nur das unsichere *habkai (habkatuvvi)* 171,33 zu *habkat* "ersticken (intr.)". Dazu Fälle mit Personalpronomen: einer in indirekter Rede, einer (10,9) mit fast lexikalisiertem Passiv (*vaivastovi* "fühlte sich unglücklich"); der Satz zwar inhaltlich isoliert, aber die Darstellung behält als Ausgangspunkt das Subjekt bei. Auch R. 8 Fälle mit unbezeichnetem Subjekt. Ähnlich bei Sj.: Personalpronomen 181,4. Unbezeichnetes Subjekt 182,10, 260,12 und 187,5 unpersönlich; 196,6 ungewöhnlich: Verb in Spitzenstellung (vgl. B. 10,9). 203,11, 216,17 und 250,4 sind durch Subjektgleichheit eng an den Vorsatz angeschlossen; die Isoliertheit zeigt sich nur in der Darstellungsform, vgl. 250,4: "... sie kamen, sie waren gekleidet ...". Aus Sj. E. nur zwei Fälle. Der enge Anschluß des Passivs tritt also selten auf und wird aus stilistischen, nicht aus inhaltlichen Gründen verwendet.

Die Fälle mit Relativpronomen als Subjekt, die den größten Teil der NS. ausmachen, sind in *6.3.* behandelt. Hier ist der Anschluß zwar eng, aber der Relativsatz unterbricht den gleichmäßigen Geschehensablauf: auch das ist Einwirkung der Darstellung und des Stils. Es sollen größere Informationsmengen in einem Satz zusammengedrängt werden.

Auch Verteilung der Subjekte auf Belebt und Unbelebt ist aufschlußreich. Wenn das Passiv vor allem eine "Leideform" wäre, sollte das belebte Subjekt überwiegen. Im zentrifugalen Aktiv ist das bei Sj. der Fall: für belebt 791, für unbelebt 146 Belege. Belebt überwiegt stark in E. HS. Unbelebt besonders in R. häufig: R. 84, E. 62 (insgesamt R. 418, E. 519). Im Passiv kehrt sich das Verhältnis um. Zusammen belebt 29, unbelebt 128: R. 13, E. 16 bzw. R. 100, E. 28. Läßt man die Formel "der ... genannt wird" außer acht, stellt das unbelebte Subjekt im HS. die größte Anzahl. Dies Ergebnis bestätigt und erklärt die Vorliebe des Passivs für Beschreibungen: das Subjekt ist pragmatisch Objekt. In der

"Formel" ist der Unterschied noch größer (62: 13). Die gegensätzliche Beteiligung der Subjektarten in den Diathesen spiegelt das Verhältnis der Funktionen: das zentrifugale Aktiv, wesentlich zur Handlungsdarstellung verwendet, nutzt die semantisch-kognitive Dynamik des subjektiven Verbs aus; das zentripetale Passiv, wesentlich zur Darstellung von Handlungsergebnissen und Sachverhalten verwendet, läßt das Subjekt-Prädikatverhältnis nur formal bestehen, eliminiert aber die Verbdynamik.

Bei B. überwiegen die Sätze mit unbelebtem Subjekt nur wenig: 30: 33. Die Ursache dürfte im Stoff liegen. Der Anteil des unbelebten Subjekts bleibt singifikant hoch.

6.4.2. Der andere nominale Hauptbestandteil des Passivsatzes ist die Agensbezeichnung. Auch sie führt zur Isolierung des Satzes, besonders wenn sie fokussiert ist. Der Belegzahl läßt sich alles Wichtige entnehmen: Sj. hat keinen Beleg, B. 10mal Elativ in R. Das *v*-Passiv nimmt Agens zu sich als die anderen Typen, aber doch selten. Die hohe Belegzahl bei B. beruht auf der Vorlage. Der Agenssatz ist die vollständige Umkehrung des Aktivsatzes und gehört insofern immer noch in die (zentripalen) Handlungsäußerungen. Die Sätze mit *v*-Passiv dagegen haben keine Bezeichnung zur Handlung; sie beschreiben Sachverhalte. Ein etwaiger Agens dient eher der Information als der dynamischen Darstellung. Der Widerspruch zwischen pragmatischer und kognitver Bewegung wird dann anscheinend stark.

7. Stellung im Kontext

Wegen Raummangels muß ich auf Einzelinterpretationen verzichten und gebe nur einige Beispiele für die Wirkung der Isolierung.

7.1. An ausgezeichneten Textstellen (Anfang und Ende) ist das Passiv bei Sj. selten (vgl. *6.2.*). Für Beschreibung von Sachverhalten muß der Sachverhalt selbst und die Situation, in die die Beschreibung gehört, eingeführt sein. Andererseits kommt es im fortlaufenden Text nicht oft vor, daß eine situativ festgelegte Sachverhaltsbeschreibung den Abschluß bildet. Das bezeugt Sj. R. durchwegs. Sj. war bemüht, möglichst viele ethnographische Informationen zu geben. Die zahlreichen Gegenstandsbeschreibungen sind als eine Art Aufzählung zu verstehen, die nur durch sachliche Zäsuren getrennt sind.

7.2. Nun einige Beispiele für Isolierung. Charakteristisch für das Lappische ist sein Partikelreichtum, der sowohl der Trennung als auch der Verbindung von Sätzen dienen kann. Ständig kommt z.B. bei Sj. satzeröffnendes *De* mit Varianten vor, ein schwaches "dann". Es soll den Gedankengang fortführen, verrät aber auch die relative Selbständigkeit des Satzes; es fehlt noch die textverdichtende

Wirkung einer Schriftsprache. Umgekehrt bewirkt das Passiv meist einen unbeabsichtigten Textbruch durch Umspringen der kognitiven Bewegung, z.B. Sj. 164,8-10: "Vor Mittsommer, wenn ..., dann pflegten wir zu wandern ... Für die Sommerrentiere werden die Mücken gebraucht (d.h. für das Treiben der Herde im Sommer sind die M. gut)." Der Textbruch beginnt mit einer Mitteilung über die Sommerwanderung (solitives Aktiv); dann folgt eine allgemeine Feststellung, die die Erzählung unterbricht, über den Nutzen der Mücken. Der Folgesatz beginnt mit *Die* "dann", das nur situativ, nicht narrativ anknüpft; sein unbezeichnetes Subjekt "Rentiere" bezieht sich auf die Illativgestimmung des Passivsatzes. - 168,8-9: auf Angaben über Fellpreise folgt "denn(!) man braucht auch Geld (sc. bares)" mit Aufzählung von Waren, die gekauft werden müssen. Dann wird die 168,5 abgebrochene Schilderung fortgesetzt. - 171,7: nach Angabe des Themas allgemeine Feststellung, daß zunächst alle Renkälber ungemarkt sind (Passiv), es folgt Schilderung der Kalbmarkung. - 179,13: Renzähmung; eingeschoben die passivische Reflexion, daß dazu ein junger, starker Mann nötig war. - 181,4: Szene aus dem Hirtenleben, durch den Satz "ich wurde beauftragt ..." mit einem Abenteuer verbunden. - Vereinzelt finden sich zwei Passiva hintereinander, z.B. 190,3 in der Beschreibung der Vielfraßfalle. Die Passivsätze durch Relativsatz getrennt, die Periode leicht anakoluthisch. Die Beschreibung wird aktivisch fortgesetzt (3. Pl. Präs.), der Wechsel rein stilistisch. 206,3: neues Thema Zugnetzfischerei, sie "wird ... genannt". In der folgenden Beschreibung wechseln die Diathesen frei. 8 f. zwei Passiva nacheinander; so 206,14: allgemeine Feststellung ("man braucht"), dazu ein notwendiger Relativsatz. 207,9 die häufige Wendung "X war so gemacht, daß ...", es folgt passivischer NS, dann im gleichen Zusammenhang aktivischer HS. Ebenso 239,3. - Nur in seltenen Fällen nimmt der Passivsatz sein Subjekt auf (abgesehen von den Relativsätzen), z.B. 163,4 in abschließender Namensangabe; ähnlich 171,4. 196,6: eingeschobene Erklärung mit fokussiertem Essiv und Verb in Spitzenstellung. 203,11: Feststellung über den Kaffee, die umgebenden Sätze schildern Verrichtungen. 250,4 eher Satzglied als selbständiger Satz. - Die Beispiele bestätigen durchweg die Isolierung der Passivsätze.

8. *Zusammenfassung*

Von den Passivtypen des Lappischen sind in meinem Material das *t*-Passiv kaum, das *j*-Passiv durch einige lexikalisierte Fälle, das *v*-Passiv öfter, aber immer noch relativ selten belegt. Es ist eine Ableitung aus dem Aktiv und dessen stilistische Variante. Es gibt den Vorgang im Gegensatz zu seinem pragmatischen Verlauf ohne Dynamik, als

Feststellung eines Sachverhalts so wieder, daß das Subjekt einen Einfluß erfährt, grammatisch und syntaktisch Subjekt ist, semantisch aber Zielpunkt des Einflusses wird (zentripetaler Vorgangsrichtungsbezug). Die durch den Vorgang vorausgesetzte ontologische Bewegung wird durch das Passiv, das merkmalhafte Glied der Diathesenopposition, kognitiv und sprachlich als entgegengesetzt zum Aktiv dargestellt. Das Subjekt "tut" etwas, indem es betroffen wird, das "Tätigkeitswort" bezeichnet nur den Übergang in einen anderen Zustand, ein Agens tritt in meinem Material nur in unlappischen Übersetzungen auf.

Das *v*-Passiv ist in Erzählungen viel seltener als in nicht-erzählenden Texten, besonders häufig in Beschreibungen. Seine Häufigkeit in Übersetzungen erweist es als geeignet zur Nachbildung skandinavischer Passivsätze. Dem konstatierenden Charakter entspricht die Vorliebe für zusammengesetzte Tempora. Das Tempus steht meist im Leerlauf zur Bezeichnung der Außerzeitlichkeit in Ausdrücken für gewohnheitsmäßige Verrichtungen in typischen, nicht aktuellen Situationen. Da Beschreibung und Feststellung im laufenden Kontext einen erklärenden Zusammenhang erfordern, steht das Passiv selten am Anfang oder Ende eines größeren Textabschnitts. Alle diese Kennzeichen des passivischen Satzes bewirken eine gewisse Isolierung, einen leichten Bruch im Text; die "rückläufige" kognitive Bewegung unterbricht den gleichmäßigen Strom der Vorgänge im sprachlichen Ausdruck. Die gleiche Wirkung haben die Nebensätze. Sie sind im Material sogar etwas häufiger als die Hauptsätze, in einer Stichprobe mit Aktivsätzen nur halb so häufig wie die Hauptsätze. Zur Isolierung trägt ferner der Umstand bei, daß die Hauptmasse der Sätze ein eigenes substantivisches Subjekt hat. Nicht unmittelbar mit der Isolierung stehen zwei weitere Merkmale der Passivsätze in Zusammenhang, nämlich daß ihr Subjekt häufig unbelebt ist, besonders in Hauptsätzen nicht-erzählender Texte, und daß eine Agensbezeichnung fast völlig fehlt. Beide Merkmale ergeben sich aus der Passivfunktion: unbelebtes Subjekt handelt nicht, eignet sich besser für die (semantische) Annäherung an das Objekt, und das Fehlen des Agens verstärkt die für den Satz mit *v*-Passiv charakteristische Statik. Kennzeichnend für die Stellung des Passivsatzes im Kontext ist ein leichter Textbruch, angedeutet durch die Isolierung, syntaktisch häufig zum Ausdruck gebracht durch die außerzeitliche Funktion des Tempus gegenüber der intratemporalen Funktion der umgebenden Verben.

Die Ergebnisse der Arbeit haben insofern ein über die Passivsyntax hinausweisendes Interesse, als sie eine Vielzahl grammatischer, syntaktischer, semantischer, stilistischer, psychologischer, kognitiver und pragmatischer Faktoren am Werk zeigen, die eine Elastizität des Sprachsystems

und ein Zusammenspiel seiner Teile verraten, das mit der heute gängigen Bezeichnung "mechanisch" ganz und gar unvereinbar ist.

Zur Geschichte des Prädikats- begriffes in der deutschen Grammatik

Richard SCHRODT
Wien

1.1. "Das Prädikat ist fest mit der Wortart Verb verbunden."(GREBE 1977: 531) Das scheint ein eindeutiges Kriterium für die Bestimmung des Prädikats zu sein. Diese Eindeutigkeit verflüchtigt sich freilich, wenn man die weiteren Ausführungen der "Duden-Grammatik" über das mehrteilige Prädikat durchliest. Am wenigsten problematisch sind noch die Fälle mit Hilfsverb oder Modalverb + 2. Partizip oder reiner Infinitiv, worunter z.B. die analytischen Tempus- und Genusformen fallen. Problematisch wird es schon im folgenden Abschnitt "Andere Verben, die das Verhalten des Subjekts nur modifizieren + Infinitiv mit "zu""(532f). zu diesen Verben gehören jedenfalls *pflegen*, *scheinen* und *vermögen*, deren Inifinitivteil zum Prädikat gerechnet wird, z.B.

(1) Er *scheint* meine Vorwürfe *zu entkräften*.

Bei anderen Verben kann erst aus dem Sinnzusammenhang zwischen der Auffassung als modifizierendes Verb oder als Vollverb entschieden werden. Als Beispiele werden *drohen* und *versprechen* angeführt:

(2) Der Knabe *drohte* (= war in Gefahr) sich ein Leid anzutun.
(2') Er *drohte* (= sprach die Drohung aus), sich ein Leid *anzutun*.

Ein ähnliches Beispielpaar wird auch mit *versprechen* angeführt:

(3) Er *verspricht* (allem Anschein nach) ein tüchtiger Kaufmann *zu werden*.
(3') Er *verspricht* (= gibt das Versprechen), mir diesen Korb zu bringen.

Bei diesen (und anderen) Beispielen ist die Bezeichnung der Prädikatsteile falsch: Die kursiv gesetzten Stellen sind bei (2, 3) und (2', 3') gleich, so daß es entgegen der Duden-Regel scheint, als würde der Prädikatsteil jedenfalls auch den Infinitivkomplex umfassen. Während bei (2, 2') der Sinnzusammenhang aus dem Kontext erschlossen werden muß, scheint bei (3, 3') durch den verschiedenen semantischen Gehalt des Objekts auch eine unterschiedliche Verbbedeutung angedeutet zu sein. Doch auch (3) kann im Sinne von 'ein Versprechen geben' aufgefaßt werden, so daß auch dieser Satz für sich genommen wieder problematisch wird. Schließlich

wird eine dritte Gruppe von Verben angeführt, bei denen "man es völlig offenlassen [muß], welche dieser beiden Möglichkeiten [modifizierendes Verb oder Vollverb] anzusetzen ist."(532) Als Beispiele werden die Verben *glauben, hoffen, wünschen, fürchten, bitten, [ver]suchen, anfangen, beginnen, aufhören* genannt, wobei im Satzpaar mit *glauben* ebenfalls fälschlicherweise der gleiche Prädikatsumfang bezeichnet ist. Ein Regelbuch zur Kommasetzung (BERGER 1968: 83) führt weiters noch *denken, gedenken, helfen, verdienen, verlangen* und *wagen* an. Diese Verbliste ist offen, sie läßt sich noch beträchtlich vermehren: *[ver]hindern, überlegen, befehlen, zögern, raten, erlauben, bereuen, betonen, bedauern,* (etwas) *genießen, verbieten* usw. Es ist kaum möglich, diese Verbgruppe inhaltlich zu definieren; viele Verben haben modale Bedeutung, einige bezeichnen eine Phasenaktion. In diesen Fällen sind die Bedeutungsgruppen grammatischen Funktionen ähnlich. Eine größere Gruppe enthält Ausdrücke emotioneller Stellungnahmen. In der Duden-Grammatik sind folgende bei BERGER (1968: 84, 86) besprochenen Verben nicht angeführt: *suchen, vermögen, verstehen* und *wissen*. Bei diesen Verben hängt die Kommasetzung vom Vorhandensein einer Umstandsangabe oder Ergänzung ab:

(4) Er *weiß* gewiß, sich zu beherrschen.
(4') Er *weiß* sich *zu beherrschen*.

In diesen Fällen ist nicht einmal ein inhaltlicher Unterschied vorhanden, nach dem man über den Umfang des Prädikatsteils urteilen könnte. Da die Duden-Grammatik keine Auskunft über derartige Fügungen gibt, ist nicht sicher, wie diese Sätze beurteilt werden sollen; dazu kommt noch die Frage, ob es sich auch hier um eine offene Liste handeln könnte, denn z.B. ein Verb wie *bedeuten* könnte in der gleichen Weise aufgefaßt werden. In der letzteren Verbgruppe soll offensichtlich die Umstandsangabe oder Ergänzung dem Verb einen besonderen Sinngehalt geben, so daß es als Vollverb anzusehen wäre. Dieses zweifelhafte Kriterium wird sonst nicht zur Prädikatsbestimmung herangezogen; es tritt freilich als Kriterium für die Selbständigkeit von Infinitivgruppen auf, bei denen die Kommasetzung auf ähnlichen Prinzipien beruht:

(5) Er nahm sich vor zu gehen.
(5') Er nahm sich vor, sofort zu gehen.

S. dazu BERGER (1968: 74). Am Satzgliedstatus der Inifintivgruppe als Akkusativobjekt ändert sich nichts; übrigens ist auch das Verb *sich vornehmen* ein Kandidat für die besporchene offene Liste, die Infinitivgruppe könnte daher auch zum Prädikat gerechnet werden.

1.2. Die Problematik dieser Verben besteht nun zum einen Teil darin, daß sie metaphorisch gebraucht nur modifizierende Bedeutung haben sollen, während sie im wörtlichen Ge-

brauch als Vollverben stehen. Nur bei wenigen Verben wie *drohen* und *versprechen* steht der metaphorische Gebrauch fest, wenn das Subjekt nicht personal ist. In den anderen Fällen bleibt es offen, ob es sich um ein Vollverb oder ein modifizierendes Verb handelt. Das Vorhandensein einer Umstandsangabe oder Ergänzung ist ein willkürliches, untaugliches Kriterium, da das Auftreten dieser Satzglieder unabhängig vom Verbstatus ist. So ist die Entscheidung, ob metaphorischer Gebrauch vorliegt oder nicht bzw. ob der Verbinhalt nur "modifizierenden" oder selbständigen Status hat, für die Problematik des Prädikatsumfanges nach der Duden-Regelung verantwortlich.

1.3. Damit ist aber noch nicht die gesamte Problematik erschöpft. Zu den Verben mit modifizierender Funktion gehören auch die AcI-Verben *lassen*, *hören*, *sehen*, wo ebenfalls der Infinitiv Prädikatsteil ist (Duden-Regel 1249); auch die in der Regel 123o angeführten Verben *fühlen*, *spüren* und *heißen* müssen in diese Gruppe aufgenommen werden - warum dann aber nicht *legen* in *Ich lege das Kind schlafen* ? Auch der Infinitiv bei Wendungen mit *gehen*, *kommen* und *bleiben* wird zum Prädikat gestellt - dadurch wird die von der Duden-Grammatik (533) angesprochene "Übergangszone" problematisch, wo die Grenze zwischen selbständigem und modifizierendem Verb zwischen *Ich gehe in die Gesangsstunde* und *Ich gehe singen* anzusetzen wäre. Auch hier muß gefragt werden, warum nicht auch andere Verben wie *laufen* und *fahren* angeführt sind - was gehört nun zum Prädikat in *Ich laufe Eis holen*? Nur der Infinitiv oder auch *Eis* ? Bei den Verbzusätzen wie in *ab-drängen*, *hingehen* usw. spricht die Duden-Grammatik ebenfalls von einer Übergangszone (Regel 1251); *tot* in *totschießen* ist kein Prädikatsteil, weil es als Satzglied (Artergänzung) gewertet wird. Da aber in der dieser Regel folgenden Erläuterung davon die Rede ist, daß in der heutigen Sprache vorzugsweise das nichtverbale Wort nur den Ablauf des Vorganges bestimmt, was besonders für die objektbezogenen Artergänzungen gelten soll, so müßte man auch in diesem Fall den Verbzusatz als Prädikatsteil werten. Unbefriedigend ist auch die Bemerkung in Regel 1253 (535): Die nominalen Teile der Funktionsverbfügungen werden nicht zum Prädikat gerechnet, "solange es keine Kriterien gibt, die es uns erlauben, diese Fügungen von den anderen festen Wendungen des Lexikons abzugrenzen."

2.0. Die scheinbar einfache Aufgabe, welche von jedem Volksschüler verlangt wird, das Prädikat in einem Satz zu erkennen, ist also gar nicht so einfach und auch mit Hilfe der Duden-Grammatik nicht immer zweifelsfrei zu lösen. Die Grundproblematik des engen Prädikatsbegriffes, wie er in der deutschen Grammatik üblich ist, hat freilich eine lange Tradition. Bei geringem semantischen Gehalt des Verbs

(Hilfsverb, Modalverb, modifizierendes Verb usw.) werden auch die nominalen Ergänzungen zum Prädikat gezählt, weil nunmehr nur der nominale Teil Träger der Hauptbedeutung ist. Dadurch entsteht aber die Frage, welche Verben nur bedeutungsmodifizierende Funktion haben bzw. in welchen Fällen Vollverben diese Funktion haben können und welche nominalen Teile zum Prädikat gestellt werden müssen. Oft ist dabei ein vages semantisches Kriterium im Spiel: Jene Teile, denen das hauptsächliche Aussagegewicht zukommt, werden als Prädikatsteile aufgefaßt - dafür können aber grundsätzlich alle rhematischen Satzteile in Frage kommen, wodurch die Abgrenzung zum weiten Prädikatsbegriff (=ganzer Satz ohne Subjekt) überschritten werden kann.

2.1. Die Problematik des Prädikatsbegriffes zeigt sich schon in den von der Satzgliedlehre BECKERs unabhängigen Grammatiken. Keineswegs war überall der weite Prädikatsbegriff verbreitet, wie SKALA (1961: 228) behauptet. So kann nach ADELUNG (1795: 445) das Prädikat ein einziges Wort (*dein Feind* <u>*schläft*</u>) oder mehrere Wörter sein; "im letzteren Falle enthält das Verbum entweder einen allgemeinen oder unvollständigen Begriff, in welchem Falle derselbe durch ein Adverbium ergänzet werden muß: der Sommer *ist nahe* [...]; oder es wird auch das Prädicat nach seinen Eigenschaften, Beschaffenheiten und Umständen bestimmt." Diese Stelle enthält einen für die Prädikatsproblematik bezeichnenden Widerspruch: Einerseits kann das Prädikat aus mehreren Wörtern bestehen, andrerseits bestimmen diese Wörter das Prädikat näher und können daher selbst nicht zum Prädikat gehören. Überdies bleibt unklar, welche Wörter einen "allgemeinen und unvollständigen Begriff" ausmachen; nach den Beispielsätzen zu urteilen gehört jedenfalls das Prädikativ mit der Kopula zum Prädikat, ebenso die analytischen Verbformen (ADELUNG 1781: 538). In ADELUNG (1782: 569f) werden als Verben mit "unvollständigem" Prädikat "*sein, haben, werden, wollen, können, dürfen, sollen, müssen, lassen, mögen* usf." genannt, also die Hilfs- und Modalverben; sie bezeichnen "einen zufälligen Nebenumstand [...], welcher sich bey allen Prädicaten befinden kann, und daher näher bestimmt werden muß." Der Ausdruck "unvollständiges Prädikat" weist darauf hin, daß das Prädikat <u>nur</u> das Verb (Hilfs- oder Modalverb) ist, welches durch andere Satzteile näher bestimmt wird - ein Widerspruch zur Auffassung, daß das Prädikat aus mehreren Wörtern bestehen kann. Andrerseits scheint ADELUNG gelegentlich auch Vollverben als unvollständige Prädikate aufzufassen: "In dem Satze: *das Kind des Todes hat dem Urheber seines Lebens die Freude seines Alters zerstöret*, ist *das Kind des Todes* Subject, und das Verbum *hat zerstöret* <u>mit seinem Zubehör</u> [meine Hervorhebung] das Prädicat, *dem Urheber seines Lebens* ist der persönliche und

die *Freude des Alters* der leidende Gegenstand."(1781: 135) Demnach müßten auch Akkusativobjekt und Dativobjekt Prädikatsteile sein.

2.2. Ebenso problematisch ist die Bestimmung des Prädikatsumfanges bei MEINER (1781), der als Vorläufer der Valenzgrammatik gilt. MEINER (16o) unterscheidet zwischen absoluten und relativischen Prädikaten; absolute Prädikate sind einseitig unselbständig, insofern sie erst zusammen mit dem Subjekt einen selbständigen Ausdruck bilden - relativische Prädikate erfordern weitere Ergänzungen. In Sätzen wie *Gott war das Wort* wird aber das Substantiv *Gott* als Prädikat bezeichnet (1oo), die Kopula wird also offensichtlich nicht einmal als Prädikatsteil aufgefaßt - ganz im Sinne der traditionellen Logik. Ein Prädikat ist nach MEINER unvollständig, "wenn es noch die Beyhülfe eines anderen Wortes braucht, ehe es sich als ein bloßes Prädikat vollkommen denken und verstehen läßt."(128) Prädikativa werden von MEINER als Apposition bezeichnet; Verben mit Apposition sind *sein, werden, heißen; nennen,* (jemanden für etwas) *halten, achten, meinen, schätzen* usw. (13o) Dann heißt es aber auch: "Demnach muß ein solches Verbum der Apposition mit dem letztern Namen allezeit zusammengenommen für ein vollständiges Prädikat gerechnet werden."(131) Vgl. zu dieser Inkonsequenz auch FORSGREN (1973: 12o); zur Prädikatsauffassung MEINERs s. OTT (1975: 72ff). Ob sich aus MEINERs (1781: 131) Bemerkung, daß im Prädikat Haupt- und Nebenteile des Satzes verschlossen sind, "die sich daraus herleiten lassen", auch das Subjekt (und dann auch wohl alle anderen Satzglieder) als Prädikatsteile aufgefaßt werden müssen, wie FORSGREN (1973: 138) annimmt, scheint mir zweifelhaft; gemeint sind doch wohl nur die "strukturellen Leerstellen" der Satzglieder, die sich aus dem finiten Verb entwickeln lassen.

2.3. Klarer gesehen, wenn auch ebenfalls nicht gelöst, ist das Problem des Prädikatsumfanges bei GÖTZINGER (1839). Das finite Verb als grammatisches Prädikat enthält eine bestimmte Beziehung auf Personen oder Umstände; "viele Verben an und für sich haben aber oft zu wenig Gehalt an Bedeutung, als daß sie einen verständlichen Ausdruck lieferten, und nehmen zur Ergänzung des Mangelnden Nennwörter zu sich; und in einem solchen Falle bildet das Verbum mit seinen Nennwörtern das Prädikat."(56) So wird im Satz *Die Hand hat fünf Finger* das Verb mit dem Objekt zusammen als Prädikat bezeichnet. Verben "ohne vollständigen Inhalt" sind *nennen, heißen, taufen, schelten, schimpfen; sein, werden, bleiben* (178ff). Bei *sein* tritt ein "Zusatz" an die Stelle des Prädikats (186f), was wohl bedeutet, daß das Verb selbst nicht Prädikatsteil ist. Auch bei GÖTZINGER wird nicht klar, welche Verben außer den zitierten inhaltlich unvollständig sind.

2.4. Ebenso problematisch ist der Prädikatsbegriff bei BECKER. Bei ihm findet sich an einer Stelle noch die alte Auffassung, wonach "der ganze Satz, zu welchem Umfange er sich auch entwickeln mag, nur aus dem Subjekte und dem Prädikate [besteht]."(1851: 3) Andrerseits faßt er aber auch entsprechend seiner Lehre von den Satzverhältnissen das Objekt als Hauptbegriff zum Prädikat (=finites Verb) auf, das Verb ist der "eigentliche Ausdruck" des Prädikats (1841: 232). Nur bei den Hilfsverben (Temporal- und Modalverben) gehören der finite und der infinite Teil zusammen zum Prädikat (234), ebenso in Fügungen, in denen ein "Formwort" die Stelle eines "Begriffswortes" vertritt und damit ein Allgemeines bezeichnet: *Das Lied ist aus* (= ausgesungen), *Der Sommer ist vorüber* (= vorübergegangen.(235) Besonders deutlich wird die Problematik, wenn Begriffswörter wie Formwörter gebraucht werden und somit in den Funktionsbereich der Formwörter übertreten. BECKER (235) führt als Beispiele das Verb *stehen* und die idiomatischen Formen *zu Grunde gehen-richten, zu Stande bringen, im Stiche lassen, Trotz bieten* an. In diesen Fällen repräsentiert der nominale Teil das Begriffswort, daher müßte man ihn hier auch konsequenterweise als Prädikatsteil auffassen; BECKER spricht zwar an der angegebenen Stelle vom "Bestreben, das Prädikat als den Hauptbegriff des Gedankens auch in der Form des Ausdruckes immer als den Hauptfaktor des prädikativen Satzverhältnisses darzustellen", er läßt aber die Frage nach dem Satzgliedwert des nominalen Teiles offen. Der prädikative Genitiv ist Prädikatsteil (277), ebenso aber auch Ausdrücke, in denen "die Hervorhebung eines Begriffes [...] durch einen größeren Umfang des Ausdruckes" bezeichnet wird - ein einfacher Begriff wird durch ein Satzverhältnis ausgedrückt.(597) Beispiele: *Da noch Alles lag in weiter Ferne* (= fern war); *Du zwingst mich, eine Wahl zu treffen* [...] (= zu wählen); *Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn* (BECKER gibt hier keine Umschreibung; der Ersatz durch ein Wort ist kaum möglich). Hier zeigt sich die bekannte Problematik der Funktionsverbgefüge und der idiomatischen Wendungen. S. weiters die Übersicht bei BECKER (1851: 66f). Zu BECKERs Satzgliedtheorie vgl. GLINZ (1947, bes. 46ff) und HASELBACH (1966). Der Abschnitt über das Prädikat in BAUER (1832) beruht ganz auf BECKER.

2.5. Die BECKERsche Satzgliedlehre ersetzte die ältere, noch von ADELUNG vertretene Auffassung, wonach die Kopula nicht zum Prädikat gehört, sondern nur das Prädikatsnomen bzw. -adjektiv. Obwohl gelegentlich Zweifel an der Berechtigung der Sonderstellung der Kopula geäußert wurde, beherrschte die Kopulatheorie bis ca. 182o allein das Feld (s. dazu FORSGREN 1973: 11off); gelegentlich wird sie auch noch später vertreten, so von HEYSE (19o8: 4o7ff) und in logisch-

philosophisch ausgerichteten Arbeiten wie WOLFF (188o: 2o3ff). Zur Geschichte des Prädikativs s. FROBEEN (1898) und KAUFMANN (1967).

2.6.1. Die älteren Grammatiken nach BECKER seien hier nur in Auswahl besprochen; ich beschränke mich auf die wichtigsten Werke. Die Grammatik von Johann Christian August HEYSE erschien zwar in erster Auflage (1814) vor BECKER, ihre größte Wirkung erreichte sie aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im beginnenden 2o. Jahrhundert (in der Bearbeitung durch Otto LYON). Die älteren Auflagen waren mir unzugänglich; ich konnte nur die 17. Aufl. (1851), die 21. Aufl. (1868) und die 27. Aufl. (19o8) vergleichen - dazu kommt noch die 19. Aufl. des "Leitfadens" (1857). Das scheint insofern unbedenklich, als die Satzgliedlehre bis zur 23. Aufl. (1878) unverändert blieb (GLINZ 1947: 4o). Die HEYSEsche Grammatik war weit verbreitet. Noch 1956 bemerkte dazu FOURQUET (1956: IV/Anm.): "Les usages qui règnent actuellement dans la grammaire scolaire de l`allemand remontent à la grammaire de Christian August Heyse [...]. On peut dire que la masse des grammaires scolaires de l`allemand parues de 1814 à nos jours suit celle de Heyse, à quelques variantes près." - In den älteren Auflagen (1851: 269ff, 1869: 253ff, 1857: 87) wird das Prädikat mit dem Verb gleichgesetzt, die Kopula wird nicht zum Prädikat gerechnet. Bei der Kopula erscheinen als Prädikat die in der traditionellen Grammatik beschriebenen Formen des Prädikativs. HEYSE unterscheidet das prädikative Adverb (= Prädikat, z.B. *Er ist fort [gegangen], Die Sache ist so [beschaffen], Der Sturm war gestern am heftigsten*) von Adverbien in Sätzen wie *Gott ist überall, Er ist unwohl* usw., weil hier *sein* nicht Kopula, sondern "Aussagewort eines Existenzialsatzes" ist und für sich allein das Prädikat ausmacht. Neben dem Kopulawort *sein* "können auch die Verba *werden, bleiben, scheinen, dünken, heißen* (auch: *genannt, gerufen, gepriesen, geschimpft, getauft werden*), da sie in der Regel für sich allein keinen erschöpfenden Prädicatsbegriff darzustellen vermögen, als Formwörter die Stelle der Copula einnehmen und mit einem adjectivischen oder substantivischen Prädicat verbunden werden."(1851: 27o, 1868: 254) Diese Verben sind also wohl nicht dem Prädikat zuzurechnen, anders als die Hilfsverben (*haben, sein, werden* in den analytischen Tempora; Modalverben; *lassen*).(1851: 184f, 1868: 168f) Die von Otto LYON bearbeitete 27. Auflage unterscheidet sich mit einer Ausnahme nicht von den älteren Auflagen: Prädikate sind nunmehr nur die einfachen Verben, die analytischen Tempusformen und die Fügungen mit Modalverben. Alle anderen mit einer Kopula (bzw. mit kopulawertigen Verben) verbundenen Ausdrücke werden Prädikativa genannt. Der hervorgehobene Teil in *Er ist gekommen* ist also Prädikatsteil, jener in *Er*

ist <u>*glücklich*</u> Prädikativum. Adjektivische Formwörter, Adverbien und Substantiva sind hier daher immer Prädikativa; Infinitive und Partizipien können sowohl Prädikativa als auch (in analytischen Tempus- uns Modusformen) Prädikatsteile sein. LYON hat damit festgelegt, daß die temporalen und modalen Hilfsverben nicht als Kopula aufzufassen sind, selbst wenn bei *sein* ähnliche Ausdrück mit Kopula + Prädikativum geläufig sind. Nach dieser Auffassung gibt es aber nunmehr Sätze ohne Prädikat; tatsächlich werden als "wichtigste Bestandteile des Satzes" außer Subjekt nur Prädikativum und Kopula genannt (4o6). Dem widersprechen andere Stellen, in denen Subjekt und Prädikat Bestandteile des Satzes sind (z.B. 4o3). Es liegt hier natürlich nahe, Kopula und Prädikativum als eine (mögliche) Form des Prädikats aufzufassen; das würde aber bedeuten, daß nun auch die Kopula zum Prädikat gehört - LYON sieht diese Konsequenz allerdings nicht.

2.6.2. Neben der Passiv-Umschreibung werden auch die reflexiven Bildungen als einfaches Prädikat aufgefaßt. Im Gegensatz zu den neueren Grammatiken wird kein Unterschied zwischen echten und unechten Reflexiva gemacht, das Reflexivpronomen gehört in jedem Fall zum Prädikat. Ein Beispielsatz mit negiertem Reflexivum könnte darauf hinweisen, daß auch das Negationswort Prädikatsteil ist, doch wird das sonst nicht erwähnt.

2.7.1. Einen ähnlichen Standpunkt vertritt WILMANNS (1883): "Das Prädikat des Satzes ist das Verbum."(8) Er kennt aber auch Subjekt und Prädikat "im weiteren Sinn": Im Satz *Meine wahren Freunde retteten mich aus der Gefahr* ist im engeren Sinn nur *Freunde* und *retteten* Subjekt und Prädikat, im weiteren Sinn *meine wahren Freunde* und *retteten mich aus der Gefahr*. (1o) Ob auch Adverbialbestimmungen zum weiteren Prädikat gestellt werden, wird nicht klar. Genauer wird der (enge) Prädikatsbegriff im § 2o5 (175f) erläutert. Wiederum sind die analytischen Tempus- und Modusformen und alle Reflexivpronomina Prädikatsteile; dazu kommen auch "alle Wörter, die als Bestimmungen des Subjekts zu dem Verbum *sein* treten." Die Beispielsätze entsprechen jenen bei HEYSE. WILMANNS erwähnt zwar die Kolpulatheorie, legt sich aber nicht auf sie fest. Es bleibt also offen, ob das Verb *sein* Prädikatsteil ist. Weiters scheint er auch nicht zwischen dem Gebrauch als Vollverb und als Kopulaverb zu unterscheiden; *in Gefahr* in *Er ist in Gefahr* ist bei WILMANNS Bestimmung zu *sein*.

2.7.2. In einer Anmerkung erweitert WILMANNS (176) die Klasse der Verben mit "unbestimmter, allgemeiner Bedeutung" auf Verben wie *stehen (es steht zu erwarten)*, *halten (Maß halten)*, *schlagen (Wurzel schlagen)*, *denken (ich denke an dich)*, *schließen (Frieden schließen)*. Auch in diesen Fällen

ist die "prädikative Kraft" dieser Verben kopulaähnlich, die "eigentliche Aussage" wird vom nominalen Teil geleistet. Die zitierten Beispielen sind idiomatische Fügungen mit metaphorisch gebrauchtem Verb, nur bei *denken* hat der präpositionale Ausdruck Objektfunktion. Als "prädikative Zusätze" bezeichnet WILMANNS die nominalen Ergänzungen bei *heißen, nennen, schelten, schimpfen, taufen* und die prädikativen Adjektiva. In dieser Gruppe zeigt sich gelegentlich eine zweifache Auffassungsmöglichkeit nach dem Selbständigkeitsgrad der betreffenden Fügung. Seine Beispiele sind:

(6) Als einem erfahrenen Manne schenkte man ihm Vertrauen.
(6') Ihm, als einem erfahrenen Manne, schenkte man Vertrauen.

(7) Der Name dieses Mannes als Feldherrn stand überall in Ansehen.
(7') Der Name dieses Mannes, als eines verdienten Feldherrn, stand überall in Ansehen.

Die mit *als* verbundenen Fügungen in (6', 7') haben größere Selbständigkeit und können durch einen Nebensatz unschrieben werden (*..., da er ein erfahrener Mann ist; ..., da dieser Mann ein verdienter Feldherr war*), was auch durch die Beistrichsetzung angedeutet ist. Diese Fügungen müßten daher konsequenterweise als Adverbialbestimmungen gelten. In (6, 7) werden sie hingegen "durch die Betonung als ein zur Aussage gehöriges Satzglied bezeichnet."(176) Diese Formulierung deutet auf die Wertung als Prädikatsteil - freilich drückt sich hier WILMANNS nicht klar aus. Zudem spricht die attributive Funktion in (7) gegen eine solche Auffassung; WILMANNS paraphrasiert *der Name, den dieser Mann sich als Feldherr erworben hatte* (177). Attributiv ist wohl auch (6) aufzufassen (*ihm, der als erfahrener Mann gilt*), so daß die Einordnung dieser Fügungen unter die prädikativen Zusätze fraglich erscheint. - Abgesehen von dieser Problematik ist WILMANNS' Darstellung eben wegen seiner undogmatischen Haltung und wegen seiner Hinweise auf verschiedenartige Gebrauchsweisen einzelner Formen gerade als Schulgrammatik gegenüber den bloßen Regelwerken im Vorteil. Es geht ihm nicht eigentlich um eine formalistische Klassifizierung, sondern um eine grammatische, gelegentlich ins Psychologische übergehende Beschreibung der sprachlichen Leistungen - in dieser Beziehung ist seine Grammatik, besonders im Vergleich mit anderen Schulgrammatiken aus dieser Zeit, vorbildlich.

2.8.1. Einer der entschiedensten Gegner der Kopulatheorie war Franz KERN (z.B. 1888: 83ff). Seine Ausführungen wurden damals weit beachtet, für die wissenschaftliche Grammatik und für die Schulgrammatik blieben sie aber weitgehend folgenlos - ebenso wie seine klare, formbezogene Satzgliedlehre (s. die Tabelle auf S. 176) und seine sehr beherzi-

genswerten didaktischen Überlegungen (165ff). Nach KERN ist die Kopula als sprachliche Leistung (Verbindung der zustandslosen Subsistenz [Substantiv] und des subsistenzlosen Zustandes [Infinitiv]) in jedem finiten Verb vorhanden, so daß es weder möglich noch notwendig ist, eigene Verben als Kopulaverben zu bezeichnen. Daraus folgt: Es gibt keine Kopula, sondern nur (Voll-)Verben; die Prädikativa sind ebenso Bestimmungen des Verbs wie das Subjekt und die Objekte. Das finite Verb ist selbst kein Satzteil wie Subjekt oder Objekt, "es ist selber schon der Satz in seiner einfachsten Form, dem alles übrige als Bestimmung sich anschliesst."(84) Deshalb kann es auch nicht durch einen Nebensatz vertreten werden: "Was grammatisch immer die Hauptsache ist, kann eben nie durch eine sprachliche Form vertreten werden, die als etwas einem Anderen Untergeordnetes darstellen würde."(85) Seine Argumente gegen die Trennung von Vollverb- und Kopulafunktion bei *sein* (86ff), die ich hier nicht genauer referieren kann, sind (auch gegenüber Kritikern wie MARTY 1918: 224f) überzeugend, so daß man sich wundern muß, warum die Kopulatheorie immer wieder vertreten wurde und wird. (Auch seine Anmerkungen zu den Kasusfunktionen (97) sind erstaunlich "modern".) Prädikat ist immer das finite Verb allein; ein "volles Prädikat" besteht aus dem finiten Verb "mit allen seinen Bestimmungen", ebenso wie das "volle Subjekt" aus dem Subjektswort "mit allen seinen Attributen" besteht (166). Konsequenterweise verzichtet KERN auch auf eine eigene Klasse von Hilfsverben, wobei er auch hier schlüssig argumentiert: "Sonst steigt die Flut dieser unglückseligen Hülfsverba immer höher, und es ist eher kein Ende abzusehen, bis jemand mit entschlossenem Sinn all die Verba für Hülfsverba erklärt, die im Stande sind, einen Infinitiv zu regieren. Dann werden in ihrer Reihe auch Verba wie gestehen, versichern, beanspruchen erscheinen, und, wenn man sich der zahlreichen Präpositionen mit dem Genetiv erinnert, ist es dann ein ganz kleiner Schritt, auch die Redensarten "im Begriff stehen", "Anspruch darauf machen" für ein Hülfsverbum zu erklären."(169)

2.8.2. Ein Problem bleibt aber noch aufzuklären, das KERN nicht vollständig bewältigt hat. Wenn es keine Hilfsverben gibt, so gibt es sie auch nicht in den analytischen Tempusformen. Diese Formen sollen im Elementarunterricht aus "praktischer Rücksicht" als einheitliche Formen behandelt werden, und "praktische Nötigung" bringt es mit sich, *sein*, *haben* und *werden* als Hilfsverben zu bezeichnen (167, 169). KERN läßt aber daran keinen Zweifel, daß auch hier die nominalen Teile Prädikatsnominative und -akkusative sind. Das wird aus folgender Formulierung deutlich: "[...] das deutsche Futurum scheint sogar überhaupt nicht mehr ein Particip, sondern einen Infinitiv zu enthalten."(167) Die

Auffassung des Infinitivs als kasushaltige Prädikatsbestimmung hat KERN freilich nicht bis zur letzten Konsequenz durchgedacht.

2.9. Die Auffassung, daß auch bei den analytischen Tempora nur das finite Verb das Prädikat ausmacht, findet sich aber auch bei BLATZ (1896: 9ff), wobei er freilich bemerkt, daß gewohnheitsmäßig der gesamte Komplex von Hilfsverb und nominaler Ergänzung zum Prädikat gezählt wird. Auch Verben, deren Bedeutung abgeschwächt ist, wie neben *sein* und *werden* z.B. auch *scheinen* und *bleiben*, bilden für sich allein das Prädikat. An anderer Stelle spricht freilich BLATZ von "Participien und Infinitive[n] der umschriebenen Verbalformen, die wir in Verbindung mit dem finiten Verb (Hilfsverb) als einheitliches Satzglied betrachten [...]."(28f/Anm. 5) Die historische Herleitung aus Prädikativen begründet also nicht einen eigenen Satzgliedstatus. Wohl aber werden die (nhd.) Prädikativa als eigene Satzglieder betrachtet; BLATZ definiert sie als diejenige Bestimmung des Verbalinhalts (des Prädikats), die zugleich auch eine Bestimmung des Subjekts oder des Akkusativobjekts darstellt (26ff - zu den Verben mit Prädikativ s. auch 195f). Als besondere Prädikativformen führt BLATZ das "unreine Prädikativ" an (*als Retter erscheinen*; 28). Auch den "Prädikatsgenitiv" (385ff) scheint er als Prädikativ aufzufassen (= Genitiv nach *gedenken, sich erinnern* usw., aber auch Fügungen wie *guter Dinge / eines Stammes sein*).

2.10. Als Anhänger der Kopulatheorie deklariert sich ENGELIEN (19o2): "[...] das Prädikat, d.h. das Satzglied, welches die Aussage enthält, ist ein Verb oder ein mit einem Hilfsverb verbundenes Nomen, das Prädikativ."(329) Die Hilfsverben gehören demnach nicht zum Prädikat - freilich können *sein* und *werden* auch als Vollverb gebraucht werden. Verben mit Prädikativ und prädikative Partizipien zu Adjektiven werden S. 334ff aufgezählt. Das Reflexivpronomen kann "wie der betonte Akk. als Objekt der Tätigkeit aufgefaßt werden [...]" (336), es wird aber nicht klar, ob es Prädikatsteil ist oder nicht. Auch der Satzgliedstatus der Infinitive und Partizipien zu Hilfsverben (343ff) sowie der des präpositionalen Infinitivs (349ff) wird nicht erörtert. Eindeutig Prädikat sind hingegen prädikative Nominative, Genitive und Dative (365ff).

2.11. Den Ausdruck "Kopula" kennt auch die Grammatik von CURME (1917 [1. Aufl. 19o5]: 497); dieser Ausdruck bezeichnet "a verb of incomplete predication".(496) Bei CURME sind diese Verben ausschließlich Prädikatsbestandteile. Das Prädikativ heißt bei ihm "predicate complement"; dazu gehören die geläufigen Prädikativa wie auch Fügungen mit *als* und solche, in denen *als* ausgelassen werden kann (*Pate/Wache stehen, Modell sitzen*) sowie *halten* und *gehen* mit *für* +

Nomen (498). Der possessive Genitiv bei *sein* ist wie der prädikative Genitiv Prädikatsbestandteil (499f). Dazu kommt noch der Infinitiv ohne *zu* bei *bleiben, gehen, heißen* usw., nicht aber der Infinitiv bei Modalverben und modal gebrauchten Verben, der (wie bei *bedeuten* usw.) als Objekt gilt - ebenso wie der Infinitiv bei den Verben der Wahrnehmung und des Wissens (278f). Warum der Infinitiv im einen Fall Prädikatsbestandteil, im anderen Fall Objekt sein soll, wird nicht erklärt. Das Reflexivpronomen der echten Reflexiva ist Prädikatsbestandteil (344).

3.1.1. Bis zum Beginn des 2o. Jahrhunderts war die Problematik des Prädikatsbegriffes entweder mit den Inkonsequenzen der Kopulatheorie oder mit der Unschärfe des Begriffs 'Hilfsverb' verbunden. Die als einzige konsequente Auffassung von Franz KERN konnte sich bis zu diesem Zeitraum nicht durchsetzen. Erst die Arbeiten Ludwig SÜTTERLINs nähern sich der KERNschen Auffassung an, d.h. SÜTTERLIN ist unabhängig von KERN zu einer ähnlichen Ansicht gelangt. SÜTTERLIN (191o: 3o7) trennt zunächst das Gesamtprädikat vom Prädikatswort, welches als Prädikatskern nicht nur Verben, sondern auch Substantive, Adjektive und Partikeln umfaßt (3oo, 3o4f). Unter diesen Wortarten hat das Verb eine ausgezeichnete Stellung: Es hat "nur den einen Zweck, die Aussage zu bilden" (3o4; s. auch 98 [§94c/a2ß] und SÜTTERLIN 19o2: 152). Ist im Satz nicht nur ein Prädikatswort vorhanden, so liegt ein zusammengesetztes Prädikat vor, "wo das Prädikat also gleich einer Wortgruppe ist."(3o5) Davon sind lediglich die analytischen Tempusformen als einheitliche Verbalgruppe ausgenommen (3o9). In einer ausführlichen Auseinandersetzung (3o6ff) werden zwei Argumente gegen die ältere Prädikatsauffassung angeführt:

1. Die Klasse der Kopulaverben ist nicht definiert. Viele weitere Verben können kopulaartig verwendet werden, schließlich kommen dafür auch überhaupt alle transitiven Verben in Frage. "Und das folgerichtige Ergebnis der auf den Verhältnissen der alten Sprachen aufgebauten früheren Lehre wäre, daß man für die neueren Sprachen ein zusammengesetztes, mit einer Kopula gebildetes Prädikat überall dort annähme, wo die flektierte Verbalform keinen vollen Begriff wiedergibt, sondern einen ergänzungsbedürftigen leeren, wo sie also nur ein Formwort wäre."(307)

2. Nicht nur der Nominativ, sondern auch andere Kasusformen sowie Adjektiva und Partikeln können mit einer "Kopula" verwendet werden, so daß sich auch hier keine klare Grenze zum einfachen verbalen Prädikat zeigt. SÜTTERLIN (3o9) schließt daraus: "Wegen dieser Schwierigkeiten, das einfache Vollverb, das zusammengesetzte Prädikat und die aus mindestens zwei Vollbegriffen bestehende Verbalgruppe gegenseitig abzugrenzen, empfiehlt es sich überhaupt, diesen

Gesichtspunkt fallen zu lassen oder doch dahin einzuschränken, daß man nur die äußere Wortzahl maßgebend sein läßt und nur das einfache Prädikat unterscheidet von dem zusammengesetzten, aus einer Wortgruppe bestehenden."
3.1.2. SÜTTERLIN ist allerdings nicht konsequent: Nicht alle Ergänzungen und Objekte läßt er als Teile des zusammengesetzten Prädikats gelten. Als Beispiele für Akkusativobjekte zitiert er nur *statt finden, acht geben* und Objekte zu *haben* (3o8), so daß auf diese Weise wiederum das Problem der Abgrenzung gegen idiomatische Wendungen entsteht. Auch beim Dativobjekt ist nicht ersichtlich, wann es ein zusammengesetztes Prädikat ausmacht (SÜTTERLINs Beispielsätze enthalten nur die Verben *sein* und *gehören*). Adverbialbestimmungen scheint er mit Ausnahme prädikativ gebrauchter Präpositionalfügungen grundsätzlich nicht als Prädikatsteile aufzufassen (ebd.). Dieses Problem zeigt sich auch bei seiner Diskussion der Unterscheidung von voller und geschwächter Bedeutung eines Verbs (3o9): Hier werden als Beispiele nur reflexive Verben, Verben mit Inhaltsobjekt und Verbzusatz (*totschlagen*) zitiert, was darauf schließen läßt, daß er dieses Problem bei den anderen Wortarten gar nicht sieht. Ein guter Ansatz führt auf diese Weise wieder zu den alten Problemen. SÜTTERLIN denkt offensichtlich an eine "engere Prädikatsgruppe" (s. unten), die nicht nur das finite Verb enthält; er ist aber nicht imstande, den Umfang dieser Prädikatsgruppe festzulegen.

3.2. In den historischen Grammatiken des 20. Jahrhunderts wird der Prädikatsumfang nicht zu Problem; die diesbezüglichen Ausführungen sind ungenau und unvollständig, so daß sie hier nicht ausführlich referiert werden müssen. PAUL (1919: 40f) vertritt noch die Kopulatheorie, ohne auf deren Problematik einzugehen. Von größerem Interesse sind seine Ausführungen zum prädikativen Attribut: Es ist etwas "Mittleres" zwischen Prädikat und Attribut und "bezieht sich auf das Subj[ekt], es hat aber auch ein Verhältnis zum Präd[ikat], und zwar ein zeitliches. Es bezeichnet den Zustand, in dem das Subj[ekt] sich in der Zeit befindet, für die ihm das Präd[ikat] beigelegt wird. [...] Im Gegensatz zu dem reinen Attribut bildet das prädikative ein besonderes Satzglied."(15) Es ist also wohl entgegen der geläufigen Terminologie <u>kein</u> Prädikatsteil; doch nähert es sich dem Prädikat, "wenn die Bedeutung des Verbums etwas verblaßt"(52), so z.B. bei *stehen (die Wohnung steht <u>leer</u>, es steht dir <u>frei</u>)* und "noch entschiedener", "wenn der Zustand, den es bezeichnet, erst durch den vom Verbum bezeichneten Vorgang herbeigeführt wird" (*er ist vom Militärdienst <u>frei/los</u> gekommen, eine(r) Sache <u>verloren/verlustig</u> gehen*; ebd.). Gleiches gilt für präpositionale Ausdrücke wie *er bat mich <u>auf den Knien</u>* (=*knieend*; 192o: 142). Die formale Selbständigkeit resul-

tiert aus einer inhaltlichen: Das prädikative Attribut ist keine notwendige und dauerhafte Eigenschaft des Bezugsnomens, sondern es bezeichnet "einen zufälligen und vorübergehenden Zustand"(ebd.). So scheint es doch von Verbsemantik abzuhängen, ob das prädikative Attribut Satzglied oder Gliedteil ist. Möglicherweise steht hinter diesem Problem PAULs Auffassung vom psychologischen Prädikat, doch kann den angegebenen Stellen nichts Genaueres entnommen werden.

3.3. Auch für WUNDERLICH/REIS (1925) wird der Umfang des Prädikats nicht zum Problem; das Ziel dieses Werkes ist die psychologische Erklärung der historischen Entwicklungen im Satzbau und nicht eine grammatische Klassifizierung der sprachlichen Formen. Es finden sich allerdings bemerkenswerte Ansichten zum Prädikatsnominativ und -akkusativ (37ff, 79ff). Die Autoren unterscheiden zwischen weiten und engen Verbindungen von Subjekt und Prädikat nach der Funktion des finiten Verbs: Bei den engen Verbindungen hat *sein* entweder die Funktion, ein "bedeutungskräftiges" Verb zu ersetzen, oder es hat "wesentliche Bedeutung für die Zeitstufe, die Art der Handlung und der Aussage"(39). So wird der Übertritt des prädikativen Nominativs in den engeren Prädikatsbereich mit Änderungen in der Verbsemantik verbunden (39). Die Abschwächung der vergleichenden Bedeutung von *als* bei Verben wie *achten, schätzen* usw. führt zu einer Gebrauchserweiterung und damit auch zu einer Erweiterung der Beziehungsmöglichkeiten. Die Ansicht, daß auf diese Weise auch die *als*-Fügungen in die Prädikatssphäre übertreten können, findet sich zwar nicht ausdrücklich, sie läßt sich aber aus dem Zusammenhang erschließen. Auch die Funktion des Prädikatsakkusativs wird historisch gesehen: Er steht zunächst als Inhaltsobjekt in Prädikatsfunktion zum Akkusativ der betroffenen Person oder Sache (z.B. bei Reflexivpronomen: *er hat sich gesund gelacht*). Diese Prädikatsbestimmung zum Objekt in Subjektsfunktion kann durch "Verschiebung" als Teil des übergeordneten Prädikats aufgefaßt werden - so kann man wohl aus dem von WUNDERLICH/REIS (80f) diskutierten Beispiel schließen, obwohl die näheren Umstände dieser syntaktischen Umdeutung (als die man den Begriff "Verschiebung" wohl verstehen muß) nicht klar werden. Wenn man die etwas vagen Bemerkungen konsequent interpretiert, so geht der prädikative Akkusativ aus einem Prädikat eines als Objekt eingebetteten Satzes hervor, in dem das Subjekt gleichzeitig Objekt des übergeordneten Satzes ist; auf diese Weise erklärt sich auch die Funktionsähnlichkeit mit dem AcI.

3.4. BEHAGHEL (1926: 38, 1928: 471ff) verwendet in seinen Arbeiten einen weiteren Prädikatsbegriff: Nicht nur die Prädikativa, sondern auch die Objekte gehören zum Prädikat, nicht aber die Adverbialbestimmungen. Als besondere Prädikativformen sei das prädikative Adverb bei den Verben des

Machens und Erklärens erwähnt, das auch durch eine Präpositionalfügung vertreten sein kann (*man erklärt ihn zum Sonderling/erkennt ihn für...* ; 475 [§ 1145B]). Daneben führt BEHAGHEL noch halbprädikative Adjektiva und Substantiva an (475ff), z.B. *unbewaffnet in den Streit gehen*, *der Seinige sterben*. Halbprädikative Substantive kommen in der heutigen Sprache nicht mehr vor (älteres Beispiel: *Ich bin ein bot* [als Bote] *zu euch gesant*); BEHAGHEL faßt sie als "ganz oder überwiegend unter lateinischem Einfluß stehen[d]" (479) auf; überdies hält er es für "zweifelhaft [...], ob nicht Apposition vorliegt."(478) Auch Inhaltsobjekte (*Wache/Gevatter/Rede stehen, Gericht halten, Beichte sitzen/hören*) werden erwähnt, ohne daß ihr Status als (Halb-)Prädikativ erläutert wird. Dazu kommen noch "mit Pausen eingefügte Bestimmungen", die "noch fremdartiger als die ohne Pausen eingefügten halbprädikativen Substantive [sind]."(ebd.) Solche Bestimmungen sind allerdings durchaus geläufig (Beispiele aus BEHAGHEL: *zitternd vor Freude trat ich hinein, früh schon Zeuge ihrer Taten* [...] *wirst du wohl ...*), wenngleich reine Substantive selten so gebraucht werden (*ein braungelbes* [...] *Gebäude* [...], *nahm es sich besonders ansehnlich* [...] *aus*).

3.5. BOOST (1938) identifiziert das Prädikat mit dem finiten Verb, ohne das Verhältnis zu den Hilfsverben zu diskutieren. Ene Neuerung ist die Wertung des Prädikatsnomens als Apposition mit der Funktion einer Wesensbestimmung (19ff). Differenzierter wird das Prädikat in seiner Arbeit zur deutschen Satzstruktur (1955) gesehen. Auch hier ist das Prädikat zunächst das finite Verb; durch die Tendenz des deutschen Satzes zur Klammerform entsteht aber am Satzende eine Stelle mit Elementen, die mit dem finiten Verb besonders eng verbunden sind und im Falle der analytischen Tempus- und Modusformen ja auch tatsächlich als Prädikatsteile gelten. BOOST (42ff) nennt diese Erscheinung eine "Prägung". Man kann demnach erwarten, daß an dieser Stelle sprachliche Formen erscheinen, die in die Prädikatssphäre übertreten können. BOOST hat diesen Vorgang bei den trennbaren Verben beschrieben und auch auf die damit verbundene Sinnänderung des Verbs aufmerksam gemacht (*tragen* - *vortragen*). An dieser Stelle kommen nun auch Adverbien und präpositionale Fügungen vor, die oft als Prädikatsteile aufgefaßt werden (*in Betrieb nehmen*, *feststehen*). Besonders deutlich prädikatsnah sind diejenigen adverbialen Bestimmungen, die als Richtungsbestimmungen bei Verben der Ortsveränderung vorkommen; BOOST (44ff) bezeichnet sie mit den Satzgliedbegriffen "Direktivum" oder "Syndetikon". Diese Elemente am Satzende sind durch bestimmte Stellungsbeschränkungen gekennzeichnet. So ist das Direktivum normalerweise nicht thematisierbar und kann daher nicht die erste Stelle im Satz einnehmen. Obwohl

sich BOOST selbst nicht mit dem Problem des Prädikatsumfanges auseinandersetzt, ist seine Arbeit ein wichtiger Schritt zu einer differenzierteren Auffassung des Prädikats (s. unten 4.5.4.1.).

3.6. Von den vor 1950 erschienenen Arbeiten seien nur zwei kurz erwähnt. RAHN (1940) faßt das Prädikat im weiteren Sinn als alles das auf, was nicht Subjekt ist (14ff; s. besonders die eindrucksvolle Erläuterung des Beispielsatzes auf S. 20). Das finite Verb heißt bei ihm "Zeitglied" (21, schon BOOST 1938: 15); zum Zeitglied werden auch Prädikativa mit *zu* gezählt, z.B. *zum Hauptmann machen*, *zum Ritter schlagen* (26). In BECKERs (1941) eigenartiger Terminologie stellt sich die zunehmende Prädikatsnähe in den Begriffen "eigengesetzliche Form" (*ich pfeife im Keller*), "Ergänzungsbestimmung" (*ich pfeife ein Lied*), "naheliegende Form" (*ich pfeife auf der Flöte*) und "Zwangsergänzung" (*ich pfeife auf den Ruhm*) dar. Wodurch diese Nähe zustandekommt, wird nicht besprochen; die Kopula wird als Begriff ausdrücklich abgelehnt (45).

4. Für die Zeit nach 1950 bietet sich eine Einteilung der Grammatiken nach bestimmten linguistischen Modellen und Richtungen an. Ich folge hier der Einteilung von PIITULAINEN (1980) nach den Begriffen traditionell - inhaltbezogen - strukturalistisch-operational - Dependenz- und Valenztheorie - Konstituentenstruktur- und Phrasenstrukturgrammatik. Jede Einteilung hat ihre Probleme: Es gibt nicht nur Übergangszonen, sondern auch Überschneidungen und Unklarheiten in den zu Grunde liegenden theoretischen Ansätzen selbst. Letztlich nützen diese Einteilungen nur zur übersichtlichen Darstellung nach gemeinsamen charakteristischen Merkmalen; die zunehmende Offenheit für andere Standpunkte bringt es mit sich, daß in manchen Bereichen sachliche Gemeinsamkeiten auffälliger sind als methodische Unterschiede. Ein besonderes Problem ist der Begriff "traditionelle Grammatik". Es scheint, daß man ihn heute nur negativ als "nicht ausschließlich einer bestimmten Richtung angehörend" definieren kann. Die Kriterien, nach denen eine Grammatik als traditionell beurteilt wird, sind oft einseitig kritisch und zu allgemein (vgl. den Kriterienkatalog bei PIITULAINEN 1980: 36ff); so wird oft nicht genügend berücksichtigt, daß sich z.B. die Duden-Grammatik, die als traditionell gilt (KUTSCHERA 1975: 207ff), um eine pluralistische, integrative und umfassende Darstellung bemüht - was vielleicht geradezu als wichtigstes Kriterium für diese Richtung gelten kann (s. dazu die Vorbemerkung bei BRINKMANN 1971: VII). Innerhalb der folgenden Gruppen reihe ich die Grammatiken nach dem Erscheinungsjahr der letzten mir zugänglichen Auflage.

4.1. Traditionelle Grammatik

4.1.1. Allgemein werden die nominalen Teile der analytischen

Tempus- und Modusformen sowie die trennbaren Präfixe zum Prädikat gezählt. Die Prädikatsauffassung der Duden-Grammatik (GREBE 1977) wurde schon oben 1.1. als Ausgangspunkt für die Problematik des Prädikatsumfanges gewählt und wird hier nicht mehr referiert. Kleinere Grammatiken, wie z.B. HOFSTAETTER (1960; Prädikat: 82ff), sind nicht ergiebig, weil die problematischen Fälle nicht diskutiert werden. Wegen ihrer Kürze ist auch die Grammatik von FOURQUET (1963) schwierig zu beurteilen. Immerhin lassen sich einige selbständige Auffassungen erkennen: 1. Der Begriff "Prädikat" wird nicht erwähnt und fehlt auch im Kapitel über die Satzglieder; es ist nur vom finiten Verb und seinen Formen die Rede. 2. Die herkömmlichen Prädikativa gelten FOURQUET als Attribute zum Subjekt (bei *sein*, *werden*; 91f, 115); Attribut zum Objekt ist der zweite Akkusativ bei *heißen*, *nennen*, *schelten*. Auch das sonst prädikativ genannte Adjektiv ist bei FOURQUET ein reines Attribut, ebenso der Infinitiv beim Zustandspassiv (153). Bei *es* unterschiedet er den Gebrauch als Subjekt unpersönlicher Verben vom *es* "explétif" (Füllwort), ohne daß über seinen Satzgliedstatus entschieden wird.

4.1.2.REGULA (1968) führt als Formen des zweiteiligen Prädikats Fügungen mit Kopulaverb + Sinnergänzung an (67f), wobei die Sinnergänzung vom Prädikativ unterschieden wird. Sinnergänzzungen sind nur Prädikatsnomina, Präpositionalfügungen, Adverbien und nebensatzförmige Prädikatskomponenten. Als Prädikativ gilt nur das "freie Prädikativ", das sich auf Subjekt oder Objekt und Prädikat gleichzeitig bezieht (114ff). REGULA unterscheidet das Prädikativ als Zielvorstellung (=psychologisches Prädikat) vom Prädikativ als Ausgangsvorstellung. Zum ersteren gehören nominale Bildungen (*als Sieger heimkehren*, *ein Rebell* [=wie ein R.] *kämpft mein Fiesko*, *ein Unglück kommt selten allein*), Präpositionalfügungen (*in Waffen etwas beschützen*), freier Genitiv bzw. Akkusativ (*finsteren Blicks gehen*, *den Dolch im Gewande schleichen*), Adverbien (*wie anders malt ich mir ...*) und Nexusformen (*Mensch gegen Mensch red' ich ...*). Zum letzteren gehören v.a. Fügungen mit *als* (*als Maler leben*, *als Künstler Erfolg haben*), aber auch andere Ausdrücke (*vor Krüppeln* [*stehend*] *darf man nicht hinken*). Aus dieser Aufzählung geht hervor, daß das, was gewöhnlich als Prädikativ bezeichnet wird, bei REGULA Sinnergänzungen sind, während REGULAs Prädikativa weit in den Bereich der Modalbestimmungen hineinreichen. Daß Prädikativ und Adverbial "u.U. zusammenfallen [können]", hat auch REGULA (114) gesehen (*still ruht der See*, *der Wasserstrahl ging kerzengrad in die Höhe*). Der Grund für die Ausweitung des Prädikativbegriffes kann nur erschlossen werden: Wahrscheinlich ist eine besondere kommunikative Geltung für den Prädikativstatus entscheidend.

Es bleibt freilich unklar, nach welchen Kriterien über diese besondere Geltung entschieden wird. Der Unterschied zwischen Adverbial und freiem Prädikativ besteht nach REGULA (105, 114) nur darin, daß beim freien Prädikativ noch zusätzlich eine Beziehung zum Subjekt oder Objekt vorhanden ist, so daß man es geradezu als Untermenge des Adverbials auffassen könnte. Außerdem haben viele Adverbien und besonders Partizipien schon auf Grund ihrer Bedeutung auch Subjekts- bzw. Objektsbezug, z.B. *er arbeitet eifrig, sie zogen singend-betrunken durch die Straßen* usw. - Das Reflexivpronomen der echten Reflexiva scheint einem Beispiel zufolge als Verb- und daher Prädikatsteil zu gelten (67 unten). Problematisch ist die Funktion des Infinitivs: Mit dem "Kopulaverb" *bleiben* ist er "verlaufs-(aktions)artliche Bestimmung" [meine Hervorhebung], also wohl nicht Prädikatsteil, obwohl *bleiben* sonst eine prädikatswertige Sinnergänzung (67f) bzw. eine (wohl prädikatswertige) Akkopula (53) hat. Bei den Modalverben ist der Infinitiv "Engobjekt", also nicht Prädikatsteil; gewöhnliches Objekt ist er bei Verben wie *lehren, lernen, helfen, spielen* (56). Zu Wahrnehmungs- und Veranlassungsverben ist der Infinitiv "logisches Prädikat des Nexusobjekts", also wohl Objektsteil (57); bei Bewegungsverben ist er "Richtungs-, Ziel- oder Zweckobjektoid" und daher ebenfalls nicht Prädikatsteil (57f). Nach *heißen* und *nennen* ist der Infinitiv Akkopula (Prädikatsergänzung), also möglicherweise Prädikatsteil (53, 55f). Ein "Wesensteil des Prädikats" und damit wohl Prädikatsteil ist die Negation *nicht* (REGULA 1970: 52).

4.1.3.Die unklare Darstellungsweise bei ADMONI (1970) macht es in den meisten Fällen unmöglich, den Prädikatsbereich zu bestimmen oder die fraglichen Fälle aufzufinden. Soweit aus den verstreuten Bemerkungen geschlossen werden darf, gehört das Prädikativ zusammen mit der Kopula zum Prädikat (215ff), ohne daß klar wird, welche Formen das Prädikativ haben bw. umfassen kann. Bei ADMONIs Auffassung der prädikativen Beziehung ist der Bezug zum Subjekt wesentlich; danach unterscheiet sich auch der Status mancher Satzglieder, wie ADMONI (222) an folgendem Beispiel zeigt:

(8) Er schreibt *einen Brief*.
(8') Er nimmt *einen Brief*.
(9) Sie arbeitete *im Garten*.
(9') Sie war *im Garten*.

In (8) und (9) sind die Verben auch ohne das folgende Satzglied semantisch vollwertig, in (8') und (9') hingegen nicht: "[...] die abhängigen Glieder [werden] hier zu notwendigen Bestandteilen des Satzes (unmittelbar des Prädikats) [...]. Man kann sie gewiß nicht ohne weiteres mit dem Prädikativ gleichsetzen. Sie bleiben auf Grund ihrer morphologischen Form und ihrer Semantik einerseits das, was sie waren, als direktes Objekt und lokale Adverbialbestimmung,

aber andererseits gehören sie doch zum Prädikat" [meine Hervorhebung]. ADMONI bezeichnet die entsprechenden Glieder in (8') und (9') als Glieder eines "erweiterten Prädikats" (223), nur wird dieses erweiterte Prädikat bei der Zusammenfassung der Satzglieder nicht mehr erwähnt, also verworfen. Demnach behalten diese Glieder ihren Status wie in (8) und (9); so auch PIITULAINEN (1980: 47). Ein eigenes Satzglied ist hingegen das prädikative Attribut (*er arbeitet als Lehrer, er kommt gesund an, er fand sie heiter*), wobei zu beachten ist, daß von den angeführten Beispielen etwa bei JUNG (1980) nur *gesund* und *heiter* als prädikatives Attribut gelten, *als Lehrer* hingegen als Prädikativ (69, 71).

4.1.4. SCHULZ/GRIESBACH (1970: 322ff) unterscheiden zunächst primäre und sekundäre Funktionsteile (wobei "Funktionsteil" als Funktionsträger und "Funktion" wohl synonym sind, s. PIITULAINEN 1980: 54). Zu den primären Funktionsteilen gehören das Prädikat und die Satzglieder, d.h. das Prädikat ist auf Grund seiner Stellungsfestigkeit kein Satzglied. Sekundärer Funktionsteil ist nur das Attribut. Satzglieder sind Subjekt, Objekt, Prädikatsergänzung (strukturbedingt) und Angaben (strukturunabhängig, frei). Zum Prädikat gehören die Verbzusätze, aber auch "weitere abhängige Verben" (323), das sind Infinitive nach *wollen, lassen, sehen* und *lernen*. Der Infinitiv ist ebenso Prädikatsteil bei den modal gebrauchten Verben (72ff). Bei den Modalverben wird nach objektivem und subjektivem Gebrauch unterschieden: In der subjektiven Aussageweise (84) gehört der Infinitiv zum Prädikat, in der objektiven Aussageweise (84, 75) ist er Objekt. Diese Regelung ist problematisch, 1. weil viele Sätze sowohl als objektive als auch als subjektive Modalität verstanden werden können, so daß man besser von einer grundsätzlichen Ambiguität der Satzform ausgeht und die Art der Modalität in Beziehung auf Gebrauchs- und Kontextbedingungen bestimmt, und 2. weil der Großteil der Beispiele bei SCHULZ-GRIESBACH für die subjektive Modalität eine Konjunktivform des Modalverbs enthält, so daß die Subjektivität in diesen Fällen nicht durch das Modalverb selbst, sondern durch seine Modusform bestimmt ist. Das Motiv für diese problematische Regelung dürfte der Vorrang inhaltlicher Gesichtspunkte in der Satzgliedlehre sein. - Auf die Gruppe der Prädikatsergänzungen muß hier nicht näher eingegangen werden, da dieses Satzglied nicht zum Prädikat gehört. Die Problematik verlagert sich freilich damit zum Problem der Abgrenzung zwischen Prädikatsergänzung und Objekt bzw. Adverbialbestimmung; zu den unzulänglichen und unklaren Kriterien dieser Abgrenzung s. PIITULAINEN (1980: 57ff). Das Reflexivpronomen ist immer selbständiges Satzglied (SCHULZ/GRIESBACH 1970: 158ff); es kann Satzmorphem sein, nicht aber Prädikatsteil (397, 156ff).

4.1.5. In MOSKALSKAJA (1975) wird die verschiedene Auffassung des Prädikativs als Prädikatsteil oder als eigenes Satzglied zwar diskutiert (260f), die Frage bleibt aber letztlich doch offen. MOSKALSKAJA neigt dazu, *sein* als Funktionswort, hingegen Verben wie *bleiben*, *heißen*, *scheinen*, *sich befinden* als Vollverben aufzufassen (261). Das prädikative Attribut wird zwar erwähnt (z.B. 167f), sein Satzgliedstatus wird aber nicht eigens besprochen - als Attribut müßte es freilich Prädikatsteil sein (262f).

4.1.6. Wegen ihrer Ausführlichkeit und ihrer weiten Verbreitung als Schulgrammatik soll hier die Grammatik von JUDE (1975) besprochen werden. Die Prädikatsteile stimmen im allgemeinen mit GREBE (1977) überein (216ff). Im Unterschied zu GREBE werden aber auch die Objekte und Adverbialergänzungen als Prädikatsteile angesehen, weiters auch die nominalen Teile der Funktionsverbgefüge und der idiomatischen Wendungen. Das Reflexivpronomen ist jedenfalls Prädikatsteil, ebenso das prädikative Attribut, welches einen Großteil der Komplemente als Bestandteil von Prädikaten ausmacht. Auf die Formgleichheit mit adverbialen Bestimmungen, wobei auch ambige Fälle berücksichtigt werden (*ich fand das Buch leicht* = 1. leichtes Finden [Adv.-Best.], 2. Das Buch war leicht zu lesen [Kompl.], 219) wird hingewiesen.

4.1.7. Auch die Grammatik von JUNG (1973, 1980) bestimmt das Prädikat ähnlich wie GREBE (1977), wobei sich die beiden Auflagen v.a. darin unterscheiden, daß das Prädikativ der älteren Aufl. (1973: 34ff "prädikative Ergänzung" genannt) als eigenes Satzglied, der neueren Aufl. (1980: 66ff) als Prödikatsteil gilt. Der Infinitiv bei modal gebrauchten Verben gehört zum Prädikat (aber 1973: 2o3 [§ 447] steht der Infinitiv "nach den modalen Verben als eine Form des Objekts", hingegen als Prädikatsteil 1980: 194 [§ 428]), ebenso wie die nominalen Teile der Funktionsverbgefüge und festen Wendungen (1973: 36 wird auch die Möglichkeit eingeräumt, in der präpositionalen Fügung eine prädikative Ergänzung zu sehen, z.B. *<u>in Frage</u> stellen*). In beiden Auflagen werden die Formen des Prädikativs ausführlich erläutert (1973: 40ff, 1980: 68ff); das Prädikatsadjektiv (*der Boden war <u>hart</u>*) wird vom prädikativen Attribut (*die Flasche lag <u>leer</u> am Boden*) deutlich unterschieden (so auch HIERSCHE 1979: 252), obwohl dieser Unterschied zweifelhaft ist. Die beiden Auflagen unterscheiden sich in der Auffassung des prädikativen Attributs: (1973: 41) ist es nur ein objektbezügliches Prädikativ, (1980: 71) kann es sich sowohl auf das Objekt als auch auf das Subjekt beziehen. In beiden Auflagen wird auf die Nähe des Prädikatsadjektivs zur Modalbestimmung (so 1980: 71; 1973: 44 Modalergänzung) hingewiesen (1973 mit Verweis auf GLINZ und ADMONI). Das Reflexivpronomen ist bei den echten reflexiven Verben Prädikatsteil (1973: 198, 1980:

189), *es* hingegen nicht (1973: 336f, 1980: 326ff). Der Infinitiv nach Bewegungsverben wird zwar erwähnt (1973: 2o3 [§ 447], 1980: 194 [§ 428]), seine Prädikatswertigkeit wird aber nicht besprochen. Bei AcI-Verben ist der Infinitiv Objekt (1973: 75f, 207; 1980: 102f). Der vom prädikativen Adjektiv abhängige Kasus ist (1973: 47) Attribut, also Teil der prädikativen Ergänzung, (1980: 77) Objekt, wobei auch die Beispiele ausgetauscht wurden: (1980) werden Fälle mit Genitiv und Präpositionalkasus zitiert (*des Weges kundig*, *auf ein Reh aufmerksam*), (1973) findet sich auch ein Dativ (*die Höhenluft ist ihm heilsam*).

4.2. Inhaltbezogene Grammatik

Da BRINKMANN (1971) keine vergleichbare Regelgrammatik ist, können keine genauen Aussagen über den Prädikatsumfang gemacht werden; auch die Satzgliedlehre wird nicht ausgeführt. So bleibt nur festzustellen, daß auch BRINKMANN das Prädikat mit dem finiten Verb identifiziert; aus einer Anmerkung (460/Anm. 3) geht hervor, daß die analytischen Verbformen im ganzen das Prädikat repräsentieren, wobei die Klasse dieser analytischen Bildungen nicht bestimmt wird. BRINKMANN (102) unterscheidet beim Adjektiv eigentliches Prädikat (... *ist faul*) und prädikative Verwendung (... *gilt als faul*, *scheint mir faul*), eine "verwirrende terminologische Unterscheidung" (PIITULAINEN 1980: 90), die allerdings insofern für die Frage nach dem Prädikatsumfang folgenlos bleibt, als die Prädikatsnomina auch sonst als Prädikatsteile gelten und somit keinen eigenen Satzgliedwert haben.

4.3. Funktionale Grammatik

In der Grammatik von Wilhelm SCHMIDT (1973) ist, wie es die Grundkonzeption dieses Werkes erwarten läßt, kein Unterschied zum traditionellen Prädikatsbegriff festzustellen. Das Prädikativ ist kein selbständiges Satzglied, sondern Prädikatsteil; diese Auffassung gerät freilich in Konflikt mit der Ansicht, die Vorfeld-Position sei "ein Kriterium für den Satzgliedrang sprachlicher Mittel" (257), s. dazu SUCHSLAND (1978: 236) - der Ausdruck "verläßliches Kriterium" aus einer älteren Auflage, auf den sich die Kritik SUCHSLANDs bezieht, findet sich freilich in der 4. Aufl. nicht mehr. Der Unterschied zwischen Prädikativ und prädikativem Attribut, auf den PIITULAINEN (1980: 98) hinweist, findet sich ebenfalls nicht mehr explizit in der 4. Aufl. Gelegentlich ist auch von einer Prädikatssphäre die Rede (SCHMIDT 1973: 128, 162f, 174, 250), die die obliquen Kasus zu umfassen scheint (128, 162f); sie ist nicht mit der Sphäre des Prädikats (185f) zu verwechseln, worunter nur das finite Verb verstanden wird (S. 174 scheinen allerdings beide Begriffe synonym gebraucht zu sein).

4.4. Strukturalistisch-operationale Grammatik

Zu dieser Richtung gehören die Arbeiten von Hans GLINZ,

die, obwohl sie sich jedenfalls in einer bestimmten Phase der inhaltbezogenen Sprachauffassung annäherten (HELBIG 1970: 227ff), neuerdings die operationale Methode stärker betonen (GLINZ 1971a,b). Der wichtigste Unterschied zur herkömmlichen Prädikatsauffassung ist der eigene Satzgliedrang des Prädikativs, wobei das substantivische Prädikativ zu den Größen, das adjektivische zu den Angaben gezählt wird (s. dazu zusammenfassend PIITULAINEN 1980: 124) - entscheidendes Kriterium ist die Umstellbarkeit. Eine wichtige Neuerung besteht aber auch darin, daß konsequenterweise die infiniten Teile der analytischen Verbalformen als eigenes Satzglied gelten - zunächst (GLINZ 1973 [1. Aufl. 1952]: 333ff) unter dem Terminus "Nennglied", später (1971a: 76ff) werden sie mit ihrer Wortart "Infinitiv" und "Partizip" als "verbale Teile" bezeichnet. Damit ist der herkömmliche Prädikatsumfang (sieht man vom Prädikativ ab) wieder erreicht, wenngleich die analytischen Formen auf zwei Satzgliedstellen aufgespaltet sind. Eine weitere Aufspaltung ergibt sich auch bezüglich der Verbzusätze: Auch sie gelten als eigene Satzglieder (1973: 218f, 1971a: 85ff), freilich mit besonderer Beziehung zum finiten Verb; GLINZ sieht auch die Problematik der Abgrenzung der Verbzusätze als freie Stellangaben und Stellangaben als Glieder eines Verbgefüges (1973: 219, 389ff). Zum Satzgliedstatus der Nennglieder s. unten 5.

4.5. Dependenz- und Valenztheorie

4.5.1.1. Der Prädikatsbereich bei ERBEN (1968, 1972) läßt keine wesentlichen Unterschiede zur traditionellen Auffassung erkennen. Zu den nominalen Prädikatsteilen gehören auch "nominale Ergänzungen, die mit dem Verb zu einer Aktionsgemeinschaft verbunden sind [...]."(1968: 153). Gemeint sind Fälle wie *stattgeben*, *zugrundegehen*, *in Ehren halten*, *ins Gewehr treten*, *Schlange stehen*, wo die beiden Teile ein einziges Verballexem bilden; der nominale Teil ist mit dem verbalen Teil "z.T. geradezu präfixartig als Verbzusatz verbunden."(ebd.) Von diesen Gefügen aus Verb + Verbzusatz werden die den Verbalprozeß zeitphasenhaft abstufenden Funktionsverbformeln, wie *in Gang setzen*, *zur Abstimmung bringen*, unterschieden. Als Unterscheidungskriterien gelten Unterschiede in der Austauschbarkeit, Erweiterungsfähigkeit und Erfragbarkeit. So sind die nominalen Komponenten der mehrgliedrigen Verballexeme nicht austauschbar, die der Funktionsverbgefüge nur innerhalb einer bestimmten Reihe (*in Gang/Brand/Betrieb/Umlauf setzen*); in *er geht zur Stadt* kann man den nominalen Teil erfragen (wohin?), nicht aber in *er geht zugrunde* (153f).

4.5.1.2. Bei dieser Unterscheidung wird zunchst einmal nicht klar, ob der nominale Funktionsgefügebestandteil zum Prädikat gehört. Die inhaltliche Nähe zu Aktionsartfunktio-

nen (1972: 75f) spräche für die Auffassung als Prädikatsteil, doch legt sich ERBEN in dieser Frage nicht fest (anders PIITULAINEN 1980: 146). Sodann ist dieser Unterschied selbst oft nicht eindeutig nachzuvollziehen. Wie ist z.B. *in Kraft treten* zu beurteilen? Nach der Analogie zu *ins Gewehr treten* könnte man an einen Verballexemteil denken, inhaltlich liegt nach der Aktionsartfunktion eine Funktionsverbformel nahe. Überhaupt drücken die mehrteiligen Verballexeme oft eine bestimmte Aktionsart aus (in den zitierten Beispielen etwa resultativ bzw. inchoativ), so daß der Unterschied undeutlich wird. Außerdem ist der nominale Teil der genannten Verballexeme oft ebenso (d.h. in Grenzen) austauschbar wie bei den Funktionsverbgefügen (z.B. *zugrunde/zu Boden gehen, statt/recht/Raum geben*), wobei die orthographischen Varianten in der Groß/Klein- und Zusammen/Getrenntschreibung normativen Charakter haben bzw. auf usualisierte Metaphern weisen. Letztlich scheint es sich doch um ein und dasselbe Phänomen zu handeln, eventuell mit unterschiedlichen Metaphorisierungsgraden. Die funktionelle Nähe dieser verbalen Gefüge zeigt auch die gleichartige Möglichkeit zur Klammerbildung (1968: 132), wobei an dieser Stelle uneinsichtigerweise *zur Verteilung bringen* als mehrteiliges Verballexem, hingegen *in Gang kommen* als Funktionsverbformel aufgefaßt wird.

4.5.1.3. Die Grundproblematik des Prädikatbegriffes geht schon aus der Formulierung hervor, daß ein Prädikatsnomen zu "mehr oder minder inhaltsarmen Verben" (1972: 140) tritt. Von den Formen des Prädikativs, das als Prädikatsteil gilt, ist hier das prädikative Adjektiv zu erwähnen (1968: 134f), zu dem sowohl obligatorische (*der Ruhe bedürftig*) als auch fakultative (*dem Patienten schädlich*) Ergänzungsbestimmungen treten können. Diese Ergänzungsbestimmungen sind den später (137f) erläuterten "prädikativen Bestimmungen" ähnlich (*des Diebstahls schuldig, zur Operation bereit*), so daß man auch hier fragen muß, ob nicht auch sie als Prädikatsteile aufzufassen sind. Ähnliches gilt für die notwendigen Ergänzungsbestimmungen, die "dem prädikatven Gebrauch besonders nahe stehen" (104), wie *sich wohl fühlen, fort sein, vergebens sein, gern haben*. ERBEN bemerkt dazu, daß "zwischen prädikativem und adverbialem Gebrauch [...] weder hinsichtlich der Form (Flexion) noch der Stellung des Beiworts wesentliche Unterschiede [bestehen]."(105) Entscheidend ist oft die inhaltliche Zugehörigkeit, d.h. im Satz *Der Kellner trug die Suppe fröhlich/schnell/heiß herein* gelten nur *fröhlich* und *heiß* als Prädikativa und damit als Prädikatsbestandteile. Dazu kommt noch das Problem der halbprädikativen Adjektive (1972: 177) wie z.B. *allen Gläubigern unerreichbar traf X ... ein*, wo ebenfalls die Grenze zum adverbialen Gebrauch fraglich ist. Nach ERBEN müßte man zwischen *er arbeitet*

schnell (adverbial) und *er arbeitet gutgelaunt* (halbprädikativ, Ist-Prädikation) unterscheiden, obwohl beide Adjektive gleichermaßen in eine Ist-Prädikation umgeformt werden können (*er ist schnell/gutgelaunt beim Arbeiten*). Als besondere Formen des Prädikativs seien noch der prädikative Akkusativ (z.B. bei *werden lassen*, 1972: 142) und die freien Prädikativa genannt, die "von der eigentlichen Apposition [...] nicht immer klar zu scheiden" sind (142f/Anm. 573). Dazu kommen noch "prädikative Nennwörter" in Fügungen wie *jemanden/etwas für jemanden/etwas halten*, in denen "das Objekt [...] gleichsam an die Stelle des Objektprädikativs [tritt]."(143/Anm. 576) Hier ist die Abgrenzung zum Präpositionalobjekt problematisch. Das Reflexivpronomen der echten Reflexiva ist Prädikatsteil; zu diesen Verben wird auch *sich ärgern* gezählt (1968: 154), obwohl man hier das Pronomen durch ein Substantiv ersetzen kann.

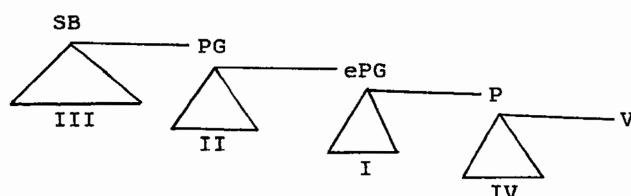
4.5.2.HELBIG/BUSCHA (1977: 475ff) unterscheiden sich in ihrem Prädikatsbegriff nicht wesentlich von der traditionellen Auffassung. Die wichtigsten Eigenheiten bestehen darin, daß das Substantiv in Funktionsverbgefügen Prädikatsteil ist (s. dazu auch HELBIG 1979: 282f), ebenso wie die nominalen lexikalisch-idiomatischen Prädikatsteile (477f: *Auto fahren*, *Maschine schreiben*, *vorkommen*, *hineingehen*, *satt essen*, *blind* [*Maschine*] *schreiben*, *kennen lernen*, *gut reden haben*). Genauere Kriterien für diese Teile werden außer für den Infinitiv ohne *zu* nicht angegeben, so daß diese Gruppe von Prädikatsbestandteilen völlig vage bleibt. Die Bschreibung des prädikativen Attributs (493ff) ist der Auffassung JUNGs (1980, s. oben 4.1.7.) ähnlich. Die Nähe zu den Adverbialbestimmungen wird zwar gesehen, auf problematische Fälle wird aber nicht hingewiesen. Unklar bleibt auch die syntaktische Funktion: Als Attribut wäre es Satzgliedteil, nach dem Verschiebbarkeitskriterium (die Stellung im Vorfeld ist immer möglich) und den auf S. 475 angeführten anderen Kriterien könnte es ein eigenes Sazglied sein. HELBIG/BUSCHA zählen das prädikative Attribut zu den Ergänzungsangaben, die "noch loser als die Adverbialbestimmungen [...] mit dem finiten Verb verbunden [sind]."(492) Da sich die prädikative Beziehung nicht auf das finite Verb richtet, sondern im Subjekt bzw. Objekt eingebettet ist (*er kommt gesund an -> er kommt an + er ist gesund*), müßte es wie die übrigen Attribute Bestandteil entweder des Subjekts oder des Objekts sein; im Vergleich zum "prädikativen Nominativ" usw. ist also die Terminologie in diesem Fall irreführend. Jedenfalls findet sich auch bei HELBIG/BUSCHA kein ausdrücklicher Hinweis auf die Prädikatsgeltung. Schließlich wird im Gegensatz zu HELBIG/SCHENKEL (1980: 95f) *es* als formales Subjekt oder Korrelat nicht als Verbbestandteil aufgefaßt.

4.5.3.TARVAINEN (1982) unterscheidet sich von den übrigen

Grammatiken auf valenztheoretischer Grundlage dadurch, daß das Prädikativ jedenfalls ein eigenes Satzglied ist, sei es Prädikativangabe (freies Prädikativ) oder Prädikativergänzung (6, 172ff; 128ff, 133ff, 179ff). Hingegen ist der nominale Teil von Funktionsverbgefügen Prädikatsteil. Prädikat ist herkömmlicherweise das finite Verb. Tatsächlich betrachtet TARVAINEN auch die analytischen Tempus- und Modusformen als mehrteiliges Prädikat. An einer Stelle jedoch (2) weist der Valenzbaum auf eine andere Auffassung, hier ist der Infinitiv Ergänzung zum Modalverb - im Modusteil selbst (47ff) ist davon nicht mehr die Rede. Ein ähnlicher Valenzbaum mit *ist* und prädikativem Adjektiv als Ergänzung hätte Anlaß dafür sein können, den Unterschied dieser Formen zur Struktur der analytischen Tempora zu diskutieren. Über alle anderen problematischen Fälle gibt TARVAINEN keine Auskunft. - Die rein syntaktischen Arbeiten wie HERINGER (1970) werden unten 5. besprochen.

4.5.4.Konstituentenstruktur- und Phrasenstrukturgrammatik

4.5.4.1. Diese Richtung wird nur durch eine ausführliche Grammatik vertreten, HEIDOLPH/FLÄMIG/MOTSCH (1981). Die Grundkonzeption dieser Grammatik kann hier nicht erläutert werden (einen kurzen, jedoch recht genauen Überblick gibt PIITULAINEN 1980: 206ff). Die Struktur eines Satzes besteht aus einer Hierarchie von Konstituentenebenen, die in komplexer Form von der Satzbasis (SB) über die Prädikatsgruppe (PG), die engere Prädikatsgruppe (ePG) zum Prädikat (P) absteigt; jede dieser Konstituenten kann durch Satzglieder erweitert werden, so daß sich folgendes Schema ergibt:



Die einzelnen Ebenen, hier mit I-IV bezeichnet (die Bezeichnung I-III stimmt mit HEIDOLPH et al. überein), unterscheiden sich auf der Ausdrucksseite durch bestimmte Stellungs- und Intonationseigenschaften. So gehört zur Ebene III jedenfalls das Subjekt und die Negation, hingegen können Adverbialbestimmungen (Advb) den Ebenen I-III angehören. Advb (III) enthält neben dem freien Dativ und Extensionsbestimmungen noch satzmodale, kausale und temporale Adverbialbestimmungen; Advb(II) sind Instrumental- und Lokalbestimmungen, Advb(I) valenzgebundene Richtungsbestimmungen. Auf der Ebene IV stehen ausschließlich Prädikativa.

4.5.4.2. Das Problem des Prädikatsbereiches verlagert sich somit auf die Problematik der Zuweisung nominaler Elemente

auf die einzelnen Ebenen. Daß auch hier noch Probleme offen bleiben, zeigt die Schwierigkeit, soziative, komitative und modale Adverbialbestimmungen einzuordnen (201, 207, 215f). Dennoch hat dieses Modell einen entscheidenden Vorteil: Es ist nunmehr möglich, die einzelnen Satzglieder nach ihrer semantischen und syntaktischen Nähe zum Prädikat bzw. zum finiten Verb abzustufen, wodurch auch inhaltliche Differenzierungen formal abgebildet werden können. Daß dieses Verfahren in vielen Fällen sehr erfolgreich ist, zeigt die konsequente Untersuchung von Intonations- und Stellungsregeln im Zusammenhang mit der kommunikativen Dynamik der betreffenden Elemente. Die Problematik des Prädikatsbereiches zeigt sich freilich bei den Funktionsverben: Der nominale Teil der Funktionsverbgefüge gehört wie das Prädikativ zum Prädikat, ist also ein Element der Ebene IV; eine gleichartige Richtungsbestimmung gehört hingegen zur Ebene I. Man muß also unterscheiden:

```
(1o) Er kommt zum Bahnhof.
        --P--
        ------ePG--------

(11) Die Vorlage kommt zur Abstimmung.
                   ------IV------
               ----------P---------
```

Letztlich hängt es also doch wieder von der Einschätzung der Verbmetaphorik ab, ob der nominale Teil Prädikatsteil ist. Zum Prädikat gehört demnach auch das prädikative Adjektiv (247ff); die unterschiedlichen Funktionen von *es* werden beschrieben (325ff), der Satzgliedstatus des thematischen *es* wird aber nicht klar, ebensowenig wie der des prädikativen Attributs (389f). Auch zu echten reflexiven Verben sind die Reflexivpronomina Objekte (332f). Zwischen Prädikat und Verb kann noch als weitere Konstituente ein "Verbkomplex" angesetzt werden, welcher die Modalverben enthält (249) - da diese Konstituente nicht weiter ausgeführt wird, bleibt offen, warum nicht dazu auch andere Hilfsverben gehören. Der Status der Inhaltsobjekte bleibt ebenfalls unklar (337, 340). Formal müßten sie Konstituenten der Prädikatsgruppe sein (232), nach der Funktion entsprechen sie aber bei adverbialer Bedeutung nicht dem Advb(II), sondern entweder dem Advb(I) oder, wenn z.B. Bewegungsverben in generellem (intransitivem) Gebrauch als eigene Valenzvariante gewertet werden (*Schritt fahren, Galopp reiten*), dem Advb(III). Der nominale Teil etymologischer Figuren (*einen Traum träumen*) wird nicht behandelt. Schließlich bleibt auch der Status lexikalischer Wendungen offen. Hier ergäbe sich die Möglichkeit, sie so zu beschreiben, daß das nominale Element wie bei den Funktionsverben als P-Konstituente aufgefaßt wird. Auf diese Weise wäre es möglich, je nach PG-, ePG- oder

P-Zugehörigkeit zwischen mehreren Lexikalisierungsstufen, die nach den erläuterten ebenenspezifischen Stellungsregeln bestimmt werden könnten, zu unterscheiden.

4.5.4.3. Der Prädikatsbereich kann zwischen Grund- und abgewandelter Struktur verschieden sein. Aus methodischen Gründen (Darstellbarkeit der syntaktischen Zusammengehörigkeit der Satzkonstituenten) steht das finite Verb in der Grundstruktur an letzter Stelle (139f, 188f, 193), so daß das finite Verb obligatorische Konstituente von P ist. In den abgewandelten Strukturen, die Sätzen mit Erst- oder Zweitstellung des finiten Vers entsprechen, ist das Verb direkte Konstituente der SB, wobei P leer sein kann (nicht leer ist es, wenn ein Prädikativ oder ein Verbzusatz vorhanden ist, der die letzte Stelle im verbalen Rahmen einnimmt; 202, 248). Das finite Verb gehört daher in diesen abgewandelten Strukturen nicht zum Prädikat, so daß bei Fehlen eines infiniten Prädikatsteiles eine Struktur ohne Prädikat entstehen kann.

5. Es gehört nicht zum Ziel einer geschichtlichen Darstellung des Prädikatsbegriffes in den deutschen Grammatiken, einen eigenen Vorschlag zur Lösung der besprochenen Problematik vorzubringen - und es scheint, nach den divergenten grammatischen Darstellungen zu urteilen, eine allgemein akzeptable Lösung nicht in Sicht. Die scheinbar einfachste Lösung, in Anlehnung an den entsprechenden logischen Begriff (s. z.B. GEACH 1950: 463) den ganzen Satzrest außer dem Subjekt als Prädikat zu bezeichnen, ist nicht akzeptabel, es sei den, man verzichtet auf eine Satzgliedanalyse dieses Satzrestes. Man könnte dann den Verbkomplex mit einem anderen Terminus bezeichnen, etwa als "Leitglied", doch die Problematik des Prädikatsumfanges würde sich nur auf diesen Begriff verschieben. Auch eine Formalisierung durch mehrstellige Prädikate, die dem engen Prädikatsbegriff entsprechen würde, bringt keine eindeutige Bestimmung des Prädikatsbereiches, weil es oft mehrere Formalisierungsmöglichkeiten (BROCKHAUS 1969: 25) und "Interpunktionsmöglichkeiten" gibt. Sehr klar hat die zugrundeliegende Problematik HARWEG (1971) gesehen: Aussagentheoretisch ist das Subjekt Gegenstand einer Aussage, als der Gegenstand, über den eine Aussage gemacht wird, das Prädikat ist diese Aussage selbst - also in diesem Sinn der ganze Satz; in der Praxis werden aber Subjekt und Prädikat nach morphologischen und sachverhaltstheoretischen Kriterien bestimmt (253ff, ähnlich schon KALEPKY 1928: 19ff und in der Grundkonzeption SECHEHAYE 1926: 27). So kommt es zur Problematik des "Gültigkeitsbereiches der einzelnen Kongruenzmorpheme innerhalb der Matrix eines Satzes", die sich einerseits in der "Frage, ob Objekte oder bestimmte Typen von adverbialen Bestimmungen den jeweiligen Prädikaten als deren Bestandteile logisch eingeglie-

dert und untergeordnet oder ob sie, als hierarchisch gleichwertige Satzglieder, ihnen nebengeordnet werden sollen," andrerseits in der bekannten Frage nach dem Status der Prädikativa (HARWEG 1971: 257) zeigt. Die erstere Frage muß offen bleiben, "weil nicht eindeutig entscheidbar ist, ob das Objekt oder bestimmte Modalitäten einer Handlung Teile dieser Handlung sind oder nicht."(258) Daß freilich auch die aussagentheoretische Unterscheidung letztlich nicht zu einer eindeutigen Abgrenzung der Prädikatsssphäre führt, erläutert WEIGAND (1979). Diese synchronische Problematik zeigt sich auch in diachronischer Sicht: Bestimmte Objekte geraten dadurch in die Prädikatsnähe, daß sie sich mit dem Finitum zu einer festen Wendung verbinden und damit im Gegensatz zu den anderen Objekten spezifischen Beschränkungen v.a. hinsichtlich ihrer Stellungsmöglichkeiten unterliegen (s. dazu die gut dokumentierte Arbeit von HOPKINS 1967; auf ähnliche Übergänge hat auch DROESCHER (1971: 40ff) hingewiesen). Die Problematik der Kopulatheorie, die mit verschiedenen Modifikationen auch neuerdings vertreten wird (z.B. von SEYFERT 1976: 262ff), ist ähnlich zu sehen; schon SCHUCHARDT (1920: 455) hat die transitiven Verben als kopulaartig aufgefaßt. In der Psycholinguistik wird erkannt, daß nicht nur die Hilfsverben, sondern auch die Vollverben in Assoziationsprozessen "Leerstellen" zeigen (ENGELKAMP 1972: 76, HÖRMANN 1977: 154f, 1978: 449f, 468, 5o5), so daß sich auch in dieser Sicht kein grundsätzlicher Unterschied erweisen läßt. Wenn man das Prädikat ausschließlich als <u>grammatischen</u> Terminus auffaßt, d.h. ohne logische, psychologische und kommunikationsdynamische Kriterien einzubeziehen, so folgt daraus, daß in dieser Sicht nur <u>das finite Verb allein</u> als Prädikat verstanden werden kann. Alle infiniten Teile müssen daher als eigene Satzglieder analysiert werden. Diese Auffassung hat schon GLINZ (1973: 335ff) diskutiert , sie aber mit (wie ich glaube) unzureichenden Argumenten verworfen; aus anderen Gründen wurde sie auch von HERINGER (1970: 169ff) abgelehnt. So ist es notwendig, die Argumente von GLINZ und HERINGER auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen - da das aber den Rahmen dieser Arbeit überschreiten würde, soll dieses Thema einer eigenen Untersuchung vorbehalten sein.

6. Korrekturnachtrag:

In der neuen (4.)Auflage der Duden-Grammatik (Mannheim 1984) ist das Prädikat nunmehr kein Satzglied: "In seiner Funktion als Achse oder Rahmen des Satzes ist das Prädikat vielmehr das strukturelle Zentrum, von dem aus Satzglieder aufgerufen werden." (567/Anm. 1) Dieser Auffassung widerspricht freilich folgender Satz (425): "Ebenso wie die Präfixe bilden auch die Halbpräfixe mit den Verben zusammen <u>ein</u> Satzglied (das Prädikat)." In dieser neuen Sicht (wenn der

zuletzt zitierte Satz ein Versehen ist) verschiebt sich aber nur das Problem zur Frage, was nun zum Verbkomplex zu zählen ist. So werden die bedeutungsmodifizierenden Verben und die Bewegungsverben einfach nicht erwähnt. Sätze mit AcI-Verben werden als Verknüpfungen zweier Satzbaupläne aufgefaßt (633, 686f), ohne daß diese Verknüpfung und damit die Satzgliedstruktur näher erläutert wird. Auch über das *es* in festen Wendungen und die Funktionsverbgefüge schweigt sich die neue Auflage aus. Das *sich* bei echten reflexiven Verben ist ein "notwendiger, aber inhaltlich leerer Bestandteil des Verbs (Prädikats)" (1o9) - was ist dann das Reflexivpronomen bei den teilreflexiven Verben wie *sich/jemanden ärgern*, die als Untermenge der echten reflexiven Verben dargestellt werden? Verbzusätze stehen zwischen Halbpräfix und Kompositionsglied (43o), sind aber jedenfalls als Wortbildungslemente Verb- und daher Prädikatsteile; bei den Satzbauplänen (622) werden sie allerdings als Artergänzungen angeführt. Die Problematik des Übergangs zwischen selbständigem Satzglied und Verbzusatz, die die alte Auflage (GREBE 1973: 534) wenigstens erwähnt, wird nicht besprochen. Das Verschweigen ist freilich eine recht elegante Lösung von problematischen Fällen. In Bezug auf die Satzglieddefinition ist die neue Auflage der Duden-Grammatik ein deutlicher Rückschritt.

LITERATUR

J. Chr. ADELUNG 1781, Deutsche Sprachlehre, Berlin
-- 1782, Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache Band 2,Leipzig
-- 1795, Deutsche Sprachlehre für Schulen, Berlin (3. Aufl.)
W. ADMONI 1970,Der deutsche Sprachbau,München
H. BAUER 1832,Vollständige Grammatik der neuhochdeutschen Sprache Bd.4, Berlin
H. BECKER 1941,Deutsche Sprachkunde Bd. 1: Sprachlehre Leipzig
K. F. BECKER 1841, Organism der Sprache, Frankfurt/M. (2. Aufl.)
-- 1851, Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre,Frankfurt/M. (6. Ausgabe von Th. BECKER)
O. BEHAGHEL 1926, Deutsche Satzlehre, Leipzig
-- 1928, Deutsche Syntax, Bd. 3: Die Satzgebilde Heidelberg
D. BERGER 1968,Komma, Punkt und alle anderen Satzzeichen Mannheim
F. BLATZ 1896, Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache, Karlsruhe (3. Aufl.)
K. BOOST 1938, Arteigene Sprachlehre, Breslau
-- 1955, Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes, Berlin
K. BROCKHAUS 1969, Subjekt und Prädikat in Grammatik und Logik, Linguistische Berichte 1, 19-26
G. O. CURME 1917, A grammar of the German language New York (Nachdruck der 1. Aufl. 1905)
W. O. DROESCHER 1971, An outline of structural description of German, Diss. The University of Auckland
A. ENGELIEN 1902, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache Berlin (5. Aufl., unter Mitwirkung von H. JANTZEN)

J. ENGELKAMP 1972, Über den Einfluß der semantischen Struktur auf die Verarbeitung von Sätzen Diss. Bochum
J. ERBEN 1968, Deutsche Grammatik, Frankfurt/M.
-- 1972, Abriß der deutschen Grammatik, München (11. Aufl.)
K. - A. FORSGREN 1973, Zur Theorie und Terminologie der Satzlehre, Göteborg
J. FOURQUET 1956, Grammaire de la prose allemande simple, Paris
-- 1963, Grammaire de l'Allemand, Paris (Nachdruck der Ausgabe 1952)
C. FROBEEN 1898, Zur Lehre vom Prädikativum, Königsberg i. Pr., (Wissenschaftliche Beilage zum XXIII. Jahresbericht über das Königliche Wilhelmsgymnasium zu Königsberg i. Pr.
P. T. GEACH 1950, Subject and predicate, Mind 59, 461-482
H. GLINZ 1947, Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik, Bern
-- 1971a, Deutsche Grammatik I, Frankfurt/M. (2. Aufl.)
-- 1971b, Deutsche Grammatik II, Frankfurt/M.
-- 1973, Die innere Form des Deutschen, Bern-München (6. Aufl.)
M. W. GÖTZINGER 1839, Die deutsche Sprache. 2. Teil Stuttgart
P. GREBE 1973, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache Mannheim (3. Aufl.)
R. HARWEG 1971,Subjekt und Prädikat, Folia Linguistica 5, 253-276
K. E. HEIDOLPH/W. FLÄMIG/W. MOTSCH (und Kollektiv) 1981, Grundzüge einer deutschen Grammatik, Berlin
G. HELBIG 1970,Geschichte der neueren Sprachwissenschaft Leipzig
-- 1979, Probleme der Beschreibung von Funktionsverbgefügen im Deutschen, DaF 16, 273-285
G. HELBIG/J. BUSCHA 1977, Deutsche Grammatik, Leipzig (4. Aufl.)
G. HELBIG/W. SCHENKEL 1980,Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben, Leipzig (5. Aufl.)
H. J. HERINGER 1970, Theorie der deutschen Syntax, München
R. HIERSCHE 1979, Zur deutschen Satzgliedlehre, Sprachwissenschaft 4, 233-253
H. HÖRMANN 1977, Psychologie der Sprache, Berlin-Heidelberg-New York (2. Aufl.)
-- 1978, Meinen und Verstehen,Frankfurt/M.
W. HOFSTAETTER 1960, Deutsche Sprachlehre, Berlin (10. Aufl.)
E. A. HOPKINS 1967, The accusative object as a verbal complement in German, Diss. Stanford University
W. K. JUDE 1975, Deutsche Grammatik, Braunschweig (15. Aufl., Neufassung von R.F. SCHÖNHAAR)
W. JUNG 1973, 1980, Grammatik der deutschen Sprache, Leipzig (5. Aufl. 1973, 6. Aufl. 198o bearb. von G. STARKE)
T. KALEPKY 1928, Neuaufbau der Grammatik,Berlin
E. KAUFMANN 1967, Prädikativa, ZfdPh 86, 420-430
F. KERN 1888, Die deutsche Satzlehre, Berlin (2. Aufl.)
F. von KUTSCHERA 1971, Sprachphilosophie, München (2. Aufl.)
J. W. MEINER 1781, Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder Philosophische und allgemeine Sprachlehre, Leipzig
O. I. MOSKALSKAJA 1975, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, Moskau
R. OTT 1975, Satz und Urteil, Bern-Frankfurt/M.
H. PAUL 1919, Deutsche Grammatik, Bd. 3 = Teil 4: Syntax, 1. Hälfte,Halle/Saale
-- 1920, Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle/Saale (5. Aufl.)
M. - L. PIITULAINEN 1980,Zum Problem der Satzglieder in der deutschen Grammatik, Jyväskylä
F. RAHN 1940, Die neuen Ordnungsbegriffe, in: Ds. (Hg.), Neue Satzlehre, Frankfurt/M. 1940: 12-28
M. REGULA 1968,Kurzgefaßte erklärende Satzkunde des Neuhochdeutschen, Bern-München
-- 1970, Beiträge zur deutschen Syntax in Form kritischer Bemerkungen

zur Duden-Grammatik (Satzkunde), Bern-München
-- 1976, Irrlehren der Neosyntaktiker,in: W. MEID/K. HELLER (Hgg.), Textlinguistik und Semantik Innsbruck 1976: 105-119
W. SCHMIDT 1973, Grundfragen der deutschen Grammatik, Berlin (4. Aufl.)
H. SCHUCHARDT 1920, Sprachursprung. III. (Prädikat, Subjekt, Objekt), Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1920, 448-462
D. SCHULZ/H: GRIESBACH 1970, Grammatik der deutschen Sprache München
A. SECHEHAYE 1926, Essai sur la structure logique de la phrase,Paris
G. SEYFERT 1976, Zur Theorie der Verbgrammatik,Tübingen
E. SKALA 1961, Zur Entwicklung der deutschen grammatischen Terminologie, ZPSK 14, 214-230
L. SÜTTERLIN 1902, das Wesen der sprachlichen Gebilde, Heidelberg
-- 1910, Die deutsche Sprache der Gegenwart, Leipzig (3. Aufl.)
K. TARVAINEN 1982, Dependenzielle Satzgliedsyntax des Deutschen, Oulu (2. Aufl.)
E. WEIGAND 1979, Zum Zusammenhang von Thema/Rhema und Subjekt/Prädikat, ZGL 7, 167-189
W. WILMANNS 1883, Deutsche Grammatik für die Unter- und Mittelklasse höherer Lehranstalten, Berlin (5. Aufl.)
H. WOLFF 1880, Logik und Sprachphilosophie, Berlin
H. WUNDERLICH/H. REIS 1925, Der deutsche Satzbau, Bd. 2 Stuttgart-Berlin (3 Aufl.)

Über die ursprünglichen Bedeutungen der Personalendungen in den Formen der objektiven Konjugation

B.A.SEREBRENNIKOV
Moskwa

Das Problem des Ursprungs der objektiven Konjugation in den uralischen Sprachen ist trotz mehrerer Versuche, dieses Problem zu lösen, eines der schwierigsten ihrer Geschichte.

Die objektive Konjugation ist nicht in allen uralischen Sprachen vorhanden. Sie ist sowohl im Ungarischen, Wogulischen, Ostjakischen, Mordwinischen als auch in den samojedischen Sprachen (Nenetzisch, Enetzisch, Nganasanisch und Selkupisch) vertreten. Völlig fehlt die objektive Konjugation in den ostseefinnischen und permischen Sprachen, im Marischen und Lappischen.

In allen oben genannten Sprachen, wo die objektive Konjugation vorhanden ist, vereinigt die Paradigmen der objektiven Konjugation ein gemeines Merkmal - die Formen der Personalendungen fallen mit den Formen der possessiven Suffixe überein, was augenscheinlich in den Tabellen demonstriert werden kann.

Samojedisch

Aorist

Einzahl		*Mehrzahl*	
1. hada-v	ich habe diesen	1. hada-wa'	wir haben diesen
2. hada-r	(Menschen) getötet	2. hada-ra'	(Menschen) getötet
3. hada-da	usw.	3. hada-do'	usw.

Vergl. ńa-w 'mein Kamerad', ńa-r 'dein Kamerad', ńa-da 'sein Kamerad', ńa-wa' 'unser Kamerad' usw.

Die Formen der objektiven Konjugation können im Präsens, Präteritum und in der Zukunft gebraucht werden, obgleich das Präsens nicht oft vorkommt.

Ungarisch

Die objektive Konjugation im Ungarischen ist ähnlich

der objektiven Konjugation im Samojedischen. Die Personalendungen, historisch die possessiven Suffixe, erfüllen in gleicher Weise eine doppelte Funktion. Sie zeigen die Zugehörigkeit der verbalen Formen zu den entsprechenden Subjekten und haben außerdem die Funktion des Objektzeigers (die Reihe der dritten Person), z.B. várom 'ich warte auf ihn' oder 'ich warte auf dies', kéřem 'ich frage ihn' oder 'ich frage dies'.

Präsens

Einzahl		*Mehrzahl*	
1. vár-om	ich warte auf dies	1. vár-juk	wir warten auf
2. vár-od	usw.	2. vár-játok	dies. usw.
3. vár-ja		3. vár-ják	

Vergl. alm-ám 'mein Apfel', alm-ád 'dein Apfel', almá-ja 'sein Apfel' usw.

Präteritum

Einzahl		*Mehrzahl*	
1. várt-am	ich wartete auf	1. várt-uk	wir warteten auf
2. várt-ad	dies usw.	2. várt-átok	dies usw.
3. várt-ta		3. várt-ák	

<u>Ostjakisch</u>

Präsens

Einzahl		*Mehrzahl*	
1. pŏnlʿ-em	ich lege dies	1. pŏnlʿ-ew	wir legen dies
2. pŏnlʿ-es	usw.	2. pŏnlʿ-əlʿən	usw.
3. pŏnlʿ-əl'e		3. pŏnlʿ-elʿ	

Präteritum

Einzahl		*Mehrzahl*	
pŏns-em	ich habe dies	1. pons-ew	wir haben dies
2. pŏns-en	gelegt	2. pons-əlʿən	gelegt
3. pŏns-əlʿe	usw.	3. pons-elʿ	usw.

Vergl. hop- em 'mein Boot', hop-en, 'dein Boot', hop-ət 'sein Boot' usw.

Wogulisch

Präsens

Einzahl		*Mehrzahl*	
1. waril-um	ich stelle her	1. waril-uw	wir stellen dies
2. waril-ən	usw.	2. waril-ən	her
3. wari-te		3. warija-nəl	usw.

Vergl. hāp-um 'mein Boot', hāp-ən 'dein Boot', hāp-e 'sein Boot' usw.

Präteritum

Einzahl		*Mehrzahl*	
1. warəsl-um	ich habe dies	1. warəsl-uw	wir haben dies
2. warəsl-ən	hergestellt	2. warəsl-ən	hergestellt
3. warəs-te	usw.	3. wars-anəl	usw.

Der wogulische Typ der objektiven Konjugation zeichnet sich dadruch aus, daß in den Formen der objektiven Konjugation ein besonderes Objektzeichen vorhanden ist, das zwischen dem Stamm und Personalendung infigiert wird.

Die Paradigmen der Formen der objektiven Konjugation in den mordwinischen Sprachen sind zu kompliziert, weil der morphologische Bestand dieser Formen in der Gegenwart sehr verwickelt ist. Dessen ungeachtet ist nachweisbar, daß die possessiven Suffixe ehemals auch in der Rolle der Personalendungen gebraucht wurden.

Dabei entsteht die Frage, warum die Personalendungen in den Formen der objektiven Konjugation mit den possessiven Suffixen zusammenfallen.

Wenn wir annehmen, daß in den uralischen Sprachen ehemals ein nominaler Satzbau existierte, so haben solche Formen, wie samojed. 'hadaw', ung. 'várom', ost. 'pŏnl'em' usw. ursprünglich 'mein Töten', 'mein Warten', 'mein Legen' bedeuten sollen. Dessen ungeachtet bleibt doch unklar, warum solche nominale Formen entstanden, wenn das direkte Objekt im Satz schon vorhanden ist.

Wollen wir weiter annehmen, daß die Personalendungen der Verba der objektiven Konjugation ehemals die Formen der Personalpronomina waren, die die Funktionen des direkten Objekts ausführten. Nach dieser Hypothese müßte das samojedische 'hadaw' 'ich töte mich' bedeuten. Aber die Vereinigung dieser Formen mit der Form des direkten Objekts erzeugt einen wahren Unsinn: 'ich töte mich einen Hirsch'. Das

Problem bleibt auch so ungelöst.

Es liegt auf der Hand, daß wir ein bißchen tiefer in die Geschichte der possessiven Suffixe in den uralischen Sprachen eindringen müssen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Besitzbegriff in den uralischen Sprachen als Resultat der Umdeutung der Raumbeziehungen entstanden. *Mein* bedeutete ursprünglich das, was sich im Bereich meiner Zugänglichkeit, meiner unmittelbaren Nähe befindet, *Dein* - das, was sich im Bereich deiner Zugänglichkeit, deiner unmittelbaren Nähe befindet.

Von dieser Hypothese ausgehend, können wir uns die ursprünglichen Bedeutungen der Verba der objektiven Konjugation vorstellen. Nehmen wir die Sätze: 'ich haue einen Baum', 'du haust einen Baum', 'er haut einen Baum'.

Die Personalendungen der Verba der objektiven Konjugation zeigten ehemals nicht auf das Subjekt der Handlung, sondern auf seine räumliche Sphäre. Die oben genannten Sätze bedeuteten ursprünglich: 'ich haue einen Baum, der sich in meiner unmittelbaren Nähe befindet', 'du haust einen Baum, der sich in deiner unmittelbaren Nähe befindet', 'er haut einen Baum, der sich in seiner unmittelbaren Nähe befindet'.

Später, im Zusammenhang mit der Entwicklung des menschlichen Denkens, ist der Begriff der räumlichen Sphäre unnötig geworden. Die Rolle der possessiven Suffixe hat sich in diesem Falle auch verändert. Sie haben sich zu den einfachen Personalendungen verwandelt. Jetzt zeigen sie auf das Subjekt der Handlungen und gleichzeitig auf das Vorhandensein eines direkten Objekts im Satze.

Die Anrede in den Riddarasögur

Anmerkungen zu einer stilistischen Komponente altnorwegischer und altisländischer höfischer Literatur

Rudolf SIMEK
Wien

Unter dem Begriff Riddarasögur ("Rittersagas") versteht man im engsten Sinn nur die im 13. Jahrhundert vorwiegend am norwegischen Königshof entstandenen Übersetzungen französischer oder anglonormannischer, seltener lateinischer Werke, die eine relativ homogene Gruppe von etwa 12 Sagas bilden[1]. Im weiteren Sinn wird darunter aber auch, neben historischen und pseudohistorischen Werken, jene recht umfangreiche Gruppe von nicht übersetzten Sagas subsummiert, welche aus in Island entstandenen Liebes- und Abenteuerromanen besteht, die im Stil und der Anlage den eigentlichen höfischen Werken nachempfunden sind und sich durch südliche Stoffe, ausländisch klingende Namen und großen Motivreichtum auszeichnen. Die für die letztere Gruppe häufig verwendeten Bezeichnungen Lygisögur und Märchensagas sind irreführend, die heute bevorzugte Unterscheidung spricht von übersetzten Riddarasögur einerseits und originalen, d.h. in Island ohne direktes Vorbild entstandenen Riddarasögur andererseits. Diese umfassende Verwendung des Begriffs Riddarasögur ist im Hinblick auf die ihnen gemeinsamen höfischen Bezüge treffender, denn auch die Sammelhandschriften differenzieren nicht zwischen den Untergruppen.

Von den übersetzten Sagas nennen zwei, und zwar die Tristrams saga ok Ísondar und die Elis saga ok Rosamundu, bekanntlich sogar ihren Verfasser, nämlich einen Bruder Robert bzw. Abt Robert. Daß sich beide Nennungen auf ein und die selbe Person beziehen, welche zwischen der 1226 erfolgten Übersetzung der Tristrams saga und der wohl später vorgenommenen der Elis saga in der kirchlichen Hierarchie avancierte, wurde bisher noch nicht ernstlich bezweifelt. Diese beiden und drei weitere Übersetzungen: Ívens saga, Möttuls saga und die Strengleikar nennen als Auftraggeber König Hakon; obwohl man bei den Strengleikar auch König Hakon Magnusson vermuten könnte, bezieht sich der Name in

den anderen Fällen auf jeden Fall auf König Hakon Hakonarson ("Hakon den Alten"). Zu diesen fünf Werken stellt man seit G. Brynjúlfsson 1878[2] auf Grund der zahlreichen Gemeinsamkeiten auch die Parcevals saga mit dem Valvers þáttr. Damit ergibt sich folgende Einteilung:

Übersetzer: Robert	Tristrams saga ok Ísondar Elis saga ok Rosamundu	Auftraggeber: König Hakon Hakonarson
	Strengleikar Ívens saga Möttuls saga	
	+ Parcevals saga ok Valvers þáttr	

Es drängt sich hierbei die Frage auf, ob nicht auch die anderen dieser Sagas von Robert übersetzt worden sein könnten, und dieser Frage widmeten sich bereits eine ganze Reihe von Untersuchungen[3]. Auf Grund der Verteilung von höfischem Wortgut sowie anderen lexikalischen und stilistischen Eigenheiten konnte die Verfasserfrage natürlich auch nicht völlig geklärt werden, jedoch ergab sich folgende Gruppierung:

1) vermutlich von Robert übersetzt:	Tristrams saga ok Ísondar Strengleikar Elis saga ok Rosamundu I.	aber auch: einzige Sagas in norweg. Handschriften!
2) vermutlich von selber "Schule" übersetzt:	Ívens saga Möttuls saga Parcevals saga	
3) abweichend:	Flores saga ok Blankeflur Erex Sagas Elis saga ok Rosamundu II.	

Da bei diesen Untersuchungen meist die Verfasserfrage im Mittelpunkt stand und weniger die Frage nach der Rezeption höfischen Stils in der Literatur, wurden bislang zum Vergleich von anderen Sagas nur beiläufig die Laxdoela saga und die Vatnsdoela saga herangezogen, anstatt auch Sagas verwandter Gattungen; weitere Gruppen von Sagas schienen sich mir zu Vergleichszwecken anzubieten:

4) weitere übersetzte Riddarasögur:	Partalopa saga Bevers saga Flovents saga Clarus saga
5) originale, den übersetzten nahestehende Riddarasögur:	Rémundar saga keisarasonar Mirmans saga Samsons saga fagra

6) von höfischer Literatur beeinflußte Isländersagas: { Laxdoela saga, Grettis saga, Vatnsdoela saga

Die folgende Untersuchung soll sich nun damit auseinandersetzen, ob und wie weit höfische Verhaltensnormen literarisch rezipiert und tradiert wurden und ob dabei gattungsspezifische Unterschiede festzustellen sind. Da wir keine außerliteratischen Quellen zu den Umgangsformen in Norwegen und Island im 13. und 14. Jahrhundert besitzen, ist es durchaus möglich, daß es sich dabei auf eine rein innerliterarische Rezeption mit nur geringen realen Auswirkungen beschränkte.

Gustav Ehrismann hat schon 1901-1904 eine umfassende Behandlung der Anredeformen in der deutschen mitteralterlichen Literatur unter dem Titel "Duzen und Ihrzen im Mittelalter" vorgelegt[4] und ist darin gleichzeitig auf die Herkunft der mittelalterlichen Anredeformen eingegangen, sodaß ich dies hier übergehen kann.

Für den altnordischen Bereich sind wir, was den höfischen Bereich anbelangt, in der glücklichen Lage, den tatsächlichen literarischen Gebrauch der Anredeformen mit den Empfehlungen eines didaktischen Werks vergleichen zu können. Der altnorwegische Königsspiegel (Konungs-skuggsjá[5]) geht in den Kapiteln XXXII bis XXXIV recht ausführlich auf den Gebrauch des Singulars und Plurals in der Rede ein. Kapitel XXXII bespricht die Verwendung der Anrede bei königlichen Audienzen:

Nú kann svá til at bera, at konungr mælir til þín nökkur orð, þá skalt þú þat varask vandliga í andsvörum þínum, at eigi margfaldir þú engi þau atkvæði er til þín horfa, þóat þú margfaldir, svá sem til byrjar, öll þau atkvæði, er til konungs horfa. En enn heldr skaltu þat varask, sem fól kann stundum at henda, at eigi margfaldir þú þau atkvæði, er til þín horfa, en þú einfaldir þau, er til konungsins horfa. En ef svá kann til at verða, at konungr mælir til þín nökkur orð, þau er þú nemir eigi, ok þarftu annat sinni eptir at frétta, þá skalt þú hvárki segja "há" né "hvat," heldr skalt þú ekki meira um hafa, en kveða svá at orði: "herra!" En ef þú vilt heldr spyrja með fleirum orðum: "Herra minn! látit yðr eigi fyrir þykkja, at ek spyrja, hvat þér mæltut til min, þvíat ek nam eigi görla."[6]

(Wenn es sich nun ergibt, daß der König etwas zu dir sagt, dann sollst du in deiner Antwort gut aufpassen, daß du nicht die auf dich selbst bezogenen Ausdrücke in den Plural setzt, obwohl du den Plural in all den Formulierungen verwenden sollst, soweit es angebracht ist, die sich auf den König beziehen. Weiters sollst du aufpassen, daß du nicht den Plural - wie es mitunter einem Narren passiert - in den auf dich bezogenen Formulierungen und den Singular in den auf den König bezogenen Formulierungen verwendest. Sollte es aber geschehen, daß der König etwas zu dir sagt, was du

nicht verstehst, und du noch einmal nachfragen mußt, dann sollst du nicht "Ha?" oder "Was?" sagen, sondern du sollst nicht mehr tun, als so zu sprechen "Herr!?". Wenn du aber lieber wortreicher fragen willst: "Mein Herr! Laßt es euch nicht verdrießen, daß ich frage, was ihr zu mir gesagt habt, denn ich habe es nicht ganz verstanden.")

Im darauffolgenden Kapitel fragt der Sohn, warum dann aber Gott mit du und nicht mir ihr angesprochen wird und erhält zur Antwort, daß damit dem Vorwurf der Vielgötterei vorgebeugt werden soll. Kapitel XXXIV schließlich beschäftigt sich auch mit der Anrede an Höhergestellte außer dem König:

Þar er þó ærnu fyrir svarat, at fyrir þá sök þykki betr vera mælt til ríkismanna með margföldu atkvæði heldr en einföldu, at hæveskir menn hafa þat funnit fyrir öndverðu, ok hefir þat síðan snúizk til siðvenju með öllum vitrum mönnum ok hæveskum, þeim til sæmdar, sem við er mælt ok til þess er kominn at þiggja sæmdar atkvæði.
und:
En þessir hlutir eru þeir enn, er þá váru til funnir eða hugleiddir, er þetta var fyrsta sinni til siðar tekit, at konungar eða aðrir ríkismenn, þá eru eigi einir saman í ráðagerð sinni, heldr hafa þeir með sér marga aðra vitra menn ok göfga, ok mun þá svá sýnask, ef til höfðingja verðr mælt með margföldu atkvæði, at þá sé eigi til konungs eins mælt, heldr til allra þeirra, er í ráðagerð eru með hánum, ok hans eru ráðgjafar.
Ek gat þess ok nökkut í hinu fyrra orði, at þú skalt við því sjá, at þú margfaldir önnur þau atkvæði, er til þín horfa, at eigi virðir þú þik jafnan hinum, er þú ræðir við, ok meiri er en þú.[7]

(Das wird damit ausreichend beantwortet, daß es deswegen für besser gehalten wird, mächtige Männer im Plural anzureden statt mit dem Singular, weil höfische Leute es von Anfang an so gehalten haben; seither hat es sich bei allen weisen und höfischen Leuten zur Gewohnheit entwickelt, um die zu ehren, die angesprochen werden und eine ehrenvolle Anrede verdient haben.
und:
Aber dann sind noch diese Dinge, die erkannt und beachtet wurden, als dies zum ersten mal zur Gewohnheit wurde, daß nämlich Könige und andere Mächtige in ihren Beschlüssen nicht allein sind, sondern zahlreiche andere weise und vornehme Männer um sich haben, so daß man sich vorstellen kann, wenn ein Fürst im Plural angesprochen wird, daß da nicht zum König allein gesprochen wird, sondern zu all denen, die an seinen Beschlüssen teilhaben und seine Ratgeber sind.
Ich habe auch das schon oben erwähnt, daß du aufpassen sollst, daß du nicht die Anreden, die dich selbst betreffen, in den Plural setzt, damit du dich nicht denen gleichstellt, mit denen du redest und mehr sind als du.

Ob diese Empfehlungen des Königsspiegels sich am norwegischen Königshof durchgesetzt haben, ist ebenso wie der

pädagogische Erfolg der höfischen Übersetzungsliteratur zu bezweifeln[8]. Doch ist auch das Verhältnis zwischen diesen Anweisungen und dem Gebrauch innerhalb der Literatur insoferne interessant, als sowohl das Publikum der höfischen Romane gleichzeitig Adressat des Königsspiegels war, als auch die Autoren all dieser Werke in einem relativ kleinen Kreis europäisch gebildeter Kleriker gesucht werden müssen, zu dem der als Übersetzer tätige Abt Robert sicherlich genauso zu zählen ist wie der schon wiederholt als Verfasser des Königsspiegels vermutete Erzbischof Einarr Gunnarson[9]. Wenn, wie von Jan de Vries[10], für die Abfassungszeit des Königsspiegels nach 1230 mit dem Verweis argumentiert wird, daß der Königsspiegel strikte þér in der Anrede gegen den König fordert, während in den Strengleikar noch þú überwiege, dann sind in dieser Argumentation gleich mehrere Fehler aufzuzeigen. Zwar ist 1230 als frühester möglicher Entstehungszeitpunkt für den Königsspiegel sicher nicht falsch, auch wenn eine Abfassung zwischen 1250 und 1260 wahrscheinlicher ist, aber eine Orientierung der Chronologie an den Strengleikar ist gänzlich verfehlt, denn alles, was wir darüber wissen, ist, daß sie höchstwahrscheinlich unter der Regierungszeit von Hakon Hakonarson (1217-1263) entstanden sind. Auch sonst basiert die Argumentation auf unrichtigen Annahmen: es stimmt allerdings, daß König Hakon im Prolog der Strengleikar zweimal in Singular adressiert wird, aber beidemal im Dativ, also þér, was durch den gleichlautenden Nominativ Plural þér in der Wirkung stark abgeschwächt wird; andererseits enthalten die Strengleikar auch sonst häufig Anreden von Königen, wo das französische vus durchaus mit þér wiedergegeben wird, während gerade in den Strengleikar der Gebrauch der Anrede sonst stark wechselt. Wie auch schon Meissner[11] gezeigt hat, sprechen zuweilen Frauen ihren Mann mit dem Plural an, umgekehrt aber und in den meisten anderen Fällen herrscht der Singular vor.

Aussagekräftiger ist jedoch die Verwendung der Anrede in der Tristrams saga, denn von ihr allein kennen wir das Jahr der Abfassung, nämlich 1226 (obwohl auch diese Angabe einer einzigen Handschrift mit Vorsicht zu betrachten ist). Nun ist aber gerade die Tristrams saga[12] im Gebrauch von Singular und Plural der Anrede sehr sorgfältig. König und Königin werden geihrzt, sie ihrzen sich auch gegenseitig. Der Plural der Anrede orientiert sich aber in der Tristrams saga nicht nur am Stand des Adressanten, sondern auch an der höfischen Gesinnung des Sprechers: Tristram spricht etwa pp 22, 62, 76, 96 Fremde oder auch Freunde mit dem Plural an, wogegen sie ihn duzen. Auch Ísond ihrzt er p 84 in einer ansonsten recht intimen Szene, wo sie ihn wie üblich duzt; dies ist umso bemerkenswerter, als in fast allen anderen Riddarasögur eher die Frauen ihre Männer oder Geliebten

ihrzen als umgekehrt. Die Tristrams saga bietet auch den meines Wissens in der altnordischen Literatur einzigartigen Fall eines höfischen Zwergs, der Tristram und Ísond konsequent ihrzt (pp 68f). Ansonsten kann es nämlich als eine der wenigen festen Regeln im Gebrauch der Anrede gelten, daß Wesen wie Zwerge, Trolle und Riesen sich unhöfisch verhalten und jedermann duzen und natürlich auch geduzt werden.

Da die Tristrams saga mit großer Wahrscheinlichkeit die erste Riddarasaga war, können also aus einer Verteilung von Singular und Plural der Anrede in den Riddarasögur keine Konsequenzen für deren Chronologie und ihre zeitliche Stellung im Verhältnis zum Königsspiegel gezogen werden.

Der im Vergleich mit der Tristrams saga weniger ausgeprägte Gebrauch des Plurals der Anrede in den Strengleikar wird nicht zuletzt auf die unheitliche Natur dieses Textes zurückzuführen sein, an dessen Übersetzung wahrscheinlich auch mehrere Personen beteiligt waren. Bei den kurzen Abschnitten mit ständig wechselnden Personen, wo auch die Anrede in den französischen Liedern nicht durchgängig ist, braucht daher der Wechsel im Altnordischen nicht zu überraschen.

Die in der oben besprochenen Argumentation zur Chronologie von de Vries geäußerte Ansicht, man müßte in späterer Zeit eher mit der Verwendung des höfischen þér in der Anrede rechnen als noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wird auch durch die Elis saga ok Rosamundu deutlich widerlegt. Diese Saga, welche von Abt Robert wohl um die Mitte des 13. Jahrhunderts nach dem französischen chanson de geste "Elie de St. Gille" ins Norwegische übertragen wurde, liegt uns in zwei stilistisch stark voneinander abweichenden Redaktionen vor: die üblicherweise als Elis saga I bezeichnete ältere Fassung findet sich in der noch im 13. Jahrhundert in Norwegen abgefaßten Handschrift DG 4-7 II fol gemeinsam mit den Strengleikar; diese Version steht im Bereich höfischen Wortguts den Strengleikar und der Tristrams saga nahe[13]. Ganz anders die Elis saga II, die in einer isländischen Hanschrift des 15. Jahrhunderts vorliegt und knapper, jedoch mit einer isländischen Fortsetzung versehen ist. Die Version II hat stilistisch und lexikalisch mit den Riddarasögur der sogenannten Tristram - Gruppe recht wenig gemein[14]. Der Vergleich des Gebrauchs der Anrede bestätigt dies nur: Version II bringt oft auch dort þú, wo I þér hat; Version II gibt im Gebrauch der Anrede Achtlosigkeit zu erkennen: während Könige meist geduzt werden, beginnen sich Elis und Rosamundu gegen Ende der Saga zu ihrzen, auch dort, wo Version I den Singular oder zumindest Mischstil aufweist. Dem (oder den) Redakteur(en) wurde die Einheitlichkeit wohl auch dadurch erschwert, daß Elis saga I sehr genau zu differenzieren sucht, dabei aber nicht ganz erfolgreich ist und

öfters in Inkonseqenzen abgleitet.

Diese Unterschiede zwischen den beiden Versionen verstärken den bereits von R. Bekker-Nielsen geäußerten Verdacht, daß es sich bei den stilistischen Unterschieden weniger um Differenzen zwischen Gruppen von Riddarasögur als um solche zwischen Gruppen von Manuskripten handle[15] oder, um einen Schritt weiterzugehen, um Altersschichten der überlieferung.

Die Erex saga etwa ist überhaupt erst in Handschriften des 17. Jahrhunderts vollständig erhalten. Da sie allerdings recht wenig direkte Rede enthält, sind Vergleiche schwierig, dennoch ist es offensichtlich, daß der Gebrauch des Plurals in der Anrede kaum festen Regeln folgt: zwar werden König und Königin damit angesprochen, aber wann Erex ihrzt und geihrzt wird, ist nicht durchschaubar.

Wesentlich anders sieht es dagegen in den bedeutend besser überlieferten Riddarasögur Ívens saga und Parcevls saga aus. Beide spezifizieren recht genau. In der Ívens saga wird nicht nur der König geihrzt, auch Luneta spricht ihre Herrin durchwegs mit dem Plural an. Kaeis inferiore Stellung soll offensichtlich dadurch betont werden, daß er Íven und Valven ihrzt wie ein Diener; vielleicht wurde er vom Autor nicht einmal als ebenbürtiger Artusritter aufgefaßt. In dieser Saga ist auch der thematische Wechsel wirklich gut vollzogen: Fremde werden, sofern sie von Rang sind, geihrzt, so auch Íven von seinem bedrängten Gastgeber, dem Burghern, und umgekehrt. Dementsprechend ihrzen auch Valven und Íven einander in dem Kampf, solange sie einander nicht erkennen, wogegen sie sich vorher und nachher duzen. Auch solange Íven von seiner Frau nicht erkannt wird, ihrzt sie ihn.

Ähnliches wird auch in der Parcevals saga angestrebt, vor allem im Bereich von Parcevals Entwicklung: Zu Beginn der Saga wird er, der jedermann einschließlich König Artus duzt, gegen den höfischen Pagen Ionet kontrastiert, welcher wohl zu unterscheiden weiß. Mit dem Aufenthalt bei Gormanz übernimmt aber auch Parceval höfische Umfangformen und ihrzt dann auch Blankeflur, so wie sie ihn, in der ersten Phase ihrer Bekanntschaft.

Sauber zwischen Singular und Plural der Anrede wird auch in der Möttuls saga getrennt, allerdings ist hier die Szene und das Personeninventar so kompakt, daß dies nicht schwerfällt; auch die Flores saga ok Blankeflur weicht nicht sehr von der höfischen Praxis ab, wenn auch der Dialog der Liebenden zeitweise durch Mischstil geprägt ist.

Die Riddarasögur befolgen also die Anweisungen des Königsspiegels, allerdings finden sich Unterschiede im Geschick, mit dem die Dialoge zwischen den handelnden Personen ausgestaltet sind. Nach der Konsequenz in der Durchführung ergeben sich folgende Gruppen:

Ívens saga Parcevals saga Tristrams saga ok Ísondar Möttuls saga	Genaue Beachtung höfischer Formen in der Anrede.
Strengleikar Elis saga I Flores saga ok Blankeflur	Keine ganz konsequente Durchführung.
Erex saga Elis saga II	Sorglosigkeit in Behandlung der Anrede.

Interessant an dieser sich aus Eigenheiten der Anrede ergebenden Gruppierung ist nun die Tatsache, daß die geschickteste Differenzierung (oder: höfischeste Verwendung) weder genau in den Werken der Tristram-Gruppe noch ausschließlich in den in norwegischen Handschriften überlieferten Sagas auftritt.

Da im Bereich der Anredeformen Veränderungen, wie wir bei der Elis saga gesehen haben, nicht zuletzt der Überlieferung anzulasten sind, ist es also durchaus möglich, daß ein Teil der Unterschiede zwischen den einzelnen Riddarasögur bereits den isländischen Schreibern oder Bearbeitern des ausgehenden 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts zuzuschreiben sind. Daß die Isländer im höfischen Ton, zumindest was die literarische Seite anbelangt, mindestens genauso versiert waren wie die Norweger an Hakons Hof, bestätigen einige der originalen Riddarasögur. Leider ist diese umfangreiche Gattung bislang noch nicht stilistisch untersucht worden, was auch ein langwieriges Unterfangen wäre.

Jedoch zeichnet sich in den übersetzten Riddarasögur näherstehenden isländischen Werken eine gute Kenntnis höfischer Gewohnheiten ab, während davon in solchen, die eher unter die Kategorie der Märchensagas fallen, wenig zu finden ist.

Zur ersteren der beiden Gruppen zählt Schier[16] etwa auch die Rémundarssaga keisarasonar und die Samsons saga fagra. In beiden Werken geht der Gebrauch des Plurals in der Anrede bei weitem über den in den besprochenen übersetzten Sagas hinaus. In der Rémundar saga werden fast nur Diener geduzt, natürlich auch der Riese; beim Gespräch zwischen Freunden herrscht der Mischstil vor. Ähnlich ist die Verwendung in der Samsons saga, wobei hier die Unterschiede zwischen der höfischen Lancelothandlung des ersten Teils[17] und dem zweiten Teil, dem abenteuersagamäßigen Sigurđar þáttr, besonders auffällig sind. Während im zweiten Teil überhaupt nur Könige geihrzt werden, verwenden im Teil I alle höfischen Personen gegeneinander den Plural; seine Verwendung steht also in direktem Zusammenhang mit der sozialen Stellung der Angesprochenen. Selbst wenn wir annehmen würden, daß diese Saga ursprünglich durch Kompilation zweier unab-

hängiger þættir entstanden sei (was mir auf Grund der engen motivischen Verknüpfungen beider Teile sehr unwahrscheinlich vorkommt), müßten wir dem Autor oder Kompilator zugestehen, daß er weiterhin stilistisch sehr sauber zwischen Artushandlung und nordischer Abenteuerhandlung trennte.

In anderen Sagas dieser Gruppe, wie der Victors saga ok Blavus und der Magus saga jarls ist der Gebrauch nicht ganz so konsequent, jedoch waren die Verfasser noch immer recht vertraut mit den Gewohnheiten höfischer Anrede.

Es genügt aber nicht, diese Anzeichen einer betont höfischen Gesinnung im Island des beginnenden 14. Jahrhunderts als gattungsspezifisch zu sehen, denn in der überwiegenden Mehrzahl der jüngeren Riddarasögur findet sich trotz südlicher Stoffe kaum ein Funke höfischer Sitten. Wir müßten also für die Sagas, in denen der Plural der Anrede nicht nur fallweise, sondern offensichtlich bewußt und differenzierend eingesetzt wurde, mit einer Art "Schule" isländischer höfischer Dichtung rechnen, die in Island, wenn auch vielleicht nur wenige Jahrzehnte lang, die übersetzten Riddarasögur ebenso bewahrt und zum Teil auch bearbeitet hat, wie sie eigenhändige Werke nach dem Muster dieser Übersetzungen und möglicherweise auch ausländischer Erzählungen selbst schuf. Man ist versucht, eine isländische Schule, die sich solcherart mit der Umarbeitung wie der Neuschafftung höfischer Literatur beschäftigte, im Umkreis von Jón Halldórson, Bischof von Skalholt von 1322 bis 1339, zu sehen. Dieser, ein geborener Norweger, hatte in seiner Jugend in Paris und Bologna studiert und sich dort eine ganze Anzahl von Geschichten und Stoffen eingeprägt[18], die er nach seiner Rückkehr in Norwegen und später als Bischof in Island gern zum besten gab. Obwohl er außer in einigen kurzen Aeventyri nur in der Clarus saga als Autor oder zumindest Übermittler des Stoffes genannt wird[19], haben sicherlich mehrere der von ihm importierten Erzählungen in Island ihre Ausformung gefunden, wenn auch oft zweifellos in stark veränderter Form. - Andererseits hat P. Hallberg eine These vorgestellt und mit Hilfe lexikalischer Untersuchungen zu untermauern gesucht[20], derzufolge der 1345 verstorbene Mönch und Abt Bergr Sokkason, Verfasser der Nikolás saga, auch die Clarus saga, die Kirialax saga und die Rémundar saga geschrieben hätte. Jón wäre in diesem Fall nur der Erzähler der dann von Bergr niedergeschriebenen Clarus saga gewesen. Möglich wäre dies schon; allerdings war Bergr Mönch in den Klöstern Thingeyrar und Munkathverá in Nordisland, und obwohl Jón mindestens zwei Reisen in den Norden unternommen hat, ist ein Naheverhältnis zwischen den beiden nicht gesichert; dazu kommen noch die schon von Gering[21] angeführten sprachlichen Gründe, die eher für Jón als Verfasser der Clarus saga sprechen. Wie auch immer, obwohl die Clarus saga stilistisch

recht eigenwillig ist, zeugt auch sie in hohem Grad von Genauigkeit im Bereich der höfischen Anrede und ist diesbezüglich sicherlich im Zusammenhang mit den erwähnten Sagas über Rémundr und Samson zu sehen, auch wenn die Clarus saga im Gegensatz zu diesen wirklich direkt nach einer (lateinischen, aber verlorenen) Vorlage verfaßt wurde.

Ob eine isländische Schule höfischer Literatur im Norden oder Süden Islands angesiedelt war, oder ob es sich etwa gar um eine überregionale Entwicklung im ersten und zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts handelte, ist jedoch weder auf Grund sprachlicher Kriterien noch auf Grund der Überlieferungssituation festzustellen, und wir werden uns begnügen müssen, die Gemeinsamkeiten der zuletzt erwähnten Gruppe von originalen Riddarasögur ohne direkten Schluß auf die Verfasserschaft festzuhalten. Die Entwicklung einer eigenständigen höfischen Literatur überhaupt in Island ist jedoch umso bemerkenswerter, als Norwegen diesen Schritt nie vollzogen hat. Man wird daher auch Kölbing widersprechen müssen, wenn er sagt:"Diese isländischen Bearbeitungen haben es jedenfalls verschuldet, daß von so wenigen romantischen sagas alte norwegische hss. existieren"[22]. Im Gegenteil: ohne das neuerwachende isländische Interesse an kontinentalen höfischen Formen wäre uns kaum viel von den norwegischen Riddarasögur erhalten, denn was wir an norwegischen Handschriften vorliegen haben, ist nur ein bescheidener Rest.

Daß die Isländer dabei natürlich fleißig bearbeitet, umgearbeitet, auch fortgesetzt haben, müssen wir dafür in Kauf nehmen. Daraus ergibt sich auch, daß wir die stilistischen Eigenheiten jener Riddarasögur, die uns nur in isländischen Handschriften überliefert sind, nur sehr eingeschränkt zur Frage der Datierung oder der Verfasserschaft bei Werken dieser Gattung heranziehen dürfen. Um also wieder auf meine oben gegebene Gruppierung auf Grund höfischer Anredeformen zurückzukommen, stünde in dieser Beziehung etwa die Samsons saga der Ívens saga näher als die Elis saga. Niemand wird jedoch ernstlich behaupten wollen, daß die Samsons saga schon am Hofe König Hakons in Norwegen verfaßt worden sei[23]. Demnach werden wir dem Einfluß isländischer Redaktoren des frühen 14. Jahrhunderts mehr Bedeutung zuschreiben müssen als dies bisher geschehen ist.

ANMERKUNGEN

1 Vgl. Kurt Schier: Sagaliteratur. Stuttgart 1970, pp 92-104.
2 Gísli Brynjúlfsson: Saga af Tristram ok Ísönd samt Möttuls saga. Kopenhagen 1878, p 415.
3 Hallberg, Peter: Norröna Riddarasagor: Några Språkdrag. In: Arkiv för Nordisk Filologi 86 (1971), pp 114-138; ders.: Broder Robert,

Tristrams saga och Duggals leizla: Anteckningar till norska Oversättningar. In: Arkiv för nordisk Filologi 88 (1973), pp 55-71; ders.: Is there a "Tristram Group" of the Riddarasögur? In: Scandinavian Studies 47 (1975), pp 1-17; Blaisdall, Foster W.: The So-called Tristram Group of the Riddarasögur. In: Scandinavian Studies 46 (1974), pp 134-139; Schach, Paul: Some Observations on the Translations of Brother Róbert. In: Les Relations Littéraires Franco-Scandinaves au Moyen Age. Paris 1975.

4 Gustav Ehrismann: Duzen und Ihrzen im Mittelalter. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung, I (1901), pp 117-149; II (1901), pp 118-159; IV (1903), pp 210-248; V (1903/04), pp 127-220.

5 R. Keyser, P. A. Munch, C. R. Unger: Konge-Speilet. Speculum Regale. Konungs-Skuggsjá. Christiania 1848.

6 a.a.O. p 69.

7 a.a.O. p 71.

8 Rudolf Meissner: Die Strengleikar. Halle a. S. 1902, pp 127-129; Geraldine Barnes: The riddarasögur and mediaeval European Literature. In: Mediaeval Scandinavia VIII (1975), p 144; Hermann Reichert: Wie beliebt war König Artus bei den Skandinaviern? In: Akten der 5. Arbeitstagung der Skandinavisten des deutschen Sprachgebiets, 16.-22.8.1981, Bochum 1982.

9 Jan de Vries: Altnordische Literaturgeschichte. Band II [2]Berlin 1967, pp 206; Frederik Paasche: Om Kongespeilets forfatter. In: Festskrift til Hjalmar Falk, Oslo 1927, pp 170-181.

10 de Vries, l.c.

11 Meissner, a.a.O. pp 238 f.

12 Eugen Kölbing (Hg.): die nordische und die englische Version der Tristan-Sage. Teil 1: Tristrams saga ok Ísondar. Heilbronn 1878.

13 Schach, a.a.O. pp 124-131.

14 a.a.O.

15 a.a.O. p 133.

16 Schier, a.a.O. pp 112 f.

17 Daß die Samsons saga fagra eine isländische Bearbeitung des Lancelot-Stoffes ist, habe ich andernorts ausgeführt: Zwei Rittersagas. Die Saga vom Mantel und die Saga vom schönen Samson. Aus dem Altnord. übers. u. mit einer Einl. versehen v. Rudolf Simek. Wien 1982 (= Fabulae mediaevales 2) sowie in: Lancelot in Iceland. 5th International Saga Conference 1982.

18 Vgl. Hugo Gering (Hg.): Islendzk Aeventyri. Halle a. S. 1882, Bd. 1, p 84; vgl. Eugen Mogk: Nordische Literaturen. In: H. Paul: Grundriß der germanischen Philologie, Bd. 2, [2]Straßburg 1901-09, pp 796 f. u. 878.

19 Gustaf Cederschiöld (Hg.): Clari saga. Halle a.S. 1907 (= Altnordische Saga-Bibliothek 12) p 1 u. XXVI - XXXI.

20 Peter Hallberg: Three Riddarasögur: Clarus saga, Kirjalax saga, Rémundar saga. 5th International Saga Conference 1982.

21 H. Gering, a.a.O., Bd. 2, pp XXIII ff.

22 Eugen Kölbing (Hg.): Flores saga ok Blankiflur. Halle a. S. 1896 (= Altnordische Saga-Bibliothek 5), p VI.

23 Henry Goddard Leach: Angevin Britain and Scandinavia. Cambridge 1921, p 382 stellt die Samsons saga zwar ins 13. Jahrhundert, geht aber sonst nicht näher darauf ein und hat damit sicherlich nicht recht.

Das ākhyāta der Inder und das ῥῆμα der Griechen

Gedanken über eine mögliche Parallele

Nils SIMONSSON
Uppsala

Der weitläufige Problemkomplex der Verbindung und der etwaigen gegenseitigen kulturellen Beeinflussung des antiken Griechenlands und Indiens erhebt Anspruch auf ein Interesse, welchem kaum je Genüge geleistet wurde. In Erinnerung an das Sanskritseminar Helmer Smiths und das finnisch-ugrische Seminar Björn Collinders in Uppsala vor bald vierzig Jahren möchte ich in diesem Geburtstagsgruß an den hochverehrten Lehrer Collinder auf eine mögliche Parallele auf dem sprachtheoretischen Gebiet der beiden Kulturvölker hinweisen, gleichzeitig aber auch auf gewisse Komplikationen aufmerksam machen, welche allzu weitschweifige Schlüsse verhüten sollen.

In der reichen grammatischen Literatur Indiens erfreut sich das Nirukta des Yāska wegen seines ehrwürdigen Alters eines ganz besonderen Ruhmes. Schon 1852 von Rudolph v. Roth herausgegeben, genießt das Werk in der Indologie hohes Ansehen, wie es auch im indischen Kulturleben für die Kommentarliteratur sowie für die Übersetzungen in andere asiatischen Sprachen wie Tibetisch, Chinesisch usw. wichtige Grundprinizipien angeben und somit auf den verschiedensten Gebieten eine überaus wichtige Rolle spielen konnte.

Yāska leitet sein Werk mit interessanten Definitionen der vier Wortklassen, *padajātāni*, ein: *nāman*, *ākhyāta*, *upasarga*, *nipāta*, Nomen, Verb, Präpositionen, Partikeln: *bhāva-pradhānam ākhyātam*, das Verb hat Sein als wesentlichstes Element, *sattva-pradhānāni nāmāni*, die Nomina haben Substanz als wesentlichstes Element, *tad yatra ubhe bhāva-pradhāne bhavataḥ pūrva-aparī-bhūtaṃ bhāvam ācaṣṭe/ vrajati pacati iti/ upakrama-prabhṛty apavarga-paryantaṃ mūrtaṃ sattva-bhūtaṃ sattva-nāmabhiḥ/ vrajyā paktir iti*. Ferner, wo (d.h. nach Durgas Kommentar: in einem Satze) beide (d.h. sowohl Verb als auch Nomen) Sein als wesentliches Element haben, drückt man (*ācaṣṭe*) das in einer Folge ("erst ... nachher") bestehende Sein durch *vrajati* er geht, *pacati* er kocht aus, und das Sein, das sozusagen eine Substanz ist,

geformt wie ein Körper vom Anfang bis zum Ende, durch Nomina für Substanzen, näml. *vrajyā* das Gehen, *pakti* das Kochen. *ada iti sattvānām upadeśaḥ gaur aśvaḥ puruṣo hastī iti*. Durch das demonstrative Pronomen (*adas*) kommt ein Hinweis auf Substanzen zum Ausdruck, *gauḥ* Kuh, *aśvaḥ* Pferd, *puruṣaḥ* Mann, *hastī* Elefant; *bhavati iti bhāvasya/ āste, śete vrajati tiṣṭhati iti/*; durch *bhavati* kommt ein Hinweis auf Sein zum Ausdruck, wie *āste* er ist sitzend, er sitzt, *śete* er ist liegend, er liegt, *vrajati* er ist wandernd, er wandert, *tiṣṭhati* er ist stehend, er steht.

Wie *adas* Pro-nomen ist, wäre somit *bhavati* als Pro-verb zu betrachten. Nach Aristoteles ist ἄνθρωπος βαδίζει so viel wie ἄνθρωπος βάζων ἐστί (s. H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Berlin 1863, S. 233). Weniger klar, aber deutlich genug kommt derselbe Gedanke im folgenden Abschnitt des Περὶ ἑρμηνείας, den ich aus Aristote, Organon, I Catégories, II De l'interprétation. Nouvelle traduction et notes par J. Tricot. Paris 1936, S. 81 anführe, zum Ausdruck:
ῥῆμα δέ ἐστι τὸ προσσημαῖνον χρόνον, οὗ μέρος οὐδὲν σημαίνει χωρὶς, καὶ ἔστιν ἀεὶ τῶν καθ' ἑτέρου λεγομένων σημεῖον. "Le verbe est ce qui ajoute à sa propre signification celle du temps: aucune de ses parties ne signifie rien prise séparément, et il indique toujours quelque chose d'affirmé de quelque autre chose."
λέγω δ'ὅτι προσσημαίνε χρόνον, οἷον ὑγίεια μὲν ὄνομα, τὸ δὲ ὑγιαίνει ῥῆμα, προσσημαίνει γὰρ τὸ νῦν ὑπάρχειν. "Je dis qu'il signifie, en plus de sa signification propre, le temps: par exemple, *santé* est un nom, tandis que *est en bonne santé* est un verbe, car il ajoute à sa propre signification l'existence actuelle de cet état."

Ob das eben Herangezogene eine wahre Parallele bedeutet oder nur eine scheinbare, läßt sich nicht ohne weiteres entscheiden. Vor allem muß man sich natürlich davor hüten, sogar auf der Hand liegende Ähnlichkeiten als Zeichen einer Abhängigkeit historischer Art gelten zu lassen. Dazu reicht eine einzige isolierte Parallele bei weitem nicht aus. Anders wäre es freilich, wenn die Momente, die ähnlich anmuten, Teile größerer Strukturen bilden würden, die ihrerseits wieder auffallende Gleichheiten aufweisen würden. Untersuchen wir die Frage der Ähnlichkeit bzw. der gegenseitigen Abhängigkeit auf dem Gebiete der medizinischen Theorie. Die indische medizinische Theorie von den *doṣas* zeigt zwar gewisse Analogien zur griechischen Humoralmedizin, aber eine Untersuchung der Gedankenmuster, welche die indische Theorie gemeinsam mit der wichtigen und vielfach maßgebenden Sānkhyaphilosophie aufweist, macht eine griechische Beeinflussung wenig denkbar (vgl. N. Simonsson, Indiska tankar. Några karakteristiska drag i indisk idéhistoria. In: Forsk-

ningsprofil '76. Installationsföreläsningar vid Uppsala Universitet 1976. Uppsala 1977. S. 134 und passim).

Folgendes Gedankenmuster ist für die indische sprachliche Theorie charakteristisch: eine Einheit, eine Ganzheit wird in die sie ausmachenden Teile geteilt. Die Einheit, welche in unserem aktuellen Zusammenhang in Frage kommt, ist zunächst der Satz, in den Theorien, die als Spezialfälle der hinduistischen Philosophien zu betrachten sind, *vākya* genannt, während *pada* als Name bei den buddhistischen Philosophen vorkommt, wie z.B. bei Vasubandhu und seinem Kommentator Yaśomitra. Bezeichnend für den Satz der ersteren Spekulation ist, daß das Verb den Kern des Satzes bildet, während der Rest des Satzes, nämlich Adverbien und kasusflektierte Nomina (*kāraka*), als Bestimmungen, *viśeṣaṇa*, des Verbs betrachtet werden. Etwas Ähnliches scheint bei Aristoteles nicht zu beobachten sein. Steinthal, op. cit., findet bei Aristoteles überhaupt nichts, was unserem Satzbegriff gleichkäme. S. 237 indessen sagt Steinthal folgendes, das damit in Widerspruch zu stehen scheint: "Als ῥῆμα hinwiederum kann jedes Wort dienen; denn nicht an sich ist es ῥῆμα, sondern durch seine Verwendung am Satze wird es dies erst. Aber nur im aussagenden Satz (ἀποφαντικὸς λόγος) tritt das ῥῆμα auf; denn nur dieser behauptet ein Sein."

Nun wird λόγος mit folgenden Worten definiert (Steinthal, S. 233): λόγος δέ ἐστι φωνή σημαντικὴ, ἧς τῶν μερῶν τι σημαντικόν ἐστι κεχωρισμένον ὡς φάσις, ἀλλ' οὐχ ὡς κατάφασις. "λόγος ist ein bedeutsames Lautgebilde, von dessen Theilen einiges (auch) besonderes für sich genommen, Bedeutung hat als Gesagtes, aber nicht als Aussage." Ob mit λόγος wirklich etwas gemeint ist, was von linguistischem Interesse wäre, wüßte ich nicht zu sagen. Mir scheint diese Definition sowie auch die oben angeführte Definition des ῥῆμα, wenigstens in Steinthals Auslegung, sich eher mit sprachlichen Aussagen über Logik zu befassen. Ich finde übrigens seltsame Übereinstimmungen mit den Schwierigkeiten, die mir begegnet sind, bei der Interpretation der Aussagen Yaśomitras über den buddhistischen Satzbegriff *pada* (s. N. Simonsson, Reflections on the grammatical tradition in Tibet, in Indological and Buddhist Studies, Volume in Honour of Professor J. W. de Jong on his Sixthieth Birthday. Ed. by L. A. Hercus et al., Canberra 1982, S. 540 f.); *pada* bedeutet gewöhnlich "Wort", aber die "Etymologie" *padyate gamyate arthaḥ anena iti padam* = "*pada* ist das, wodurch etwas verstanden wird" ermöglicht es dem Buddhisten, *pada* als Bezeichnung für Satz oder vielmehr für Aussage (vgl. λόγος) zu gebrauchen. Yaśomitra findet es offenbar in seinen Erörterungen schwer, linguistische und philosophisch-logische Gesichtspunke auseinanderzuhalten, was Aristoteles ebenfalls schwer zu fallen scheint. Ein Gedankenmuster, welches dem eben ange-

führten entgegengesetzt ist, wird allerdings auch in den indischen Theorien vom Satz gebraucht, und zwar besonders bei den Buddhisten. Während also das Verb gewöhnlich als das wichtigste Element (*pradhāna*) des Satzes betrachtet wird und z.B. das, was wir Subjekt nennen, als Bestimmung (*viśeṣaṇa*) des Verbs gilt, werden von Vasubandhu und Yaśomitra Ausdrükke für besondere Relationen wie Handlung (*kriyā*), Eigenschaften (*guṇa*) und Zeitstufen (*kāla*) als Bestimmungen des Nomens (*nāman*) angesehen: "*yena kriyā-guṇa-kāla-sambandha-viśeṣā gamyante*" ... "*tad yathā pacati paṭhati gacchati iti, kṛṣṇo gauro raktaḥ iti, pacati pakṣyaty apākṣīd iti kriyā-guṇa-kālānāṃ sambandhaviśeṣā gamyante tat padam.*" (Yaśomitra, s. N. Simonsson, Reflections, § 17: "*pada* is that by which the specific relations of action, quality, and time get known. [Acc. to these words by Vasubandhu] that is *pada*, whereby get known specific relations connected with action: e.g. is cooking, is reading, is going - with quality: e.g. black, white, red - and with time: e.g. is cooking, will be cooking, has cooked.")

Als eine besondere Schwierigkeit bei der Interpretation erblicke ich den Umstand, daß sich die kleinste bzw. größte Anzahl der Wörter, welche den Namen *pada* führen kann, schwerlich oder vielleicht gar nicht feststellen läßt. "Vollständiger Ausdruck einer Bedeutung", *arthaparisamāptiḥ*, wird als Definition eines *pada* gegeben, ein Ausdruck, der freilich die verschiedensten Deutungen zuläßt.

Die vorgelegten kurzen und skizzenhaften Erwägungen haben zu keinen endgültigen Ergebnissen hinsichtlich der Möglichkeit eines Parallelismus, geschweige eines geschichtlichen Zusammenhangs, geführt. Wenn sie aber zur Einsicht der Notwendigkeit und des wissenschaftlichen Wertes weiterer komparativer Studien auf diesem Gebiet sowie auf angrenzenden Gebieten führen würden, dann würde der bescheidene Geburtstagsgruß an den hochgeschätzten ehemaligen Lehrer vielleicht doch nicht ganz ohne Wert und Nutzen sein.

Das lappische Wort für 'Silber'

Tryggve SKÖLD
Umeå

Dasselbe Wort für 'Silber' kommt im ganzen lappischen Gebiet vor. Es heißt im Norwegischlappischen nach NIELSENs Transkription *sil'bâ* 'Silber' und im Lulelappischen nach GRUNDSTRÖMs Transkription *sil'pa* 'Silber'. Es ist nicht notwendig, hier Belege aus allen Dialekten anzuführen. Ich verweise auf QVIGSTADs "Nordische Lehnwörter" (1893: 287).

Schon Vilhelm THOMSEN hat das Wort behandelt (1869: 44; vgl. auch AHLQVIST 1871: 60). Er meint, das Lappische habe das *r* in altwestnordisch *silfr* abgeworfen. K. B. WIKLUND (1891: 85, 170) schließt sich dieser Ansicht an, meint aber, daß *sil'bâ* auch ein urnordisches Lehnwort sein könnte. Ein altnordisches, stimmhaftes *f* ist nach ihm hier in *p* übergegangen (a.a.O. 134). Dies ist sicher eine richtige Annahme.[1]

In seinem Artikel über die nordischen Lehnwörter in den russisch-lappischen Dialekten (1892) nimmt WIKLUND das Wort wieder auf. Weil er (a.a.O. 146) annimmt, daß alle skandinavischen Lehnwörter in den russisch-lappischen Dialekten urnordisch seien, muß das Wort für 'Silber' auch zu den urnordischen gehören. Er gibt die lautgeschichtlichen Bedingungen für die Entlehnung des Wortes an (a.a.O. 168, 171, 179, 190, 193, 201). Auch hier meint er, daß das *r* bei der Entlehnung abgeworfen sei (a.a.O. 201 f.). Dieselbe Ansicht, daß *sil'bâ* ein urnordisches Lehnwort sei, behält er auch später bei (siehe WIKLUND 1894: 110, derselbe 1896: 30, 92; vgl auch noch E. ITKONEN 1960: 165; DE VRIES 1962: 475).

Gegen diese Ansicht steht jedoch eine andere. J. K. QVIGSTAD (1893: 287) leitet offenbar das lappische Wort aus einer skandinavischen Form ohne *r* her, norwegisch *sylv*, schwed. dial. *silv*, n. Er rechnet jedoch überhaupt nicht mit urnordischen Lehnwörtern (a.a. 70 ff.).

Björn COLLINDER schreibt in seinem Wörterbuche über die lappischen Ortsnamen in Schweden (1964: 193) s.v. *sil'pa* "Nordiskt lån: NL 287". Man darf wohl daraus schließen, daß er die Annahme QVIGSTADs teilt. Das stimmt ja zu der nüchternen Haltung, die er immer gegen allzu dreiste Auffassungen vom Alter der Lehnwörter eingenommen hat. Man denke nur an seine Kritik an T. E. KARSTENs Verwilderungen.

Zwei andere Verfasser haben das Lehnwort erwähnt, ohne

jedoch ausdrücklich zum Alter der Entlehnung Stellung zu nehmen (T. I. ITKONEN 1916: 69; derselbe 1948, I: 462; SCHLACHTER 1958: 117).[2] Aus dem Zusammenhang geht jedoch deutlich hervor, daß sie nicht an urnordische Entlehnung denken.

Zu der Annahme WIKLUNDs, daß alle skandinavischen Lehnwörter im Russisch-Lappischen urnordisch sein müßten, kann auf den Artikel über diese Frage verwiesen werden, in dem T. I. ITKONEN (1958 a) zeigt, daß es auch unzweideutig nachurnordische Lehnwörter in diesen Dialekten gibt. (Vgl. auch T. I. ITKONEN 1958 b: 497.)

Die urnordische Form wäre wohl auch nicht **silƀra*, wie WIKLUND meint (1891: 85; 1892: 168, 171, 179, 190, 193, 201; 1894: 110; 1896: 30, 92), sondern eher **seluƀri*, wie HESSELMAN (1945: 27) sie ansetzt (vgl. auch FEIST 1939: 421; STURTEVANT 1951: 302).

Auch wenn man nicht gänzlich die Möglichkeit verwerfen darf, daß das *r* bei der Entlehnung eines altnordischen *silfr* ins Lappische ausgefallen sei, ist es jedoch viel wahrscheinlicher, daß eine skandinavische Form **silf* entlehnt worden ist. Ich schreibe hier diese Form in der herkömmlichen Weise mit *f*, die Aussprache war aber *ƀ*, d.h. bilabiales *v* (siehe z.B. A. NOREEN 1923: 40; IVERSEN 1973: 31). Dieses *ƀ* ist später in *v* übergegangen (A. NOREEN, a.a.O.).

Nach HELLQUIST (1966: 909) ist *r* in der Genetivform *silfrs* ausgefallen. Die Form ohne *r* hat eine weite Verbreitung - in Dänemark, Norwegen und in schwedischen Dialekten - und ist demzufolge wohl ziemlich alt. Die Entlehnung ins Lappische muß vor dem Übergang von *ƀ* in *v* passiert sein (siehe A. NOREEN 1913: 119, 147; BRØNDUM-NIELSEN 1968: 73 f.; WESSÉN 1969: 37).

In diesem Zusammenhang möchte ich ein anderes lappisches Wort behandeln, das meines Wissens nicht früher etymologisiert worden ist. Im Lexikon Lapponicum von LINDAHL und ÖHRLING (1780: 449) finden wir das lappische Wort SÅLP '*orbiculus argenteus aut orichalceus, cui fæminæ forfices, cultellos, crumenas etc. affigunt*, en ring af silfver eller mässing, på hvilken Lappqvinfolken bära saxar, knifvar och andra småsaker'. GRUNDSTRÖM (1946-1951: 1037) hat dasselbe Wort in Jokkmokk aufgezeichnet: SÅL'PÅ J(okkmokk) *sol‘po*, gsg. *sol‘po* 'Brustschmuck aus Zinn od. Silber, der am Brustplatz (!) angebracht wird (jetzt nicht mehr in Gebrauch)'; *sål’på-sliehppā* 'Brustlatz mit *sål’på*'. Er verweist in seinem Wörterbuch auf *Jåhttee saamee viessoom* von Anta PIRAK (1937: 162, vgl. die schwedische Übersetzung 1933: 180 f., 226 und das Wörterbuch 1939: 126).

Ich habe keine andere Belege in Wörterbüchern gefunden. Das Wort ist offenbar obsolet.

Birgit LAQUIST (1947: 185) zitiert ein Verzeichnis über

den Nachlaß von Pål Larsson Ainel und seiner Frau aus Tuorpon in Lule Lappmark 1799, in dem u.a. verzeichnet wird: "2 ne st solbo 11 lwa lod ... 3.32. -". Das Wert ist also 3 Reichsthaler und 32 Schilling, wenn ich die verkürzten Angaben richtig lese (Rd = riksdaler, Sk = skilling). Die Bedeutung des *solbo* wird nicht klar.

Erik NORDBERG (1948: 20) zitiert ein Gerichtsprotokoll aus Arjeplog vom 27.1.1747, in dem *solpo* zweimal erwähnt wird. Was das Wort bedeutet, geht aus dem Zusammenhang nicht hervor. Das Wert ist 12 Thaler (Kupfergeld).

Die Verbreitung des Wortes scheint also ziemlich begrenzt zu sein. Die sicher lokalisierbaren Belege stammen aus Pite und Lule Lappmark. Vgl. dazu die folgende Angabe in einer Fußnote zu der schwedischen Übersetzung von Anta PIRAKs Buch (1933: 226):

"Beträffande >>sålpå>> meddelar en gammal lappkvinna från Tuorpons lappby, att hon i sin ungdom sett män i södra delen av Jokkmokk och i Arjeplog bära ett sådant smycke."

Phebe FJELLSTRÖM (1962: 139-142) behandelt das Wort von ethnologischem Gesichtspunkt aus. Sie hat aber keinen Schmuckgegenstand gefunden, der unzweideutig dem *sål'på* entsprechen könnte.

Die Bedeutung ist also unklar; aus den Belegen geht jedoch hervor, daß es ein Schmuckgegenstand aus Silber bzw. Messing oder Zinn ist. Wir können wohl annehmen, daß Silber das "eigentliche" Metall ist und Messing und Zinn nur Ersatzmetalle sind.

Dies kann uns genügen. Das lulelappische *sål'på* paßt lautlich ausgezeichnet zu einem norwegischen Worte, das bei AASEN (1918: 787) vorkommt: *Sylv* (y'), n. 'Sölv (Metal). --- 2) et Smykke af Sölv; saaledes: Fingersylv, Bringesylv, Brudsylv. --- Hertil: Sylvbelte, n. Bælte som er prydet med Sölvplader. ...' (dazu kommen noch andere Zusammensetzungen mit *Sylv*-). Es ist also eine spätere Form für 'Silber' als altnord. *silfr*.

Wahrscheinlich ist das Wort aus einer Zusammensetzung entlehnt worden und hat dabei das zweite Glied abgeworfen, was ja bei Entlehnungen nicht ungewöhnlich ist.

Im Norwegischen ist **silf* durch ein in den skandinavischen Sprachen wirkendes Lautgesetz oder vielleicht durch niederdeutsche Beeinflussung in **sylf* übergegangen (A. NOREEN 1905: 229; KOCK 1906: 79; HELLQUIST 1966: 909; WESSÉN 1969: 54 f.). Wenn *sål'på* aus norw. **sylf (>sylv)* 'Silber' entlehnt worden ist, muß dies also eine spätere Entlehnung sein als *sil'bâ*, was ja auch schon die Verbreitung der lappischen Wörter andeutet.

Wie schon angemerkt, paßt das lappische Wort ausgezeichnet zu dem norwegischen. Man vergleiche lulelappisch *sil'pa* < norw. **silf* (oder anorw. *silfr*). Nur die beiden *å*-

Laute müssen kommentiert werden: In einigen Lehnwörtern entspricht ein lappisches *å* einem norw. *y* (siehe QVIGSTAD 1893: 43). Vgl. auch lapp. *čol'gå* 'saliva' = finnisch *sylki* ds. (COLLINDER 1960: 180).

Das *å* der zweiten Silbe ist durch den lule- und pitelappischen progressiven *å*-Umlaut aus *a* entstanden (WIKLUND 1891: 70; COLLINDER 1938: 57 f.; RUONG 1943: VIII). Dies *a* ist seinerseits hinzugefügt worden, um das Wort nach lappischen strukturellen Gesetzen zweisilbig zu machen.

Das skandinavische Wort für 'Silber' wäre also nach der hier hervorgeführten Ansicht zweimal ins Lappische entlehnt worden. Dies ist ja auch nicht merkwürdig, denn die Lappen haben ja immer ihre Silbergegenstände von ihren Nachbarn gekauft (siehe z.B. FJELLSTRÖM 1962).

ANMERKUNGEN

1 WIKLUND hat das Wort auch in seinem lulelappischen Wörterbuch (1890: 118, 184) behandelt. Diese Arbeit ist mir jedoch zur Zeit nicht zugänglich.

2 Nach meinen Notaten meint NEUHAUS (1914: 12), daß das Wort nachurnordisch sei. Seine Arbeit ist mir zur Zeit nicht zugänglich.

LITERATUR

AASEN, Ivar, 1918. Norsk Ordbog med dansk Forklaring. 4. Udgave. Kristiania.
AHLQVIST, Aug., 1871. De vestfinska språkens kulturord. Helsingfors.
BRØNDUM-NIELSEN, Johs., 1950. Gammeldansk Grammatik i sproghistorisk fremstilling. I. 2. udgave. København.
COLLINDER, Björn, 1938. Lautlehre des waldlappischen Dialektes von Gällivare (= Mémoires de la Société Finno-ougrienne LXXIV). Helsinki.
COLLINDER, Björn, 1960. Comparative Grammar of the Uralic Languages. Stockholm (Uppsala).
COLLINDER, Björn, 1964. Ordbok till Sveriges lapska ortnamn. Uppsala.
FEIST, Sigmund, 1939. Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache. 3. Aufl. Leiden.
FJELLSTRÖM, Phebe, 1962. Lapskt silver (= Skrifter utgivna genom Landsmåls- och folkminnesarkivet i Uppsala. Ser. C: 3). I Textdel. Uppsala.
GRUNDSTRÖM, Harald, 1946-54. Lulelapsk ordbok (= Skrifter utgivna genom Landsmåls- och folkminnesarkivet i Uppsala. C: 1). Uppsala.
HELLQUIST, Elof, 1966. Svensk etymologisk ordbok. 3. upplagan. Lund.
HESSELMAN, Bengt, 1945. Omljud och brytning i de nordiska språken (= Nordiska texter och undersökningar 15). Stockholm (Uppsala).
ITKONEN, Erkki, 1960. Lappische Chrestomathie mit grammatischem Abriß und Wörterverzeichnis (= Hilfsmittel für das Studium der finnisch-ugrischen Sprachen VII). Helsinki.
ITKONEN, Toivo, 1916. Venäjänlapin konsonanttien astevaihtelu (= Mémoires de la Société Finno-ougrienne XXXIX). Helsinki.
ITKONEN, T.I., 1948. Suomen lappalaiset vuoteen 1945. Porvoo - Helsinki.
ITKONEN, T. I., 1958 a. Über die skandinavischen Lehnwörter im Kolta-

und Kolalappischen. Journal de la Société Finno-ougrienne 60: 3-21. Helsinki.
ITKONEN, T. I., 1958 b. Wörterbuch des Kolta- und Kolalappischen (= Lexica Societatis Fenno-Ugricae XV). Helsinki.
IVERSEN, Ragnvald, 1973. Norrön grammatikk. 7. utgave revidert ved E. F. Halvorsen. [Oslo.]
KOCK, Axel, 1906. Svensk ljudhistoria. I. Lund.
LAQUIST, Birgit, 1947. Några lapska bouppteckningsnotiser. Rig 30: 182-188. Stockholm.
LINDAHL, Erik/ÖHRLING, Johannes, 1780. Lexicon Lapponicum. Holmiæ.
NEUHAUS, Johannes, 1914. Lappische Texte des Jägers Johan Turi aus Koutokæino. Mit Wörterverzeichnis und Vergleichungen zurechtgelegt für die neunordischen Übungen an der Universität Berlin (= Nordische Texte und Grammatiken I). Halle (Saale).
NIELSEN, Konrad, 1938. Lappisk ordbok III. (Instituttet for sammenlignende Kulturforskning XVII: 3). Oslo.
NORDBERG, Erik, 1948. Om lapparnas brudköp. Svenska landsmål och svenskt folkliv 71: 1-3. Stockholm (Uppsala).
NOREEN, Adolf, 1905. Vårt språk. 3. Lund.
NOREEN, Adolf, 1913. Geschichte der nordischen Sprachen. 3. Aufl. (= Grundriß der germanischen Philologie. 3. Aufl. 4). Straßburg.
NOREEN, Adolf, 1923. Altisländische und altnorwegische Grammatik. 4. Aufl. (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte hrsg. v. W. Braune IV: I). Halle (Saale).
PIRAK, Anta, 1933. En nomad och hans liv. Upptecknat och översatt av H. Grundström (= Skrifter utgivna av K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. 28: 3). Uppsala.
PIRAK, Anta, 1937. Jåhttee saamee viessoom. Upptecknat och försett med inledning av H. Grundström (= Skrifter utgivna av K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. 31: 2). Uppsala.
PIRAK, Anta, 1939. Lapsk-svensk-tysk ordbok till Anta Pirak, Jåhttee saamee viessoom, utarbetad av H. Grundström, översatt till tyska av W. Schlachter (= Skrifter utgivna av K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. 31: 3). Uppsala.
QVIGSTAD, J. K., 1893. Nordische Lehnwörter im Lappischen (= Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger for 1893 No. 1). Christiania.
RUONG, Israel, 1943. Lappische Verbalableitung dargestellt auf Grundlage des Pitelappischen (= Uppsala Universitets Årsskrift 1943: 10). Uppsala.
SCHLACHTER, Wolfgang, 1958. Wörterbuch des Waldlappendialekts von Malå (= Lexica Societatis Fenno-Ugricae XIV). Helsinki.
STURTEVANT, Albert Morey, 1951. Notes on Certain Variations and Forms in the Old Germanic Dialects. Modern Language Notes, Vol. LXVI: 300-304. Baltimore.
THOMSEN, Vilh., 1869. Den gotiske sprogklasses indflydelse på den finske (Neudruck in: Samlede Afhandlinger. 2. Bind. 1920). København.
DE VRIES, Jan, 1962. Altnordisches etymologisches Wörterbuch. 2. Aufl. Leiden.
WESSÉN, Elias, 1969. Svensk språkhistoria. I. Ljudlära och ordböjningslära. 8. upplagan. Stockholm (Lund).
WIKLUND, Karl Bernhard, 1890. Lule-lappisches Wörterbuch. (= Mémoires de la Société Finno-ougrienne I). Helsinki.
WIKLUND, K. B., 1891. Laut- und Formenlehre der Lule-lappischen Dialekte (= Göteborgs Kongl. Vetenskaps och Vitterhets Samhälles Handlingar. Ny tidsföljd XXV). Stockholm.
WIKLUND, K. B., 1892. Die nordischen Lehnwörter in den russisch-lappischen Dialekten. Journal de la Société Finno-ougrienne 10: 146-206. Helsinki.
WIKLUND, K. B., 1894. Kleine lappische Chrestomathie mit Glossar (= Hülfsmittel für das Studium der finnisch-ugrischen Sprachen I). Helsingfors.
WIKLUND, K. B., 1896. Entwurf einer urlappischen Lautlehre I (= Mémoires de la Société de la Finno-ougrienne X: 1). Helsingfors.

Die Inversion als Wortbildungsfaktor in den eurasischen Sprachen

Georg SPITZLBERGER
Landshut

Danksagung

Die hier zusammengefaßte Darlegung geht auf früher sporadisch gemachte und dann 1966 erstmals umfänglicher untersuchte Beobachtungen zurück, von deren Veröffentlichung aus gebotener Vorsicht jedoch immer wieder Abstand genommen wurde.

Durch die einem glücklichen Zufall zu verdankende persönliche Bekanntschaft mit Herrn COLLINDER führten mehrere Gespräche verständlicherweise auch zu dem mich bewegenden Thema des hier behandelten Phänomens der zunächst so genannten "Inversion". Herr COLLINDER zeigte sich bereits damals, 1976, an den damit aufgegriffenen Fragen interessiert und ermunterte mich, ohne Zögern eine Zusammenfassung meiner bisherigen Versuche, das Phänomen systematisch zu erfassen und vielleicht auch nach seiner Entstehung zu erklären, zur Diskussion zu stellen. Er bestätigte meine Auffassung, daß hier wahrscheinlich eine der Arten ursprachlicher Wortschöpfung vorliege, über die zwar in streng lautgesetzlicher Betrachtungsweise heute kaum schon Aussagen möglich seien; er riet aber trotzdem, den Versuch einer ersten zusammenfassenden Behandlung umgehend vorzulegen.

Es bedeutet deshalb mehr als eine Gratulationsgabe, dem hochverehrten Jubilar für jene unkonventionellen und verständnisvollen Begegnungen und die Ermutigung zu diesem nicht weniger unkonventionellen Unterfangen Dank zu sagen.

Vorbemerkung

Die hier zugrundeliegende Betrachtungsweise der Sprache als Sonderform der Evolution des physisch-geistigen Bereichs, die auf der biologischen Vererbung und der Tradition von Artikulationsimpulsen und aus ihnen gebildeten Artikulationskomplexen als Sinnträger, also Wortformen, beruht, könnte in scheinbare Kollisionen und Widersprüche mit einzel- oder gruppensprachlich geprägten Lautgesetzen

geraten. Beim derzeitigen Stand der Materialübersicht kann es jedoch noch nicht darum gehen, genetische Zusammenhänge aufdecken zu wollen, wenn das bei der Bruchstückhaftigkeit des überlieferten Wortbestandes der Sprachen überhaupt je möglich ist, da auch unbekannt ist, wann die zu erforschenden Wortschöpfungsvorgänge stattgefunden haben. Außerdem setzt die Verfolgung dieser Fragen ja einige Großzügigkeit und Toleranz beim Verlassen der wissenschaftsgeschichtlich gewachsenen Teilbereiche der indogermanistischen, finnougrischen, semitischen und übriger sprachwissenschaftlicher Forschungsfelder voraus. Da manche Antworten auf die herkömmliche Frage nach der Mono- oder Polygenese der Sprachen eher glaubensmäßigen Charakter als den identifizierenden Vergleich mit der Weiterentwicklung der zum heutigen Menschen führenden Stammesentwicklung aufweisen, sei vorweg die Vermutung genannt, daß die an einem gewissen Stadium tatsächlich stattgefundene polygenetische Entwicklung der Sprachen der Menschheit insofern doch auch monogenetische Züge tragen kann, als die aus prälingualer Zeit stammenden zum Sprachverhalten führenden Anlagen bei allen Hominiden doch ziemlich einheitlich gewesen sein dürften. Dennoch aber sollen die gegen einen schrankenlosen Omnikomparatismus vorgebrachten Einwände[1] ernst genommen werden und stets an die lauernden Gefahren von Irrtümern, Fehlern und Fehlschlüssen erinnern, denen die Sprachvergleichung und ihre Etymologien ausgesetzt sind.

Entstehung der Theorie

Die wohl jedem Studenten der klassischen Philologie irgendwann einmal auffallende "Metathese", die in lat. forma und gr. μορφή vorzuliegen scheint, wird meist als bloße Lautumstellung abgetan, so daß man dann der erst so interessant erschienenen Entdeckung nicht mehr nachgehen mag. Bei der Beschäftigung mit dem Russischen tauchte mir dann allerdings wieder solch eine auffällige Entsprechung einer "Umkehrung" auf (lat. formica: russ. muravjej), die schon nicht mehr so leicht nur als Zufall hinzunehmen war, zumal das griechische μύρμηξ hier gewiß eine Rolle mitzuspielen schien. Doch dieses Beispiel war als Ansatz ungeeignet, und so kam die Sache wieder nicht zur Behandlung.

Hier nun ist einschubsweise von dem Versuch zu reden, Wortentwicklungen als Verlagerungen des Artikulationsortes im Sprechraum zu verstehen, ohne daß der sinntragende Artikulationskomplex als solcher verändert wird. Als einleuchtendes Beispiel dafür kann das bairische "saamma" (wir sind) stehen, das vom gleichen Individuum ohne Bedeutungsunterschied ohne unmittelbar erkennbaren Grund oft auch "haamma" (wir sind; nicht håmma = wir haben) gesprochen wird.

Auch Belege aus dem Griechischen und Lateinischen sind ja bekannt wie sal: ἅλς, salio: ἅλλομαι, sequor: ἕπομαι, die H. HIRT so erklärt, daß "s durch Aufhebung der Engenbildung zu h im Griechischen, ... Armenischen und Iranischen wird"[2]. Ähnliches spielt sich seit geraumer Zeit im südamerikanischen Spanisch ab, wo sich für die Aussprache des s wie in "esto" oder "estamos" ein h-ähnlicher Hauchlaut einbürgert, so daß die genannten Wörter wie "ehto" und "ehtamoh" klingen. Auf ein Beispiel aus dem Finnischen (lammas, gen. lambaḥan) hat B. COLLINDER freundlicherweise hingewiesen. Der Unterschied jeweils beider etymologisch identischen Formen beruht also lediglich in der unterschiedlichen Behandlung des Luftstroms am Wortbeginn. Ohne hier im einzelnen zu beschreiben, was da physiologisch vor sich geht, war aus diesen und ähnlichen Beispielen die Überzeugung zu gewinnen, daß die als Lautgesetze entdeckten "Lautverschiebungen" eben Veränderungen von Artikulationsarten und -modi seien, daß somit der sinntragende Artikulationskomplex nach mehreren Veränderungen also zwar als etymologisch betrachtetes Morphem oft kaum wiederzuerkennen, aber eben doch identisch geblieben sei. Aufgrund der anthropologischen Erkenntnisse über den engen genetischen Zusammenhang aller Hominiden ist somit die Vergleichbarkeit sämtlicher Sprachen der Menschheit doch in Betracht zu ziehen, wobei freilich manche früh voneinander getrennte Sprachbereiche, wie etwa der eurasische und der afrikanische, sich in der Weiterentwicklung so weit veränderten, daß jede vordergründige Ähnlichkeit verlorenging. Daß nun gerade bei solchen Betrachtungstendenzen weniger der oft angeprangerten "Wort-kling-klang" als die eigentlich *sprachschöpferischen*, vielleicht zu verschiedenen Zeiten und Orten immer wieder aktiv gewordenen *Sprechvorgänge* das Interesse beanspruchen dürfen, ist kaum zu bezweifeln. Nachdem die Erwägung einiger Beispiele wie Topf: pot und calare (lat.), κάλειν (gr.), keeli (estn. Sprache), gulim (wotj. Kehlkopf), kele (mong. Sprache), qol (hebr. Sprache): λόγος (gr.), loqui und lingua (lat.) die Tatsache der Entsprechung von "Inversionen" als Träger gleicher Bedeutungen beim besten Willen nicht als bloßen Zufall[3] verstehen ließen, versuchte ich an der Bedeutungsgruppe *"Licht, hell, Feuer, Blitz, Sonne"* zu ergründen, inwieweit diese Erscheinung auch in voneinander entfernteren Sprachen anzutreffen sei. Dabei war von einem Artikulationskomplex b/plk (ahd. blik-z, lat. fulg-ur, ung. vilag-os) beziehungsweise b/prk (ai. farg, kor. perak, ar. bark-un) auszugehen, dessen "Inversion" demnach k/hrp und k/hlp lauten müßten. Es schien zunächst nicht wahrscheinlich, daß diese Lautfügung tatsächlich in irgendwelchen Sprachen in dieser Bedeutung vorkommen könne, doch finden sich im Samo-

jedischen karop (Feuer) und Xarp (Nordlicht), ferner im Malayischen kilap (Glanz) und kilav (glitzern) und sogar im Toltekischen huyluv-kun (blitzen). Es fällt also immer schwerer, hier an einen bloßen Zufall zu glauben.

Bedenkt man, daß im reduzierten Artikulationskomplex k/hl[p die einzelsprachlichen Ausprägungen ἥλιος (gr. wirklich von *säwelios?), hell, haul (kymr. Sonne), gol (mong. Feuer) und Heil enthalten sind und nach dem oben erwähnten Artikulationswechsel h><s auch sol, salus, salam (ar. Heil) und σελήνη dazugehören, so ist es fast zu schön, um wahr zu sein, daß der inverse Komplex p]lk/h auch die Einzelausprägungen Licht, luk (toch. Licht), loche (air. Blitz) und Lohe sowie luna (lat. aus louksna) zu enthalten scheint, um nur einige Beispiele zu nennen.

Weitere Beispiele

Ehe nun eine Reihe brennender Fragen anzusprechen sind, mag das auffällige Phänomen noch an einigen Artikulationskomplexen und ihren "Inversionen" aufgezeigt werden, wobei der Kürze halber jeweils nur einige einzelsprachliche Belege aufgeführt sind.

kf/p	:	f/pk
capere (lat.)		packen
ver-haf-ten		fahen, fangen
Xappa (samj.)		pok (samj. Fangnetz)
şabba (samj.)		
kaappaa (finn. ergreifen)		
krf	:	frk
carpere		fruc-tus
greifen		Fruch-t
Herb-st		pflücken
καρπός (gr. Frucht)		am-plec-ti (lat.)
kreb (alb. stehlen)		
kárbe (hauss. nehmen)		
tb/p	:	b/pt
Topf		pot (engl.)
tub (engl.)		Bütte
Zuber		pata (finn. Topf)
		pätä (samj. ird. Topf)
		faz-ék (ung. Topf)
		batil (mal. Napf)
t/dr	:	rt/d
tar (sam. sprossen)		root (engl. Wurzel)
tur (alt. hervorbringen)		roditj (russ. gebären)
töl (alt. Generation)		rodina (russ. Heimat)
ethorri (bask. geboren werden)		
-tar (idg.) der Verwandtschaft anzeigende Teil der Zusammensetzungen:		

fa-
mu
b(a)ro- } tar(ter)
sues-
duch-

kr/s	r/sk
kar(r) (alteuropäische Toponymie: Stein)	saxum (lat.)
karri (armen. Stein)	secare (lat. schneiden)
harri (bask. Stein)	sech (dt. Pflugmesser)
śar-karā (ai. Geröll)	Sich-el
Kaser FlN	ṣāqūr (ar. Steinaxt)
Kees FlN	ṣaḫr (ar. Felsen)
s-kar (und Ableitungen)	secur- (lat. Beil)
	rock (engl. Fels)
lp/b	p/bl
lapis (lat.)	Fels
labrys	pal, pel (in ON Pähl, Palike usw.)
Alberich usw.	
n/v	v/n
nabab (hebr. aushöhlen)	pan (engl.)
nav-is (lat.)	Wanne
Napf	Kahn
Nachen	

Inversion keine "Umkehrung"

Es erhebt sich von vorneherein die Vermutung, daß solche "Umkehrungen" nicht durch bewußte Konstruktion, sondern durch eine urtümliche Sprechdynamik entstanden sein müssen. Als diese ursprachliche Sprechweise kommt eigentlich nur die Reduplikation in Frage, die womöglich stammesgeschichtlich ihre Vorläufer in den "Kettenwörtern" der Primaten hat, die bestimmte Ausdruckslaute solange aneinanderreihen, wie der betreffende Erregungszustand des Tieres anhält[4]. Es steht außer Frage, daß die früher weniger beachtete Erscheinung der Reduplikation, die auch in der Kindersprache noch lebendig ist, längst als Wortbildungsfaktor erkannt ist. H. HIRT beschließt seine diesbezüglich eingehende typologische Würdigung mit folgenden Worten: "Die Tatsachen des Idg. zeigen, daß die Doppelung einst ein beliebtes Bildungsmittel des Idg. war, daß es aber im wesentlichen schon seit langem erstarrt war. Was wir vor uns sehen, ist ein Trümmerfeld der Vorzeit, das wir nicht mehr mit voller Sicherheit rekonstruieren können"[5].

Wie nun das weitere Schicksal eines reduplizierten Artikulationskomplexes aussehen konnte, sei an dem Komplex $k^{o}p$ demonstriert, wobei ^{o} eine sicher auch einmal "lautgesetzlich" zu fassende Vokalisierung bedeutet:

$k^{o}p$	Ausgangskomplex
$k^{o}p\ k^{o}p$	Reduplikation
$k^{o}p^{o}k[p$	Halbreduplikation durch Endreduktion
$k^{o}p^{\acute{o}}k$	Betonung der zweiten Silbe vorhanden oder neu
$k^{o}]p^{o}k$	Wegfall der ersten Silbe durch Reduktion
$p^{o}k$	Resultat: "inverse" Form

So etwa könnte man sich den nun gar nicht so rätselhaften Vorgang vorstellen, durch den ohne jede Umkehrung eine "umgekehrte" (inverse) Form zustandekommt. In diesem Zusammenhang ist zu erinnern, daß diese Betrachtungsweise, die den Artikulationskomplex mit all seinen möglichen Modifikationen des Sprechstroms in den Mittelpunkt stellt, einer Auffassung ähnelt, die B. COLLINDER erst kürzlich zukunftsweisend angesprochen hat: "... ein Wort etwas anderes ist als die Gesamtheit seiner Segmente. Im Erinnerungsschema sind die ungefähre Dauer eines Wortes, die Anzahl der Laute und ihre Reihenfolge als Elemente mitinbegriffen; die letztgenannte Vorstellung kann getrübt werden, ohne daß eine andere Störung eintritt"[6].

Vielleicht wird so auch die frühere Verkennung des Phänomens der Inversion verständlich. Es scheint zwar verschiedentlich beobachtet worden zu sein, ohne daß man sich seiner Bedeutung ganz inne wurde[7], oder man tat die Erscheinung als "Irrtümer und graphische Metathesen" ab[8] und behauptete rundweg: "Von wahren anagramatischen Umkehrungen wüßte ich kein erwiesenes oder erweisbares Beispiel"[9]. Da die Metathese ja nur die veränderte Stellung von Vokalen in einer gleichbleibenden Reihenfolge eines Konsonantenkomplexes betrifft, konnte dieser enge Begriff dem Phänomen der Inversion keinesfalls gerecht werden. Daß das Problem in seiner eigentlichen Struktur und Bedeutung nicht erkannt wurde, läßt auch HIRT erkennen, der mit so eindeutigen Beobachtungen wie peko (abg.): kepu (lit.) "backe" und tiga (ahd. Ziege): haedus (lat. Geiß) doch nichts Rechtes anzufangen weiß und sie den übrigen "regellosen Umstellungen" zurechnet[10]. So sprach denn auch ABEL, der bei einigen Beispielen aus dem Ägyptischen den "Gegenlaut" als eines der Stammbildungsmittel anspricht, doch eben nur von "voller Metathese".

Ausblick

Die hier knapp angedeuteten wesentlichen Fakten, die gewiß erst als Grundlage und Ausgangspunkt für eingehendere Untersuchungen zur Erforschung präziser Artikulations- und Lautgesetzmäßigkeiten dienen sollen, lassen immerhin erkennen, daß die Inversion in der menschheitlichen Sprachentwicklung eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt hat und daß gewisse Gemeinsamkeiten von Artikulationsimpulsen im

eurasischen und vielleicht auch altamerikanischen Raum sich deutlicher anzeigen als etwa im afrikanischen Bereich, dessen zunächst kaum vergleichbare Sprachen wie Haussa, Kisuaheli, Shona, Zulu, Sotho und Gurenne für eine entscheidend früh vermutlich schon im Paläolithikum eingetretene Verselbständigung und Isolierung der dortigen Entwicklung sprechen. Inwieweit in den dafür anzunehmenden Sprachkreisen intern der Inversion vergleichbare Erscheinungen aufgetreten sind, bleibt zu untersuchen. Immerhin spricht der Mangel an Entsprechungen mit eurasischen Sprachen und deren gegenseitige Belege schon rein statistisch für die engeren Beziehungen letzterer untereinander und für ihre Vergleichbarkeit.

So wird bei allen Einwänden, die notwendigerweise immer wieder gegen unkontrollierbare Vergleichsversuche vorzubringen sind, dem menschlichen Forschungsdrang nicht abzugewöhnen sein, eben auch über die Geheimnisse im "dunklen Urwald der Glottogonie" etwas zu erfahren, jenen Bereich, den G. DOERFER in seiner grundsätzlich beherzigenswerten Studie vielleicht als ein bißchen zu gefährlich schildert, "voll lastenden Schweigens, ewiger Dunkelheit und wucherndem Gestrüpp, in dem man sich unentrinnbar verfängt"[11]. Aber wie die Menschen nun einmal sind, das, wovor am eindringlichsten gewarnt wird, lockt um so mehr, besonders wenn es scheint, daß in dem genannten dunklen Wald vielleicht doch ein paar wegweisende Lichtlein blitzen, von denen einige sicherlich dem mit dieser Festschrift Geehrten zu verdanken sind.

ANMERKUNGEN

1 Gerhard DOERFER, Lautgesetz und Zufall - Betrachtungen zum Omnikomparatismus, Innsbruck 1973.

2 Hermann HIRT, Indogermanische Grammatik, Bd. 1, Heidelberg 1927, S. 202.

3 Daß bei sprachlichen Ähnlichkeiten sehr wohl auch der Zufall eine Rolle spielen kann, hält B. COLLINDER durchaus für möglich; vgl. B. C., Der Sprachforscher "behind the looking-glass", Filologiskt Arkiv 16, 7-11.

4 I. SCHWIDETZKY, Über die Evolution der Sprache, Frankfurt/M. 1973, 11. - R. STOPA, Kann man eine Brücke schlagen zwischen der Kommunikation der Primaten und derjenigen der Urmenschen? Homo 19, 1968, 129-136.

5 H. HIRT a.a.O. Bd. 4, 1928, 15.

6 B. COLLINDER, Sprache und Sprachen, Hamburg 1978, 200.

7 Vgl. C. ABEL, Einleitung in ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch, Leipzig 1886, 383 f.

8 BRUGSCH, zitiert bei ABEL a.a.O. 384.

9 A. F. POTT, Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen II, Lemgo 1833, 119.

10 H. HIRT a.a.O. Bd. 1, 309.
11 G. DOERFER a.a.O. 122.

ABKÜRZUNGEN

abg. = altbulgarisch, ahd. = althochdeutsch, ai. = altindisch, air. = altirisch, alb. = albanisch, alt. = altaisch, alteur. = alteuropäisch, ar. = arabisch, armen. = armenisch, bask. = baskisch, engl. = englisch, estn. = estnisch, finn. = finnisch, gr. = griechisch, hauss. = haussa, hebr. = hebräisch, idg. = indogermanisch, kor. = koreanisch, kymr. = kymrisch, lat. = lateinisch, lit. = litauisch, mal. = malayisch, mong. = mongolisch, russ. = russisch, samj. = samojedisch, sum. = sumerisch, toch. = tocharisch, ung. = ungarisch, wotj. = wotjakisch.

LITERATURAUSWAHL

ANDERSON, A.: Plains Cree Dictionary in the "y" Dialect, Edmonton 1975.
BARTHOLOMAE, Chr.: Altiranisches Wörterbuch, Straßburg 1904.
BASKAKOV, N. A.: Altajskij jazyk, Moskva 1958.
BLEICHSTEINER, R. - HEISSIG, W.: Wörterbuch der heutigen mongolischen Sprache, Wien - Peking 1941.
BRUNNER, L.: Die gemeinsamen Wurzeln des semitischen und indogermanischen Wortschatzes, Bern - München 1969.
COLLINDER, B.: Die urgermanischen Lehnwörter im Finnischen, K. Humanistiska Vetenskap-Samfundet, Skriften 28, 1932 (Uppsala).
COLLINDER, B.: Indo-uralisches Sprachgut, Uppsala 1934.
COLLINDER, B.: Fenno-Ugric vocabulary, Stockholm 1955.
COLLINDER, B.: Sprachverwandtschaft und Wahrscheinlichkeit, Ausgewählte Schriften ... mit einer Bibliographie der Werke von B. Collinder 1921-1964, 1964.
COLLINDER, B.: Der Sprachforscher "behind the looking-glass", Filològiskt arkiv 16, 1970, 1-28.
COLLINDER, B.: Sprache und Sprachen, Hamburg 1978.
DALE, D.: A basic English-Shona Dicitionary, Gwelo 1975.
DENT, G. R. - NYEMBEZI, C. L. S.: Compact Zulu Dictionary, Pietermaritzburg 1977.
DOERFER, G.: Lautgesetz und Zufall - Betrachtungen zum Omnikomparatismus, Innsbruck 1973.
DOLGOPOLSKI, A.: Welche Sprachen sind mit den europäischen verwandt? Nauka i tschelowetschestwo (Wissenschaft und Menschheit) 1971-1972, 106-119 (Snanije) Moskau 1972.
DOLGOPOLSKI, A.: Boreisch - Ursprache Eurasiens? Ideen des exakten Wissens, 1973, 4, H. 1 (Stuttgart), 19-30.
Hirt-Festschrift "Germanen und Indogermanen", hrsg. von H. Arntz, Heidelberg 1936.
JOKL, N.: Linguistisch-kulturhistorische Untersuchungen aus dem Bereiche des Albanischen, Berlin - Leipzig 1923.
KAHLO, G.: Malayisch-deutsches und deutsch-malayisches Wörterbuch, Berlin 1950.
KOPPELMANN, H.: Die Eurasische Sprachfamilie, Heidelberg 1933.
KRONASSER, H.: Zur Verwandtschaft zwischen Finnisch-Ugrisch und Indogermanisch, in: Arbeiten aus dem Institut für allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft, hrsg. von W. Brandenstein, Wien 1948, 162-185.
LAHOVARY, N.: La diffusion des langues anciennes du Proche-Orient, Bern 1957.

LEHTISALO, T.: Juraksamojedisches Wörterbuch, Helsinki 1956.
MEILLET, A. - COHEN, M.: Les langues du monde, Paris 1952.
MISCHLICH, A.: Wörterbuch der Hausasprache, Berlin 1906.
POKORNY, J.: Indogermanisches Etymologisches Wörterbuch, Bern - München 1959.
POTT, A. F.: Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen II, Lemgo 1833, 119.
RAPP, E. L.: Die Gurenne-Sprache in Nordghana, Leipzig 1966.
RÄSÄNEN, M.: Uralaltaische Wortforschungen, Studia Orientalia Soc. Or. Fenn. XVIII 3, Helsinki 1955.
REICHART, A. - KÜSTERS, M.: Elementary Kisuaheli Grammar, Heidelberg 1926.
SCHWIDETZKY, I.: Über die Evolution der Sprache, Frankfurt/M. 1973.
STOPA, R.: Kann man eine Brücke schlagen zwischen der Kommunikation der Primaten und derjenigen der Urmenschen? Homo 19, 1968, 129-136.
UOTILA, T. E.: Syrjänische Chrestomathie mit etymol. Wörterverzeichnis, Helsinki 1938.
ZIERVOGEL, D. - MOKGOKONG, P. C.: Klein Noord-Sotho Woordeboek, Pretoria 1976.

Aboriginal Man in Central Australia: His Land and his Language

Kathleen Stuart STREHLOW
Prospect, South Australia

CONTENTS

1. DEDICATION

On Friday 16th August 1963 Björn Collinder and T. G. H. Strehlow met in Adelaide, South Australia and it is fitting that this essay in honour or Professor Collinder should record for historical purposes Strehlow's summary of their discussion on the prevailing climate in Linguistics:

"Collinder had done much research work among the Lapps,

and had had to gain the confidence of the latter, and respect the wishes of the latter in keeping much of it at least semi-secret. He had done his linguistic work much along my lines, and had my attitudes towards his informants and their culture. It was quite strange to find that he and I should be so much alike as linguistic workers, though we had never known about each other's existence. He had found out about me only because Wurm [i.e. S.A. Wurm of the Australian National University who had helped sponsor Collinder's visit to Australia] had mentioned my name a week or so ago when he [Collinder] had asked Wurm didn't any dictionaries or really detailed work exist on any of the Australian languages - i.e. work done by men who knew and could speak these languages.

Collinder had been disappointed to find no evidence of serious linguistic work in Australia during his stay in Canberra. ... I agreed with the general views of Collinder. The tragedy is that all opportunities of saving records of the Australian languages are being lost by us, because even so-called linguists are interested only in gaining cheap Ph.D. degrees for themselves. The real beauty of Structural Linguistics is that it enables lazy men to "classify languages" without learning them, and permits books to be written bulging with jargon: the maximum of theorizing - in terminology so abstract as to be incomprehensible except to the initiated, who have a vested interest in its smoke-screen vocabulary - and the minimum of facts. A few tapes obtained on a quick "field trip", and some months to write up these gas-balloon-like treatises, and hey presto!, another linguistic expert has been born. Through wisely confining themselves to so-called "primitive" languages, these Doctors of Languages escape detection as mountebanks: no one reads their books anyway, save younger men who want to model their style on these writings in order to obtain similar "degrees". Even the concept of "phoneme" has been prostituted for the same purpose: one no longer has to listen carefully to a language, or learn to speak it in a manner that will avoid the ridicule of the native speakers: only "meaningful" sound distinctions need to be recorded; and seeing that neither the linguistic expert himself nor his readers are able to understand the language anyway, "meaning" itself means very little in the linguistic context: the say-so of the observer has to be accepted as the truth.

The only good thing, as I told Collinder, is that the books of men of this kind will not last for more than 50 years. More "modern" jargon will be in use then; and, seeing that these productions are almost devoid of real facts

anyway, no one will bother to read them for their factual content, once their jargon has become antiquated. In fifty years' time, most of these books will be books written by dead men for dead men." (*Office Diary*, pp. 149-150)

Björn Collinder's account of their meeting also survives - in an article he wrote for the Adelaide newspaper, "The Advertiser", entitled "Language Key to Aiding Aborigines". Collinder concluded his article in these words:

"In Australia where the work [in languages] is much mor urgent, the situation is not what it ought to be. Many years ago a promising initiative was taken at the University of Sydney, but the very name of the excellent periodical "Oceania" points to the fact that the efforts of research have spread over too wide an area to have a considerable impact on the preservation of the languages of Australia in grammars, dictionaries and authentic texts.

The veritable centre of the investigation of Australian aboriginal languages is the University of Adelaide. Mr. T.G.H. Strehlow, Reader in Linguistics and the son of a missionary, is in the unique position of having learned one of the Australian languages in his childhood. After profound academic studies he returned to his native area and investigated its different dialects for several years. His grammar of the Aranda language is a work of outstanding merit, highly appreciated by linguists all over the world. Let us hope that he will soon be able to complete his comprehensive dictionary of Aranda and to publish his valuable texts, of which he has given fascinating specimens in his book "Aranda Traditions". (p.2, 31 Aug.1963.)

Collinder sums up his appreciation of Strehlow's work in his learned paper "Über Sprachwissenschaftliche Feldarbeit" (In *Studies in General and Oriental Linguistics*, Japan, 1970) [the research position would be] "critical if Theodor Strehlow did not exist." (p. 101.)

The two men's friendship, founded thus in deep mutual respect for each other's scholarship an achievements ended only on Strehlow's death in 3rd October 1978. Some of Strehlow's most important original contributions to knowledge were his writings on Australian aboriginals and their relationship to their lands. My own work on Australian aboriginals and their totemic geography - styled by myself as Aboriginal land ownership in Central Australia - have been built on Strehlow's concepts and records. This is the first time that the principles and theory of this land ownership have been set down for publication: they reveal for the first time my own thoughts on the relationship of aboriginal man in Central Australia to his language. It is to the great Swedish languages scholar Björn Collinder that

they are dedicated.

2. INTRODUCTION *

In order to understand fully this dissertation on the relationship of aboriginal land ownership to aboriginal language, it is necessary for readers outside Australia to have some knowledge of the history of the Aboriginal land rights movement in Australia and its present application in the State of the Northern Territory.

(i) *Land Rights Legislation Passed*

On 9th December 1976 the Australian Senate passed the Aboriginal Land Rights (Northern Territory) Bill, put through by a Liberal Government, but agreed to "in principle" by all parties. In the earlier House of Representatives debate Mr. S. Calder had failed to have included the wording "One who is of Aboriginal descent, who is accepted as an Aboriginal by the Aborigines in the community in which he lives", and several people supporting the real traditional owners of Central Australia (Senator B.F. Kilgariff, Rev. P.G.E. Albrecht and T.G.H. Strehlow) were vilified by incorrect *ad hominem* abuse made under the Parliamentary privilege by members of both houses ignorant of the real facts. Thus passed away forever the last chances of the *pmøṛagatwía*[1] to hold personal titles to their traditional lands that had been their forefathers "ever from the beginning".

(ii) *Brief Summary of Recent Events*

Those who imagine that the struggle for aboriginal land rights began with Gove, or Wattie Creek, or the 1967 Referendum, or the advent of a Labor Government in 1972 are probably due for a surprise. Contrary to present political propaganda, Governments do little from the good of their hearts but their actions are designed chiefly in order to catch votes. It takes much efforts to shape public opinion sufficiently to swing votes, particulary for such hitherto politically-impotent and unpopular causes as aboriginals and their culture.

(iii) *Shaping Public Opinion*

After 200 years during which the original population of Australia (scattered in small groups over the whole continent) had progressively either been deprived of their lands by white expansion or who had left their tribal lands (as was the case with the Pitjantjara, Jankuntjatjara, Pintubi and Kukatja, for example) to live at settlements created by whites in or near their lands for the purpose of

ensuring their continued existence, it had become accepted by the 1930s that aboriginals were "a dying race". Few children were born to full-blood mothers, and geneticists whose theories were valued by Dr. C.E. Cook were hopeful that the existing part-aboriginal population would be absorbed into the white strain. Their culture had been pronounced dead by Baldwin Spencer, and Government policies - largely shaped by Spencer in the 1920s - were hence cast along these lines. Half-castes were consigned to the Half-caste Institution in Alice Springs and other similar places, and marriage between whites and aboriginals was forbidden except by special permission. There was no public interest in their fate and the voices of a few raised on their behalf and against the still-frequent killings by vengeful expeditions and the meanness of their physical condition belonged almost exclusively to Church and Mission personnel, as had been so since Hermannsburg's establishment in 1877. During the 1880s this Mission became the only Central Australian refuge for aboriginals whose relatives were falling to the guns of Mounted Constables Willshire and Wurmbrandt and their black-trackers busy making country safe for white men. This situation persisted intermittently until the 1930s.

It transpired during the Lander River shootings enquiry of 1929 that more than 100 natives of the Wailbiri tribe had perished from an expedition revenging the death of one white man (Fred Brooks), and a public outcry followed the alarm bells rung in the Sydney press by Missionary Warren following the Caledon Bay massacre in 1935.

(iv) *Appointment of Patrol Officer Strehlow*

Strehlow's consequent appointment as the Commonwealth's first Patrol Officer was clearly designed as a characteristically-cynical Government move to silence public disquiet. But if Canberra politicians thought that he would be the man to sell his charges down the river, they were due for an unpleasant surprise. Appointed because of his unparalleled knowledge of Central Australia, he had been born in 1908 into the *pmȣ̆ṛa kŋānintja*[2] of the *rāṭapa*[3] twins of *Ŋṭȣ̆ṛea*, a waterhole in the Finke River near Hermannsburg, and was "reared on the laps of black mothers" as the sole white child in the community when tribal culture was still a living reality. His father, the Reverend C. Strehlow, had achieved fame in Europe through his scientific writings on aboriginals from 1892 onwards when his mission began in Central Australia, becoming the first white man to discover that aboriginal sung verse could be translated into a language comprehensible to Europeans. Baldwin Spencer's resulting personal envy of Strehlow - Spencer hat maintained

these verses "had no meaning" - manifested itself in several attempts to destroy Hermannsburg, a theme that was to repeat itself in the 1970s *vis-à-vis* land rights and the younger Strehlow.

In his six year's administration of the aboriginal population of Central Australia Strehlow's policies earned him fierce official opposition. But they also earned the lasting gratitude of the dark population, for it was not then either popular or expedient to side with aboriginals nor did it bring any great kudos and pecuniary rewards; his term was marked by almost complete absence of funds. Nevertheless the Centre was made safe for aboriginals, and their physical and cultural survival was ensured. The present racial strife in the Centre should never have arisen, so much in advance of their time were his policies designed to circumvent potential disasters of this kind. At the time he was the one person to see their culture was worthwile enough for him to fight for its continued existence, only to be defeated for Hasluck's assimilation policies of the 1950s. There remains now no living Aranda culture despite all the hot air and greased palms, for the racist view that aboriginal culture is genetically inherited has no basis in fact: who was there trained after the 1930s to pass on the knowledge? What remained lay in Strehlow's mind, and in his writings that have brought to the white world the intellectual achievements of aboriginal man in Central Australia - and on their own terms: their mythology, their art, their legal systems, their history, their social structure (based on the only full genealogies in existence), their languages, their totemic geography, their sung verse (incorrectly termed "music" by outsiders), and their ceremonial and religious life.

Less well-known, but nevertheless important monuments to Strehlow's fight for the dark man against officialdom and public indifference were the aboriginal reserves in whose establishment he was instrumental: Haast's Bluff, Areyonga, Jay Creek, Yuendumu and the Docker River in Central Australia and the preservation of Lake Tyers in Victoria.[4]

(v) *The Struggle Bears Fruit*

By the 1950s propaganda on behalf of aboriginals had borne some fruit, with the rise of the "third world" lending political weight to the argument. Thus, with a few notable exceptions such as Donald Thompson, Charles Duguid, and A.P. Elkin, it is only in the late 1950s - early `60s that there can be found the origins of most of the present-day "long-term" popular interest in the presence of aboriginal Australians and their culture in this country. When equal status to the dark and white citizens of Australia was

granted by the 1967 Referendum, the way had been paved for the enormous amount of practical things to be undertaken.

(vi) *Labor comes to Power*

By December 1972 even the Liberal Party must have realized that it was time, and Labor came to power with aboriginal policies based largely on Strehlow's seemingly-forgotten campaigns of the previous forty years. Indeed, aboriginal land rights were one of the most prominent platforms. It seemed that Strehlow's protest that aboriginal Australians should not be "the only race in the world to own no land" was to bear fruit. Towards this day Strehlow had done much work.

(vii) *Basis of Land Rights: Legal Claims*

During his camel trips into the Western Desert tribal lands in the 1930s Strehlow had begun his detailed notes on the genealogies of aboriginals and their personal land rights. He compiled also careful censuses. His collected proofs of land ownership dated back to before 1788. There was thus in 1972 no secret about who owned what in Central Australia and the *pmɐ̈ṛagatwīa* could safely expect before long to hold personal land titles from the Government itself.

(viii) *Gove, Central Australia, and the Economic Basis of Land Ownership*

Had the Gove "test case" - the judgement of which was brought down in the Australian High Court on the 27th April 1971 - taken place in the Centre it would not have been possible for any judge to have maintained that "the land owned the people but the people did not own the land", or, as Government Minister for the Interior Peter Nixon expressed it:

> The Government believes that it is wholly wrong to encourage Aborigines to think that because their ancestors have had a long association with a particular piece of land, Aborigines of the present day have the right do demand ownership of it.

It would not have been possible to say merely that Aboriginals possessed an "affinity" to their land - as indeed people everywhere have for their homes and their country. In ecologically-balanced Central Australia where the local groups had to survive *exclusively* within their own *njiŋaŋa* sections (translated by Strehlow as "local group areas": perhaps a "station run" or "ranch" might equate the situation better for white readers) aboriginal ownership of land was as economically-based as any land ownership of the same order in other societies: their lands provided their livings until such time as it was stripped from them by

conquest, or until - as happened in many desert areas - they left them for a better living at settlements. These are the facts that are not so easy to brush aside in white man's courts as are vague "affinities" of a mere "spiritual" nature.

(ix) *Labor Blunders and the Woodward Commission*[5]

What, then, happened to aboriginal land rights when Labor came to power?

Clearly, the first thing that should have happened was that Strehlow's unique knowledge and experience would be set at a premium. Probably this would have happened had Labor been genuine in its land rights talk. Instead there was silence. The silence broke in a curious way. In February 1974 we agreed to meet, at the request of a Miss Robyn Layton of Johnston and Partners (see footnote 12), a Mr. Brennan, a lawyer involved in the Woodward Commission. He had read Strehlow's 1973 exposures of the ignorance of those advising the Government on aboriginal affairs, and had become concerned and alarmed as a result. It was he who brought the news that a *fait-accompli* had been perpetrated on the aboriginal people of Central Australia, and produced the evidence: *Aboriginal Land Rights Commission: Submission on behalf of the Central Land Council*. The boldly-headed "Forward" (sic) was signed, not by any experts on Central Australia, but by three white lawyers untrained by any aboriginal *kŋăribăṭa*.[6] The whole document, Brennan agreed, was based on false premises and on such information as to be ludicrous. Even people implicated in this document are not prepared to reveal its cost, though this is still being investigated. Brennan himself was so worried that he asked if Woodward - the gentleman who would be accepting responsibility for this *Report* - could see Strehlow. But that was the last ever heard of any of them. Protests were made variously to Woodward, Layton, Furnell, the Australian Institute of Aboriginal Studies, and Ward. But though it was clear that not one could refute the facts (Woodward, for instance, could not deny that the result could only be termed "a farce" [4th November 1974]), having them pointed out was unwelcome: what was going to be done was already a foregone conclusion.

(x) *Results of the Woodward Commission Blunders*

Since the *Report* raised doubts on all aspects of aboriginal ownership, it can be taken an axiomatic that its intended results were to benefit whites - particularly those whites to get jobs out of it: white lawyers, political academics, accountants, "research officers", "research co-ordinators", and so on. Instead of personal land rights -

which was all that the aboriginal people had wanted or asked for in the first place - a thing unthinkable to any Government since William the Conqueror - their *Reserves* (which were theirs anyway) were to be "owned ... by Aborigines". "Land Trusts" would hold the land "for the benefit of all those having traditional interests in it or rights over it", and "Land Counsils" (consisting of illiterate and anonymous personnel by definition utterly beholden to Government-appointed white lawyers[7]) would "direct the Land Trusts in the performance of their duties", and so on, all in keeping with white men's concepts of course.

What was to happen to the *pmoṛagatwia*? This was not clear. One thing was certain however, he would not get, and that was the one thing in which he was interested: his titles to his *pmoṛa kŋánintjya*, his *pmoṛa kútaṭa*[8], or anything else. In short, to express it in aboriginal terms: aboriginal land owners were to stand in the same relationship as the *utnúruŋita*[9] to the *ilbóṛinja*[10], or as the brown bats of *Imáṇḍa* to the white bats, the latter being the *iŋká-ṭa*[11] of the brown bats since they feed on them, as do the *ilbóṛinja* on the *utnúruŋita*. The *fait-accompli* was to produce the final and greatest paternalist coup of all along with the jobs for lawyers and other "govmint bossmen" answerable to no one and appointed goodness knows how. As the French express it: "*plus ça change, plus c'est la même chose* - the more that changes, the more that it is the same thing".

(xi) *Time for Re-appraisal*

To forestall the predictable chaos, where the blind were leading the blind, and those not eating were about to be eaten in aboriginal mythical style, two approaches were made by some of the *pmoṛagatwia* to Mr. B.G. Dexter, Secretary to the Department of Aboriginal Affairs in Canberra, to get their *urúmbaḷak'iŋkāṭa* (= "chief of ceremonial festivals", Strehlow) to draw up their land rights and their titles. These requests were turned down. Instead the Australian Institute of Aboriginal Studies, singularly unequipped for the job, amazingly accepted the commission, and ignorant people were sent around the Centre trying to find out some eighty to one hundred years too late the true aboriginal land owners of Central Australia. All the aboriginals could do - and did - was to refer them the "Strehlow" since he was the only one who knew these things "because he had been with our fathers and grandfathers". Frustrated and infuriated by this, and not to be outdone, the next step was to break down the aboriginals on this point and there thus followed attempts to discredit Strehlow by circulating malicious untrue rumours, the nature of which was finally officially revealed

in two letters to the *Centralian Advocate* (16/12/76) by Messrs. Hagen and Kimber. But this campaign met with limited success, for real aboriginals are not so stupid nor ungrateful as their predators would like to think.

However, so great was the mess produced that by the time the *ultra vires* "Interim Hearings" were to be held in Alice Springs in November 1975 worried land owners and Alice Springs townspeople's representatives approached Strehlow who studied the claims prepared by Lawyer Eames for Interim Commissioner Ward's consumption.[12]

So shocked was Strehlow by these claims based on "crass white greed and ignorance" (*Centralian Advocate*, 4/1/77) that he set down a long - and secret - document on the real aboriginal land claims of Alice Springs, for Eames had left out entirely all heirs to "the ancient *njĭŋaŋa* section of Alice Springs". I wrote in protest to Mr. Interim Commissioner Ward on 14th November 1975:

> It would appear from what little we have been given to understand by worried whites and genuine aboriginal owners of certain land rights that the whole idea seems to be that intruders and ursurpers who, while they may (or may not) own land rights elsewhere, have no claims to any land in the Alice Springs area, are being urged on by white lawyers, ignorant "Central Land Councillors" (white government-appointed aboriginals and part-aboriginals I understand) and the Whitlam government to attempt to strip land "legally" (i.e. in the white man's sense) from the rightful owners in order to grab it for themselves.

Ironically, as the rest of the letter shows, the chief protests were directed at bogus claims concerning "Larapinta Valley" that are now the source of as much trouble as one would expect from the whole sad affair - see the Adelaide *Advertiser*, 11/2/77, "New Flare-up on Aboriginal Land - Alice Springs Area Disputed".

Miss Robyn Layton could not answer a single question put to her concerning aboriginal land rights in Central Australia and she did not, or could not, deny the truth (21/2/76) that "the proposed new laws that all land which comes under this 'land rights bill' is to be in the control, not of its real owners, but of the Central Lands Council which will be beholden in turn to yourself (as its 'counsel')". Nor could she answer the question: "Why has this been dressed up then as concern for 'justice' for 'poor aboriginals'?"

(xii) *Aboriginal Protests Count for Nothing*

Worried elders who personally complained to Strehlow on his 1975 visit were told by him *to protest themselves* to the government. Subsequently their protests were committed to tape in their own languages, transcripts of which were presented to the Prime Minister, Mr. Malcolm Fraser early in

1976. Since the existence of a similar document has been suppressed for obvious reasons, some comments from it are published in translation. (The identity of the speakers has been concealed for obvious reasons.):

> We should just say that the (Land) Council is to finish and also this proposed law. We're getting this word on tape for this last meeting (the next sitting of Parliament), to put in a report before it's too late. We want that Land Council abolished and this law to be rejected. ...
>
> We also want Legal Aid and Congress to finish. They created a lot of confusion, now we have to finish them. But we leave them, they'll only try to stay in power all the time. But if, in this report we say that they are to be abolished, they will cease to be. They've already spoiled things.
>
> We didn't understand about the Land Council before, nor about Legal Aid and Congress.
>
> Throw them away. Throw them in the water.
>
> We're talking now because we've heard all the wrong they've said. What they've put down here is quite wrong, completely wrong. What they've put here stands neither in the white law nor in the Aboriginal law but somewhere in between. It's a law that stands in the middle just for themselves.
>
> There's no men there, only boys (reference to half-castes).
>
> They'll just have to get rid of, that's all Legal aid must finish (reference: it only helps troublemakers and murderers, and gets them off). Land Council must finish. The Congress must finish.
>
> This proposed Bill is completely wrong. Another person from somewhere else, from the south maybe, can't come and tell us what to do, now. These people, it seems, want to come and be boss over everything. [27th July 1976]

Other protests included threats made against certain nominated persons, threats of murder, and of "aboriginal war" in retribution for interference in their affairs.

Strehlow refused to meet a counter-delegation led by Lawyer Eames and Winton Rubuntja on the grounds of lending it a spurious respectability it did not have in aboriginal eyes. Mysteriously, on its way back to Alice Springs from Canberra, the members found their way into the Vice-Chancellorial offices of the University of Adelaide on 19th March 1976 where Strehlow, on the invitation of Professor E.S. Barnes, was supposed to give his *imprimatur* to the careful orchestration of material for a "Four Corners" Australian Broadcasting Commission television programme.

(xiii) *Results a Foregone Conclusion*

All protests were ignored, and the last chances for aborigines to gain personal ownership of their lands passed away.

However one thing is certain. Though reserves have - except coincidentally - nothing to do with traditional aboriginal

land rights, the biggest result of the Bill, which became official on Australia Day 1977, is that "All existing Northern Territory reserves and certain other land" listed in the *Aboriginal News*, Vol.3, No.2, p.5, October 1976 (published by the Department of Aboriginal Affairs in Canberra) will be "handed over" to the "land trusts". Government reserves in the Northern Territory number fifteen, totalling in area 243,601 Km^2. Of these, five are in Central Australia, totalling 118,979 Km^2. The remaining three are Hermannsburg, Santa Teresa and Delissaville totalling 5,090 Km^2, of which the first two are in the Centre (total area: 4,050 Km^2). Page five, *op.cit.*, also announces that "the Federal Government has approved most of the Aboriginal land claims for camping and housing areas in Alice Springs", and cites the *ultra vires* applications of November 1975 before Ward. Both of these points strongly raise the question: that if such lands can be "given back" by simple Government decree, what excuse can be put forward for the whole thing other than political window dressing? No wonder Strehlow and Albrecht and others were vilified for ringing the alarm bells.

(xiv) *Strehlow Leitmotif*

And if that be the case, then all attempts to denigrate and to extinguish the *leitmotif* of Strehlow and Aboriginal Central Australia will have been in vain. For of all the land in Central Australia now to be "handed back", Strehlow was directly responsible for reserving or re-shaping no less than 121,584 Km^2. Of the remainder, his father was responsible for saving Hermannsburg in the face of intense opposition, particularly from Baldwin Spencer. Strehlow also had close ties with Santa Teresa since, in aboriginal eyes - as with Hermannsburg, and according to tribal law - he is the personal owner of its site. The remainder (Warrabri and Amoonguna, totalling 445 Km^2) are artificial settlements like Papunya, forced in at great public expense to impose Hasluck's assimilation policy failures on an unwilling aboriginal population: the foundation members of Amoonguna, for instance, had to be forcibly uprooted from Jay Creek, their spears and suchlike were confiscated, and they were settled at Amoonguna in 1960 "to provide a stable nucleus". Most of them scattered to friendly cattle stations to live out their lives in peace.

(xv) *Conclusions - and a Beginning*

The *leitmotif* that has given the world aboriginal treasures of the mind has also, ironically, given them what territorial rights they now have in their homeland. Providence works in strange ways to outwit the *liṇṭera*[13] in his

unchanging patronage towards the *urbúḷa*[14] of the Centre, and his attempts to administer them in ways acceptable to white society.

The *pmáṛagatwía*, the work of the Strehlows, and Hermannsburg itself, have survived extermination attempts in the past. The price of freedom, for dark and white alike, ist still eternal vigilance in a world where 1984 has come ten years too soon. Instead of doing their utmost to extinguish the work of the Strehlows, Mr. D.A. Dunstan, then Premier of South Australia, the Australian Institute of Aboriginal Studies, the Department of Aboriginal Affairs in Canberra, and the University of Adelaide should have realized the national heritage that it represented. But at least the Strehlow's efforts have led to the salvaging of those parts of Aboriginal Central Australia that the descendants of the original landowners can still call their own.

The granting of aboriginal land rights in Australia has been seriously put forward as the panacea of ills as diverse as the spread of social diseases, petrol sniffing, violence, economic problems, malnutrition, lawlessness, drunkenness, and even boredom. The very propagation of such false hopes is an exercise in the utmost cynicism. Troubles brewing everywhere in Central Australia - not least of which is the growing and politically-fostered cargo-cult mentality - suggested rather a situation reminiscent of the tale of the Scorcerer's Apprentice: the spirits that have been summoned up cannot be put to rest.

3. THE AREA

In order to demonstrate the relationship of Central Australian aboriginal land to language(s), the writer has chosen an area of investigation encompassing the sandstone, siltstone, shale, dolomite and limestone and silty sandstone and siltstone and limestone formations of the synclines and anticlynes of the Waterhouse Range in Central Australia - called in by-gone times the Pṓṭa Urúṇa or "Range of Doom". The area lies between Longitudes 133°07' E. (approximately) and 133°37' E. (approximately) and Latitudes 23°59' S. and 24°04' S. (approximately).

The area has been broken for convenience into three sub-areas:

(i) the range itself;
(ii) the Huge River course; this river flows through the range cutting it approximately into halves; and
(iii) the perimeter of the range.

The areas are identified on the maps classified as S.14a 1[15], S.2[16] and S.3[17].

Fourteen aboriginal sites are to be found in the area of investigation. Of these, 5 lie along the course of the Hugh River. They are, from north to south:

Mbŭntjintjŭŋa
Ultŭṇṭa
Njẽnkugŭṇa
Ndĭlkŋama
Arŭŋkuḷṭa

However of these five, all lie outside the main range area with Njẽnkugŭṇa and Ndĭlkŋama at the entrance and exits of the Hugh River into and from the Waterhouse Range respectively. Of the remaining nine sites, all but one lie around the perimeter of the range. Only one site - Kōṭitja - a high point in the Western extremity of the Waterhouse Range can be said to be within the bounds of this range. Such evidence suggests that the whole of the inner precincts of the Waterhouse Range forms one of those desolate areas in Central Australia that were apparently devoid of human occupation in times gone by.

Of these fourteen sites, six - or nearly half - are major totemic centres of times gone by, or the *pmặṛa kŭtaṭa* of the following section.[18] This seems a fairly high proportion of sites that are major totemic centres.

4 THE SITES

In the area of investigation there are twelve sites recorded in S.1 and S.3. Two other sites lie sufficiently close to the boundaries of the area to be included in it. The fourteen sites, together with their grid references from S.1 and S.2 are listed below in alphabetical order:

Place Name	S.1	S.2
Arŭŋkuḷṭa[19]	M.15	673004
Ilĭkila	N.15	135011
Ilkāṭia		649007
Inkặḷinkặḷa		642010
Kōṭitja	L.15	645010
Ḷōḷta	N.15	137010
Mbụ̆ntjintjŭŋa	M.15	669017[20]
Ndịlkŋama	M.15	666004
Njẽṇkugŭṇa	M.15	671011[21]
Ntjĭpitnja	L.15	643017
Rāraŋintjĭṭa	L.15	640010[22]
Ṭĕrkaṭĕrka	L.15	651006
Ultŭṇṭa	M.15	669018[23]
Urŭkultjĭma	N.15	135006

5. "EVERLASTING HOME" (=*PMẶṚA KŬTAṬA*)

One of the most important principles governing land ownership in aboriginal Central Australia in traditional times has been the concept of "*pmặṛa kŭtaṭa*", translated as "everlasting home". This was a ceremonial centre where an important local totemic ancestor (or earth-born deity) was

believed to have originated and/or passed to his last rest: it was significant as the centre of the local totemic clan. T.G.H. Strehlow in S.4[24] writes:

> I must resist the temptation to repeat points I made in *Aranda Traditions*[25] concerning the supreme importance of the *pmạ̈ra kŭtaţa* concept in the religious sphere and the social life of the Central Australian natives. Tribal boundaries, for instance, were securely fixed by the various *pmạ̈ra kŭtaţa*, whose traditional songs indicated what tribe had lived in the surrounding territory for many centuries. A *pmạ̈ra kŭtaţa* was always respected, even if it lay in the territory of a hostile tribe: it was deemed to be protected against human aggression by the power of its supernatural beings. The very myths recorded how the totemic ancestors themselves generally respected the *pmạ̈ra kŭtaţa* of other ancestors, how they sometimes travelled underground in order to avoid trespassing on foreign precincts, and how they occasionally changed their own classes when they were about to associate with a strong local clan [S.5, pp. 143-144].
> From all these considerations the reader will understand why our Australian natives once loved their homeland with such overwhelming affection. Every man was proud of his *pmạ̈ra kŭtaţa*, and respected those of other men. However, this pride was always mingled with grief for the pristine glory that had departed from it forever. Had there been any ruins about at these places, the natives would have had the same love for them that is so characteristic of the Anglo-Saxon poets (p.585).

There are eight *pmạ̈ra kŭtaţa* in the area of investigation, these being in alphabetical order:

Arŋ̈kulţa
Ilĭkila
Mbŭntjintjŭŋa
Ntjĭpitnja
Ultŭnţa
Urŭkultjĭma

For a more detailed treatment of the concept of "everlasting home", consult the following references: S.5 (p.112; pp.139-153) and S.4 (pp. 760-761, Index).

6. POSSIBLE INFORMANTS

Several names from whom information of a scientific and linguistic nature still possibly be obtained for the area of investigation have been verbally suggested to the writer from time to time, these being:

(i) the Abott family;
(ii) Mrs. Traugott Pmâlbuŋka (=Lottie);
(iii) Mr. Tim Ŋâmara (= "Cowboy Tim).

Their credentials establishing land ownership and whereby its relationship to language will be examined in Section 12 below.

7. THE PROBLEM

7. THE PROBLEM

The problem can be thus defined:

(i) the location of sites;
(ii) their aboriginal significance;
(iii) traditional land owners; and
(iv) traditional custodians of sites.

The problem of relating aboriginal laws to the Act of Parliament are legal problems and will not be dealt with here except to refer in passing to S.8, S.9, and S.10 as relevant documents.

8. ADDITIONAL POSSIBLE INFORMANTS

Apparently there is difficulty in obtaining knowledge of the area in question from informants on aboriginal matters and no evidence has yet been adduced to substantiate possible claims under aboriginal laws and/or S.7. Possible evidence could be put forward in both

(ii) a positive sense; and
(ii) a negative sense

regarding aboriginal people nominated already and/or other potential traditional owners who might substantiate a claim.

9. EVIDENCE

Evidence can be gained from

(i) maps;
(ii) extracts from genealogies;
(iii) population records;
(iv) diary and notebook references;
(v) published theories and principles governing aboriginal land ownership;
(vi) relevant unpublished papers; and
(vii) other documentary evidence such as 35 mm slides (if any).

The evidence is based on the premise that only traditional claims can be put forward under S.7 in this area.

10. PRINCIPLES AND THEORIES GOVERNING LAND OWNERSHIP

This section sets down the principles and theories governing aboriginal land ownership in Central Australia in traditional times.

(i) *Definition of What Constitutes Aboriginal Land Ownership*:

When the Most Reverend J. Jobst, Apostolic Bishop of the Kimberleys in northern Western Australia made his statement on aboriginal land rights in S.11, he maintained after working in the field since 1951 that "there is no clear-cut definition of land rights for Aborigines". However, although

this situation obtains for other areas in Central Australia there existed records assembled by T.G.H. Strehlow and his father C.F.T. Strehlow from aboriginal sources. These records dated in some instances beyond European settlement of Botany Bay and it seems reasonable to expect that only from the aboriginals' own records can the theories and principles constituting aboriginal land ownership be set down.

(ii) *"According to Native Beliefs ..."*

T.G.H Strehlow has written in S.9 the following extract, the theory of which had been worked out by him in 1933 from evidence gleaned from the myth of *Ilbáḷintja*:[26]

> According to Native beliefs, the earth was the eternal mother from whose fertile womb the totemic ancestors and the first animals and plants had sprung. Each ancestor was associated with one animal or one plant, whose life essence was the same as his own. The later human beings, who were believed to have become reincarnated from these immortal ancestors, were therefore linked intimately with the animals and the natural features of their birthplaces or, more correctly, of their conception sites. To a man of the kangaroos totem, the kangaroos were his own 'elder brothers'; and the rocks and trees of the kangaroo totemic site were sacred objects that shared with him some of the mysterious life essence that had once emanated from the original kangaroo totemic ancestor. A common bond of life united a man with the animals of his totem, with the supernatural personage that he honoured in his ritual, and with the land in which he had been born. An Australian native consequently had an affection for, and a feeling of oneness with, Nature that few of the present-day generations of white Australians can even comprehend, let alone feel in their own hearts. It is this personal legendary link with the animals, trees, and rocks of his environment that had the power once to turn even an arid and sun-scorched tract of desert into a spiritual home for our natives; and the emotions stirred up by the sight of the animals, trees, and rocks of their home gave to the aboriginals in past times the spiritual strenght during cruel droughts and disastrous epidemics. As long as the mountains stood, the springs flowed, the animals survived, and the ancestral rocks escaped damage, the tribe had no fear for the future. Nature and men shared the same life;and Nature could not die.

(iii) *Land-based Classificatory Kinship System*:

Traditionally aboriginals in Central Australia were conceived into a "*njíŋaŋa*" section, or as translated, into a local group area of people classified as a result in relationship to each other - notwithstanding blood ties - as fathers and children. They received their land rights and all other associated and/or derived rights from their conception sites - their "*pmáṛa kŋānintja*", translated literally as "totem places" or conception sites. These conception sites have attached to them, each one to each place, a "*kŋānintja*" or totemic symbol - usually a plant or an ani-

mal. It follows as a corollary to this that all rights are passed on only through the male line or, in other words, that all rights are inherited only from the father, and this means their biological father. All these local group areas were carefully defined by places and natural features of the landscape, their boundaries being determined long before the advent of Europeans.[27]

(iv) *The local Group Area (=Njiŋaŋa* Sections):

The *njiŋaŋa* sections of the eight-class system were:

(a) *Purula-Kamara*;
(b) *Paltara*-Kŋuarea;
(c) ŋala-*Mbitjana*; and
(d) *Baŋata-Panaŋka*.[28]

(v) *Marriages*:

Marriages took place thus in the eight-class system:

(a) a *Kamara* male married a *Paltara* female;
(b) a ŋala male married a Kŋuarea; female
(c) a *Purula* male married a *Panaŋka* female; and
(d) a *Baŋata* male married an *Mbitjana* female.

Conversely,

(a) a *Kamara* female married a *Paltara* male;
(b) a ŋala female married a *Kŋuarea* male;
(c) a *Purula* female married a *Panaŋka* male; and
(d) a *Baŋata* female married an *Mbitjana male*.

Full details are to be found in S. 15.

(vi) *The Conception Site*

The ownership of the sacred *tjuruŋa*[29] amongst the Aranda-speaking peoples is determined largely by an accident which none of the tribal elders can control or ward off: it is decided by the "conception site" of every individual member of a patrilineal totemic clan or local group. It is true that the local groups from which the individual owners spring exert certain rights over the local *tjuruŋa* of which no accident or conception can deprive them. Blood relationship again explains some of the rules applying to the inheritance of other persons' *tjuruŋa* by fully initiated men. But the conception site occupies by far the most important place in all the complex arguments which centre around the possession of the myths, chants, ceremonies, and sacred objects owned by any large local totemic clan; and a fairly detailed account of its determination in the different tribal groups is essential for a proper grasp of the laws governing *tjuruŋa* - and land - ownership in Central Australia.

(vii) *Conception Traditions*

(a) In the Western Aranda area a married woman, while wandering about during her daily search for food feels a

sudden pain which she recognizes as one of the first symptoms of incipient pregnancy. When she tells her husband he consults with the old men to discover in their local group's legendary records the original totemic ancestor who either dwelt in this locality or who visited it in one of his wanderings. For it is this totemic ancestor or earth-born deity whohas caused this woman's pregnancy by entering at her hips to cause the pain that has come on her. The child will be born into the totem of this ancestor; and the place where its mother first became aware of her condition is the conception site of her child.

(b) If the physical object nearest to the mother on this occasion was a tree or a rock already famous in legend, the ancestor whose body is represented by this tree or rock is thought to have passed into her body desiring to be reincarnated, otherwise it is said that the legendary wanderings of that ancestor led him to this spot where he lost one of his *tjŭruŋa* - a small bull-roarer or a minor article if his personal apparel or a tuft of down from the ceremonial patterns of his body decorations. Although invisible its life-giving properties remained instinct: from *tjŭruŋa* lost by *tjĭlpa*[30] ancestor only native-cat men came into being since all belongings of the original native-cat ancestor were filled with *tjĭlpa* "life-cells" called "*ŋăntja*". Any of these objects could enter into a passing woman and grow into human beings just as readily as the ancestor himself was able to enter, from the rock or the tree representing his final changed form, into the body of a woman whom he wishes to have as his human mother. Bull-roarers were hurled only at married women, and at a woman who was already pregnant.

(c) In the Northern Aranda area in all cases the conception site ofany person was the place where his mother experienced first morning sickness, and conception was often attributed to the eating of vegetable food by the younger married women of the group. It was believed that in digging for vegetable foods she had dug up and eaten a *tjŭruŋa ţălkara*[31] originally hidden by young native-cat totemic ancestors.

(d) In the Southern Aranda area sacred *tjŭrunga*[32] of a given district were not kept massed together but were hidden away in small bundles of twos or threes at the exact sites where the ancestors lived and wandered about and passed to their last rest. If a woman should have approached one of these caves, the spirit of the ancestor who was resting there called out and his voice caused the woman to turn round. She believed it was the voice of a baby crying for entry into her body; again, only a married - and pregnant - woman had this experience.

All these different traditions were of great practical value to a native community since they once served to fix

the conception site of every man, woman and child in the local group beyond doubt and dispute. The conception site pointed out by the future mother finally settled the totem of the child that she was going to bear. To a large extent too it determined the rank which the child would have enjoyed amongst the initiated members of the group after reaching the years of maturity. The actual birthplace of the child was of no account, and consequently was never remembered in later life; the true home of every man was the site where he once lived and moved without fetters in a more glorious age than the present, at a time when the world had first become awakened out of eternal sleep in the thick, silent darkness that had encompassed the earth ever from the beginning of time.

11. SCIENTIFIC[33] EXPLANATION OF ABORIGINAL LAND (AND DERIVED) RIGHTS

(i) *Inheritance by Blood: Genetics:*

It follows as a corollary to 10 (i)-(vii) above that land and other, derived, rights are thus in direct ratio to the proportion of aboriginal blood of the parents. The following explanation was set down for *The Australian* newspaper[34] on 8th October 1969:

> Halfcastes cannot be regarded as 'full' members of aboriginal societies [in the eyes of aboriginals]. The reasons are simple, straightforward, and inescapable, because they are according to castiron traditional rules.
>
> However, such seemingly-otiose statement receives repetition in this context, for it is this fundamental factor- hitherto apparently overlooked - that governs the careful discrimination by aboriginals against people of part-aboriginal extraction only.
>
> Halfcastes are accepted in aboriginal societies, if they live and have been brought up in the aboriginal way of life, but they can gain their rights in that society only through their fullblood mothers. Obviously these rights are diminished if the mother is herself only a halfcaste. Women in Central Australia had their ceremonies, their conception sites, their totems, and their personal *tjŭrunga* and acts. But they were not allowed to carry or see their sacred objects and their ceremonies could only be carried out on their behalf by their brothers and their fathers, although women could also have additional acts which they performed themselves. Consequently if sons were shown the acts belonging to their mothers (as they would have had every right to be shown if they satisfied requirements), these sons could only act as ceremonial assistants, or *kŭṭuŋuḷa*, to their mother's fathers and their mother's brothers. This applied in the whole of Central Australia. Take, for instance, a man whose mother came from Emăḷkŋa: he could never had been an *iŋkăṭa* (or ceremonial chief) of Emăḷkŋa, but he could only have acted in these ceremonies. In short, his rights were therefore limited. A man could be a very important *kŭṭuŋuḷa*, and a very knowledgable *kŭṭuŋuḷa* if he worked very hard in

acquiring knowledge of the sacred traditions but by definition he could never be more than this and must have remained, life-long in an inferior position in the society to which he belonged.

If halfcastes married back into the aboriginal side of their heritage naturally their position of privilege would have been - theoretically, at least - proportionately strengthened. However, in actual practice the time factor by then had intervened to prevent this taking place. What happened when halfcastes married towards their white side should, by implication, be only too obvious: the proportion of rights to which they were entitled became progressively less [or attentuated] until, with time against them too, that aspect which could be conceivably classed as 'aboriginal', had eroded away altogether. What white people and latter-day 'aboriginals' seem unable to grasp - perhaps because this does not obtain in their own society - is that all religious rites in Central Australia were privately owned, and this is precisely how they were passed on. Consequently no man of Emą̆ḷkŋa[35], for instance, could lay claims to the traditions of Uḷâterka[36] on the grounds that he was an aboriginal and therefore would be entitled to them as in white society people may feel that the Christian religion should be freely available should they be inclined to embrace it.

It is cogent to point out thatthe halfcaste children of full-blood mothers (and more especially the boys) were usually brought up in the aboriginal way of life and were therefore initiated physically into, and trained in, that way of life[37]. Nevertheless, the immutable laws eventually came into operation in the manner described above [that is, slowly but surely they lost their rights][38].

(ii) *The Principle of "Ankḗiḽţa" (= "Guests")*:

It is also a self-evident truth that, in the old days - except in exceptional circumstances - the conception sites of children lay within the local group area of their aboriginal fathers from whom they derived and/or inherited their land and totemic "rights" or, more accurately, their privileges. Exceptional circumstances would constitute, for instance, long droughts when only the great permanent waterholes remained viable sources of food and water such as are found in the gorges of the Macdonnell Ranges. Consequently people in less fortunately-endowed areas were forced to seek shelter in the country of their neighbours as "*ankḗiḽţa*" or "guests" (*vide* S.18, S.14).

It is also axiomatic from this that with the advent of European occupation that seems without precedent in Central Australia, this land-based kin-group system must break down with the shifting of the people from their land. Thus it is now virtually impossible - and certainly impractical, except through unique genealogies collected by T.G.H. Strehlow, to trace any land rights of the present Central Australian aboriginal population under the age of, say, forty to fifty years. For their conception sites will not follow - except perhaps co-incidentally - the age-old pattern but will

obviously tend to cluster around settlements of some kind and, by definition, this would mean Eurpean-established settlements. This will give rise to complications because of the complete paucity of knowledge of genuine aboriginal records.

Claude Lévi-Strauss alludes to the reasons why it is so complicated in his paper for the Strehlow Festschrift:

> By a privillege of birth, T.G.H. Strehlow has been and still is in an incomparable position to bridge the gap between earlier research in Australia to which his father has made such a monumental contribution, and contemporary research of which he is himself, with his fluent knowledge of aboriginal languages, one of the more illustrious representatives. Nobody better than T.G.H. Strehlow has demonstrated in his writings that those two stages are not necessarily at odds with each other, that the results of new research do not automatically nullify those of the older (S.19).

(iii) *The Hermannsburg Connection*:

The western end of the Waterhouse Range looks towards Hermannsburg and provides an interesting problem. In the section on the land-based classificatory kinship system 10.iiabove and elsewhere there is discussed the theory of land ownership in Central Australia. Once the system breaks down it cannot be resurrected, nor can it work once people have been either pushed off their land or have left it voluntarily as is the case with the Pitjantjara simply because they are then living in the *njĭŋaŋa* area of another local group which destroys the marrying pattern (see S. 20). "You cannot", explained the writer to *Ŋala* man, Mr. Nahasson Uŋgwănaka on a 1977 Centenary visit to Hermannsburg, "have *Ŋăala-Mbĭtjana* people sitting down in the land of the *jĭramba* [=honeyant, *i.e.*, the totem of the place] of Ellery Creek which is a Băŋata-Pănaŋka local group area".

Because marriage in Central Australian aboriginal society is exogamous, that is, the wife must come from another local group area outside the area of the husband. If this did not obtain before long incest would set it on a grand scale with, in the most outrageous possibility, a man's marrying a woman classified in relation to himself as his mother-in-law. The distinct possibility arises in that case of a man's fathering his own wives.

It is understood that these elementary facts have not been observed in the parcelling out of land - particularly along the Ellery Creek - to groups of people whose legal aboriginal land ownership lies elsewhere. Hermannsburg special purpose lease has been the one certain area in Central Australia that the aboriginal people have been able to call home,butonlybecause of the European presence. Because pastoral or other European types of land tenure have nothing to do with aboriginal land ownership except by

accident or coincidence (S.9).

But since the whole process of land settlement around Hermannsburg in recent times seems to be taking place in an air of unnecessary mystery and secrecy it is not possible to ascertain what has actually been done, or why. But one thing is certain: the lease once encompassed about twelve local groups. There are now up to twenty "family" groups according to the Hermannsburg History (S.21, p.115), many of them sitting down on the Ellery Creek alone. The traditional situation can be studied in S.22, with special reference to its map and diagram.

Clearly such scheme would not have worked traditionally. Nor in the long term will it work according to European methods unless these groups were or became economically viable units. However even if such units were economically viable sometime in the future it would not validate any traditional claims to this area: the groups now living along the Ellery Creek are still, in aboriginal eyes, merely "*ankĕiḽṯa*" or "guests". It is a curious feature of the case as to how this came about in view of the published data on the Western Aranda (S.14, S.9, the Ellery Creek abbreviated genealogy of Utnâdaṯa (I.8)) in S.22, and in the unpublished S.23. With regard to these references particular attention is drawn to Map I, S.22, denoting kangaroo *pmŏ̃ṛa kŭtaṯa* linked by myths, and the honey-ant *pmŏ̃ṛa kŭtaṯa* linked by myths and Map II which is the totemic map of the Baŋata Pananka local group area of Ellery Creek. These maps are not to scale.

12. CREDENTIALS OF POSSIBLE INFORMANTS AND/OR CLAIMANTS

In view of Section 11 (i)-(iii) above it is of interest to note that of the possible cited informants only one man can be said with any authority to be a full-blood aboriginal: he is Mr. Tim Ŋâmara whose rather tenuous connections with this area will be discussed presently. And when Mr. Traugott Pmâlbuŋka queried T.G.H Strehlow some years ago concerning possible claims that his wife - the Owen Springs woman - may have lived in this area, Mr. Pmâlbuŋka readily agreed with Strehlow that as a woman she had no claims under aboriginal law since land ownership comes down through the male line only. Women of course gain their land "rights" or privileges through marriage in the area of their husbands; in turn their male children inherit land rights in their father's local group area.

(i) *Tim Ŋamara* (= "Cowboy Tim")

It is possible that Mr. Tim Ŋâmara may be able to help with aboriginal information on the area of investigation,

particulary regarding the mythologiy, and especially in the extreme eastern end of the Waterhouse Range since he had in the last years of ceremonial festivals conducted by Strehlow in Central Australia proved surprisingly knowledge for a man, comparatively speaking, so young.

Tim Ŋâmara II (or "Cowboy Tim") is the unmarried son of Ŋâmara I.[39]

Ŋâmara I was a Pŭrula man from Kō̤lba,[40] a jagged mountain some four miles south-west of Deep Well Station homestead,[41] and it was of the native peasant totem.[42] Ŋâmara I and his Pănaŋka spouse Nellie Tnântuŋa[43] produced Lousia I (f.), Kălîn (f.), Cowboy Tim (m.), Lindsay R̲ərarkăka (m.), Kenny I (m.)[44] Agnes II (f.), Linda II (f.)[45] and Kevin I (m.), in all eight offspring.

According to Sid Ilbərinja[46] and Undoolya Peter Antêlowŭka on 27 September 1955, Tim[47] was still single and this is apparently still the case. He is a Kămara man from Ndō lja[48] of the eagle[49] totem. The pheasant ancestor in mythical times flew north from Kō̤lba to somewhere near Jămba,[50] north of the MacDonnel Ranges[51] in a direct line.

But since the Waterhouse Range lies somewhat west of this line it could be said with some measure of safety that his interest in it is at best tenuous, being based on inheritance from a man whose actual conception site lies south and east of the area of investigation, and whose "rights" consist mainly in a myth which passes east of it. However that he has some knowledge of the traditions would be fairly certain, should he choose at some time to divulge it.

(ii) *The Abbotts*

Of the forty or so names recorded on the Family Tree of Central Australia featuring the Waterhouse Range area only four belong to the Abbott family, but not necessarily directly, for none of them possesses conception sites that have been recorded with the exception of Theodore Abbott, a halfcaste man from Alĭṭera[52] and whose totem was the *ilŭmbalitnəŋa*.[53]

The present Abbott "clan" sits down at Wallis' Rockhole[54] and is strangely enough apparently for all practical purposes headed by a part-aboriginal woman called Joylene Abbott, wife of Gordon Abbott. It is understood that the family has some affiliation over a period of time with Owen Springs Station and its members have worked on this property. Relationships have been such that the Station personnel have indicated to the Abbotts that they are welcome to hunt on the property.

However the only "blood" ties or inherited associations the Abbotts appear to have with the waterhouse Range area come through two aboriginal women, the first being R̲âtilka

or Maria I from Ultŭnṭa of the *erēakŭra*[55] totem. Ŕātilka, who had two aboriginal husbands called Kâlimăla and Ntjâlka I (Or Intjâlka I) had in 1892 produced Theodore Abbott from her alliance with a white station hand on Tempe Downs Stations called William H. Abbott.[56] R̲ātilka had been the first wife of Kâlimăla. Intjâlka or Ntjâlka I had left Hermannsburg in 1911 in order to work for Mr. G. Johannsen of Deep Well Station. He thereby deserted R̲âtilka who by then had suffered permanent disfigurement from yaws by losing her nose completely some time after her marriage to Ntjâlka I.[57] R̲âtilka had left Hermannsburg in 1916 and took a "heathen" husband - her third, whose name so far appears to be unrecorded. R̲âtilka also had another halfcaste son called Elias from Irbâlanăŋa of the black hawk totem born on 26th December 1898.

The second "blood" ties come through another aboriginal woman called Molly III or Molly Erêakura (later christened Karma) from Ultŭnṭa and also of the *erēakura* totem. Molly III was the spouse of halfcaste Theodore Abbott and the mother of Elsie Butler whose father was a white man called Alf Butler[58] and three offspring from her marriage - Anton Abbott, Arthur Abbott (=Arthur II) and Alan (or Allan) Abbott was born on 21st March 1913; Arthur was born on 27th August 1915; according to the Hermannburg Baptismal records Alan (or Allan) was baptized on 13th April 1923 after his birth on 22nd July 1924. Alan's name does not appear on the genealogy. There is also a special note inserted from the Hermannsburg "Official Census of Population" taken on 4th April 1921 by the Reverend C.Strehlow, by T.G.H.Strehlow. C.Strehlow had recorded that Theodor (or Theodore) Abbott, halfcaste, born in 1892 and married in 1910, had only one child. T.G.H.Strehlow adds that "this is because C.Strehlow privately believed only Anton Abbott to be Theodor Abbott's son. He thought that Arthur Abbott, because of his dark skin, must have had a full-blood father. Alan, whose skin colour is not recorded, was born of course after C.Strehlow's death.

Of these, only Alan Abbott's children are recorded from his marriage to halfcaste Mary Krause (= Ŋăŋarei): Ted Oswald, Leske, Watson, and a unnamed unsexed child registered at Hermannsburg.

The other Abbott names do not appear on the Family Trees, but in other genealogical records: Arnold and Gordon Abbott, both sons of Doris (or Winnie, a halfcaste) both aged 4 and 2 years respectively on 4th November 1923.[59] A third child, Coral, a girl, born on 11th April 1927[60] died of scurvy and diarrhoea on 19th March 1929 aged 1 year, 11 months and 8 days. They were the children of Doris (or Winnie) and her husband Joe (= Alkŭljalkŭlja or Joe IV). On

4th November 1923 (the date of her baptism) Doris had been aged about 19 years, her actual date of birth's being so far a mystery. Doris, whose white father and class are not recorded, came from Njênkugŭṇa (or Owen(s) Springs). Doris' full blood mother was Lŭrka I, the sister of Râtilka (and other siblings), both being the children of Tjĭta and his second wife Rĕniljĭka. Theodor(e) Abbott and Doris are therefore first cousins. Gordon Abbott only received his surname during the war "when he was in the army workforce"; it seems that he was being looked after by his "uncle" (*i.e.* his second cousin, Theodor Abbott) so the army gave him the same surname.[61]

(iii) *Lottie Pmālbuŋka*:

On Monday 14th April 1975 T.G.H.Strehlow was visited by Mr. Traugott Pmâlbuŋka. Traugott informed Strehlow that the only one full-blood person remaining who belonged to the old Urŭṇabōṭara group[62] was his wife Lottie. All the rest were mixed bloods. Hence his wife thought that - in the total absence of all male inheritors of the Urŭṇabōṭara group she and her children should be entitled to land rights in this region to ensure that the Urŭṇabōṭara group was re-started. Strehlow had been of the opinion that though this was not strictly in line with "aboriginal law", this would have appeared to have been the only practical solution if it were believed to be desirable that all the major Aranda local groups were to be represented in modern Central Australia.

"According to Traugott" (Strehlow records in his diary) "Lottie (a Kămara woman) claims to be Alec Alkŋênterĭa's[63] daughter - or rather his 'adopted' daughter. She claims that her father was Alec Alkŋênterĭa's brother Ankặṭakọ̄puṭa, and her mother a 'southern' (i.e., Matuntara or Andekerinja) woman. Lottie's mother had died when Lottie was still a baby [could Lottie's mother have been Nāpana II, who came from Ŭnturu (or Old Tempe Downs) and is listened on F.T.I, 81 p.5 ?]. Anyhow, Lottie claimed that her father's and Alkŋênterĭa's mother was Janie Rō̆ulta, and she had asked Traugott to enquire from me who Ankặṭekōpuṭa's and Alkŋênterĭa's father had been. According to F.T.I, 8, p.5 this man was Intâka, a Kămara man from Ilkâṭia, a place Ntjĭpitjnăŋa ekŋặra,[64] 'perhaps Kâtjira kŋânintja'.[65] Lottie did not know Ankặṭakōpuṭa's *pmặṛa kŋānintja*;[66] but these details could be associated with the Tjĭlpa from Rŭbitjêra line (where they crossed the Waterhouse Range).[67]

13. CONFIRMATIONS AND PROOFS OF LAND OWNERSHIP

(i) *Arkŋăṭa*: (= block of barrier)

In the old days aboriginals not only owned their conception sites, they also inherited the right to learn - an own - all the myths and songs and ceremonies[68] associated with that site and its totem. They also inherited the right to acquire knowledge and ritual paraphernalia of other sites (including the *pmăṛa kŭtaṭa* of the local group), in varying degrees, linked to it by myths which tell of the wanderings of the totemic ancestors through the landscape at the beginning of time.[69] Thus, whilst there may be no people whose actual conception site lie within the area of investigation, there may possibly be people entitled to the knowledge associated with them because their conception sites[70] are linked by myth to some site lying within the area of investigation or passing over it. The full details of such complications are discussed in S.29 an in S.5.

However there is no point theorizing on these matters unless the need should arise. For to initiate claims - theoretically at least - a person should be able to recite perfectly the myths lying in the area of investigation.[71] For when a person ceases to own that part of a myth and its sacred song texts, their ownership passes into the possession of a man or men elsewhere. The point at which it ceases to be his personal property is clearly defined: it is a "block" or "*arkŋăṭa*".[72] "It marked the limit beyond which a myth might not be told, a song not sung, nor a series of ceremonies performed by members of a *njiŋaŋa* section area who shared these traditions with neighbours."[73] No neighbouring groups could quarrel about their borders since it was believed that these borders had been set down by their own supernatural beings, and no man, on pain of death, could concern himself with the *tjŭruŋa* of other men - be it song, myth, sacred objects, site, ceremonial act, or other ceremonial paraphernalia, including the sacred body patterns, and the only way this knowledge could be proved beyond all possible doubt was on the *iŋkŭra* or ceremonial ground itself. These acts were performed rarely, often many years apart, depending on whether food supplies could sustain large camps of people up to months at a time. This question is discussed in S.18.

(ii) *Death of the Old Religion*

To all intents and purposes the old religion and way of life died many years ago. The dates of the death of the old religion are given in S.4 together with the reasons against which one would hesitate to argue:

C.Strehlow used to remark that corroborees (=non-sacred entertainments of the folk dance type) and sacred ceremonies had been performed frequently around Hermannsburg until the early years of this century. The same was true elsewhere in the Aranda area. But after about 1910 both growing de-population and the rising tide of disbelief among the young generation towards the traditions of their forefathers portened the eventual doom of the old native religion. The end came sooner than had been expected. The Spanish influenza epidemic of 1919-20 wiped out the bulk of the ageing, chronically undernourished population in the Southern and Central Aranda areas, and made serious inroads elsewhere. After 1920 fullscaled ceremonial festivals were rarely held either in these parts, or among the Eastern Aranda, who had suffered almost as cruelly. Mission influences had caused the complete cessation of ceremonial performances in the Western Aranda district by about the time of the First World War. The last blow was struck by the completion of the Railway line from Oodnadatta to Alice Springs and the various railway sidings south of the railhead. Aranda religion and the tradition decayed and disintegrated completely in the atmosphere of utter and cynical disillusionment which followed.

From this summary it should be clear that all those men who had completed their *iŋkūra* rites by, say, 1900, i.e. who had attained the age of 25 by that time,would havestill been initiated fully into the old Aranda religious traditions. Consequently the year 1875 represents a convenient, if arbitrary, birthday division line for determining completely trained Aranda ceremonial informants. Anyone born before then can be regarded as such an informant; anyone born later would be a rather inadequate source of information. Among the Western Aranda, no one born after 1890 would have escaped overpowering mission influence; in other parts of the Aranda tribe no one born after 1900 would have received full instruction any longer.(pp. xxxiii-xxxviii.)

(iii) *Surviving Aboriginal Descendants*:

The situation now presents itself where few, if any, surviving aboriginal descendants of the original population of Central Australia could safely prove any land ownership in any area. This is obviously not exclusively the case. But if they could, it might well be on land that had already been alienated under The Act (S.7), for instance on pastoral properties.

The other problem of concern here would be the ability of independent witnesses to check facts by reference to records of such knowledge. The best understanding is that the only records now remaining lie not with Land Commission and /or statutory authorities, but in the writer's own records. Such records would probably determine

(a) what has survived;
(b) where it survives;
(c) the nature of such material; and
(d) its extent.

(iv) *Information on Sites*:

Of all the areas in Central Australia probably few are more suited from the aboriginal viewpoint to the exploration for and exploitation of its mineral wealth than the Waterhouse Range.

For it forms one of those desolate and deserted areas of the Centre generally avoided by its aboriginal population in times gone by. In all its vast area there are only 12 recorded sites and only one of these - Kōṭitja - can be said to lie within the confines of this Range.[74] And of the 14 sites listed in Section 2, only 7 sites have attached to them information that is still extant:

Arŭŋkuḻṯa;
Ilĭkila;
Kōṭitja;
Njēṉkugŭŋa;
Ntjĭpintja;
Ṯĕrkaṯĕrka; and
Ultŭṉṯa.

Of these

Arŭŋkuḻṯa;
Kōṭitja;
Ntjĭpintja; and
Ṯĕrkaṯĕrka

have attached to them information that would be in aboriginal eyes of the most dangerous kind signifying even to the most intrepid inhabitants of the Western and Central Aranda linguistic areas that they were sites to be treated with fear and respect and generally to be avoided for all practical purposes. As one would thus expect, this shows up in the recordings of conception sites for this area.

Only

Ilĭkila;
Njēṉkugŭŋa;
Ntjĭpintja;
Ṯĕrkaṯĕrka;
Ultŭṉṯa; and
Urŭkultjĭma

feature on any of the Family Trees, and of these

Ilĭkila;
Ntjĭpintja; and
Urŭkultjĭma

feature only once. Not all sites recorded on the Family Trees feature on the Maps. However the sprinkling of associated sites do not lie within the confines of the Waterhouse Range.[75]

(v) *The Lĕltja of Kōṭitja Myth.*[76]

The Myth of the Lêtja[77] of Kōṭitja[78] survives as one fragment of a longer tradition that has obviously been lost. The section recorded here once belonged to the Ellery Creek

stock of Western Aranda traditions and deals with the problem arising from violent death; for the Kōṭitja Myth purports to lay down the pattern for the legitimate revenge killings which once formed part of the tribal code of law. For while the two *lĕltja* of the myth have no legitimate cause for killing their victim - at least that is stated in this recorded fragment - their human counterparts would have gone out on similar death-dealing errands only in order to punish an alleged or real murder or some crime involving sacrilege. It was generally believed by the Aranda - particularly by those who had never taken part in such revenge expeditions - that the victims of such raids could be revived temporarily by medicine men in the manner described below. That was in fact the only form of "resurrection" believed to be possible for human beings: the temporary revival of men who had died violent deaths.

The first four couplets of the Kōṭitja tradition were important to a human party of blood avengers, for they used to be chanted over the men before they went out on their murderous errand. The first couplet relating to the eyelids was sung to blind the intended victims: this verse was credited with having the power of drawing down the eyelids of victims and of turning their eyeballs right around so that they could not see their murderers approaching. The next three verses were sung to make the avengers invisible. Even if they approached their victims over a bare and windswept plain devoid of grass and trees, the victims allegedly could not see them: for the avengers looked to them at most like shrubs or tussocks of grass. In fact it was believed that the avengers, thirsty from their long journey, could sit down and drink from the same vessel as their intended victims without being seen or even suspected.

The two *lĕltja* of Kōṭitja kill their victim while he is hunting by himself. The lonely hunter has always been the traditional favorite target of the wandering human blood avengers until quite recent years in Central Australia.

The Myth, distilled and translated from its esoteric context is set out in simplified form below:

"The two avengers were filled with a keen desire to go south. Where was their home? They were men from Kōṭitja; it was from Kōṭitja that they set out. They set out and passed through Pāḷṭala Tṇātja,[79] yes, through Pāḷṭala Tṇātja. They continued on their way; they went on and sat down at Ṭărkaṭărka,[80] right at Ṭărkaṭărka itself. After they had rested one of them said: 'Listen! Let's go still further south, yonder, just where I am pointing! Yonder, from Ungwătja'.[81] And so they went there. After they had gone there they went right to Mŭṭikuṭăra[82] itself. They walked over a wide flat plain and as they walked they saw three men approaching. As

the three men approached the *lĕltja* went forward to meet them and having drawn close to them the *lĕltja* charmed the eyes of these three men with spells, singing the verse translated as follows:

> We draw the lids to dim the eyes, -
> We draw the lids and turn the eyes

until the men surely could no longer see; then they continued their way over the great plain there, over the face of the wide flat plain, and they sang:

> Across the barren windswept waste in hot desire
> let's wander and range at large! Let's
> wander and range at large!

They then wrapped brushwood around their own bodies by singing spells to conceal their presence from sight:

> By a thicket we are hidden;
> Safe from searching sharp glances we are hidden.

Thus they passed over the windswept ground, chanting this spell:

> 'Cross the bare windswept waste let us roam,
> let us range full and fast!
> Hid in grass waving high let us go!

By singing these spells they where able to walk about looking just like tussocks of grass because the *lĕltja* had apparently been covered by grass and thus it was quite impossible now for those three men to see these two avengers, although the two avengers could see their victims. The victims saw merely brushwood. But some crows betrayed their presence by cawing at the approach of the two avengers, for *their* vision had not been affected by the spells; the translated verse goes as follows:

> Cawing crows cry warnings,
> Cawing crows scream in warning cries.

At this the avengers flung themselves down upon the windswept, exposed ground for it was a vast plain completely without any grass or bush cover.

But the preceding verses have been something of a blind, for the three men are not the intended victims of the blood avengers: the real victim, another man, a lone hunter, strays in their direction after game; he comes towards them by mistake as he is hunting at the very moment when the other three have arrived on the scene. The *lĕltja* chase him and they kill him; they spear him with their spears. Having speared him they leave him for his belly to swell as he lies in the hot sun.

After he has been lying there long enough for his belly to have become very swollen the *lĕltja* draw out their *ntjăḷa* bones, the sharp bones often known as 'pointing bones' made from the leg bones of kangaroos and used extensively by

medicine men in various magical rites; they used to be carried by medicine men stuck under the hairstring used for tying back their hair. They open with these bones the navel of the dead man lying on his thick bed of fallen mulga leaves. After they sweep the leaves away from around him his blood and juices of putrefaction escape so that the body can return to its normal size. The blood pours out and streams through the mulga leaves under the corpse; it keeps on turning back time and again as soon as it reaches the edges where the mulga leaves have been banked up.They then take up a burning firebrand made from a little *tnjĩlaŋa* shrub;[83] it is green. With this firebrand they apply it to the edges of the wound that they might draw together again and seal up the wound, singing two lifebringing verses which bring the dead back to life.[84]

Arãbara[85] grass tussocks; come,
draw the deep gash together!
Come, draw the deep gash together!
You spider, now lifting your trapdoor!
Come, draw the deep gash together!

The dead man's wound closes up. He still lies there as before. The two murderers withdraw to the shade of another tree a good distance away that their victim might lie there on his own, scorched by the hot sun. They begin to speak to the dead man himself in tones of hypocritical solicitude: 'Hello! Look - already it has grown evening! Don't you think you should be getting up to go home? For the sun is now low in the west'. They are trying to bring the dead man back to life. They then see a movement in two of his fingers, then in his little toes, then in all of his toes. The avengers move, and while they are moving they call out to him: 'It's high time to go home for water to quench your thirst, and for meat, to satisfy your hunger; it's time to wake up'.

And now he begins to wake up and rise, drawing in breath once more with a snort and rubbing his eyes. Sitting up he sees those two men sitting there and says: 'Oh, a very heavy sleep must have overwhelmed me!' for he had rested there in a deep sleep. And now he rises and goes home, home to his camp. The other two vanish after first walking as companions of their victim; they hide themselves. Then they go on ahead and pick up large tree stumps.[86] Then as the dead man comes by on his way home they hiss at him: 'Wa!'. He is startled by this sudden shock, being now in full possession of his mental faculties even though he be only a 'dead' man who will die again in a few days time. 'Excellent! Excellent!' proclaim the two avengers.[87]

As soon as he returns he flings himself down at the camp for the last time. He lies there the whole time, but only for a few nights.[88] And now he is merely able to move his fingers: no longer is he able to speak a word. In order

that many might see him he spreads out two fingers, as many fingers as there had been *lēltja* who had attacked him. And now the other men at the *pmōṛa kūtaṭa* recognize what he is telling them with those fingers: strange men have struck him down. Having thus told them what has happened he dies.

The same thing happens to humans to this day: the victim indicates what happened to other men by the same method and is thus able to tell them how many men struck him down. They say: 'It is clear that *that* is the number of men who struck him down.' And so it is in this way that he points them out with his fingers alone: he does not speak."[89]

(vi) *Ilǐkila:*

The site of Ilǐkila constitutes a hill situated in the very heart of the Central Aranda-speaking area, at the north-eastern extremity of the Waterhouse Range. Ilǐkila is of the totem of a species of rat-kangaroo.

Although there apparently lived in historical times a Kǎmara man called Uḷṭǎiaka - its being a Pǔrula-Kǎmara local group area obviously - who was the head of this *tjūŋka* clan, there does not appear to be a genealogical record of him that has yet been discovered. The conception site of Ilǐkila occurs only once on the Family Trees: it is the conception site of an unnamed Purula man of the *tjūŋka* totem who was the husband of Uḷēntaka III and father of Joe Erǐnjakǎḷaka II from the Owen Springs-Jay Creek area of the *ar̲ēŋana* totem.[91]

(vii) *The Site of Arūŋkulta:*

"Arūŋkuḷṭa" is the name and the totem of the site four miles downstream from Ndǐlkŋama, the site which guards the exit of the Hugh River from the Waterhouse Range. Arūŋkuḷṭa lies in the Hugh River on the outside border of the Range itself where a small unnamed creek flows into the Hugh from the Range, and where the Hugh bends in its short eastward course to run once more directly south towards the James Range.[92]

But "arūŋkuḷṭa" is not only the name of this site. It is the Aranda word meaning literally "death-dealing magic", or the secret poison that kills from afar. It was hence the word used for all poison, including snake poison, ant poison, and the sun's heat rays.[93] It is the effective principle summoned up by the power of the dreaded "death charms (=*rētnja arūŋkuḷṭa*) or literally "name poison".[94] Arūŋkuḷṭa was also the deadly magic inherent in sacred objects that killed people who did things against them.

So deadly were the death charms believed to be that they were known only to a handful of people in Central Australia. Strehlow discussed this problem in S.4, quoted below in a slightly re-written form:

The well-known aboriginal rite of "bone-pointing" is asso-

ciated with the singing of charms against enemies. The charms themselves are, intelligibly enough, rather difficult to obtain by white students, since even in the old days only a few native men in each community used to know in full these dangerous, death-dealing spells; and such men rarely parted with their prized knowledge to any outsider who was not a recognized sorcerer. Also, since the blame for most deaths in an aboriginal community used to be laid upon such "black magic", few sorcerers ever admitted to having used these curses. Spencer and Gillen give an account of the charming of the "bone" and its pointing at an enemy.[95] Evil magic was believed to enter the body of the doomed man, who began to waste away and finally died. The Western Aranda procedure has been recorded by C.Strehlow[96] as follows: The pointing bones called *"ntjāla"* which have been made from the leg bones of kangaroos or emus) are first put into an antheap in order to acquire the magic poison (*arūnkuḷṭa*) of the ants. After a few days a string made from human hair is fastened to the blunt ends of the bones by means of spinifex resin. Then the men familiar with the right charms cut their tongues with a stone-knife and spit their blood-stained saliva upon the bones, uttering these charms:

1. His life is being torn into shreds;
   His bones are being broken.

2. He [= the victim] is sinking to his knees;
   He is sinking to his knees, never to rise again.

The bones are decorated by parallel lines cut into them (in group of three or four lines). They are then stuck into a nest of savage bull-ants. After that it is believed that the magic venom now reposing in the bones will devour the flesh of any future human victim with the same savageness with which the vicious bull-ants have attacked the pointing bones. Finally birds' down is glued to the bones by means of blood drawn from the subincised urethra. (p.262)

Death charms figured as highly-secret sections of the song attached to certain *pmāṛa kūtaṭa* such as Arūŋkuḷṭa in the Central Aranda area, and others. These *arūŋkuḷṭa* verses were carefully guarded from the knowledge of all the younger and many of the middle-aged men of the appropriate totemic clans. Even some of the aged medicine men whom Strehlow had known personally had claimed that they had always refused to accept any instruction whatever in the learning of *arūŋkulta* verses so that no bereaved relatives could ever point supicious fingers at them in case of a sudden death which might occur in their area. A medicine man such as Lōatjīra was not merely respected but also feared in the Western Aranda area because it was known that he "possessed" death charms in addition to his "healing magic" or "*tjūrŋa māljua*".[97]

The bandicoot site of Ilbāḷintja in Northern Aranda territory was linked by myth to the bandicoot sites of the Owen Springs area whose names do not seem to survive.[98] But according to the bandicoot myth the sun originated at Ilbā-

ḻintja in the form of a man who was standing on white-hot soil. It was the sun's glow falling upon the sacred soak that first raised up Sire Kârora from his sleep. The two stones represented the sun. When these stones had been rubbed together whilst being dusted by bandicoot tails and chanted over by the sun verses they could produce unbelievable magic - this rubbing of the sun's immortal body and the simultaneous utterance of his secret name - that brought about a burst of summer heat such as might injure men and animals; they could even be killed by the new fierceness of the sun's rays. Hence the old men of Ilbâḻintja had for many generations past refused to rub these stones. They were *arŭŋkuḽṯa kŋăra* - stones filled with deadly magic which would inevitably be released by the ceremonial act and the chanting of the appropriate verses, In the informant Gura's own days no one was any longer allowed to meddle with them. The singing of the sun verses was permitted only on the ceremonial ground when the actor representing the sun ancestor was being shown to the members of the Ilbâḻintja totemic clan. At the end of the myth mention was made of two bandicoot visitors who came to Ilbâḻintja from the east, They fared badly at the soak:

> The sun sees that two gura men have arrived from the east ... When they arrived, they were afraid of the sun, of that great sire the sun. They were afraid of him, they crept away on hands and knees, turning into a thicket of trees. Thereupon the sun burns them, and blood flows from their noses. All the ground, all the trees are in flames:
>
> The sun is exulting in his might;
> The sun is hurling his spears of fire.
> They are sliding away in a sitting position;
> The [sun's] flaming face is torturing them.
> They stumble and sneak away on hands and knees;
> Blood in a gushing stream flows from their noses.
> The sun spears them with his rays;
> The sun speeds them on their way.[99]

Finally, there is the deadly *arŭŋkulḽṯa* - the magic virtue - inherent in sacred objects.[100] When the sacred *tjŭruŋa* passed into an individual's possession he exercised certain rights over them. They were regarded as his personal property. No change of sex or class on the part of the totemic ancestor was allowed to influence the views of the old trustees once they had surrendered the *tjŭruŋa* to the young man. He could, if he wished, show his private stone or wooden objects to any other man. He may even dispose of them, though the sale of *tjŭruŋa* began to take place only after the disruption of the old native system of society by white intruders. Under the old order no man would have been so foolhardy as to disregard the advice of his elders even after the stones and the ceremonies and the chants had become his private property. All *tjŭrunga* are *arŭŋkuḽṯa*, dangerous death-dealing agents if treated with contempt or careless-

ness.[101]

(viii) *Njĕnkugŭŋa and Owens Springs*[102]

(a) *Introduction*

Njĕnkugŭŋa is given as the conception site of eight people on the Family Trees, seven of them named: Doris (wife of Joe Alkŭljalkŭlja and the mother of Gordon and Arnold Abbott and the deceased Coral), Mari (or Marie IV, wife of Wallabi), Molly X (or Molly Kĕintaka, the wife of Fred Malthouse, a halfcaste "Arabana boy from Peake Station"), Monica II (a halfcaste daughter of Njăṛowa II whose white father is not recorded), Paddy Tucker (= Paddy XXV, the halfcaste spouse of Topsy Forrester, another halfcaste), Roma II (wife of Teddy Boy, and daughter of Terence Lĕŋkena) and Terence Lĕŋkena (whose mother was an unnamed Pŭrula woman also from Njĕnkugŭŋa, the first wife of Tom Wheeler Ṱŭŋala later identified as Bŏkia). Owens Springs is also given as the conception site of (Joe) Erĭnjakăḷa II and Manasse. But the information on these two people is rather vague. Joe's area is only general ("from the Owen Springs-Jay Creek area") and Manasse, whom the writer knew personally in fact was of the yam totem of Jay Creek so he maintained in his very old age. All were of the *erĕakura* totem except Manasse (whose totem is not listed at all) and Joe Erĭnjakălaka II is listed as an *aṟĕŋana* or carpet snake man.[103] Of those who have their classes recorded, three are Pănaŋka (Mari, Molly X, and Paddy Tucker), one isPăḷṯara (Terence Lĕŋkena), one is Kŋụărea (Roma II) and one is Pŭrula (Bŏkia). The Central Aranda have an 8-class system according to S.4, p. xxx.

Probably all that remains in human knowledge about these places in pre-white times is contained in the pages that follow. The words "Njĕnkugŭŋa" and "Owens Springs" feature in two Aranda traditions: the *gŭṛa* tradition that is associated with the Northern Aranda Site of Ilbăḷintja, and the Myth of Emĭaŋa (also a Northern Aranda site). There is little in the notebooks that has not been published in Aranda Traditions and Songs of Central Australia. In mythical times some *gŭṛa* or bandicoot ancestors came from somewhere west of Owens Springs to Ilbăḷintja and thence to Ilŏara.[104] Four Central Aranda men - or Owen Springs men - were four of Strehlow's original informants at the Njŏnta[105] ceremonial festival in 1933: Uḍĕpatarĭnja[106], Johannes or Ntjălka I (husband of Ṟătilka), Charlie Cooper, and Tjăḷarinja (Uḍĕpatarĭnja's and Bŏkia's - sibling).[107] Details of their genealogies can be consulted together with Lottie Pmălbuŋka and Ṟătilka.

As for the *erĕakura* connection: bandicoots feed on them.

(b) *The Myth of Emiaŋa:*

From a deep pool at Emīaŋa[108] had emerged at the beginning of time ancestresses of the *ljāūa* totem[109] , the seeds of which were once used by the natives for food.

A willy-wagtail woman had also emerged at the same pool. So too had her nephew, the serpent Ljāḻţakaḻbāla, but as a little red-tailed snakeling he had gone to Kāṇţowāḻa, a place over a hundred miles south of Emīaŋa.[110] where he reached full growth.

The aunt visited her nephew where he lay coiled up at Kāṇţowāḻa but despite her repeated efforts of diving on him in the manner of willy-wagtails, she could not at first rouse him. Eventually she succeeded. All the while she kept plying him with *ljāūa* seed which she herself collected winnowed, and ground up. He rises and goes north. At Rêlbila he suffers an encounter with some echidna men who are conducting a circumcision ceremony. He devours them. He devours them all: men, women, children, spears, shields, hairstring pads, spearthrowers, the lot, at Rêlbila. The willy-wagtail woman alone remains alive. Again she feeds him and, glutted with food at this he rolls about in great pain and splits open to the very tip of his tail. Out fall the bones of his victims, together with all their gear. He heals: the flesh becomes whole once more. Not a scar remains on him, for he sings the healing verses:

"My tail tip is healing without a scar,
  is healing without a scar;
My mouth is healing without a scar,
  is helaing without a scar;
My mouth is healing without a scar,
  is healing without a scar;
My mouth is growing whole again,
  is growing whole again;
My mouth is growing whole again,
  is growing whole again;
My tail tip is growing whole again,
  is growing whole again."

When the earth grows bright he goes on without any scars, cutting a deep furrow as he drags his enormous bulk over the plain, close to Njênkugūŋa. Before resting time comes he advances slowly; he continues to advance steadily. Again he proceeds to cross the river bed. He ascends the [Waterhouse Range]: the name of the place as before is Where-the-snake-ascended (=Pmālintjīka).[111] He coils himself up at Snake-headgear (=Pmākaṇţa). Having rested here he travels along the eastern bank of the river [the Hugh]. In the evening he casts himself down nearby, north of Njênkugūŋa. But this is not his place of eternal rest for the following morning he resumes his journey, travelling east of the river and taking no rest. After more adventures with the yam ancestors of Jay Creek he passes to his last rest in the

deep pool at Emîaŋa, the place where he had originated. He went down for ever, right in the very centre of the deep pool that exists to this day. Before he went down into the pool itself for ever he brought forth his vomit: he vomited at the sacred cave and spat out as *tjŭrunga*[112] the bodies of the *ljāūa* women.[113]

(ix) *Ultŭṇṭa*

The site of Ultŭṇṭa[114] is given on the Family Trees as the conception site of Molly III, R̲âtilka, Charlie Cooper, Intălambărtijika, Irêakura III, Ndărtjika I, Ntjĭlba, and Tjâlbŭrka. It is the most prevalent conception site for the Waterhouse Range area. All eight people are *erĕakura* totemites.

Ultŭṇṭa - which means literally "limestone" in the Western Aranda dialect - is a waterhole in the Hugh River some one and a half miles upstream from Njênkugŭŋa and, like Njênkugŭŋa, is equated in the literature to Owen (or Owens) Springs.[115]

When this paper was originally written in 1982 it contained a translation of the myth of Ultŭṇṭa. However certain features about the totem, the language in which it was recorded, and geographical directions ("lacking further information at this point the geographical directions in this segment beggar the imagination", I noted) proved disturbing, and this was checked on my field trip to the Centre that year. It proved that the Myth of Ultŭṇṭa which tells of the march north of the Mêrina[116] line of tjĭlpa or native cat men and which is associated with the two *tjŭrunga* or sacred objects of Mŭlapitjipĭtji and Măliĕra,[117] belongs, as the writer suspected, to a different Ultŭṇṭa whose whereabouts is now probably unknown but which lies surely in Kukutja territory because this is the language in which it was recorded. This translation must therefore, sadly, be left out here: for to the writer's knowledge only T.G.H.Strehlow and his father C.F.T.Strehlow have ever successfully translated aboriginal myths in Central Australia and it would have been thought before the translation of the Myth of Ultŭṇṭa that this knowledge and skill had died with them.

(x) *Remaining Sites:*

(a) *Ntjĭpintja:*

This was a major *arĭntja* - or man-eating monster - site. But years ago its sacred cave was plundered allegedly by an aboriginal called "Jacky Boy" (later to perish of thirst down Oodnadatta way if the writer recalls) who sold the contents to white people whose identity remains unknown. It is also associated with

bandicoots and emu totemic wanderings.

(b) *Other.*
The sketch map from the 1933 Diary (pp.57a and 58a) should be consulted; and

(c) *Urŭṇa Pŏṭa:*
See the Waterhouse Range itself, p. 773, Index of "Songs of Central Australia" (p.367).

14. GENUINE POSSIBLE APPLICANTS AND/OR CLAIMANTS

This Section may be something of an anti-climax, particularly in view of Section 10, para. (iii) above on Lottie Pmâlbuŋka. According to this information there are no surviving male full-blood descendants of the old Urŭṇabōṭara group, or people of the Waterhouse Range area. The writer's research on the Family Trees would bear this out. There are 49 people located from the Family Trees whose genealogical details have been investigated. They are, in alphabetical order:

	Name	Sex	Conception Site	Totem	Class	Dates (if any)
*1.	Abbott, Alan	m.	?	?	?	b. 22. 7.24
*2.	Abbott, Anton	m.	?	?	?	b. 21. 3.13
*3.	Abbott, Arthur	m.	?	?	?	b. 27. 7.15
*4.	Abbott, Theod.	m.	Aliṭera	*ilumbal-itnana*	Mbitjana	b. 1892
5.	Bŏkia	f.	Njĕnkug.	*erĕakura*	Purula	
6.	Artjila II	f.	Ntjipit.	*lĕltja*	?	
*7.	Conway V	f.	Ilaia	?	Baŋaṭa	
8.	Cooper, Charl.	m.	Ultuṇṭa	*erĕakura*	Purula	b. 1872
*9.	Doris	f.	Njĕnkug.	*erĕakura*	?	
10.	Elias	m.	Irbālan.	*lakabāra*	Kamara	b. 26.12.98
11.	Erŭaḷaŋa	f.	Ṭĕrkaṭ.	*erŭḷaŋa*	Kamara	
12.	Erŭḷaŋa	m.	Ṭĕrkaṭ.	*erŭḷaŋa*	Kamara	
13.	Ilkānjindia	m.	Ntjipit.	*lĕltja*	Purula	
14.	Intākaka	m.	Ilkāṭia	*kātjira?*	Kamara	

15.	Intạlambártjika	f.	Ultúṇṭa	*ereákura*	Baŋaṭa
16.	Iréakura III	f.	Ultúṇṭa	*eréakura*	Kamara
17.	Joe Erínjakạḷaka II	m.	Owen Sp.-Jay Ck	*arēŋana*	Kamara
18.	Júkuṭiwúlaka	m.	Káṭaŋa	*rúkuṭa*	Purula
19.	Kálbilaljíka II	m.	Urúkultj.	*rúkuṭa*	Mbitjana
20.	Kúṭakúṭa I	m.	Ṭháta	*kúṭakúṭa*	Baŋaṭa
21.	Kúṭakúṭa II	m.	Ṭháṭa	*kúṭakúṭa*	Baŋaṭa
22.	Ljírelјíṭa	m.	Káṭaŋa	*rúkuṭa*	Kamara
23.	Lottie Pmálbuŋka	f.	?	?	?
24.	Lúmanáka	f.	Ṭérkaṭ.?	*erúḷaŋa?*	Purula
25.	Lúrka I	f.	Pmókopuṭa	*jíramba*	Knuarea
26.	Manasse	m.	Owen Sp./ Jay Ck	*ljátjia*	?
27.	Mári/Marie IV	f.	Njénkug.	*eréakura*	Pananka
28.	Molly III	f.	Ultúṇṭa	*eréakura*	Baŋaṭa
29.	Molly X	f.	Njénkug.	*eréakura*	Pananka
*30.	Monica II	f.	Njénkug.	*eréakura*	?
31.	Ndártjika I	f.	Ultúṇṭa	*eréakura*	Baŋaṭa
32.	Ndóarínja	m.?	Ndóa	*uḷṭámba*	?
33.	Ntjálka I	m.	Anéltika	?	Purula
34.	Ntjílba	f.	Ultúṇṭa	*eréakura*	Baŋaṭa
*35.	Paddy Tucker	m.	Njénkug.	*eréakura*	Pananka
36.	Rátilka	f.	Ultúṇṭa	*eréakura*	Knuarea
37.	Roma II	f.	Njénkug.	*eréakura*	Knu area
38.	Rúkuṭa III	m.	Káṭaŋa	*rúkuṭa*	Purula b. 1873
39.	Rúpia	m.	Rúpia	*arúŋkuḷṭa*	Ŋala
40.	Ṭákararínja	m.	Ṭákara	*eréakura*	Baŋaṭa
41.	Terence Léŋkena	m.	Njénkug.	*eréakura*	Palṭara
42.	Tjálakúrka	m.	Ultúṇṭa	*eréakura*	Purula
43.	Tjáḷarínja	m.	Tjáḷa	*iḷia*	Kamara

44.	Tjáŋka	m.	Utnúŋṭaw./ Terkat.?	*tjílpa* *eruḷaŋa?*	Purula
45.	Tjátjina	m.	Indílkŋama	*eróalja*	Kamara
46.	Tjíta II	m.	Úlba	*tnúruŋát.*	Paḷṭara
47.	Uḍépaṭarínja	m.	Uḍépaṭa	*jíramba*	Purula
48.	Unnamed	m.	Ilíkila	*tnúŋka*	Purula
49.	Wáreа	m.	Njénkug.?	*rúkuṭa?*	Kamara

* denotes partcaste

When people see the Central Australian Family Trees the more observant notice that they are almost devoid of dates, and dates are vital statistics for working out theories derived from genealogical information of this kind. However in the weeks preceding his death Strehlow gave to the writer a fairly accurate method of dating all people featuring on the genealogies. For in the absence of writing and written records until Strehlow and his father made these, the miracle is that so much oral information or history survived. Strehlow was painstakingly working from the known to the unknown in this respect. He assembled, in addition to his aboriginal information about these people, all white records - from Alice Springs, Santa Teresa and Hermannsburg. But such was the enormity of the task that it was not completed. Some dates are on the Family Trees, and some dates exist that have not yet been added. Where such information is available I have attempted to collate it. For in assessing land ownership one is now dealing with two generations of people whose names do not appear (or effectively appear) on the Family Trees. The last recorded names are the grandfathers and greatgrandfathers of the present generation. A man born, for instance, in the 1930s may himself have grandchildren, yet not necessarily appear himself on the family trees let alone any descendant.

It can therefore be assumed with some degree of accuracy that none of the people given in this paper - unless nominated as otherwise as in the cases of the Abbotts and Lottie Pmålbuŋka - are still alive. Manasse (who came from Jay Creek in any case) was still alive in 1978 when I saw him at Hermannsburg, but only just. He had suffered a stroke and died not long afterwards. However the case of Tjåtjina is an interesting one. Tjåtjina was still alive in 1979 as a weak and sick and possibly senile old man. But he was the only heir to the great Lôatjǐra, last aboriginal ceremonial chief of Hermannsburg (or Ŋţăṛea). It is a matter of great interest to note that his conception site lies in the Waterhouse Range area thereby proving that his parents were in that area at least on a visit in the early years of this century; for he was a man of Strehlow's generation.

(b) *Method of Dating*:

The method of dating these genealogies is set out below. When all known dates have been entered on the genealogies a line can be established from which to work backwards. At the time of his first marriage a man is not less than 25 years of age. This is the time he was permitted to marry traditionally for no married man could be sent out after game for the old men so they kept him in suspense so long as they could before allowing him to marry. Assuming

therefore that his first child was born some time after his marriage the convenient date of 25 years back from the date of his first child will give his own approximate date of birth, which establishes the second line of the genealogy, and so on. Thus some of these genealogies will go back to the early 1800s or beyond.

(c) *Each Case can only be taken on its Merits:*

In order to prove the above preamble, it will be necessary to take each case on its individual merits. No attempt will be made to deal with living cases that have already been dealt with above. So too will all females be discounted since their children inherit their "rights" through the father. The same applies to the halfcastes (i.e., their "rights" in aboriginal custom would come from the father also, a white man). This leaves, in alphabetical order:

1. Cooper, Charlie;
2. Elias;
3. Erûḷaŋa;
4. Ilkânjindīa;
5. Intâkaḳa;
6. Joe Erĭnjakǎḷaka;
7. Jŭkuṭiwŭljaka;
8. Kǎlkilaljĭka II;
9. Kŭṭakŭṭa I;
10. Kŭṭakŭṭa II;
11. Ljīṛeljīṭa;
12. Ndōarĭnja?;
13. Ntjâlka I;
14. Rŭkuṭa III;
15. Rŭpia;
16. Tǎkararĭnja;
17. Terence Lēŋkena;
18. Tjâḷakŭrka;
19. Tjâḷarĭnja;
20. Tjǎŋka;
21. Tjâtjina;
22. Tjĭta II;
23. Uḍēpaṭarĭnja;
24. Unnamed; and
25. Wâṛea.

And of these the actual conception sites are given as outside the area for:

1. Elias;
2. Tjâlarĭnja;
3. Tjĭta II; and
4. Uḍēpaṭarĭnja.

(d) *Actual Cases:*

1. *Charlie Cooper:*

Charlie Cooper "... had been born about 1872 or at most a year or two earlier", writes Strehlow on p. xxx of "Songs of Central Australia". He would not be alive today. According to the Family Trees he produced only a Kamara

daughter, Dora III, whose conception site is the green caterpillar totem of Tjõritja (=Alice Springs).

2. *Elias*:

Elias has been entered here as the sole male offspring of Ntjâlka I (or Johannes) (see no. 12, below) and his wife R̲âtilka whose second husband he was. Elias was born on 26th December 1898 of the *lḁkabǎra* or black hawk totem of Irbâlanăŋa.He was a Kamara man.His two siblings were girls: Susanna II and Irene. His half-sibling, the halfcaste Theodore Abbott, was born in 1892 and has been discussed elsewhere above.

3. *Erũḷaŋa*:

Erũḷaŋa, a Kamara man from ṭĕrkaṭĕrka of the *erũḷaŋa* or small bush totem, produced two offspring, one of them a girl (=Lŭmanăka or Renate I and Tjăŋka, also of the *erũḷaŋa* totem of ṭĕrkaṭĕrka. Erũlaŋa's sister Rẽniljika was the second wife Tjĭta (q.v.) which marriage produced R̲âtilka, Tjălkaboṭa (m.), Ntjẽntjika (f.), Lŭrka I (f.) and Mâmetŭka (m.).[118] Since the first established line on this Family Tree (=I,30) are Tjălkaboṭa's children (the first one born in 1904), this places the second line 25 years prior to that (i.e. R̲âtilka's line), and Erũḷaŋa's line 25 before that to give his birthdate approximately in 1854.

4. *Ilkãnjindĩa*:

This Purula man from Ntjĭpitnja of the *lĕltja* totem features on Family Tree I,8, p.5. Since he is the grandfather of Uḑẽpaṭarĭnja it is not possible that he would be alive. The earliest date on this Family Tree is 1910 (its being the fifth generation recorded there) and the last in that line. Ilkânjindĩa is four generations back from that. However he is the father of Tjâlarĭnja (who was Uḑẽpaṭarĭnja's father) and Intâkaka, both males, who have been written up in the section on Lottie (and nos. 17 and 23 below).

5. *Intãkaka*:

See no. 3 above and the section on Lottie Pmãlbuŋka.

6. *Joe Erĕnjakḁḷaka II*:

This Kamara man from the Owen Springs/Jay Creek area of the *ar̲ẽŋana* or carpet snake totem was one of the two sons of Uḷẽntaka III and the unnamed Purula *tnŭŋka* man from Ilĭkila. Joe's marriage with Erâkuerăka produced nọ children; nor did that of his brother Wâr̩i (see nos. 23 and 21 below). There are no dates on this Family Tree.

7. *Jŭkuṭiwŭlaka*:

His name occurs on Family Tree I,18, p.3. He was a Purula man from Kâṭaŋa (a place downstream from Njênkugŭṇa) of the *rŭkuta*[119] totem. The earliest date given is 1910 and his is the second line back from that (i.e., probably 50 years previously) circa 1860. He produced two male offspring: Tjâûa and Wâṛea. What happened to these full-blood boys is not recorded on this Family Tree, and theirs is the last line featuring on the genealogy.

The details of the ramifications of Jŭkuṭiwŭlaka's genealogy boggle the imagination for there are so many unexplained threads, and the following is offered as something of a logical explanation to it all. Jŭkuṭiwŭljaka is given as the only spouse of Uḷêntaka III (i,18,p.3). Their children are given as two males: Tjâûa and Wâṛea. However if we turn to Uḷêntaka III's own card things become very complicated for she is there given as having had three spouses in theory: Jŭkuṭiwŭljaka (a Purula man, I,18,p.w.),Mâṇutīa (I,14) or Mŭṇtīa (I,8,p.3). However on II,4,p.9, her spouse is given as an unnamed Purula man from Ilĭkila (q.v.) and two male children are recorded: Joe Erĕnjakakăolaka II and Wâṛi.

The writer intends making an enlightened guess: that Jŭkuṭiwŭlaka is in fact the "unnamed Purula man from Ilĭkila[120] and that Tjâûa and Joe Erĕnjakăḷaka II are one and the same person and that Wâṛi and Wâṛea are also one and the same person. In the presence of apparently conflicting and incomplete information this is not an inconceivable solution and it does make sense. Since it happened so long ago and since there were no descendants from any branches of the Family Tree the outcome of this conjecture is not important now except academically.

8. *Kălbilaljĭka II*:

He was an Mbitjana man from Urŭkultjĭma of the *rŭkuṭa* totem, the husband of Ntjīlba, sister of Tăkarinja (and others). They produced two unnamed offspring, a girl and a boy. The earliest date of this Family Tree is 1910 and Kălbilaljĭka is at least two generations before this.

9. *Kŭṭakŭṭa I*:

A Baŋaṭa man from Ṭhăta, of the Kŭṭakŭṭa totem,[121] he features on Family Tree I,12 (p.1) and I,24 (p.2). But he is on the third line back and the earliest date is 1895 making his birth date perhaps 75 years before that, that is, 1820. Tjátjina seems to be his only male descendant (F.T.I,12,p.2) which means that he is Tjâtjina's grandfather.

10. *Kŭṭakŭṭa II*:

This entry seems to have similar details to the previous one, that is, he is a Baŋaṭa man from Ṭhăta, and so on. He is also found on the same genealogy but on p.5. Both are listed as husbands of women who are descendants of Tjĭlpa I. His descendants, four grandchildren, have no recorded information but the date for their line is 1908.

11. *Ljĭṛeljĭṛa*:

This is the entry of a Kamara man from Kâṭaŋa of the *rŭkuṭa* totem, and he is listed on Family Tree I,8,p.5 as the sibling of Erûḷaŋa (see no.3 above) and Rêniljĭka (f.). Reference is therefore made to Erûḷaŋa's generation.

12. *Ndŏarĭnja*:

His name was remembered from so far back that even the sex is doubtful, being recorded thus: m.? No children are given but this person features on p.5 of Family Tree I,30.

13. *Ntjâlka I* (or Intjâlka I or Johannes):

He was a Purula man from Anêltika. Johannes was the second spouse of R̲âtilka (q.v.) and features on Family Tree I,23,p.1. He was one of Strehlow's four Central Aranda informants in 1933 at the ceremonial festival at Njônta. His only male child was Elias (see no. 2 above).

14. *Rŭkuṭa III*:

A Purula man from Kâṭaŋa, he was born about 1873 and died in 1915. His only male child was Kaspar, born on 27th April 1911 and baptized on 30th April 1911. Kaspar died in 1912 at Deep Well where his parents were then working. His father was Ljĭṛeljĭṛa (no. 11 above).

15. *Rŭpia*:

Rŭpia was a ŋala man from Rŭpia which is downstream from Njênkugŭŋa. According to C.Strehlow "rŭpia" means "burnt down, with singed off hair", and he is listed of the *"arŭŋkuḷṭa rupia"* totem. His children, if any, are not given but on Family Tree I,8,p.3. He is on the fourth line back before the first date of 1910.

16. *Tăkararĭnja*:

He was a Baŋaṭa man from Tăkara of the *erĕakura* totem and he figures on Family Tree I,8,p.2; his dates are discussed in no.8 above as the brother-in-law of Kălbilaljĭka II. Of his three listed children one was a female (=Luise), his first child from his first wife, and the other two are unnamed. Of these one was a boy and the other's sex is not given.

17. *Terence Lĕŋkena:*

Terence, from Njênkugŭṇa of the *erĕakura* totem was the son of Bŏkia and her first husband, Tom Wheeler Ţŭŋala. His only child was Roma II, a girl.

18. *Tjălakŭrka:*

He occurs on Family Tree I,8,p.6. He was a Purula man from Ultŭṇṭa of the *erĕakura* totem. He was the halfsibling of Kŭmia I (a female), and the son of Ljĭṛeljĭṛa, no.11 above, and the full brother of Rŭkuṭa III, no. 14 above.

19. *Tjăŋka:*

Tjăŋka is a Purula man who has another conception site besides Ţĕrkaţĕrka attributed to him. His father was Erûḷaŋa (no.3 above) and his children if any are not given. References are on Family Tree I, 21, p.9 and also I,8 and I.30.

20. *Tjătjina:*

He is given as a Kamara man from Indĭlkŋama of the *erŏalja* totem. Of Strehlow's generation, his children are not given, but he is the fifth and youngest child of Lŏatjira's second wife Njĭbaṇṭa. His mother's father was Kŭṭakŭṭa I.

21. *Tjăḷarĭnja:*

Appropriately enough, from Tjâla (which is what his name means) which, however is not in the area. He is the father of Uḑêpaţarĭnja and Bŏkia (and two other females, Anŋêramăṇaka and Pâṭupâṭa). He is given here as one of Strehlow's four Central Aranda informants in 1933; however he is not Uḑêpaţarĭnja's sibling (as given 13. viii above), but his father. His sibling is Intâkaka (see nos. 3 and 5 above) and his father Ilkânjindîa (no.4 above).

22. *Tjĭta II:*

A Paltara man from Ŭlba of the green caterpillar totem, he seems to have found his way into this list because he is the father of R̲âtilka from his second wife Rênilјĭka, details of which relationship are given throughout this paper.

23. *Uḑêpaţerĭnja:*

A Purula man from Uḑêpaţa (= the Ellery Creek Gorge); he was of the *jĭramba* or honey-ant totem. He is listed here because he was Strehlow's Central Aranda informant in 1933. The son of Tjâḷarinja - also a 1933 informant - (see no. 21 above) his only son is unnamed on the genealogies.

24. *Unnamed*:

I think we have deduced the Unnamed Purula man from Ilǐkila as none other than Jŭkuṭiwŭlaka (no. 7 above) and the father of Joe Erĕnjakặḷaka II and Wāṛi or Wā́ṛea.

25. *Wāṛea*:

Wāṛea was a Kamara who is given as being "probably" from Njĕnkugŭṇa, although the totem is given as "probably" *rŭkuṭa* and not the normal *erĕakura* totem of Owen Springs. No details are given about him apart from those already discussed in the extensive section of his father Jŭkuṭiwŭljaka (no.7 above).

15. CLASSIFICATORY KINSHIP TERMINOLOGY

On the grounds alluded to in Section 14 above, there might be other possible claimants who are related by blood rather than by classificatory kinship only, to people with rights over myths whose lines cross the area and/or which pass through it, that is, by family inheritance.[122]

T.G.H.Strehlow in S.14 has this to say about it:

> I shall therefore attempt to explain the social structure of the Aranda local groups in terms that the Aranda themselves employ, and use the term "king-gruop class" (normally abbreviated into "class") in place of "subsection". Any anthropologist objecting, perhaps because of his knowledge of the subsection system as it operates *outside* the aranda-speaking area, to my use of "class" in place of "subsection" is requested to substitute the term "subsection" in his own mind when he reads my term "class". The Aranda word translated by my term "king-gruop class" is *anbọ̆ṇerĭntja*, which means "term of address" or "greeting" - "greeting" being used in the sense of the traditional term of address when two persons meet or are introduced to one another for the first time. This was an important function of these classificatory [or class] names in the pre-"white" days. When two strangers met, they would first give each other their class-names: they would thereupon address one another by their kinship names - for instance, as father, son, uncle (that is, mother's brother), [cross-]cousin, and so on. Similarly, a man's class-name was always given out by a relative or an acquaintance at his first introduction to a group of strangers: each of the latter was thereupon able to address him by the appropriate kinship term. Since the use of these kinship terms accurately indicated the social obligations that existed between persons who use them toward each other, the class-names or *anbọ̆ṇerĭntja* were of prime importance when first contacts were being established between members of a local group and new arrivals who had come as guests [*ankĕiḷṭa*], also between men belonging to a number of different local groups who had assembled on one ground for a ceremonial gathering. (p.135)

Strehlow then discusses (*op.cit.*) the kin-group classes "linked in generation pairs [that] were tied down to local group areas whose boundaries were clearly defined geographi-

cally and validated by episodes mentioned in the sacred myths", in short, his *njiŋaŋa* areas. He also discusses their probable antiquity: "Fourthly, since the Ŋala and Mbitjana classes were found only in an eight-class system, it is clear from [the above myth] that the Western Aranda - towards whose territory [an] ancestral native cat party was heading - have had their eight-class system for a considerable time, long enough to have this fact recorded in a Matuntara myth."[123]

16. INHERITED "RIGHTS" OR OWNERSHIP

If certain informants or claimants were put forward as possible land owners under The Act as a corollary to this, their surviving siblings could be forwarded with equal validity, regardless of their conception sites.

The question therefore arises: how far back could inherited ownership or "rights" be carried without descending into absurdity? And the reverse. In any case, in some instances the fathers do not come from the area in question. The same reasoning could be applied to every application that is not based on one's conception site (and that within the correct local group area or *njiŋaŋa* section). Traditionally, as a general rule, it could be said that a child's conception site would tend to lie within its local group area although there are exceptions to this rule, the case of Rauwiraka being an interesting example cited in S.29. But nowadays it could also be fairly safely assumed that such an occurance could be put down either to mischance or coincidence or both or merely that the system had broken down almost completely. Marriage used to be exogamous, the wife's coming to (or going to) live in the land of her husband where their children were conceived, born, grew up and - except for the girls - died.

Indeed Strehlow points out (S.14) under the sub-heading "Linguistic Units":

> Since every *njiŋaŋa* section area originally contained men belonging to two classes only, exogamy was a necessary Institution in order to provide wives for them. Each *njiŋaŋa* section area was therefore linked by marriage ties with at least two other *njiŋaŋa* section areas; for men of alternate generations could not find wives in the same area. A group of *njiŋaŋa* section areas which were traditionally linked by exogamic marriage ties eventually came to constitute a linguistic unit. Thus the Western Aranda genealogies prove that most of the marriages in the Western Aranda sub-group area were unions between men and women belonging to *njiŋaŋa* sections sharing the Western Aranda dialect. But it is important to note that the various *njiŋaŋa* that constituted the Western Aranda subgroup intermarried only as a matter of custom and social convenience: there was no rule that spouses had to be sought in this linguistic area. The exis-

tence of these totemic clans was a further reason for the lack of structural unity within any of the Aranda linguistic units. The various Western Aranda totemic clans could not organize a common Western Aranda ceremonial festival. A ceremonial festival brought together totemic clans linked by mythological ties; and they frequently belonged to different dialectal, even different language units. (p.141)

The Western Desert Groups: The Geographial Environment

The term "Western Desert" ... "refers to the region which extends across western South Australia into eastern and north-eastern Western Australia, and includes part of the mountainous country of northern South Australia and Central Australia (Berndt)". I would add to it the south-western part of the Northern Territory. This vast stretch of country *is not really a desert*, except for the extreme *poverty and unreliability of its surface waters*. In the absence of reliable rainfall records it can merely be estimated that the general amount of rain received is only two-thirds or half that of the Aranda-speaking area. Hence the Western Desert lacks - except in its eastern border lands - those large river systems, flowing springs, and permanent waterholes that once permitted the Aranda to develop their intricate social and cultural institutions.The majority of the surface waters in the Western Desert consist of limestones soaks and rockholes. Many of the latter are only cracks and holes in sunken rock-plates and great boulders scattered through the extensive mulga flats and grassy loam stretches found in this area. The rockholes I have seen personally - in the area of the southern Pintubi, the alia, the Walbiri, and the Pitjantjara - have all been very small: even the best and biggest hollows were incapable of holding more than eighty or a hundred gallons after rains. Most of them were hence covered up with stones and rockslabs to shelter them against the sun. The limestones soaks,too, were merely narrow holes, sometimes up to fourteen feet deep, which yielded their brackish water very slowly: in 1935 none of the soaks situated between Mount Conner and the Petermann Ranges, even after a whole day's bailing, were able to provide water for more than four or five of my eleven thirsty camels. On the other hand, in my various journeys into the Western Desert my willing local guides also made it clear to me that this "desert" was studded with thousands of these tiny waters. Hence it was possible for small groups of nomadic natives to live off the surrounding land in reasonable comfort, provided that they did not stop too long in any one place. In drought times, however, the bigger portion of the stricken country - perhaps four-fifths or even seven-eights of a total "tribal" area - would have had to be evacuated, and a retreat made to a few permanent waters, which were generally situated in or near the main ranges and the larger hilly out-crops. A local group might even have had to seek refuge for many months in the territorial area of a different local group hundreds of miles away. Fortunately a few cloudbursts have always helped to fill the rockholes and bring up grasses and vegetable foods in scattered portions of the land in all recorded Central Australian droughts; and many of the ranges in the poorest "desert" areas always contained some permanent waters. Hence even in the worst droughts the survival of the Western desert folk was assured, as long as their social organization possessed sufficient flexibility to enable any stricken local group to find

> temporary asylum with the food area of one of the more fortunate groups. (pp. 122-124)

17. THEORY OF ABORIGINAL TERRITORIAL OWNERSHIP IN CENTRAL AUSTRALIA

This paper so far has been concerned with aboriginal land ownership in one area of Central Australia, and consequently with one group of people who may possibly be able to assist with applications for traditional ownership of people who once lived there, if in fact they did.

(i) *The Records of the Genealogies*:

My records assembled by T.G.H. and C.F.T.Strehlow seem to be the most comprehensive records in existence. Since they pre-date the present in most instances by at least 120 years they obviously pre-date the breakdown of traditional life in the early to mid-twentieth century. Although they do not claim to list conclusively all the aboriginal inhabitants of the Central and Upper-Southern Aranda-speaking areas, names that miss being recorded on one source are often picked up in others.

To a scientist the most curious feature about the area of interest is the complete lack of records of any aboriginal habitation, or even of travel such as would normally be evidenced in occasional "stray" conception sites marking the wanderings of various local groups over their local group areas within living memory. There is a lack even of sites themselves as can be observed at a glance from S.1.

(ii) *The Site of Mbulara*:

Even the clay-pan of Mbŭlara[123a] is missing from the genealogical records; its totem, therefore, so far remains a mystery. Generally speaking aboriginals have not frequented this region, merely passing through it as swiftly as possible on their way to more hospitable parts.

(iii) *Deserted Areas in Central Australia and their Correlation with Surface Waters*:

There are many such deserted areas in Central Australia, and all correlated with the complete absence of surface waters even in times of reasonable rainfall. Clearly in the absence of all technology that could cope with obtaining non-surface waters, these were the only waters of interest to the aboriginal population of Central Australia. T.G.H. Strehlow argues this question in detail in two major papers (S.14 and S.18). Strehlow writes in S.14:

> ... wither their young folk have preceded them. Soon a whole group has departed from the Reserve. Their neighbours begin

> to miss them: the wide desert spaces of the Reserve around them are empty of human beings. Only the curlews shriek at night around the deserted rockholes, and the mopoke croaks his solemn drowsy note. To the remaining groups of the tribe the country soon becomes a land of nameless terror, whose silence at night is filled by the imagination with terrifying devil shapes. [Strehlow further noted "that none of these drifters ever returned to their old homelands."]
> (S.30, pp.9-10)

(iv) *Clustering of Place Names*:

The surface water factor is clearly reflected in the clustering of place names on S.1, and is perhaps reflected too in the vast territorial areas assigned by map-makers to "tribes" (*i.e.*, linguistic units) in which there are relatively few permanent surface waters.

In the Pitjantjara and Jankuntjatjara areas, for instance, this lack of large permanent surface waters is also reflected in the social organization of their marriage system. Although they once possessed conception sites (called "*tjŭ̈kurpa*" = Western Aranda *kŋấnintja)*, traditionally they had no classificatory kinship system and, to quote Aranda-speakers, "they married like kangaroos". In recent times, however, Pitjantjara and other "Loritja"[124] peoples have adopted the classificatory kinship terms from the Aranda people in whose country they were purely guests and into whose families they have married.

(v) *The Simpson Desert*:

Interestingly enough, the vast sand-dune tracts of the Simpson Desert were once criss-crossed with mythical trails, and this was once the normal permanent home of the Waŋkaŋuru people. But the Simpson Desert has beneath its dune surface impervious colloidal deposits which do hold water, often for months at a time. This water forms large clay-pans which can produce vegetable foods sustaining large groups for considerable periods of time enabling its people in times of sufficient rainfall to perform the long sacred cycles associated with, for instance, the great love song[125] cycles of lonely Akara[126], a major totemic centre on the border between the upper Southern Aranda and the Lower Southern Aranda linguistic areas.[127]

A few miles north-east of Akᾰ̰ra was once Akᾰ̰r'Intjōṭa.[128] There grew a huge casuarina tree; in its branches dwelt two fierce brothers - the eagle brothers of Akᾰ̰r' Intjōṭa. Eventually their fearful neighbours decided to deal with these two blood-thirsty eagle brothers who had murdered their cousin. A band of Ṯăŋka men[129] travelled north to where the eagle brothers sat in their tree, a tree which reached from the ground into the sky, forming thus a bridge that linked heaven and earth. The eagle brothers returned

forthwith from their roving to do their last battle with the Ţǎŋka men who can be seen to this day as two lines of special casuarina trees found nowhere else. The sire who was the leader of the Ţǎŋka men began to strike blows at the huge casuarina tree, singing verses from the eagle brothers' *wǎriǎra*[130] song. At last the great tree fell over; it lies there to this very day in the form of a high bank of stones. The stump of the tree is still standing there, and the soul of this casuarina, which was in the heart of the tree, dwells there, alive to this day. But the eagle brothers had escaped into the sky, and the bridge that had once linked heaven and earth no longer existed. The Ţǎŋka men, and all later mortals, hence had to live out their existence and die (or sind down into their eternal sleep) here on earth.[131]

Strehlow concludes in S.4:

> Like these sacred trees, all human beings were similary thought of possessing two distinct "souls". Man born of woman was s bject to death like any sacred tree But while he lived he, also had a share in the life of an immortal being: like a sacred tree, man was the temporary dwelling of a second soul that would not die (p.595).

(vi) *Another Place Where Death First Came into the World*:

Another desolate place in Upper Southern Aranda mythology telling where Death first came into the world is Urálterinja[132] a lost site once lying between Idracowra and Horseshoe Bend Stations.[133] S.24[134] recounts the story in some detail.

Although the are of investigation is not apparently connected mythologically, so far as the theory of territorial ownership is concerned it is important to note that the two stories of Akǎr' Intjōṭa and Urâlterinja provide evidence of mythical links: the two bands of Ţǎŋka warriors are one and the same: the following account is from S.24.

> The terrified mother,[135] shrieking with pain, changed into a bird once more. She flew south for hundreds of miles to gather a band of avengers to kill her two treacherous sons. At length she came upon a great horde of Ţǎŋka warriors in the Lake Eyre country. These had banded themselves together in order to kill several other totemic ancestors who had perpetrated deeds of crime and murder against their nearest kinsfolk. The advance of the ţǎŋka avengers on their circuitous journey of perhaps six hundred miles or more to the Fifteen Mile Creek[136] was of necessity a very slow one. They suffered severe casualties at Akǎra in the Simpson Desert, where hundreds of them fell to the spears of two ancestral eagle brothers who had previously murdered their cousin; and only a remnant of them escaped after the eagle brothers had finally had their arms broken by boomerangs thrown by a left-handed Ţǎŋka warrior. Even so, there were

still a hundred or more of them left, when the shell parrot ancestress at this point assumed leadership over them and guided them towards the lair of her sons[137] (p.134).

The places where Mankind had been doomed to mortality here on earth were desolate places indeed. The country that lay between Mbǒr̥awǎt̥n̥a[138] and Horseshoe Bend "sloped down again towards a vast pebble-strewn waste, from which an imposing array of table mountains raised their flat ceremonial crests of solid rock hundreds of feet towards the leaden sky ... [a] barren waste [with its] rises and falls ... often following small watercourses between the bare, stony hills. Except for the two major box gum creeks which ran across this desolate area, the whole country looked like a forbidding desert gripped in the bony clutch of death. Even the trees and shrubs had suddenly vanished from the scene, and only a vast expanse of pebbles and stones stretched out before the eyes ... hour after weary hour.[139]

"The track carved out by the fleeing snakes[140] turned into the ever-broadening bed of the Nine Mile Creek.[141] Where this creek entered the Finke, a large waterhole called Tjǐkara[142] was formed. The two *ilbǒraḻēa*[143] snakes, who had long since turned into huge water serpents, rushed into the depths of this waterhole and disappeared in it forever."

"From that moment of time the two Ntjǐkantja brothers who had ascended into the sky had looked down in deep malice upon the earth and its human inhabitants ... and all men and women had been compelled to die at the end of their days. The curse of the Ntjǐkantja brothers had taken away from mankind all hope of immortality. Urâlterinja, at the site where the T̥ǎŋka warriors had made their camp on the edge of Fifteen Mile Creek, had come to be regarded as accursed ground; and the dwarf box gums standing on it, which vainly tried to grow any taller, showed that the deadly magic of the brothers had saturated with its venom the whole of the camp ground of the southern visitors. The low rise from which the Ntjǐkantja brothers had made their successful ascent into the sky was looked upon fearfully as the very home of Death. Only men of mature years who belonged to the local snake totems were ever allowed to be taken to this dreaded site on special secret occasions. All men of other totems, as well as all women and children, were banned on pain of death from entering the several square miles of prohibited country that constituted the private domain of Death. Its very name was kept a secret that could be divulged only to the older snake totemic clansmen. To discourage idle speculation and to lessen the danger that curious prowlers might seek to catch an unauthorized glimpse of Death's own home, the rest of the local population (and this included all younger Southern Aranda snake men who had not yet been shown the secret site) were told the official lie that the

Ntjǐkantja brothers had ascended into the sky at Tjǐkara. To this day the bodies of the Ţăŋka men can be seen in stone at Urâlterinja."[144]

(vii) *Geography, Immortality, and Aboriginal Belief*:

In order to understand aboriginal beliefs about aboriginal land ownership, brief references are made to the I<u>l</u>îiŋka[145] traditions that are fully explained in S.4 in the section on "Subject Matter and Themes".[146] It is here that the relationship between the earth-born deities, the eternal landscape, the sky, and the latter-day human beings is set down. In such an implacable and uncompromising landscape it was not unnatural for human beings, limited in locomotion to two contingent legs, to gaze into the heavens and bring to bear considerable imaginative powers.[147] For some Central Australian tribes believed that lying beyond the stars was an eternally Green Land, unattainable by humans, and inhabited by creatures called "*i<u>l</u>îiŋka*".

The paper which S.14 comprises continues with an important discussion of the vegetation and consequent food supplies. It was under these environmental pressures that the Pitjantjara people eventually left their area during the long drought towards the late 1920s, never to return:

> ...
> As far as many young black people were concerned, the prospect of escaping from the harsher provisions of tribal law proved virtually irresistible. In Central Australia, at any rate, aboriginal society was destroyed largely because the young people deliberately deserted their own people. This point can be illustrated best by what happened to the Pitjantjara communities of the Petermann Ranges whose lands I found almost completely deserted on my two visits of 1936 and 1939, despite the fact that their homeland had NOT been invaded by white settlers nor raveged by police parties. They had merely "drifted out" into the areas of adjacent tribes, where white people had set up stations and settlements.

As the Commonwealth Government's Patrol Officer, Strehlow wrote in his official report:

> Once the drift has begun, it is - unless present conditions are changed - impossible to stem it. Every able-bodied man who has left his old home and found employment of some sort elsewhere draws his wife and children, his parents, and many other relatives after him. Soon a serious breach is made in the ranks of his particular tribal group. Other young men, hearing of his success, follow in his footsteps. Curiosity and a spirit of adventure, also untrue tales of the white man's wealth and the Government's generosity encourage the exodus .Soon those who have remained faithful to the land of their fathers find that they are lonely forsaken relicts. Their country becomes uninteresting to them. Everyone is going: why stay behind? Communal life becomes impossible. Ceremonial gatherings become senseless: the younger men are both the actors in these festivals and the purveyors

of food. In addition, it is for their instruction that these ceremonial gatherings are held in order that the age-old traditions of their forefathers may be kept alive through the passage of time. Besides, it is an old tribal law that no ceremonies relating to a certain totemic ancestor or group of ancestors may be performed unless all adult male members of that particular totem are present. Once the drift has set in, this law prevents the majority of the most sacred ceremonies from being staged at all. With a sigh the old leaders, too, take up their spears, hide or bury their sacred emblems, and wander out into the new strange world.

(viii) *The Iliiŋka Tradition*:

"Death however, according to the Aranda beliefs, exercised his power only on earth. There was a realm into which death could not enter: this was the sky, whose immortal dwellers enjoyed [not only immortality like Tithonus but also] the gift of eternal youth and beauty. The sky was the domain of Sire Iliiŋka, the great Emu-footed One, who lived there with his wives and his children. These sky-dwellers all had the bodies of handsome young men and beautiful women; only their feet were shaped like those of animals - the men's feet resembling those of emus, the women's those of dogs. ... [The tradition] was known to the men, the women, and the children, and was therefore different in character from the sacred traditions relating to the totemic ancestors which were the property of the initiated men only. It was nevertheless regarded as an absolutely true account of the inhabitants of the sky ... [and] the sky-dwellers of of Western Aranda tradition were of no *practical* concern to mankind. They dwelt beyond the stars, and took no interest in anything that happened on the unquiet earth beneath them."(S.4,pp.613-615)

... "They had not created the earth, nor any of its landscape features, nor any of its plants and animals, nor any of its human inhabitants. They had not brought the totemic ancestors into being, nor had they controlled any of their actions. They had no power over winds, clouds, sicknesses, dangers, or death. They were not even interested in anything that went below them. If any crimes were committed, the evil-doers had to fear only the wrath of the totemic ancestors and the punishment of outraged human society." (S.4, p.615)

... "the Iliiŋka tradition undoubtedly gives expression to that hopeless longing for personal immortality and eternal untroubled happiness that must often have come over the aboriginal folk who dwelt in Central Australia." (S.4, 616)[148]

(ix) Theoretical Explanation:

Paragraphs (i) - (viii) above, although a seemingly

lengthy preamble, are vastly condensed from the writings on the subject. It is necessary to include examples and explanations on the aboriginal philosophy of land ownership because it is taken for granted that this is generally known when it is not. As with philosophies everywhere, it has been worked out by great minds from certain observations and facts that they have set down for later readers. Few people know where they came from . Until the injection of vast public funds into what can loosely be termed "Australian Aboriginal affairs" only a handful of people were even interested in the subject. No one, for instance, made it his lifelong intellectual occupation. The threads of aboriginal land ownership have not to the writer's knowledge been drawn together before. They are now presented for the theoretical explanation as to why the aboriginal population of the Centre, tied to the earth by their conception sites forever, peopled the landscape with creatures of their imagination. They composed poetry in their honour and guarded their mind's treasures jealously to ensure their preservation over - at the very least - hundreds of years. They passed their sacred knowledge on to their legitimate heirs, and prevented their theft and despoliation under threat of the death penalty for sacrilege.

(x) *Practical Implications*:

however the theories must be soundly and logically based on facts and - hopefully - some practical application for mankind, and the Australian aboriginal was essentially a practical man. In his environment he had to be or perish from thirst or starvation.

All great religions have their origins in harsh environments and Central Australian religion was no exception. In such an environment a man often had to survive long treks to the next watering place. Yet the landscape, instead of being harsh and forbidding and remote was a place of familiarity to its inhabitants in much the same way as we find our way through cities by mapped and named streets and places, signposted and connected by trails, tracks, streets, or roads. In his never-ending search for food and water the Australian aboriginal was physically and mentally traversing that same land once trodden by his own supernatural ancestors at the dim dawn of time. There was no sense in bewailing his lot but much sense in making a sensible adaptation to it. Only a person of European origins would worry himself to mental breakdowns over things he could do nothing about, and could not accept.

(xi) *Aboriginal Man and His Language*:

The very language itself wrote Strehlow (S.32) "Harmonizes strikingly with the country which was once occupied by

people who spoke this [Aranda] tongue. Much of the old tribal territory of the Aranda consists of wide featureless plains and barren sandhills. The land is old and the relentless forces of nature have levelled down ruthlessly many old peaks and crests and filled up many ancient valleys: dull sand and loam have obliterated square mile upon square mile of the aboriginal landscape. But every now and then you come upon rugged hills. The MacDonnell Ranges and a number of lesser mountain systems rise up on lonely, rugged grandeur, and lift their blue distant heads above the dark mulga of the plains and the red-crested, spinifex-covered sandhills. Sudden gum creeks with lovely waterholes and clear springs in hidden valleys every now and then offer relief to the tired eyes of the traveller. The total impression of the landscape is one of the stern beauty and rugged majesty of slumbering wrinkled old age; it would seem foolish to look around for the light and pretty sweetness of the boisterous strength and glory of an inexperienced young country in the sombre colourful landscape which is Central Australia.

As the country, so the language spoken in that country by the original inhabitants. Aranda is an old language - it is plain, levelled down by analogy, and often lacking in the lighter graces. But it has a vigour and ruggedness all of its own. It is not incapable of grandeur or of beauty. It can stir the imagination and the heart of the jaded mind of the disillusioned twentieth century student. As a medium for the legends and traditions of the Central Australian tribesmen, Aranda cannot be excelled. Even if Aranda cannot satisfy all the demands for expression that well up within the modern argumentative intellect, it can still stir all the great primal emotions of the human heart." (p.56)

Even the language itself had seemed to emerge, like the totemic ancestors themselves, from the eternal landscape at the dawn of time. And "the great and specifically Australian contribution to religious thought has been the unquestioning aboriginal conviction that there was no division between Time and Eternity". (S.18, p.132)

(xii) *Mapping out the Landscape:*

The whole of the landscape was therefore mapped out according to mythical sites and routes, familiarized to their owners by the often symbolical knowledge pertaining to them. There seems to be no doubt that in making the long haul or trek from one water to another the minds of the original inhabitants were consciously thinking of the mythical beings and stories that had emerged at the beginning of time to make this otherwise "flat and featureless dark plain of the earth" inhabitable to human life.

The method therefore by which the Australian aboriginal

occupants of this land found their way from place to place in their never-ending search for sustenance and shelter in times that were never easy thus approximated in a highly poetic and imaginative way the same signposting that characterizes people everywhere finding their way around their territories - or the territories of other people. Without such signposting all people would shortly be thoroughly lost, particularly outside their own immediate areas.

However it is one thing stating such a phenomenon as part of the theory of aboriginal land ownership; it is another to supply the evidence to substantiate such a theory. It has therefore been the writer's job to systematize this body of knowledge from aboriginal records that proves theory which has been gradually formulated from collating and mapping and translating such information.

(xiii) *Loss of Information*:

Most of the information that must once have existed has passed into eternity in the heads of the people who once knew it. Some information is present in recorded myths where the place names are faithfully recounted in the order in which they appear but which are effectively lost because the languages have disappeared. One instance is the Map by Hillier and Reuther still extant in the South Australian Museum of Natural History.[149] The most that now can be done is to work with material remaining in a form in which it can be understood.

(xiv) *Dictionary of Place Names*:

Years ago the writer began compilation of a *Dictionary of Place Names*. This project listed all genealogical and mapping information from which it is possible to read off the names of people in local group areas and their antecedents, that is, the owners of that territory in traditional times. This *Dictionary of Place Names* accompanies the Maps forming S.1 and S.3. The clustering of named sites around the known surface waters of Central Australia is shown up effectively on S.1, and these maps provide the scientific evidence on which the eventual description and explanation of these facts and theories depends.

18. CRITERIA FOR ABORIGINAL LAND OWNERSHIP

(i) *Blueprint or Model for Drawing up Ownership*:

The threads have never been drawn together before to serve as a model or blueprint for drawing up aboriginal land ownership in Central Australia - the maps, the genealogies, the sources, the proofs of ownership as found by using knowledge of the myths and songs, the genealogical records

and the ceremonial paraphernalia. All are collated here for one area together with their theoretical generalizations. It is thereby hoped that in their presentation the unease with which the general public regards the current trend to romanticize aboriginal culture both in contemporary and traditional settings will be mollified. For the present records were not collected or written up with this objective but were to give as complete an understanding as possible of every aspect of aboriginal life and especially their languages in Central Australia when it had much more relevance than now. It must also be evident why the land-based kin-group system of land tenure and ownership and the social organization of their lives was doomed with the advent of the pioneer pastoralists whose flocks and herds demanded first preference at the waterholes.

(ii) *Remaining Fragments*:

This is not to say that fragments do not survive of aboriginal culture and religion, but they are often largely unrelated fragments without the land that formed the practical base for their effective continuation. It is now merely impossible to fit them unchallenged and meaningfully into the European framework of the present Land Rights Act with its completely un-aboriginal legal machinery of Land Councils, Commissions, and Commissioners manned by European legal personnel, and so on.

There has never been any mystery about who owned what in aboriginal Central Australia and this was pointed out to the Land Commissioner (Mr. Justice Woodward) at the time verbally to Mr. Brennan (a lawyer with the commission) and in subsequent correspondence to Mr. Justice Woodward and Miss Robyn Layton.[150] A vital reference here is S.9, the writer's paper published - with essential maps and diagrams - in the *Australasian Nurses Journal* of August 1978 and edited by Edna Davis.

19. CONCLUDING OBSERVATIONS

(i) *The Literature*:

It is always possible to examine other published and unpublished material when it comes to light. This would apply particularly to S.7 itself. While it is also the province of lawyers, lawyers presumably are not expected to know anything about laws in aboriginal society.

(ii) *Personal Interview*:

No Report or other dissertation, would be completely valid without personally interviewing the aboriginal people themselves who are affected by it. Ideally old men associa-

ted with Owen Springs should be consulted if indeed there are any left alive whose memories go back sufficiently far. It seems however that all information contained in this paper is so far consistent with those scraps of information still extant.

(iii) *Myths, Songs, and Associated Ceremonial Paraphernalia*:

All references to the remaining myths, songs, and associated ceremonial paraphernalia is to be found in S.6. There is also some material extant on associated sacred objects, but this would be in the possession of Artist Rex Battarbee's daughter Robyn, who may be contacted through Dr. and Mrs. Erich Mieier, 38 Brighton Road, Glenelg, 5045. However they would not be relevant even if they existed, for when a sacred object passes from the possession of one owner into the ownership of another with the passage of time and death, it becomes the private and personal property of its new owner as indeed does all other ceremonial/religious paraphernalia such as body patterns, ground-paintings, totem poles, songs, myths, and so on.

The people who might assist in defining land ownership of the area are not so highly educated in ceremonial matters that minute details would be necessary in a practical sense to validate claims. They were once vital to a complete picture or what was entailed in the traditional aboriginal validation of claims to "rights" or social privileges in the old days. Shortcomings in knowledge of the sacred traditions were always exposed before witnesses on the ceremonial ground and no lies or prevarications could survive the ruthless religious and linguistic examination of details that performances of the acts and oral literature required. Breaches of propriety in these matters were classed as sacrilege and punishable in some cases by the death penalty. A full discussion of this aspect - together with the question of aboriginal authority structure - is found in S.18 and is at present being up-dated by the present writer in a series of papers published by the Strehlow Research Foundation Incorporated quarterly.

Ceremonies could not even be witnessed by non-totemites without invitation and it therefore seems quite curious that there should exist by law in Australia the Land Rights Act that insists that such a situation must obtain. No information should be revealed to uninvited members of Land Commissions, and certainly no information should change hands without the required *tjāūerilja* or reciprocal gifts (see S.28). However such obligatory revelations should not be necessary for the old norms do not seem to apply to any extent with the present situation for it is doubtful whether

serious claims could be made for an area which literally died in 1933, *i.e.*, 50 years ago.

(iv) *Any Future Claimants*:

Any future claims would have to be evaluated at the time on their individual merits applying the above criteria. On the other hand available material that could validate ownership for people as yet unknown could be used to make honourable agreements; and the honourable intentions of the parties are essential in the drawing up of such agreements.

(v) *Relative Classificatory Land-Based Kinship Systems*:

Depending on whether people came from eight-class or four-class systems, they are "normalized" when they pass from one system to the other: this is known as "class-shifting". The implications of these phenomena are set in great detail for the first time in S.15. For instance, one area is of particular interest in this regard because Owen Springs is on the border between the two systems: to the west is the eighty-class system of the Western Aranda whilst to the east lies the four-class system of Alice Springs and Horseshoe Bend (see the note, S.26 as well as S.15).

In s.34 David H. Turner[151] writes:

> Strehlow rightly objects to the use of the concept `tribe' in an Aranda context, pointing out that the most one could say is that a number of local groups (*njĩŋaŋa* section areas) in a relatively stable inter-marrying relationship may eventually come to constitute a linguistic unit [S.14, pp. 134, 141]. As the Aranda are generally considered to best illustrate the conventional `tribe' in Australia (see Elkin 1938, 40, 203; 1964, 58), use of the concept in other areas must be considered suspect in the light of Strehlow's remarks (pp. 186-7).

Turner, however, had no access to most of the material used in this paper. None of it would invalidate his independent conclusions.

(vi) *Personal Monototemism in a Polytotemic Community*:

It is perhaps fitting then that Strehlow's own words can be used as the concluding remarks in this Paper (S.22):

"My final comment on personal monototemism relates to the sense of security, based upon an inalienable right of personal land ownership, which every individual derived from his conception site. To every Aranda adult in the old days, his conception site was his "*pmő̤ṛa nṻka*" - "my home"; and "my home" was a place from which no-one could be debarred - it was his home, his possession, for as long as he lived. A criminal who had fled from his group was still referred to as a master of his conception site; nor could anyone remove from its storage place the *tjṻrunga* of any man who had been

killed for any crime whatever, not excepting sacrilege. No raiding band of band of blood avengers dared to touch the sacred sites in a raided area. Among the Aranda, at any rate, no hunting grounds could be seized by force from the men who owned them by reincarnation. For the totemic ancestors who slumbered under the soil continued to watch over all property rights, both for themselves and for their reincarnations. In Central Australia (and probably in most other parts of the continent as well) every man, woman, and child was able to call some part of the country forever his or her own. The aboriginal Central Australian was thus in a more fortunate position than the modern white Australian who has to acquire a house, a farm, a station, a flat, or even a rented room, before he can be regarded as legally domiciled in the land of his birth. In this respect the white Australian is at birth in the homeless position of most other citizens who belong to the so-called "civilized" and "advanced" nations of the world. None of these citizens have a "home" conferred on them at birth as an inalienable right unless they have been born into the propertied classes. The remainder - who form the great majority - are forced to acquire a home for themselves by purchase. It is only in times of war that the discovery is made in "civilized" countries - possibly a little belatedly - that all members of a community have a vital personal interest in the country in which they are living; and it is at such times that all males, propertied and otherwise, are passionately urged to risk their wealth and their lives in the defence of their "homeland".

"Before any white man had set foot upon their country, the aboriginal Central Australians had come to terms admirably with their environment, not only psychologically, but also socially; and their religious concepts likewise had been adapted to the geography of their country. Co-operation, not subordination, differentiation without inequality, tolerance for the customs and beliefs of other peoples in their own proper areas, and respect for the hunting and food-gathering grounds of other groups: these were the social and political principles upon which the organization of the aboriginal Australian communities of the inland had been based; and personal monototemism within these polytotemic communities provided a fittingly shaped system of religious beliefs that harmonized with these principles and validated them. Totemic religion even helped to protect the indigenous fauna and flora. The Australian animals and trees were provided with adequate sanctuaries at the inviolable sacred sites, and their association with religious ritual thus ensured their survival even during the worst droughts. The dignity bestowed upon plant and animal life by totemism hence helped to

preserve the balance of nature in Central Australia." (pp.44-46)[152]

The degree of his linguistic knowledge in the old days established for the Australian aboriginal his land ownership beyond doubt in the eyes of his peers when these things were still meaningful. Since history has a habit of repeating itself, the Australian aboriginal finds himself in the situation where it would also now be in his interest to know fully the old myths in their esoteric languages, to prove to white men his ownership rights in his own land. Whether any or many of them could do so is however a matter of conjecture.

20. REFERENCES:

S.1 Aboriginal Central Australia:
by T.G.H.Strehlow and K.S.Strehlow, a general totemic and linguistic map, back pocket of S.4

S.2 Australian National Mapping R 502 Series: Scale 1:250,000

Alice Springs	SF	53-14
Hermannsburg	SF	53-13
Rodinga	SG	53- 2
Henbury	SG	53- 1

S.3 Aboriginal Central Australia:
T.G.H.Strehlow and K.S.Strehlow, totemic and linguistic maps; scale 1:250,000 covering same areas as R 502 Series (S.2)

S.4 Songs of Central Australia:
by T.G.H.Strehlow, Angus and Robertson (Publishers) Pty. Ltd., Sidney, 1971

S.5 Aranda Traditions:
by T.G.H.Strehlow, Johnson Reprint Corp. Co. Ltd, 111 Fifth Aven., New York, N.Y., 10003; Berkeley Square House, London, W.1 (Series: "Landmarks in Anthropology"), 1968

S.6 Rough Notes:
by Research Assistant Greg Murrie

S.7 Aboriginal Land Rights (Northern Territory) Act 1976 (No.191, 1976)
Aboriginal Land Rights (Northern Territory) Amendment Act 1978 (No. 21, 1978)
Aboriginal Land Rights (Northern Territory) Amendment Act No.3 1978 (No.70, 1978)
Aboriginal Land Rights (Northern Territory) Amendment Act No.2 1978 (No. 83, 1978)
Aboriginal Land Rights (Northern Territory) Amendment Act 1979 (No. 189, 1979)
Aboriginal Land Rights (Northern Territory) Amendment Act 1980 (No. 72, 1980)

S.8 Aboriginal Law:
by T.G.H.Strehlow, in "The Australasian Nurses Journal", P.O. Box 197, Port Adelaide 5015, August 1978; offprint from The Strehlow Research Foundation Inc.

S.9 Aboriginals and Land:
by K.S.Strehlow, in "The Australasian Nurses Journal" (S.8)

S.10 Facts:
Ed. Mark Posa, National Civic Council, G.P.O 777, Adelaide,

5001, September 1980

S.11 Statement on Aboriginal Land Rights:
J.Jobst, "Southern Cross", 4th Sept. 1980

S.12 Woodward Commission Report:
(a) "Submission on Behalf of the Central Lands Council", by L.J.Elliot, J.F.Fogarty, R.A, Layton;
(b) "Submission by the Northern Land Council", January 1974

S.13 The Land Rights of Alice Springs:
Strehlow and Strehlow, unpubl., confidential and withdrawn from the list of Appendices but the number remains to keep the sequence,undated

S.14 Culture, Social Structure and Environment in Aboriginal Central Australia:
by T.G.H.Strehlow, The Strehlow Research Foundation Inc., 1981

S.15 Aranda Regular and Irregular Marriages:
by Strehlow and Strehlow unpublished, confidential, undated

S.16 Article for "The Australian":
by K.S.Strehlow, The Strehlow Research Foundation Inc., 1969

S.17 Central Australian Man-Making Ceremonies: with a special reference to Hermannsburg, Northern Territ.:
by T.G.H.Strehlow, in "The Lutheran", April 10th 1978

S.18 Geography and the Totemic Landscape in Central Australia: a Functional Study:
by T.G.H.Strehlow, The Strehlow Research Foundation Inc., 1981

S,19 An Australian 'Atom of Kinship':
by Claude Lévi-Strauss, in "Festschrift für Strehlow", The Strehlow Research Foundation Inc., unpublished, undated

S.20 Tribal Boundaries in Australia:
by Norman B. Tindale, map in "Aboriginal Tribes of Australia", Australian National University Pr., Canberra, 1974 (the Pitjantjara area)

S.21 Hermannsburg: A Vision and a Mission:
a centenary history compiled by M. Lohe, F.W.Albrecht and L.H.Leske, Lutheran Publ.House, 205 Halifax Street, Adelaide, 5001, June 1977

S.22 Monototemism in a Polytotemic Community:
by T.G.H.Strehlow, in "Festschrift für Ad.Jensen", 1964. This was reprinted as:
Central Australian Religion: Personal Monototemism in a Polytotemic Community:
by T.G.H.Strehlow in a series "Special Studies in Religions", edited by Victor C. Hayes, The Australian Association for the Study of Religions, Sturt College of Advanced Education, Bedford Park, 5042, 1978

S.23 Myths and Songs of the Western Aranda:
Strehlow and Strehlow, unpublished, confidential, undated

S.24 Journey to Horseshoe Bend:
by T.G.H.Strehlow, Angus and Robertson (Publishers) Pty. Ltd., Sydney, 1969; Rigby Limited, Adelaide, 1978, The Strehlow Research Foundation Inc., 1980

S.25 Key to Central Australian Genealogies:
compiled by K.S.Strehlow

S.26 Central Australian Genealogies:
compiled by T.G.H.Strehlow, see S.25; unpubl., confidential, undated; extracts follow details of the aboriginal informants (sometimes abbrev. to F.T.s = Family trees)

S.27 Handbook to Genealogies:
compiled by T.G.H.Strehlow, 1969-70, and its various appendices I-IV; III appears to be missing; also
Hermannsburg Population Records (after 1932); and

Extracts from Hermannsburg Files(1926 - 1951);
both compiled by T.G.H.Strehlow; relevant extracts follow details of the aboriginal informants

S.28 Dictionary Collocations:
from Dictionaries compiled by T.G.H. Strehlow, C.S.Strehlow, and K.S.Strehlow; being revised by K.S.Strehlow, unpublished, confidential, undated

S.29 Agencies of Social Control in Central Australia:
by Strehlow and Strehlow, unpublished, confidential, undated

S.30 Australia's Aborigines: Professor Strehlow Examines the Bishops' Statement:
in "News Weekly", September 27; 1978; pp. 9-10

S.31 Symbolism in Aboriginal Art:
compiled from T.G.H.Strehlow by K.S.Strehlow unpublished, undated

S.32 Aranda Phonetics and Grammar:
by T.G.H.Strehlow, "The Oceania Monographs, No.7", The Australian National Research Council, Sydney, 1944

S.33 Dictionary of Place Names:
being compiled by K.S.Strehlow, unpublished, confidential, undated

S.34 Levels of Organization and Communication in Aboriginal Australia:
by D.H.Turner, in "Tribes and Boundaries in Australia", ed. by Nicolas Peterson, in Social Anthropology Series (No.10), Australian Inst. of Aborig.Studies, Canberra, 1976

S.35 Australia:
by T.G.H.Strehlow in "Historia Religionum: Handbook for the History of Religions", edited by C. Jouco Bleeker and Geo Widengren, Vol II, "Religions of the Present", E.J.Brill, Leiden, The Netherlands, 1971

S.36 Rough Notes:
by Greg Murrie from T.G.H.Strehlow

S.37 Die Aranda und Loritja Stämme in Zentral Australien:
by C.F.T.Strehlow, Städtisches Völker-Museum, Frankfurt am Main, 1907-1920

S.38 Index to 16mm Films, Sound Recordings and Leica Stills:
from T.G.H.Strehlow, compiled by K.S. Strehlow with research assistance from C.Vass, 1949-1974

S.39 Diaries and Notebooks:
by T.G.H.Strehlow, unpublished, confidential undated

S.40 Ayers Rock and Winbarku: A Critical Examination of C.P.Mountford:
Strehlow and Strehlow, unpubl., undated

S.41 A Living Voice of the Living Bush:
by T.G.H.Strehlow, on the works of William Ricketts, Victorian Forests Commission, 1965

S.42 Warlpiri and Kargangarurru-Kurintji Land Claim:
transcript of Proceedings (from sound recordings) under the "Aboriginal Land Rights (Northern Territory) Act 1976", before His Honour Mr. Justice Toohey, Aboriginal Land Commissioner, at Alice Springs on Tuesday 18 April 1978 at 9.35 a.m. (ctd from 7.4.78), copyright in the Commomwealth Government

S.43 Ayers Rock-Mount Olga National Park and Lake Amadeus Traditional Land Claim Book:
prepared by Robert Layton, Meredith Rowell and with assistance from Rod Hagen and Daniel Vachon for the Central Land Council on behalf of traditional Aboriginal Claimants, 20th March, 1979, copy courtesy Crown Law Department of the Northern Territory.

Diagram 1:

No aboriginal land "rights" and ownership/affinities (set down definitively by T.G.H.Strehlow for the first time) can be worked out from white man's records (which, so far as aboriginals were concerned, were by definition non-existent anyway). Therefore my own aboriginal records are unique.

All aboriginals were born into a njinaŋa section or, as translated "a local group area" of people in father/children relationships (both blood relationships and class relationships), and receive their land rights and all their secret ceremonial rights and sacred objects from their conception sites which have a kŋanintja (totemic symbol, usually a plant or animal) associated with them or attached to them. It follows, as a corollary to this, that all rights are passed on only through the male line or, conversely, that all rights are inherited only from the father. It is clear from this that only my own knowledge and records can validate any traditional land claims in Central Australia. Diagram 1 reproduces a local group of some three generations dating back probably to about 1800. This is the genealogy of an extinct family. Had any members survived, two more generations could now be added to this local group (and the genealogy from which it derives) represents the present generation's grandparents, its great grandparents, and its great great grandparents.

Since these njinaŋa areas were carefully defined by places and natural features of the landscape there is no need for any modern "surveys" (an idea which has been seriously put forward!) to determine their boundaries, these having been fixed long before theodolites were invented in other parts of the world.

EMẶ̆LKŊA (1) = Mt Heughlin

Ab. C.A. H 12

Totem: imōra or antặŋa (=possum)

Totemic site and the main pmặṛa kūtaṭa of a W.A. Purula Kamara Njĭŋaŋa section area

From Family Trees: Associated Sites:
Pmặṛa kŋānintja of: Kărkiljarkĭlja

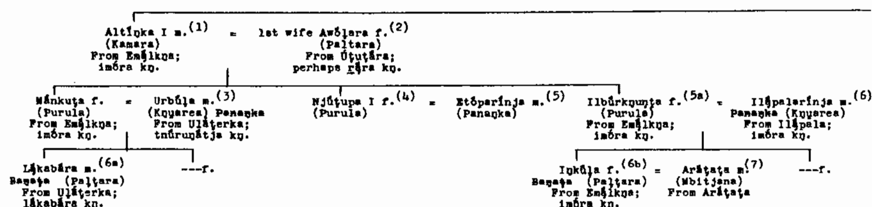
Altĭŋka I m. (Kamara) imōra kŋ. I, 6 p.1
Mănkuṭa f. (Purula) imōra kŋ. I,6 p.1
Ilbŭrkŋuṇṭa f. (Purula) imōra kŋ. I,6 p.1
Iŋkŭḷa f. (Paltara) imōra kŋ. I,6 p.1
Altĭraka m. (Kamara) antặŋa kŋ. I,6 p.3
Emặlkŋarĭnja m. (Purula) antặŋa kŋ. I,6 p.6
Njŭṭupa II f. (Paltara) imōra kŋ. I,6 p.6
Jābanăka II f. (Purula) imōra kŋ. I,6 p.6
Altĭŋka II m. (Kamara) imōra kŋ. I,6 p.7
Toby II m. (child of an irregular marriage, but follows the father, a Kamara therefore he is a Purula) I,6 p.7
Tĕṛaḷṭa m. (Purula) imōra kŋ. I,6 p.8
Ilbŭŋkulăŋa m. (Kamara-Mbitjana: denoted a "classshift" - see Note 52) imōra kŋ. I,6 p.8
Urbŭmanīa m. (Kŋuarea) antặŋakŋ. I,6 p.8

Diagram 2:

This is the first sheet (foolscap size) of a 14-page genealogy of Teralta showing names, genders, conception sites, classes, and all remembered information and cross-references to other genealogies etc. It is from the Family Tree of Teralta that Diagram 1 has been extracted (these sheets are drawn up from place names thus, when completed, it is possible to deduce numbers, trace their wanderings, and give the names of the local group and from what area). Once you have these records it is only the beginning. The remainder of a complicated series of rights has to be worked out from an intimate knowledge of the myths and song in the original languages.

FAMILY TREE I,6
(Family Tree of Téṛaḽṭa)

Diagram 2:



(1) From Emălkŋa; antăŋa and táiatotem. (F.T. 16)

(2) Also known as Wálara. Úṭuṭára is Ilóaraŋa kúta. (this F.T.) Perhaps from Emălkŋa or Úṭuṭára; antăŋa (?) Awóḽara married also Irbílkiṛa (see Note 78). (later in this F.T.)

(3) From Uḽáṭerka; ljaúa kŋ. He married 1. Jáŋuranáka, 2. Káltia, 3. Mánkuṭa. (F.T. 17)

(4) From Emălkŋa; antăŋa kŋ. First wife of Etóparínja. (F.T. 12)

(5) From the Úlbma district, Kwáṭúmaŋa kăṭŋa; iḻía kŋ. He married 1. Njúṭupa I, 2. Ḻúŋkurkŋa, 3. Irtnjéuḽáka I. (F.T. 12)

(5a) She was given as a Purula by C.S., but Utnádaṭa (in 1953) claimed she was a Ŋala. TGHS Note: Ŋala seems like a normalization of her marriage with Ilăpalarínja, who was a Kŋyarea. (F.T. 27)

(6) From Ilăpala, Emălkŋaŋa iḻéoa. He married 1. Ilbúrkŋuŋṭa, 2. Lăparíntja II. (F.T. 27)

(6a) From Kăṭanŋa; lăkabára kŋ. (F.T. 17).

(6b) Also known as Iŋkúḽu(na). From Uláṭerka; ndórota kŋ. (F.T. 17). From Ilăpala, Emălkŋaŋa iḻéoa; antăŋa kŋ. (F.T .1) She married 1. Aráṭaṭa, 2. Ilkaíagáṭa. (F.T. 27)

This is a Map of the Western Aranda Njinaŋa Sections. It remains in its unfalsified form.

Diagram 3:

MAP II. THE WESTERN ARANDA NJINAŊA SECTIONS

From: T.G.H. Strehlow's "Culture, Social Structure and Environment in Aboriginal Central Australia" (1964)

21. NOTES:

1 real aboriginal landowners
2 conception site from which one get one's personel totem
3 mythical [twins]; supernatural newly-born infant
4 The history of Strehlow's often lonely fight for intellectual and humanitarian recognition for aboriginals is set down in my long and detailed paper entitled "Strehlow and Central Australia" written for *Anthropological Forum*, a little magazine published by the University of Western Australia and edited by Professor R.M.Berndt. My paper refutes academically attempts by H.C.Coombs to denigrate Strehlow's work by quoting it out of context in an article "Decisions by Aborigines", *Anthropological Forum*, Vol. III, No.2, November 1972.
5 The Woodward Commission was a body consisting apparently of lawyers and headed by a judge called Mr. Justice Woodward.
6 old men [fully trained]
7 It would be in Australia's public interest to know how any of those involved received these "Government appointments": were, for instance, any of these positions advertised; If not, why not? What criteria were applied to the appointments? What were/are the sums of money involved? To the writer's certain knowledge these are carefully hidden in more general allocations of money for "general purposes", but why?
8 everlasting home [of the local group]
9 green caterpillar
10 beetle that feeds on the green caterpillar
11 chief
12 Each (Land) Council has been provided with legal assistance by independent (sic!) solicitors and funded by the Australian Government: for further information (contact) Northern Land Council - c/- Ward, Keller and Morrison, Darwin, N.T. 5794 (and/or) Central Land Council -c/- Johnson (sic!) and Partners, Adelaide, S.A. 5000" (from *Guide to Aboriginal Assistance*, Department of Aboriginal Affairs, Canberra, 1974).
Mr. E.F.Johnston, Q.C., the Senior Partner of Johnston and Partners, became known outside legal circles in South Australia in 1969 when the Hall Government refused to accept the recommendation of the Chief Justice, Dr. J.J. Bray, that Mr. Johnston be made a Q.C.[= Queens Counsel] on the grounds that he was allegedly a Communist and a member of the Communist Party.
13 whiteman
14 black [man]
14a "S" is the abbreviation of Source Material (Section or References). "S" appears in the text with its corresponding ranking number in order of appearance (if it appears): Similarly are Appendices treated and are abbreviated to "Ap.".
15 S.1 = Map "Aboriginal Central Australia", first published in T.G.H. Strehlow's *Songs of Central Australia.*
16 S.2 = Australian National Mapping R 502 Series: scale 1: 250,000.
Alice Springs SF 53-14
Hermannsburg SF 53-13
Rodinga SG 53- 2
Henbury SG 53- 1
17 S.3 = "Aboriginal Central Australia": T.G.H. Strehlow and K.S.Strehlow, totemic and linguistic maps; scale 1:250,000 covering the same areas as the R502 Series (S.2)
18 Section 4 = "Everlasting Home" or *Pmara Kūtaṭa*"
19 means "death-dealing magic"
20 this site is just north of the area
21 = Owen Springs, '[place] of the diamond sparrows'; this is the site of the old station homestead on the Hugh River approximately 40 miles south-west of Alice Springs.

22 this site is just west of the area
23 means "limestone"
24 S.4 = *Songs of Central Australia*
25 S.5 = *Aranda Traditions*
26 For more details of the Myth of *Ilbāḷintja* consult the indices of S.4 and S.5.
27 References that may be consulted on this paragraph are S.9, (especially Map II); S. 13; S.14.
28 S.5, pp. 127-8
29 For collocations of this word see S.28; also S.5, pp. 85-6.
30 = native-cat
31 = stone sacred object
32 see note 17 on collocations; but the slightly different spelling is used to denote the objects themselves.
33 the science is the science of genetics
34 = S.16
35 = Mt Heughlin; Grid References: S.1, H.12; S.2, 537091; situated in the Purula-Kamara local grouparea of Western Aranda-speaking people, it belongs to the 'possum totem (= *imōra* or *antăṇa kŋānintja*)
36 = Mt Zeil; Grid References: S.1, I.12; S.2, 555083; situated in the Paltera-Kŋuarea local group area of Western Aranda-speaking people it belongs to the green caterpillar totem (= *tjŭruŋatja kŋānintja*), black hawk (= *lăkabăra*) and other totems
37 see S.17
38 Since this extract is a direct quote from the paper (S.16), it has been left as it is. The terms "white" and "black" are not in fact meant to be "emotive" European terms, but are direct translations of the terms the aboriginals themselves use: "*urbŭḷa*" = "black"; "*ḷiṇṭera*" = white man"
39 Ŋâmara = native pheasant; see F.T. V.5,pp.7-8; Ŋâmara II's own genealogy is F.T. V, 14.
40 = Mt. Brunonia; Grid Ref.: S.1, p.16; S.2, 188971
41 = Kântalkuaṭăra; Grid Ref.: S.1, p.16; S.2, 194974
42 = *ḍēba ŋāmara kŋānintja*
43 F.T. V, 5 and F.T. V,6
44 = Kenny Erĭtja or Erĭtja VII or Ŋamara III
45 F.T. V,14, p.3 also lists another Charlie from Alice Springs, Charlie XV, a halfcaste offspring of Linda II.
46 = Sidi Ross
47 = Tim III or Tim Erĭtja or Erĭtja VII
48 "Undoolya" is a corrupt pronounciation of Ndōlja, a major eagle totemic centre; Grid Ref.: S.1, p.13, S.2, 181047
49 = *erĭtja*
50 = Yambah Station; Grid Ref.: S.1, O.10; S.2, 157116
51 = Pŏṭa Tjōritja
52 S.1: K 15; S.3: 608994
53 = a type of venomous snake
54 = Tjāla or Wălis râkoulaŋa
55 a type of bulb the husk of which is called "*ntjēlba*"; it is a native food
56 see *Journey to Horseshoe Bend* (S.24), pp.47 and 55
57 one of Strehlow's Central Aranda informants at the 1933 Njōnta ceremonial festival
58 see S.24, p.55
59 Extracts from *Hermannsburg Chronicle*, 1887-1931 (Baptisms)
60 Extracts from *Hermannsburg Chronicle*,1887-1931 (Deaths)
61 Information from Gary Stoll, Hermannsburg
62 This is recorded as Pŏṭa Urŭṇa (= the Waterhouse Range) on S.1, or, appropriately enough, "The Range of Doom"; but in May 1978 on our way to Hermannsburg Strehlow told the writer its real name which is recorded here.
63 This real name was Kălaijĭka II

64 = east [of]
65 (or kātjiba) a bush with yellow berries (= solanum ellipticum)
66 totem place or conception site
67 for the march of the tjilpa men, see Section 13, para. viii
68 = *andăţa*
69 see *tjŭruŋa* and *altjira* collocations, S.28.
70 and/or that of the father, and/or the mother, and so on
71 and here comes the first major hint in this paper of the direct relationship between aboriginal land ownership in Central Australia and a man's mastery of his language.
72 = barrier
73 see S.14, p. 138
74 see sections 1 and 2 above
75 see Section 12, para viii below, on Njēnkugŭŋa and Owen Springs. In 1933 Strehlow was taken down the Hugh River and made a totemic sketch map of its course; this map is more recent information since the above lines were penned. Similarly Strehlow was taken over the site of Ntjipintja in 1962. He also spells the name as "Ntjipinja" & "Ntjipitnja", although they all are undoubtedly the same place. References are made to a camping site nearby and the abundance of grinding stones, evidence of habitation in times gone by. However the site of Ntjipintja itself was at the beginning of time the home of a fierce cannibalistic monster or *arintja* who glared out balefully and unflinchingly into the darkness of the night over the surrounding countryside, seeking out intended victims, his eyes gleaming like stars [or like the sun].
76 from S.23, pp xviii-xxi; pp.85-113
77 Lēltja = blood avenger, a ritual killer sent out in reprisal.
78 Grid References: S.1, L.15; S.2, 645010
79 Grid Reference unknown: tuātja = gap [in the ranges]; almost certainly this is a gap in the Waterhouse Range between Kōţitja and Ţĕrkaţĕrka; although the myth does not mention this as recorded, it is more than likely that they also visited Ntjipinja on their way for there is allegedly a cave there for this major *arintja* [=man-eating monster] site.
80 = Ţĕrkaţĕrka [literally "green" or "yellow"; "*ţĕrka*" = "grass"]
81 Grid Reference: S.1, M.19; S.2, 907670; a place name in the river at the confluence or one of the PalmerRiver distributories and the Finke River; an important *ilīa* or emu totemic centre.
82 Grid Reference: S.1, K.18; S.2, 934605; lit.="two knees".
83 the *tnjilaŋa* or *tnjēlaŋa* shrub is a fairly common shrub with red flowers which exude a considerable amount of sweet nectar; and these flowers were once sucked eagerly by the sugar-hungry natives. As firewood *tnjilaŋa* wood is quite useless, since it does notburn while even when dry and gives very little heat. To make a firebrand of green *tjnilaŋa* wood would be a ridiculous procedure in normal life. Such a torch would go out almost immediately. The "flame" of a green *tjnilaŋa* brand would therefore have no real effect upon closing up a wound: this would have to be done entirely by the magic spells sung during the reviving ritual. To use green *tjilaŋa* for making a torch is an act rather similar to the fashioning of a spear from mistletoe as is done in a Germanic myth.
84 the two *lēltja* know that their victim will soon be revived by their spells. They don't wish to be discovered by his side when he wakes up; for they want him to think that they are two strangers who had found him lying unconscious out in the sun, affected merely by sunstroke. They expect that he will not remember the circumstances of his own death, and hope that he will be unable to reveal their identities to his friends when he returns to his camp. Otherwise his kinsmen would be under an obligation to avenge his death upon his murderers.
85 a grass species with oat-like bluish ears

86 why they are gathering large tree stumps is not explained; but perhaps it is part of the subterfuge in note 84; perhaps they are masquerading as firewood gatherers?
87 again it is not explained why they hiss at their revived victim to give him a fright and to test his faculties; perhaps it is to test the success of their plans so far and when he does react they realize that the plans are going accordingly.
88 the Aranda - like the Germanic tribesmen in the days of Tacitus - normally counted their time in nights and not in days; in modern English "fortnight" alone survives.
89 an interesting observation on the myth is an added note to note 87 above: the *lēltja* do not appear to have sung the concealing verses to the real victim, hence, probably, their concern that they not be recognized and their identity revealed to avenging relatives of the deceased in turn.
90 = *tnŭŋka*. See also note 27 above. Strehlow collected at Wolatjatara camp on 19th September 1953 the legend and chants of the following myths: "Tnŭŋka of Ilĭkila" (22 verses), "The Ilīa [=emu] of Ntjĭpintja" (7 verses) and the Rāṭapa [=mythical twins] of Lăŋaltīa and Urŭkultjuma" (6 verses). No attempt has been made to explain or translate or give an account of this material since it has come to hand too late for the present dissertation.
91 see Section 14 below
92 = Pŏṭa Ulămba
93 see p. 57a of the 1933 Diary, Section 13, para.(viii) below
94 see also the Myth of Kōṭitja, Section 13, para. (v) above; the verses the writer has given out in this Myth of Kōṭitja are believed to be the only verses given out apart from those of C.Strehlow and T.G.H. Strehlow.
95 Strehlow told the writer that after performing this ceremony a blood-avenger was actually sent out into Iliaura country where a man was killed hence paying - like Racehorse who was forced to betray the location of the sacred cave at Kărkiljarkĭlja to the Horn expedition which plundered its *tjŭrunga* for the Museums of Victoria and South Australia - the supreme sacrifice for the furthering of scientific knowledge.
96 cf. the MYth of Kōṭitja, Section 13, para (v) above.
97 after Note 37, p.262, S.4
98 see Section 13, para. ix below - "a site west of Owen Springs"
99 slightly re-written from pp.137-138, S.4
100 p.115, S.5
101 after Strehlow, pp. 131-132, S.5
102 originally Owens Springs, this has apparently been shortened to Owen Springs; it is equated with Njēnkugŭŋa which means "place of the diamond sparrows
103 according to the sketch map of Strehlow's route down the Hugh in 1933 (p.57a) the country inside the range south of Owens Springs is "arēŋana country"
104 Ilōara is a saltlake; S.1 grid references: I.9
105 grid reference: S.1:O.13
106 from Uḑēpata = Ellery Creek Gorge
107 see correction in Section 9
108 grid reference: S.1:M.13
109 a species of *Claytonia*
110 grid reference of Kăṇṭowăḷa: S.1:M.17
111 grid reference: S.1:M.16
112 this explains why the *tjŭrunga*-bodies of the *ljāūa* women are still shown today in the sacred cave at Emīaŋa.
113 this extract has been summarized from the detailed translation in S.4, pp.147-154
114 S.1: grid reference M.15; S.2: grid reference 669018
115 see p. xxix of S.4

116 S.1: grid reference G.13 (approximate position only)
117 the words mean "the sorenosed one", "nose" [=*mŭla*] covered with knobs and sores"; "*măliĕra*" is the Western Desert word for the Aranda "*ilïara*" or novice. The two leaders of the *tjïlpa* host are Sire Tãtjiti, a Tăŋala (=the Aranda class "Ŋala", both are 8-class systems) man the father (=*njĕkụa*) and Pmãlbuŋka, a Tămbitjina (=the Aranda class Mbitjina) man and the eldest son of Tãtjiti (=*kŋărirbekụa*). For accounts of the parts of this myth and the translation of its chants and legend consult "Songs of Central Australia", pp.190, 403-409
118 Tjïta had two children from his first wife and three from his third.
119 = "fire-smoke"; a male who has undergone circumcision but has not yet completed his initiation rites and must not allow himself to be seen by women or children.
120 the information for II,4 was collected from Tjãkambărkaka on 16th and 17th June, 1955. Strehlow gives a note that his memory was not the best for explaining the derivations and other matters. Advice is given to check the information carefully in view of other factors. This could provide the logical explanation for the apparent discrepancies.
121 = a litte bird to be found near swamps
122 see S.5
123 Only T.G.H. Strehlow has recorded the existence of these people and mapped their area.
123a Mbŭlara means rainbow
124 "Loritja" = "other-speakers" or "foreigners", that is, designated as such by Aranda-speakers whose word for "foreigners" was "*lŏritja*"; there is hence no such thing as a "Loritja tribe"
125 =*ilpïntja*
126 Akăra [akăra = plain (in Western Aranda)] is actually a Lower Southern Aranda *urŭmbuḷa* (this word is not really translatable except that it is Strehlow's word for ceremonies associated with native-cat traditions, vide S.4, p.773, Index) centre situated in a vast treeless plain.
127 Grid Reference: S.1, V.20; it is 50 miles s-e of Therĕreta.
128 Grid Reference: S.1, V.20
129 = a blood avenging party
130 not translatable except as a song by the eagle brothers.
131 this passage has been reconstructed from S.4 and S.24 and from the writer's memory of personal communication.
132 S.1, O.20
133 Idracowra = Mbŏntumba, O,19; R 502:155889; Horseshoe Bend = Poṭ'Itïrka, Q.20
134 S.24, pp.132-7; to be found duplicated, S.31, Ap.20, pp.16-18. She was the mother of the two *ntjïkantja*+ brothers who pronounced the curse that first brought Death into the world after attaining their own home in the sky by climbing their magic spear which pierced the vault of the sky
135 + S.22, Ap.13, Note 3: "The passage in the original myth is as follows: The pair spoke: 'You miserable death-doomed wretches, all of you must die now! You may never return from the earth while you are living and you may never return after you are dead'. With these words they (*i.e.*, the Brothers) thrust them down into death (p.58)" literally "the nape of the neck" where venomous snakes were thought to have their poison glands
136 the Fifteen Mile Creek is on the edge of the Urãlterinja where the Tăŋka warriors had made their camp; it flows into the Finke at Ḻŏla: Grid Reference: P.20
137 Grid Reference: S.1, O.20
138 S.24, pp. 132-3
139 that is, the two Ntjïkantja brothers fleeing from the Ţăŋka avengers; the two *ilbăraḷĕa* [type of poisonous snake, greenish black in

colour] snakes turned into the Magellanic clouds [of stars] that can be seen low on the horizon in Central Australia in the early hours of morning.
140 his creek flows into the Finke River at Tjǐkara - see note 136
141 Grid Reference: S.1, p.19; S.2, 177891
142 see note 140
143 a venomous greenish-black snake (Southern Aranda)
144 S.24, pp.136-7
145 *ilii̱ŋka* = literally "*ilīa*" = "emu"; "*ǐŋka*" = "foot"; or "emu-footed ones"
146 para. xii, "Man's Twin Souls. Death. The SkyDwellers", pp. 594-621
147 see *The World of Pooh* by A.A.Milne, p.103: "Often, when he had had a long walk home through the Forest, he [*i.e.*, Piglet] had wished that he were a bird ..."
148 for aboriginal views on the utter annihilation of the human spirit on death, see S.31, pp. 40-1, the myth of the kangaroo (=*r̲ɐ̆ra*) or R̲ɐ̆r' Īlba [*īlba* = ear; literally "kangaroo's ear"], quoted from S.4, pp.164-6 and 260
149 this map accompanies a document known as The Reuther Manuscript translated from the original German by Hossfeldt. Its subject matter is Dieri mythology
150 this correspondence is available on request
151 Professor of Anthropology, University of Toronto [In his chapter entitled "Levels of Organization and Communication in Aboriginal Australia"]
152 this booklet "Central Australian Religion" first appeared in ***Festschrift für Ad.E. Jensen*** (1964) as "Personal Monototemism in a Polytotemic Community". The copyrights however are not owned by The Australian Association for the Study of Religions, but by Mrs. T.G.H. Strehlow.

* This Introduction is the text of an article written for ***Origin*** in 1977. It was also largely re-written for ***The Australasian Nurses Journal***, August 1978. The writer has now re-styled "land rights" as "aboriginal land ownership".

Interferenz im Dialekt
Ein Fallbeispiel aus dem steirischen Obermurgebiet

Herbert TATZREITER
Wien

1. Zur Abgrenzung des Themas

Seit der Übernahme des Terminus "Interferenz" (= Int.) aus der Physik in die Sprachwissenschaft hat sich die Forschung besonders unter dem Titel "Sprachkontakt" zu einer eigenen Disziplin, der Interferenzlingistik, entwickelt[1]. Ihre Berechtigung zu dieser Eigenständigkeit nimmt sie aus dem weitgesteckten Rahmen ihres Gegenstandes, der alle "Schichten einer strukturellen Sprachbeschreibung" umfassen soll und sowohl die Sychronie als auch die Diachronie mitberücksichtigen will[2]. In diesem Rahmen ist alles das eingeschlossen, was die Sprachgeschichte unter dem Aspekt der Lehnwortforschung, und die moderne Linguistik mit den kontrastiven Untersuchungen zu erfassen versucht hat. Die Mannigfaltigkeit des Objektbereiches in der Interferenzlinguistik stellt daher viele Bezüge zu anderen linguistischen Teildisziplinen her, so z.B. zur Kontrastiven Linguistik, Pragmalinguistik, Soziolinguistik und zuletzt zur Fehlerlinguistik, deren Aufgabe innerhalb der Angewandten Linguistik darin gesehen wird, sprachliche Abweichungen im Sinne von Normabweichungen zu beschreiben[3]. Es besteht kein Zweifel darüber, daß dieses weite Feld der Interferenzforschung zu interdisziplinärer Zusammenarbeit zwingt und gleichzeitig die von ihr berührten Disziplinen großen Nutzen ziehen können. Eine dieser Disziplinen ist auch die Dialektologie, wenn Dialektologie nicht bloß als Wissenschaft verstanden wird, die raumgebundene Sprachvarietäten und ihre geographische Reichweite untersucht, sondern darüber hinausgeht und die ortsgebundenen Dialekte in ihrer gruppenspezifischen Differenzierung bis hin zu standardsprachlichen Varietäten einbezieht[4]. Mit dieser Ausweitung auf gesellschaftliche Aspekte rückt die Dialektologie in die Nähe der Sozilinguistik. So lange freilich der Aspekt "Raum" beibehalten wird, kann man, wie das in jüngsten Untersuchungen geschehen ist, von "kommunikativer Dialektologie" sprechen, die stärker als in der Vergangenheit situative und gesellschaftliche Faktoren in den Vordergrund rückt[5]. Hat man bisher Dialektologie im Sinne einer Areallinguistik betont, die die Sprechweise

der an bestimmten Regionen gebundenen Informanten untersuchte, so trat in letzter Zeit der Sprecher selbst als Gegenstand der Untersuchungen immer stärker hervor, weshalb man auch neben der traditionellen Dialekt-Dialektologie von einer Sprecher-Dialektologie spricht[6].

Ausgehend von der Tatsache, daß der Dialekt in seinem Gebrauch nicht nur orts- oder regionalgebundene Ausdruchsformen, sondern auch alters-, sozial- und situationsspezifische Ausprägungen besitzt, und die Dialektsprecher neben ihrer dialektalen auch über eine mehr oder weniger ausgebildete standardsprachliche Kompetenz verfügen, ist zu erwarten, daß durch dieses Neben- bzw. Miteinander zweier oder mehrerer Subsysteme gegenseitige Beeinflussungen in Form von Int. (oder Transferenzen) verbunden sind[7].

Versucht man die Literatur über die Interferenzforschung zu überlicken, was bei der inzwischen erreichten Fülle und Vielfalt nur schwer möglich ist, so gewinnt man den Eindruck, daß je nach Theorie, Intention des Forschers und zu beschreibendem Objekt unterschiedliche Definitionen zum Interferenzproblem formuliert wurden. Eine der wesentlichen Bedingungen für alle bisher vorgestellten Konzepte dürfte der Spachkontakt sein, der zu jenen sprachlichen Erscheinungen führt, die mit den Termini Entlehnung, Sprachmischung und nicht zuletzt Int. verbunden sind. Alle diese genannten sprachlichen Phänomene sind sowohl unter dem Aspekt des Prozesses als auch dem des Ergebnisses zu sehen.

Das Ergebnis eines Interferenzprozesses ist in einer der beiden im Kontakt befindlichen Sprachen zu finden oder auch in beiden Sprachen. Im ersten Fall handelt es sich um eine einzeitige Beeinflussung, im zweiten Fall um eine wechselseitige Interferenz, die schon Hermann PAUL in seinen "Prinzipien der Sprachgeschichte" beschrieben hat: "Bei demjenigen, der zwei Sprachen nebeneinander spricht, kann natürlich jede durch die andere beeinflußt werden, die Muttersprache durch die fremde und die fremde durch die Muttersprache"[8]. Wechselseitige Int. werden vorrangig zwischen zwei verschiedenen Sprachen festgestellt und untersucht[9]. Schon aus der Definition von János JUHASZ (1980) 646 geht hervor, daß eine Beeinflussung von Elementen innerhalb einer Sprache möglich ist und zu Normverletzungen führen kann. Eine solche Veränderung innerhalb einer Sprache setzt die Existenz mindestens eines Subsystems voraus und kann als innersprachliche Int. bezeichnet werden. Seit den Anfängen ihrer wissenschaftlichen Bemühungen mit Johann Andreas SCHMELLER hat die Dialektologie die Heterogenität im Dialekt erkannt, die sich darin zeigt, daß die Sprecher mehrere schichtspezifische Sprachformen beherrschen. Die Auswirkungen der Beherrschung mindestens zweier Varietäten und die sich daraus ergebende Polarität Dialekt: Standardsprache mit

Zwischenstufen lassen sich in beiden Sprachsystemen beobachten.

In diesem Beitrag möchte ich auf einige Veränderungen innerhalb der Dialektvarietät eines Dorfes hinweisen, soweit solche aus meinem erhobenen Material zu belegen sind. Diese Veränderungen möchte ich als Int. bezeichnen, weil sie sehr deutlich auf die Überlagerung einer stadtsprachlichen Varietät zurückzuführen sind[10].

Bevor ich auf Interferenzenerscheinungen in den Bereichen der Phonologie, Morphologie und des Lexikons eingehe und anhand einiger Beispiele erläutere, will ich kurz das Dialekt-Standardverhältnis und die Normfrage behandeln.

2. Zum Dialekt-Standardverhältnis

Zu Int. innerhalb einer Sprache kann es nur kommen, wenn zwei oder mehrere Varietäten den Sprechern einer Sprachgemeinschaft zur Verfügung stehen. In den verschiedenen Gebieten des Deutschen finden sich recht unterschiedliche Verhältnisse in der Verwendung der polaren Varietäten Dialekt und Standard. Die auf diesem Gebiet vorliegenden Untersuchungen lassen den Schluß zu, daß im oberdeutschen Sprachraum der Dialekt als Hauptvarietät anzunehmen ist[11]. Doch sind innerhalb des Oberdeutschen die Dialekt-Standard-Verhältnisse in Österreich komplizierter als etwa im Mittel- und Niederdeutschen, da nach den Untersuchungen von Ingo REIFFENSTEIN (1977) eine Reihe von sprachlichen Formen zwischen Dialekt und Standard besteht[12]. Diese sprachlichen Zwischenformen werden primär situativ und erst sekundär sozial gesteuert. Der Dialekt ist jene Hauptvarietät, in der ein Großteil der Kinder aufwächst und erzogen wird, bevor sie etwa ab dem schulpflichtigen Alter mit der Standardvarietät, der "Hochsprache", vertraut gemacht werden. So lange über den Sprachgebrauch in Österreich keine genauen statistischen Angaben vorliegen, sind wir auf Erfahrungswerte angewiesen, die die Dialektsprecher mit etwa 75 Prozent angeben. Somit läßt sich sagen, daß der überwiegnde Teil der Kinder zunächst im Dialekt sozialisiert wird und erst allmählich im Grundschulalter eine "bidialektale" Kompetenz entwickelt, die je nach Partner, Situation und Gesprächsthema bestimmte sprachliche Formen einsetzt[13]. Mit Ausnahme der geschulten oder versierten Specher wird man im allgemeinen bei Standardsprechern die primäre Kompetenz ohne Schwierigkeiten im jeweils regionalen Dialekt ermitteln können. Trotz ihrer Bemühungen können sich die Sprecher der Zielnorm in der Standardsprache auf segmentaler Ebene nur nähern, sie werden sie kaum erreichen. Man wird daher die Sprechweise des Österreichers "ohrenfällig" von der eines Schweizers oder Bürger der BRD und DDR unterscheiden können. Daß derartige Sprachmerkmale nur im gesprochenen Deutsch und, abgese-

hen von lexikalischen Differenzen, prinzipiell nicht in der "Schriftsprache" ihren Niederschlag finden, dafür spricht die weite Verbreitung der Literatur österreichischer Autoren über die eigenen Staatsgrenzen hinaus. Die Unterscheidung zwischen gesprochenem und geschriebenem Deutsch macht deutlich, daß im geschriebenen Deutsch die Differenzen zwischen Österreich und den übrigen deutschen Sprachgebieten äußerst gering ausfallen. Sie weist aber darauf hin, daß im gesprochenen Deutsch durch das Nebeneinander von Dialekt und Hochsprache österreichische Regionalismen in genügendem Maße hervortreten, so daß man sie als dialektal bedingte Int. bezeichnen kann. Handelt es sich im Standardbereich um Abweichungen von der kodifizierten Norm, so kann man im Dialektbereich nur von einer Änderung der Gebrauchsnorm sprechen. Im folgenden soll kurz auf die Normproblematik hingewiesen werden, ausgehend von der Definition bei János JUHASZ (1980), der unter Int. eine "Verletzung einer sprachlichen Norm" versteht[14].

3. *Zur Normfrage*

Hier soll das Problem der Sprachnorm im Zusammenhang mit der Int. erörtert werden[15]. Während wir in der deutschen Standardsprache von einer kodifizierten Norm ausgehen können, ist für den Dialekt zwar keine Norm fixiert, es wäre aber unrealistisch zu meinen, daß der Dialekt dadurch in seiner Verwendung vollkommene Freiheit besäße. Die dialektale Norm findet sich in seinem Gebrauch, und hier ergibt sich eine Verbindung zur gesprochenen Standardsprache, deren kodifizierte Norm als Zielgröße vom Sprecher wohl angestrebt, jedoch kaum erreicht wird und daher immer unter dieser Zielnorm in einem Bereich bleibt, den man als "Gebrauchsnorm" definieren kann[16]. Beide Varietäten besitzen also Gebrauchsnormen, die von der Mehrheit der Sprachteilnehmer durch eine gewohnheitsmäßige Auswahl von Möglichkeiten innerhalb des Systems bestimmt wird. Dabei wird es, wie János JUHASZ (1970) auf der Grundlage statistischer Ermittlungen unterscheidet, neben dem "invarianten Bereich" den "Bereich der fakultativen, mehr oder weniger gleichberechtigten bzw. gleich häufigen Varianten" geben, die aber von solchen zu trennen sind, die selten vorkommend von der Mehrzahl der Sprecher "als fehlerhaft, als unregelmäßig oder doch immerhin als ungewöhnlich empfunden werden"[17]. Hier sind wir bei Verstößen im Sinne von Int. angelangt. Zunächst haben wir es bei Int. im Dialekt mit Phänomenen der Parole zu tun, also der Sprachverwendung als einem ersten Stadium, in dem Uriel WEINREICH (1977) die Interferenzerscheinungen mit dem "Schwemmsand eines Stromes" vergleicht, der schließlich zum "sedimentierten Sand" in der Sprache (Langue) wird, sobald der anfänglich zögernde Gebrauch bestimmter sprachlicher

Elemente zur festen Gewohnheit geworden ist und sich institutionalisiert hat[18]. Im Augenblick der Institutionalisierung hat man aber bereits das Stadium des Interferierens überschritten und die Integration erreicht. Wenn die Int. als Abweichungen zum festen Bestand des Sprachgebrauchs (Dialektgebrauchs) geworden sind und daher nicht mehr als "Verstöße" oder als ungewöhnliche Elemente empfunden werden, sind sie integriert. Integrationen als Ergebnis eines Int.-prozesses sind in den verschiedenen grammatischen Bereichen unterschiedlich in ihrem Stellenwert und ihrer Auswirkung auf das Gesamtsystem zu beurteilen.

4. Methodologisches

Anhand eines Fragebuches nach dem Muster des Schweizerdeutschen Sprachatlasses habe ich in einem zusammenhängenden Gebiet der Steiermark bis 1980 insgesamt 25 Erhebungen durchgeführt[19]. Befragt wurden in Ortschaften mit einem relativ hohen Anteil der bäuerlichen Bevölkerung ortsansässige Bewohner, von denen zu erwarten war, daß sie den lokalen Dialekt in ihrer alltäglichen Sprache verwendeten. In jedem der explorierten Ortschaften wurden durchschnittlich acht bis zwölf Personen in Form von Interviews befragt, abschließend wurden mit dem Tonband Erlebnisse und Arbeitsbeschreibungen aufgenommen. Jede der Aufnahmen dauerte im Durchschnitt eine Woche. Die Sprachdaten wurden nach Vorgesprächen in einer weitgehend natürlichen Aufnahmesituation gewonnen und können, gemessen an der Datenmenge und Dauer der Aufnahme, als repräsentativ bezeichnet werden[20]. Aus diesem Material wähle ich den Ort Kobenz in der Steiermark, der wegen seiner Lage im verkehrsoffenen Murtal und seiner unmittelbaren Nähe zur Bezirkshauptstadt Knittelfeld auch sprachlich als besonders innovationsfreudig bezeichnet werden kann[21].

Die Innovationsfreudigkeit konnte nicht nur am Aufnahmematerial beobachtet werden, sondern wurde durch eine vergleichende Erhebung in der nahen Stadt Knittelfeld zusätzlich bestätigt. Es wurde versucht, den Basisdialekt der etwa 5 km entfernten Stadt zu erfragen. Durch den regen und eher einseitigen Kontakt der Bewohner von Kobenz mit ihrer Bezirkshauptstadt darf man annehmen, daß die sprachlichen Einflüsse vom Stadtdialekt zum Landdialekt erheblich sein müssen, da der Pendlerverkehr zwischen den beiden Ortschaften nach den statistischen Angaben sehr rege ist[22].

Variationen im sprachlichen Verhalten der Informanten waren umso auffallender, als für die Aufnahme selbst und die Wahl der Sprecher bestimmte Faktoren konstant gehalten wurden: Ortsansässigkeit der Sprecher, Zugehörigkeit zu der Gruppe der Landwirte und Handwerker, Zugehörigkeit der Informanten zur Altersgruppe zwischen 50 und 70 Jahren, Auf-

nahme in der den Sprechern vertrauten Umgebung bei gleichbleibender Situation. Trotz Einhaltung dieser Konstanten wurden sprachliche Varianten in den Äußerungen der Sprecher festgestellt, die als Interferenzerscheinungen in allen grammatischen Bereichen zu werten sind. Ein Vergleich der sprachlichen Daten von Kobenz mit jenen der Stadt Knittelfeld ist deshalb gerechtfertigt, weil in beiden Orten Vertreter des Basisdialekts befragt wurden. Einerseits läßt sich ein Festhalten an der ortsüblichen Sprechweise beobachten, was man mit dem Terminus "Ortsloyalität" umschreiben kann[23], andererseits wurde immer wieder von seiten der Informanten darauf hingewiesen, daß abweichende Sprachformen von der ortsüblichen Norm zugunsten höherschichtiger Varianten aus Prestigegründen vorgenommen werden. Zweifellos orientieren sich die Sprecher an den Prestigeformen, die aus der naheliegenden Stadt oder direkt aus dem Standardbereich stammen, weil mit ihnen eine angemessenere, weiterreichende und Fremden gegenüber verständlichere Kommunikation ermöglicht wird als mit dem eigenen Ortsdialekt, der den Gesprächen mit Ortsbewohnern, Bekannten und Familienangehörigen vorbehalten bleibt. Ich muß nicht eigens betonen, daß auch innerhalb der Ortschaft Kobenz durch unterschiedliche soziale Gruppierungen sprachliche Differenzen bestehen, so daß innerhalb der Ortsgemeinschaft selbst gruppenspezifische Sprachvarietäten existieren, von denen die standardsprachenäheren höher eingeschätzt werden als die im Dialektbereich liegenden. Die subjektive Einschätzung der sprachlichen Varianten von seiten der Sprecher ist eine der Ursachen für die bewußte Hereinnahme nichtdialektaler und systemfremder Formen.

5. *Zu Erscheinungen der Interferenz im Dialekt*

Im folgenden sollen einige Beispiele aus den Bereichen der Phonologie, Morphologie und dem Lexikon interpretiert werden. Die Ausgangsformen sind jeweils dem Basisdialekt von Kobenz entnommen und werden mit Formen des Stadtdialektes von Knittelfeld kontrastiv verglichen[24].

5.1. Interferenz im phonetisch-phonologischen Bereich

In den Positionen vor Plosiven und Frikativen verhalten sich die Vokale in beiden Ortschaften gleich und ergeben ein symmetrisches System aus drei Stufen mit je zwei Gliedern in den oberen beiden Reihen:

/i/ - /u/
/e/ - /o/
/a/

Abgesehen von Besetzungsunterschieden in den beiden Orten ist dieses System der Vokale stabil. Die Realisierung der Vokale kann quantitativ zwischen Kürzen und Längen schwan-

ken:
/šlitn/ "Schlitten" als [-i-, -i:-], /mukn/ "Mücke" [-u-, -u:-], /tretn/ "treten" [-e-, -e:-], /lotn/ "Latte" [-o-, -o:-], /latl/ "kleine Latte" [-a-, -a:-].

Diese stabile Zweigliedrigkeit des Vokalsystems wird infolge der Überlagerung durch das städtische System dann "gestört", wenn die Vokale in der Stellung vor [l] berücksichtigt werden. Im Gegensatz zum Ortsdialekt von Kobenz verfügt der Stadtdialekt von Knittelfeld über gerundete Palatalvokale, die sekundär aus der Vokalisierung des präkonsonantischen oder auslautenden [l] enstanden sind. Dieser interferierende Prozeß in Kobenz hat zu einem Nebeneinander folgender Varianten geführt:
[mülx] - [mü:x] "Milch", [štül] - [štü:] "Stiel, still", [pültl] - [pü:tl] "kleines Bild", [mölxn] - [mö:xn] "melken", [šnöl] - [šnö:] "schnell", [söltn] - [sö:tn] "selten" usw.[25]. Es besteht kein Zweifel darüber, daß nach Abschluß dieses Prozesses ein dreigliedriges Vokalsystem erreicht ist, wie es bereits im Stadtdialekt von Knittelfeld gilt, wo zusätzlich Varianten wie [drü:bm] "drüben", [grü:n] neben [gri:n] "grün" aus dem hochsprachlichen Bereich zu verzeichnen sind. Die Vokalisierungsergebnisse in Form von gerundeten Varianten sind im gesamten Vokalsystem gleichermaßen zu beobachten, also auch bei den velaren Vokalen und Diphthongen. Hier freilich scheint die Variabilität größer zu sein, da im Endstadium dieser Veränderungen durchweg sekundäre Diphthonge vorliegen, wie das Beispiel "folgen" zeigt:
[fulŋ] - [fuülŋ] - [fuüŋ] - [fuiŋ]; in Knittelfeld nur [fuiŋ] neben [foiŋ] bedeuten eine stärkere Annäherung an den Standardbereich.

In der Stellung vor [r] unterliegen die Kurzvokale in ihrer Qualität einer besonders starken Schwankung in jenen Beispielen, deren [r] labiale oder velare Konsonanten folgen. Der Kontrast zwischen dem Ortsdialekt von Kobenz und dem der Stadt Knittelfeld ist in diesen Fällen besonders groß und den Sprechern auch bewußt, so daß man hier von Ersatzformen sprechen kann. Die variierenden Formen deuten aber auch hier auf Int., die sich prozeßhaft vollzieht, so in [knülxn] - [kxürxn] - [kxü:əxn] - [kxi:əxn, -h-] "Kirche", in Knittelfeld nur [khi:əxn, -h-],
[mölŋ] - [molŋ] - [morŋ] - [mo:ərŋ] - [mo:əŋ] "morgen", in Knittelfeld nur [mo:əŋ]
Ähnlich variantenreich werden die Beispiele "Berg", "Furche", "wärmer", "arm", "herb", "Birke" u.a. realisiert[26].

Neben diesen genannten Veränderungen im Vokalsystem durch den Zuzug palatal gerundeter Vokale oder sekundärer Diphthonge zeigen sich Restrukturierungen in der Besetzung, die besonders in Beispielen mit zugrundeliegenden mhd. Langvokalen und Diphthongen erfolgen. Ich greife nur die Bei-

spiele "gehen", "schön", "Lohn" und "Bein" heraus, denen der auslautende dentale Nasal gemeinsam ist; sie lauten in Kobenz:
[ge:ə], [še:ə], [lo:ə], [po:ə] mit Tilgung des auslautenden Nasals, aber mit Beibehaltung der Nasalität in den langen, fallenden Diphthongen, die wegen ihrer Auffälligkeit durch steigende Diphthonge des Typs AI und AU ersetzt werden. Diese neuen Lautungen werden mit jenen homophon, deren Entsprechungen mhd. î, û und û sind. Relativ selten wird [oə] in Beispielen wie "Bein" durch [a] ersetzt, das in Knittelfeld in allen Beispielen mit zugrundeliegendem mhd. ei gilt und wo für die Langvokale mhd. ê, ô, ô̂ monophthongische Realisierungen herrschen wie [ge:n], [še:n], [lo:n] neben [lo:un], aber [pa:n]. Die auslautenden Nasale werden im Gegensatz zum Dialekt von Kobenz wieder eingesetzt. In einer Übersicht sieht die Verteilung der Varianten in beiden Dialekten folgendermaßen aus:

Mhd.:	ên :	ô̂n :	ôn :	ein	
Kobenz:	e:ə(n)		o:ə(n)		gehen,schön:Lohn,Bein
		ai(n)	au(n)	o:ə(n)	
				a:(n)	Bein
Knittelfeld:	e:n		o:n, o:un	a:n	gehen,schön:Lohn:Bein

Haben wir bisher nur Varianten bei Vokalen und Diphthongen als Int.lautungen erwähnt, so sei noch auf zwei Erscheinungen im konsonantischen Bereich hingewiesen:

Die erste berifft die Realisierung von spätahd. kch. Beide Ortsdialekte liegen im bairischen Gebiet, das spätahd. kch als Affrikata bewahrt hat. Während in Kobenz die affrizierten Formen stark variieren und Realisierungen mit nur teilweiser oder schon fehlender Aspiration möglich sind, ist in der Stadt weitgehend von nur aspirierten oder nichtaspirierten Realisierungen auszugehen. Zusammengefaßt ergeben sich folgende Varianten für ahd. kch vor Konsonanten in "Knecht", "klein", "krank" u.a. in Kobenz:
[kxne:xt], [kxlo:ə(n)], [kxrauŋkx] gegenüber
[kne:xt], [kla:n], [krauŋk]
in Kittelfeld. Dieser Abbau der Affrikaten im Anlaut greift in der Stadt allmählich auf die In- und Auslautpositionen über. Daraus ergibt sich, daß auch in Kobenz zunächst nur bei der anlautenden Affrikata [kx-] Nebenformen mit den Varianten [khn-, kn-], [khl-, kl-] und [khr-, kr-] zu beobachten sind. Obwohl diese Int. im Gegensatz zur standardsprachlichen Realisierung stehen, sind sie für die Ortssprache von Kobenz (und auch der Stadt Knittelfeld) als Beispiele für distanziertes Verhalten gegenüber der Hochsprache zu werten[27].

Die zweite Erscheinung betrifft die Lenisierung besonders von inlautend dentaler Fortis, die für den Basisdialekt dieses Raumes untypisch ist. Diese Lenisierungen von -t- sind auf den Einfluß des im Norden und Nordosten des Gebietes geltenden und mit Wien als Zentrum dominierenden "Donaubairischen" (oder Mittelbairischen) zurückzuführen. Es ergeben sich dadurch Schwankungen zwischen basisdialektaler Fortis- und Lenisaussprache; in Kobenz etwa in folgenden Beispielen:

[gšnitn] → [gšni:dn] "geschnitten",
[fuətan] → [fu:ədan] "füttern",
[guəti] → [gu:ədi] "(eine) gute", die in Knittelfeld nur mit L[no:gl]→[no:gln]"nageln"

5.2. Interferenzen im morphologischen Bereich

Erscheinungen der Int. in der Morphologie lassen sich ebenfalls mit einigen ausgewählten Beispielen belegen. Auf der phonetisch-phonologischen Ebene führen, wie die bisher genannten Beispiele zeigen, die Int. zu kontinuierlichen oder stufenförmigen Übergängen. Im morphologischen Bereich besteht dagegen nur die Wahl zwischen zwei Alternativen, die kaum Zwischenstufen zulassen. Die Alternativen werden vom Ortsdialekt Kobenz als lokaler und vom Stadtdialekt als regionaler Variante gestellt[28].

Die Infinitive jener Verben, deren Stämme mit einem Nasal oder mit Konsonant + Liquid l enden, beiben in Kobenz ohne -en. Diese "Endungslosigkeit" ist auch im Partizip des Präteritums der auf Nasal endenden starken Verben beibehalten. Durch den Einfluß der Stadtsprache werden diese verbalen Kurzformen durch Erweiterung mit -an, bei Verben auf -l mit -n, verdrängt. Die folgende Gegenüberstellung der beiden Ortsdialekte soll diese Entwicklung veranschaulichen:

Kobenz		Knittelfeld	
[kxaim]	→	[khu:man]	"kommen"
[naim]	→	[ne:man]	"nehmen"
[prain]	→	[pre:nan]	"brennen"
[gwiŋ]	→	[gwi:nan]	"gewinnen" u.a.
[no:gl]	→	[no:gln]	"nageln"
[tsintl]	→	[tsintln]	"zündeln (mit Feuer spielen)"
[ho:uwl]	→	[ho:uwün]	"hobeln" u.a.

Die mit Umlaut gebildeten Plurale maskuliner Substantive "Fäden", "Kästen", "Mägen", "Wägen" u.a. werden in Kobenz als [fa:dn], [kxastn], [ma:gŋ], [wa:gŋ] realisiert, daneben stehen aber auch die stadtsprachlichen Formen [fe:dn], [khestn], [me:gŋ], [we:gŋ]. Im Beispiel "Gärten" besteht noch die ursprüngliche Form [gaštn] neben [ga:tn], [geətn], in "Bärte" ursprüngliches [pašt] neben [peət] und [peəte].

Vergleicht man die Int.erscheinungen des phonologischen Bereichs mit denen nur in wenigen Ausschnitten aus der Morphologie gebotenen, muß man bedenken, daß die Einflüsse in der Morphologie nicht nur aus der regional geltenden Stadtsprache, sondern auch aus der Hochsprache stammen können. Ein Vergleich der beiden grammatischen Bereiche Morphologie und Lexikon mit der Phonologie läßt den Schluß zu, daß das geschlossene Lautsystem Einflüssen gegenüber resistenter ist als das "offenere" Morphemsystem. Von der Hochsprache weit abstehende Formen des lokalen Dialekts werden durch hochsprachenahe ersetzt, die in der regionalen Variante des Stadtdialekts vorgegeben sind.

5.3. Interferenzen im lexikalischen Bereich

Viele lexikalische Differenzen zwischen den Ortsdialekten von Kobenz und Knittelfeld sind auf unterschiedliche Sachkenntnisse in der Arbeitswelt zurückzuführen; von ihnen soll hier nicht gesprochen werden. Es geht um den beiden Orten gemeinsamen und daher vergleichbaren Wortschatz, der in bestimmten Sach- und Lebensbereichen durch Heteronyme austauschbar ist und im Dialekt von Kobenz neu besetzt wird, wenn dadurch eine regionale bis überregionale Verständigung erreicht werden kann. Mit dem erzielten Ausbau und Austausch des Lexikons stehen dem Sprecher in der Regel zwei Varianten zur Wahl. Wie weit die dadurch bestehenden semantischen Int. zu einem "inneren" Strukturwandel führen, ist noch zu wenig bekannt und bedarf einer fundierten Methodik in eigenen Untersuchungen. Ich beschränke mich hier auf eine kleine Liste konkurrierender Lexeme:

Kobenz		Knittelfeld
Keue	→	Kinn
Üechse	→	Achselhöhle
(ein) Tenggischer	→	Linkshänder
Truhe	→	Sarg
röhren	→	weinen
leg (dich warm an)	→	zieh (dich warm an)
Schulpack	→	Schultasche
Feim	→	Schaum
(das Licht) aufdrehen	→	aufschalten
Geschirrfetzen	→	Abwaschlappen
Gotl	→	Taufpatin
Miggatzen	→	Stachelbeeren
Granggen	→	Preiselbeeren
abwinden	→	aufwickeln
einwindeln	→	einsäumen u.v.a.

Bei der Erhebung dieser lexikalischen Unterschiede wurden die angegebenen Lexeme in den Ortschaften als Erstnennungen festgehalten, während die im Nachbarort gültige Form meist als Zweitbeleg mit Hinweisen der Informanten präzisiert wurde wie "sagt man jetzt auch schon" (Kobenz) bzw. "hat man

früher gesagt" (Knittelfeld). Die Zusatzfrage des Explorators, welches Wort wann und von wem gebraucht werde, führte zu keinen klaren Ergebnissen. Hier ist mit soziolinguistischen und psychologischen Methoden noch lohnende Arbeit zu tun.

6. *Schlußfolgerungen*

Ausgangspunkt meines kurzen Beitrages war der Ortsdialekt von Kobenz. Durch seine geographische Nähe zum Stadtdialekt von Knittelfeld, besonders durch den engen Kontakt zwischen beiden Ortschaften, der durch den regen Pendlerverkehr und die allgemein starke Orientierung nach dem Bezirks-, Schul-, Kultur- und Einkaufszentrum zustandekommt, ergeben sich stadtsprachliche Einflüsse in Form von Int. auf allen Ebenen der Grammatik. Das interferierende System, das für mich im Stadtdialekt von Knittelfeld erhoben wurde, besitzt ein höheres Prestige und wird daher situativ und sozial gesteuert von den Dialektsprechern des Dorfes verwendet. Aus den Differenzen zwischen dem Dorfdialekt von Kobenz und dem Stadtdialekt von Knittelfeld lassen meine Beobachtungen folgende Schlüsse zu:

(1) Bei größerer Unterschiedlichkeit der interferierenden Systeme sind auch die potentiellen Ansatzpunkte für Int. höher, d.h. ein hoher Deckungsbereich zweier Varietäten schließt einen geringen Kontrast ein, wodurch das Int.-bewußtsein bei den Sprechern entsprechend gering ist.

(2) Der Abbau lokaler Dialektkennzeichen[29] bei gleichzeitiger Übernahme stadtsprachlicher Formen führt über Zwischenstufen immer in Richtung "Hochsprache", verharrt aber in einem Bereich, der als "Umgangssprache" zu bezeichnen ist und über dem Stadtdialekt steht. Diese Orientierung der Dialektsprecher nach den höher eingeschätzten Varietäten läßt sich vereinfacht folgendermaßen darstellen:

Dorfdialekt   Stadtdialekt   Umfangssprache   Hochsprache

-------------Orientierung nach Prestige--------------------------→

Nach den kontinuierlichen Stufen bis zu dem umgangssprachlichen Bereich erfolgt ein diskontinuierlicher Übergang zur Hochsprache.

(3) Trotz der Übernahme von Formen aus der Stadtsprache bleibt die Kompetenz der Sprecher im lokalen Dialekt (Dorfdialekt) unberührt, sie wird aber, versehen mit einem variationsfähigen Register, ausgebaut. Alle Sprecher des Dorfes verfügen heute über mehrere Varietätensysteme, die mit dem übergeordneten Standardsystem, dem Hochdeutschen, in Beziehung stehen. Der Prozeß des kontinuierlichen Abbaus dialektaler Kennzeichen in allen grammatischen Bereichen vollzieht sich nach bestimmten Regeln, die aber mit sozio-

linguistischen, psycholinguistischen und pragmalinguistischen Methoden zu suchen und zu formulieren sind[30].

ANMERKUNGEN

1 Vgl. dazu den Artikel 76 von János JUHASZ "Interferenzlinguistik". In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Hrsg. von Hans Peter ALTHAUS et al., 2.Aufl., Tübingen 1980, S. 646-652 (mit Auswahlbibliographie). - An wichtigen Arbeiten und Sammelbänden zum Interferenzproblem seien genannt: János JUHASZ (1970). Probleme der Interferenz. München. - Uriel WEINREICH (1977). Sprachen im Kontakt. München. Originaltitel der 2.Aufl. 1963 "Languages in Contact". - Herbert KOLB et al. Hrsg. (1977). Sprachliche Interferenz. Festschrift für Werner Betz zum 65. Geburtstag. Tübingen. - Wolfgang MEID und Karin HELLER. Hrsg. (1981). Ursache von Veränderungen der Sprach- und Bewußtseinsstruktur. Eine Sammlung von Studien zur sprachlichen Interferenz. Innsbruck (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 34). - Peter Hans NELDE. Hrsg. (1980). Sprachkontakt und Sprachkonflikt. Wiesbaden (ZDL BH 32).

2 Gerd TESCH (1978). Linguale Interferenz. Tübingen, S. 11; in diesem Buch wird die bis 1976 erschienene Literatur zur Interferenz in ihren Grundfragen diskutiert.

3 Dieter CHERUBIM. Hrsg. (1980). Fehlerlinguistik. Beiträge zum Problem der sprachlichen Abweichung. Tübingen.

4 Zur Zeit sind im deutschen Sprachraum vor allem zwei Projekte über "Ortssprachen" zu nennen: In Bonn; vgl. dazu Werner BESCH. Hrsg. (1981). Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Forschungsbericht Erp-Projekt. Bd. 1. Berlin. In Österreich wird in Salzburg unter Leitung von Ingo REIFFENSTEIN die Ortssprache von Ulrichsberg im Mühlviertel, Oberösterreich, von einer Forschergruppe untersucht; einen ersten Bericht darüber gibt Andreas WEISS (1978). Sprachverhalten in Ulrichsberg. Ein Zwischenbericht. In: Jahrbuch der Univ. Salzburg (1975-1977), S. 61-71.

5 Vgl. dazu Klaus J. MATTHEIER (1980). Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Heidelberg. - Zur Definition von "Dialekt" s. Joachim GÖSCHEL et al. Hrsg. (1976). Zur Theorie des Dialekts. Wiesbaden (ZDL BH NF 16).

6 So in einem Vortrag von Heinrich LÖFFLER, gehalten in Wien 1982; der Terminus "Sprecher-Dialektologie" wird der traditionellen "Dialekt-Dialektologie" gegenübergestellt.

7 Dazu Gerd TESCH (1978). Anm. 2, und die dort enthaltene Bibliographie S. 262-293.

8 Hermann PAUL (1937). Prinzipien der Sprachgeschichte. 5. Aufl. Halle a. d. Saale, S. 392; 8. Aufl. Tübingen 1970 (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 6).

9 Vgl. János JUHASZ (1970) Anm. 1, der die Einflüsse des Ungarischen auf das Deutsche empirisch beschreibt.

10 Das Problem der Int. im Dialekt wurde von mir in einem Kurzreferat bei der "8. Jahrestagung österreichischer Linguisten" in Salzburg 5.-8.12.1980 vorgetragen und wird in diesem Beitrag in geändeter Form wiedergegeben.

11 Vgl. dazu die Typologie von Klaus J. MATTHEIER (1980) Anm. 5, S. 162-171.

12 Ingo REIFFENSTEIN (1977). Sprachebenen und Sprachwandel im österreichischen Deutsch der Gegenwart. In: Sprachliche Interferenz. Tübingen, S. 175-183, vertritt die Meinung, "daß die verschiedenen Sprachformen nicht voneinander getrennte Systeme sind, sondern Inventare von Varianten, die jeweils verschieden kombiniert werden und zwischen denen permanente Interferenzen bestehen" (S. 177).

13 Vgl. dazu die generative Beschreibung einer bidialektalen Kompetenz von John R. RENNISON (1981). Bidialektale Phonologie. Die Kompetenz zweier Salzburger Sprecher. Wiesbaden (ZDL BH NF 34).
14 János JUHASZ (1980) Anm. 1, S. 646.
15 Zur Normdiskussion verweise ich auf den Artikel 33 von Klaus GLOY (1980). Sprachnorm. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik, S. 363-368 (mit Auswahlbibliographie).
16 Dazu Ingo REIFFENSTEIN (1982). Hochsprachliche Norm und regionale Varianten der Hochsprache: Deutsch in Österreich. In: Zur Situation des Deutsch in Südtirol. Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 13, S. 9-18, insbes. S. 11: "Hochsprache ist von Entstehung und Funktion her immer eine Zielnorm, die über den Gebrauchsnormen stehen wird".
17 János JUHASZ (1970) Anm. 1, S. 47.
18 Uriel WEINREICH (1977) Anm. 1, S. 27f.
19 Vgl. dazu die genauen Daten der Aufnahme bis 1977 in: Herbert TATZREITER (1978). Beharrsamkeit, Varietät und Wandel im Dialekt des Obermurgebietes. Masch. Habilschr. Wien, S. 28-41.
20 Jochen HUFSCHMIDT - Klaus J. MATTHEIER: Sprachdatenerhebung. In: Werner BESCH. Hrsg. (1981) Anm. 4, S. 178-205.
21 Daten von 1971 zur Gemeinde Kobenz in: Beiträge zur Österreichischen Statistik 309. 9. Heft (1974). Wien: Kobenz mit 1.611 Einwohnern, davon 606 Beschäftigte mit 394 Auspendlern, allein davon 354 Tagespendler.
22 Vgl. dazu die statistischen Angaben in Anm. 21.
23 Zum Terminus "Ortsloyalität" s. Klaus J. MATTHEIER (1980) Anm. 5, bes. S. 72, wo vom Faktor der "Ortsgebundenheit" ausgehend von "subjektiver Ortsloyalität" gesprochen wird, die "die Akzeptierung örtlicher Einstellungs- und Verhaltenssysteme erfaßt".
24 Die Dialektbeispiele werden in vereinfachter Form wiedergegeben, so weit dies für das Verständnis von unterschiedlichen Varietätenformen noch vertretbar ist; zu Transkription und phonetischer Deskription der Beispiele vgl. Herbert TATZREITER (1978) Anm. 19.
25 Den genannten Beispielen liegen jeweils mhd. i und ë zugrunde; dem mhd. o und Primärumlaut-e entsprechen in diesem Gebiet diphthongische Realisierungen des Typs OU und EI (mit geschlossener Aussprache des ersten Diphthongkomponenten).
26 Eine genaue Beschreibung und geographische Verteilung der R-Realisierung vor labialen und velaren Konsonanten gibt auch Eberhard KRANZMAYER (1931). Sprachschichten und Sprachbewegungen in den Ostalpen I. Wien und München (Arbeiten zur Bayerisch-Österreichischen Dialektgeographie 2. Heft); Ders. (1956). Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien.
27 Distanziertes Verhalten gegenüber der Hochsprache zeigt sich wohl auch darin, daß es für Dialektsprecher in einem Dorf zwischen "Umgangssprache" und "Hochsprache" einen diskontinuierlichen Übergang gibt, oder anders ausgedrückt: Der Sprung in die Hochsprache ist für Dialektsprecher aus einem Dorf ein größerer als für die Stadtbewohner; dies geht auch aus einer Untersuchung hervor von Hans MOSER (1982). Methodische Übelegungen zur Untersuchung des gesprochenen Deutsch in Südtirol. In: Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 13. Innsbruck, S. 75-90 (bes. S. 83).
28 Zu den Erscheinungsformen der bisher behandelten "lautlichen" Int. und der "grammatischen" sowie "lexikalischen" Interferenzen vgl. Uriel WEINREICH (1977) Anm. 1, S. 30-95.
29 Vgl. dazu Ingo REIFFENSTEIN (1980). Zur Theorie des Dialektabbaus. In: Dialekt und Dialektologie. Hrsg. von Joachim GÖSCHEL et al. Wiesbaden, S. 97-105 (ZDL BH NF 26).
30 Die Anwendung solcher differenzierter Methoden läßt von den in Bonn und Salzburg laufenden Projekten genaue und aufschlußreiche Ergebnisse erwarten; vgl. auch die Versuchsanordnung zur Bestimmung sprachlicher Register bei Hans MOSER (1982) Anm. 27, S. 79.

Zum Wortschatz des Jukagirischen

Wolfgang VEENKER
Hamburg

1. Von den Jukagiren, die einstmals auf einem beträchtlichen Areal in Nordostsibirien verbreitet waren, gibt es heute nur noch zwei Restgruppen mit unterschiedlichen Dialekten - dem nördlichen Tundradialekt (T) und dem südlichen Kolymadialekt (K)[1]. Die Erforschung der jukagirischen Sprache beginnt mit der Sammlung von einzelnen Ausdrücken erst im letzten Drittel des 18. Jh.s; das erste gedruckte Sprachdenkmal ist gleichwohl rund 80 Jahre früher erschienen: die jukagirische Übersetzung des Vater-Unser, die in der zweiten Ausgabe bei Witsen 1705 abgedruckt und später an verschiedenen Stellen nachgedruckt und z. T. untersucht worden ist[2].

2. Das nächste gedruckte jukagirische Sprachmaterial ist zu finden bei P. S. Pallas in seinem vergleichenden Wörterbuch[3]. Auf dieses Material weist auch J. Ch. Adelung[4] kurz hin. Der eigentliche Pionier in der Erforschung des Jukagirischen Anton Schiefner hat natürlich die Angaben von Pallas gekannt, er hat die weitere Erforschung des Jukagirischen angeregt, Sammlungen (= "Feldforschung") zwar nicht selbst veranstaltet, jedoch veranlaßt und selbst einige Beiträge auswertender Art verfaßt, in denen er alles zu seiner Zeit erreichbare Material zusammenzufassen bestrebt war (1859, 1871, 1872). Gleichwohl hat er die Angaben von Pallas nur am Rande berücksichtigt; eine detaillierte Untersuchung ist unterblieben wohl auch deswegen, weil durch die spätere Sammel- und Forschungstätigkeit von W. Jochelson und in diesem Jahrhundert durch E. A. Krejnovič und G. N. Kurilov "zuverlässigeres" Material zur Verfügung stand. Neben den Arbeiten des Jubilars sowie von J. Angere, die unter dem Aspekt einer möglichen genetischen Verwandtschaft mit den uralischen Sprachen standen, hat O. G. Tailleur eine Reihe mustergültiger Bearbeitungen nicht nur zu einzelnen Fragen des Jukagirischen, sondern vor allem auch eine Analyse der dem Jukagirischen (eng) verwandten Idiome des Čuvanischen und Omokischen vorgelegt (Tailleur 1959, 1962).

3. Mit den folgenden Bemerkungen, die einen Ausschnitt aus einer umfänglicheren Untersuchung der älteren Materialien vornehmlich von Pallas und seinen Quellen darstellen sollen, möchte ich auf einige Probleme aufmerksam machen und einige Gedanken dazu äußern, die ich durch entsprechendes Beispielmaterial illustrieren möchte[5]. Im Unterschied zu den

anderen bei Pallas vertretenen sibirischen Sprachen/Idiomen fällt auf, daß die jukagirischen Belege nur unter einer Ziffer (147) zusammengefaßt sind, während bei den tungusischen, samojedischen, ostjakischen, vogulischen etc. Sprachen jeweils mehrere Abteilungen (zur Repräsentation unterschiedlicher Dialekte) angeführt werden. Der Grund hierfür ist sicher darin zu sehen, daß zum Zeitpunkt der Konzeption des Wörterbuchs nur spärliche Kenntnisse über die jukagirische Sprache existierten. So erreichte die Expedition unter dem Kapitän J. Billings erst 1787 die Jukagiren an der Kolyma, als deren Ausbeute umfänglichere Wörterverzeichnisse von einigen hundert Ausdrücken verschiedener sibirischer Sprachen, darunter auch des Jukagirischen gesammelt und veröffentlicht wurden[6].

4. Vergleicht man das bei Pallas angeführte jukagirische Material, so fällt auf, daß von den 285 Begriffen für weniger als die Hälfte Belege aus dem Jukagirischen angeführt werden; es zeugt von der Unzulänglichkeit und der geringen Kenntnisse dieser Sprache zur damaligen Zeit, daß auch Begriffe, die zum Grundwortschatz gehören, ohne jukagirische Benennung geblieben sind. Es ist zu vermuten, daß die im Wörterbuch zugrunde liegende Quelle nicht entsprechend den Instruktionen von Pallas angefertigt wurde, sondern daß es sich hier um eine Wortliste handelt, die zu anderen Zwecken erstellt worden war, denn - wie schon gesagt - Begriffe des Grundwortschatzes fehlen, andererseits sind jukagirische Bezeichnungen für solche Begriffe enthalten, die bei Pallas nicht vorgesehen sind. Eine präzise Beurteilung wird dadurch erschwert, daß mir die Manuskripte nicht zur Disposition stehen, sondern daß ich indirekt aus den Angaben von Schiefner und anderen Rückschlüsse ziehen muß.

5. Schon ein oberflächlicher Vergleich des bei Pallas enthaltenen Materials bestätigt die Äußerung von Schiefner:

"Gerade in dem Jahr, in welchem der erste Band des letztgenannten Werkes (i.e. Pallas' Wörterbuch, W.V.) erschien (1787), stattete Billings den Jukagiren seinen Besuch ab, bei welcher Gelegenheit einige seiner Begleiter sich jukagirische Wörterverzeichnisse anlegten. ... Wahrscheinlich unmittelbar nach dem Besuch bei den Jukagiren muß eins der Wörterverzeichnisse schon an Pallas geschickt worden sein, da wir in dem im J. 1789 erschienenen zweiten Bande des großen vergleichenden Wörterbuchs von S. 159, d. h. vom 181sten Worte an, Wörter aus der bisher unbekannten Kolyma-Mundart des Jukagirischen finden. Bis dahin konnte nur ein anderes aus Ustjansk stammendes Wörterverzeichnis benutzt werden, das im Ganzen nur 57 der bis dahin vorgekommenen Wörter lieferte." (Schiefner 1859. 595-596)

Schiefner hat aufgrund dieses ihm in Abschrift vorliegenden Verzeichnisses, das sich in der Eremitage befand, eine Reihe von Verbesserungen vorgenommen (Schiefner 1859.596).[7]

6. Für eine Analyse der Materialien bei Pallas stehen also die folgenden Quellen zur Verfügung: (1) die Auszüge aus der Handschrift aus Usť-Jansk, die Schiefner 1859 und-

oder 1871 anführt (im folgenden bezeichnet als E/Sch.); (2) die Auszüge aus der Handschrift von Billings aus der Kolyma-Region (im folgenden als B/Sch. bezeichnet)[8], zudem die entsprechenden Listen bei Sauer 1802 (B/Sauer)[9]; da ein Vergleich zwischen B/Sch. und B/Sauer bereits im Umfang wie auch in der Schreibweise/Transkription beträchtliche Unterschiede aufweist, scheint es künftig auch notwendig, die weiteren gedruckten Quellen, die auf die Billingsche Expedition zurückgehen, einzubeziehen. Leider sin mir diese Arbeiten momentan noch nicht alle zugänglich, außerdem sind die Äußerungen über die Sammler/Verfasser z. T. widersprüchlich, zumindest nicht einhellig[10]. Auch die Vergleichung zwischen den Angaben bei Pallas Nr.001 - 180 (Angaben aus Ust́-Jansk) und der von Schiefner ausgebeuteten vermutlichen Quelle E/Sch. zeigt, daß Pallas entweder noch eine andere Quelle benutzt haben muß oder daß Schiefner nicht alle Angaben aus dem Manuskript E in seine Wortlisten 1859 bzw. 1871 übernommen hat. Die Angaben bei Pallas ab Begriff Nr. 181 zeigen deutliche Übereinstimmung mit den Materialien der Teilnehmer der Billingschen Expedition, wobei in einzelnen Fällen mehrere Angaben ("Synonyme", d. h. offenbar verschiedene Ausdrücke aus unterschiedlichen Dialekten) aus B und (?) E angeführt werden, so etwa bei den Begriffen 204, 207, 213, 227 u. a.

7. Nun wäre eine solche Zusammenstellung von Ausdrükken, die in z. T. unzulänglicher Transkription vorliegen, sicherlich nicht von besonderer Bedeutung, wenn es sich dabei nur um Ausdrücke handelte, die in der Lautung oder Bedeutung geringfügige Abweichungen aufwiesen. Hier handelt es sich jedoch, wie ich unten an einigen ausgewählten Belegen zeigen möchte, um Ausdrücke für elementare Begriffe eines Grundwortschatzes, die durch völlig andere Lexeme als sonst üblicherweise im Jukagirischen bekannt repräsentiert werden. Zu meiner Überraschung mußte ich feststellen, daß eine ganze Reihe von Ausdrücken, die bei Pallas vorkommen, in der späteren Literatur nicht berücksichtigt worden sind. Die in der späteren Literatur mit P(allas) gekennzeichneten Belege sin im allgemeinen keine Exzerpte aus dem Wörterbuch, sondern aus Pallas' Flora Rossica oder Zoographia Rosso-Asiatica[11].

8. Um die Unterschiedlichkeiten aufzuzeigen, führe ich die im Wörterbuch von Pallas enthaltenen Begriffe eines semantischen Bereichs vollständig an: bei Pallas sind ca. 30 Begriffe aus dem Bereich der Benennungen für Körperteile vorgesehen, nur für etwa die Hälfte sind jukagirische Entsprechungen angegeben. Diese führe ich hier vor, wobei ich zu diesen Bezeichnungen die anderer Sammler/Bearbeiter gesellt habe. Das Material habe ich in sieben Gruppen gegliedert: (1) das Material bei Pallas mit seiner Quelle vor

1787; (2) das Material von der Billingschen Expedition (1787); (3) weitere jukagirische Quellen aus dem (18.)/19. Jh., d. h. aus den Verzeichnissen von Schiefner (Wozu zu bemerken ist, daß K/Sch. aus dem 18. Jh. stammt); (4) die auf die Sammel- und Forschungstätigkeit von Jochelson zurückgehenden Belege (19./20. Jh.); (5) jukagirisches Material aus dem 20. Jh. (von Krejnovič und Kurilov, z. T. aus den Wortverzeichnissen bei Krejnovič 1958, z. T. aus den grammatischen Beschreibungen und Spezialarbeiten)[12]; (6) čuvanisches Material; (7) omokisches Material (bei den letzten beiden Gruppen vornehmlich aus den Bearbeitungen von Tailleur 1959 und 1962, zudem auch die čuvanischen Belege bei Angere, die z. T. fehlerhaft sind). Auf diese Weise wird ein einigermaßen repräsentativer Überblick über die Sammlungen des jukagirischen Wortschatzes in diachroner und zugleich auch diatopischer Hinsicht gegeben, da ja die einzelnen Dialekte repräsentiert sind (Dialektangabe wird nur hinzugefügt, wenn dies aus den Quellen klar hervorgeht).

9. Ausgewähltes Wortmaterial von Pallas und anderen Sammlern/Bearbeitern:

Pallas 016: caput / голова / Kopf, Haupt

(1) JUK vor 1787: Pallas 016-147: монóли (*monoli*), gehört nicht hierher, bedeutet 'Haar', cf. Pallas 025.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (015): *iok* 'head', B/Sch. 1859.603b: *i-ok* 'Kopf', B/Sch. 1871.380b: *iok* 'Kopf'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1859.603b: *jo* 'Kopf', R/Sch. 1871.380b: *jo* 'Kopf', S/Sch. 1871.380b: *jo* 'Kopf'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.328b: K *yō* 'head (of men)', Joch. 1926-328b: T *yon̄* 'head (of men)', J/Ang. 94: K *jō* 'Kopf', J/Ang. 122: K *koke* 'Kopf', J/Ang. 122: K *kokeŋoɵ* 'Kopf', J/Ang. 169-170: K *ńace* 'Gesicht, Schnauze, Kopf, Schneide'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.272b: T *juoŋ* 'Kopf, Haupt', Kr. 1958.282a: K *jō* 'Kopf, Haupt', Ku. 1968.69: T *juo* 'Kopf, Bergspitze, Gipfel', Ku. 1977.106: T *juo* 'Kopf'.
6) ČVN Angaben: M/Ang. 182: Č *njača* 'Kopf', M/Tailleur 1962.74: Č *njača* 'tête'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.89: *-andy* (?) 'tête'.

Pallas 018: nasus / нос / Nase

(1) JUK vor 1787: Pallas 018-147: іонгіонгл аɵ *jongiongla*, ? *joŋioŋla*).
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (017): *iongul* 'nose', B/Sch. 1859.604a: *iongul* 'Nase', B/Sch. 1871.380b: *iongul* 'Nase'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1859.604a: *jogu* 'Nase', R/Sch. 1871.380b: *jogu* 'Nase', S/Sch. 1871.380b: *jogul* 'Nase'.
(4) JUK 19./20. Jh.: J/Ang. 98: K *joɣuɵ* 'Nase', J/Ang. 102: K *joŋ* 'Nase'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.272b: T *johul* 'Nase', Kr. 1968.440: T *johul* 'Nase', Ku. 1977.105: T *johul* 'Nase'.
(6) ČVN Angaben: M/Tailleur 1962.66: Č *evo* 'nez', Boe/Tailleur 1962.69: Č *jungol* 'nez'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.85: O *nioigol* (**niongol*) 'nez'.

Pallas 020: oculus / глаз / Auge

(1) JUK vor 1787: Pallas 020-147: ангдша (*aŋǯa*), E/Sch. 1859.604b: *angdsha* 'Augen', E/Sch. 1871.381a: *angdsha* 'Auge'.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (019): *angzsha* 'eye',

B/Sch. 1859.604b: *angzsha* 'Augen', B/Sch. 1871.381a: *angzsha* 'Auge'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1859.604b: *judĭ* 'Augen', R/Sch. 1871.381a: *judį* 'Auge', S/Sch. 1871.381a: *judį* 'Auge'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.318a: K *a´ńje* 'eye', Joch. 1926.329b: T *yu´odiń* 'eye', J/Ang. 22: K *aŋze* 'Auge', J/Ang. 107: K *juodi* 'Auge', J/Ang. 107: T *juodi* 'Auge', J/Ang. 107: T *juo˙diŋ* 'eye'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.29: T *juodiŋ* 'Auge', Kr. 1958.272b: T *juodīŋ* 'Auge, Augen', Ku. 1977.106: T *juodī* 'Augen', Kr. 1979.351: K *and´e* 'Auge'.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 239: Č *togoda* 'Auge', M/Tailleur 1962.78: Č *togoлa* 'oeil', Boe/Tailleur 1962.78: *te* (**tege*) 'yeux'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.87: O *txo* 'oeil'.

Pallas 023: auris / ухо / Ohr

(1) JUK vor 1787: Pallas 023-147: голэнджи (*golenǯi*), E/Sch. 1859.602b: *golendschi* 'Ohren'.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (021): *oonómma* 'ear', B/Sch. 1859.602b: *oonómma* 'Ohren', B/Sch. 1871.378a: *oonómma* 'Ohr'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1859.602b: *unama* 'Ohren', K(1787-/Sch. 1871.378a: *unemo* 'Ohr', R/Sch. 1871.378a: *unama* 'Ohr', S/Sch. 1871.378a: *unéma* 'Ohr'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.333a: K *u´neme* 'ear', Joch. 1926.333a: T *u´neme* 'ear', J/Ang. 246: K *uneme* 'Ohr', T *uneme* 'Ohr'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.279b: T *unemeŋ* 'Ohr', Kr. 1958.279b: T *unmeŋ* 'Ohr', Kr. 1958.284a: K *uneme* 'Ohr', Ku. 1977.116: T *uneme* 'Ohr'.
6) ČVN Angaben: M/Ang. 74: Č *inama* 'Ohren', M/Tailleur 1962.67: Č *inama* 'oreilles', Boe/Tailleur 1962.67: Č *inemolo* 'oreilles'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.82: O *činodmi* (**čindomi*) 'oreilles'.

Pallas 025: crinis, pilus / волос / Haar

(1) JUK vor 1787: Pallas 025-147: keine Eintragung, dafür aber - fälschlich - bei Pallas 016-147 ('Kopf'): монóли (*monoli*), E/Sch. 1859.608b: *monoli* 'Haar', E/Sch. 1871.386a: *monoli* 'Haar'.
(2) JUK Belege von Billings(1787): B/Sauer 1802 (023): *manalláe* 'hair', B/Sch. 1859.608b: *manallae* 'Haar', B/Sch. 1871.386a: *manallae* 'Haar'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1859.608b: *monolä* 'Haar', R/Sch. 1871.386a: *monolä* 'Haar', S/Sch. 1871.386a: *manélä* 'Haar'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.323b: T *mo´nile* 'hair (of man)', Joch. 1926.334b: K *monai´le* 'hair (of man)', J/Ang. 66: K *gribne* (< RUS гривна) 'Haare', J/Ang. 164: K *monaiɬe* 'Haare', J/Ang. 165: T *moniɬe* 'Haare', J/Ang. 217: K *pugeɬbie* 'Wolle, Haare', J/Ang. 218: K *pugoɬbie* 'Wolle, Haar, Fell', J/Ang. 230: K *šoromon-monai* 'menschliche Haare'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.275a: T *moniľeŋ* 'Haare', Kr. 1968.435: T *moniľe* 'Haare', Ku. 1977.109: T *moniľe* 'Haare'.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 106: Č *juɬo* 'Haare', M/Tailleur 1962.80: Č *juлo* 'cheveux', Boe/Tailleur 1959.62: Č *laśawa* 'cheveu'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.92: O *avrap* 'cheveux'.

Pallas 026: gena, mala / щека / Wange

(1) JUK vor 1787: Pallas 026-147: чимїé (*čimie*), E/Sch. 1859.600a: *tschimie* 'Lippe'[13].
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (024): *moonéndzshi* 'cheeks', B/Sch. 1871.388: *moonéndzshi* 'Wange'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: ./.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.332a: K *pe´ye* 'cheek', Joch. 1926.332a: T *po´yeń* 'cheek', J/Ang. 207: K *peje* 'Wange', J/Ang. 211: T *poje* 'Wange'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.277a: T *puojeŋ* 'Wange, Backe', Ku. 1977.77: T *ńilel* 'Wange, Backe', JUK 1977.110: T *ńilel* 'Wangenteil, Wangenpartie des Kopfes'.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 216: Č *psa* 'Wangen', M/Tailleur 1962.76: Č *psa* (**pea / poa*) 'joue'.

Pallas 027: os / рот / Mund

(1) JUK vor 1787: Pallas 027-147: анґба (*aŋga*), E/Sch. 1859.600a: ***angga*** 'Mund, Lippe', E/Sch. 1871.374: ***angga*** 'Mund, Lippe'.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (025): ***angá*** 'mouth', B/Sch. 1859.600a: ***angá*** 'Mund, Lippe', B/Sch. 1871.374: ***angá*** 'Mund, Lippe'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: K(1781)/Sch. 1871.374: ***angá*** 'Mund, Lippe', R/Sch. 1871.374: ***angá*** 'Mund, Lippe', S/Sch. 1871.374: ***ága*** 'Mund, Lippe'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.336b: K *a´ña* 'mouth', Joch. 1926.336b: T *a´ña* 'mouth', J/Ang. 19: K *aŋa* 'Mund', J/Ang. 19: T *aŋa* 'Mund', J/Ang. 20: T *a˙ŋaŋ* 'mouth'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.271a: T *aŋaŋ* 'Mund', Kr. 1958.281a: K *aŋa* 'Mund', Kr. 1968.440: T *aŋa* 'Mund', Ku. 1977.104: T *aŋa* 'Mund'.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 6: Č *aigga* 'Mund', M/Tailleur 1962.64: Č *aigga* (**angga*) 'bouche'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.82: O *aigg* (**angg*) 'bouche'.

Pallas 030: lingua / язык / Zunge

(1) JUK vor 1787: Pallas 030-147: андшубъ (*anʒub*), E/Sch. 1859.602a: ***andschub*** 'Zunge', E/Sch. 1871.375a: ***andschub*** 'Zunge (wohl richtiger Sprache)'.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (029): ***onnór*** 'tongue', B/Sch. 1859.602a: ***onnor*** 'Zunge', B/Sch. 1871.377b: ***onnor*** 'Zunge'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1859/602a: ***onor*** 'Zunge', K(1781)-Sch. 1871.377b: ***onor*** 'Zunge', R/Sch. 1871.377b: ***onor*** 'Zunge', S/Sch. 1871.377b: ***onor*** 'Zunge'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.304b: K *o´nor* 'tongue', Joch. 1926.340b: T *wo´nor* 'tongue', J/Ang. 27: K *azū* 'Zunge, Wort, Rede, Stimme, Sprache', J/Ang. 198: K *onor* 'Zunge'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.271b: T *waner* 'Zunge', Ku. 1977.106: T *wanar* 'Zäpfchen, Uvula, Zunge'.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 6: Č *aidže* 'Zunge, Sprache', M/Tailleur 1962.64: Č *andže* 'langue (Zunge)', Boe/Tailleur 1962.64: Č *andrele* 'langue (Zunge)'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.87: O *geinerr* (**veinerr*) 'langue'.

Pallas 031: barba / борода / Bart

(1) JUK vor 1787: Pallas 031-147: бугылбé (*bugülbē*), E/Sch. 1859.608a: ***bugülbee*** 'Wolle'.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (030): ***angénbugüelbi*** 'beard', B/Sch. 1871.374: ***anghen buguelbi*** 'Bart'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: S/Sch. 1871.384b: *ńumʒ´e pugelwe* 'Bart'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.318a: K *a´ñapugelbie* 'moustache, beard', Joch. 1926.318a: T *a´ñan-pu´gočeñ* 'moustache, beard', J/Ang. 20: K *a˙ŋapugelbie* 'moustache, beard', J/Ang. 20: K *a˙ŋa-puge+bie* 'Bart, haariger Mund, Haar am Mund', J/Ang. 20: T *a˙ŋan-pu˙gošeŋ* 'moustache, beard', J/Ang. 186: K *numʒegi* 'Bart', J/Ang. 218: K *pugo+bie* 'Wolle, Haar, Fell'.
(5) JUK 20. Jh.: Ku. 1970.133: T *aŋanbugute* 'Bart', Ku. 1977.104: T *aŋanbugute* 'Bart'.
(6) ČVN Angaben: M/Tailleur 1962.74: Č *numžegi* 'barbe'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.91-92: O *voggón-vop* (**poggo+vo-p*) 'barbe'.

Pallas 033: humerus / плечо / Schulter

(1) JUK vor 1787: Pallas 033-147: толонджа (*tolonʒa*), bei E/Sch. nicht belegt.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (032): ***nungénmoogá*** 'shoulder', B/Sch. 1871.381a: ***nungen mooga*** 'Schulter'.

(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: S/Sch. 1871.381a: *juglugel* 'Schulter'.
(4) JUK 19./20. Jh.: J/Ang. 103: K *joulegie* 'Schulter', J/Ang. 103: K *joulegieɫ* 'Schulter', J/Ang. 185: K *nugonmu* 'Schulter'.
(5) JUK 20. Jh.: ./.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 58: Č *embendamun* 'Schultern', M/Tailleur 196266: Č *embendamun* 'épaules'.

Pallas 035: manus / рука / Hand

(1) JUK vor 1787: Pallas 035-147: тлонджа (tolonǯa), bei E/Sch. nicht belegt.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (034): *núngean* 'arm', B/Sauer 1802 (035): *nugán* 'hand', B/Sch. 1859.606b: *núngean* 'Arm', B/Sch. 1859.606b: *nugán* 'Hand', B/Sch. 1871.384a: *nungean* 'Arm', B/Sch. 1871.384a: *nugan* 'Hand'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1859.606b: *nugen* 'Hand, Arm', R/Sch. 1871.384a: *nugen* 'Hand, Arm'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.320a: T *ča´lǰe* 'hand, arm', Joch. 1926-324b: K *nuǵon* 'hand, arm', J/Ang. 31: T *calze* 'Hand', J/Ang. 181: T *niŋin* 'Hand', J/Ang. 185: K *nugon* 'Hand', J/Ang. 206: K **peize* 'Arm, Hand', J/Ang. 251: K *xańba* 'flache Hand'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.278b: T *ťalđ´eŋ* 'Hand, Arm', Kr. 1958.275b: T *niŋin* 'Hand, Arm', Ku. 1977.114: T *ťalđ´e* 'Hand, Arm'.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 251: Č *xanba* 'Hand', Boe/Tailleur 1962.69: Č *xanbo* 'main', M/Tailleur 1962.69: Č *xańba* 'main'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.91: O *porno* (? **norno*) 'main'.

Pallas 036: digitus / палец / Finger

(1) JUK vor 1787: Pallas 036-147: толонджа (*tolonǯa*), bei E/Sch. nicht belegt.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (036): *pe-enditsha* 'fingers', B/Sch. 1859.607b: *pe-enditsha* 'Finger', B/Sch. 1871.385b: *pe-enditsha* 'Finger'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1871.385a: *pedįča* 'Finger', S/Sch. 1871.381a: *jugúnmuga* 'Finger', S/Sch. 1871.387: *jugun muga* 'Finger'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.320a: T *ča´lǰed-o´ice* 'finger', Joch. 1926.326a: K *pe´diče* 'finger',J/Ang. 185: K **nugen* 'Finger', J/Ang. 206: K *pedice* 'Finger (des Fußes und der Hand)'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.277b: T *sisqaŋ* 'Finger, Zehe', Kr. 1968.439: T *sisqaŋ* 'Finger, Zehe', Ku. 1977.107: T *sisqa* 'Finger, Zehe'.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 251: Č *xanbagi* 'die Finger', Boe/Tailleur 1962-76: Č *pendyče* 'doigts'.

Pallas 038: venter / брюхо / Bauch

(1) JUK vor 1787: Pallas 038-147: лирирь (*lirir*), E/Sch. 1859.603b: *li-rir* 'Bauch'.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (039): *líeril* 'belly', B/Sch. 1859.603b: *lieril* 'Bauch', B/Sch. 1871.381b: *lieril* 'Bauch'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1859.603b: *jiri* 'Bauch', R/Sch. 1871.381b: *jiri* 'Bauch', S/Sch. 1871.381b: *lril* 'Bauch'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.321b: K *i´ril* 'belly, abdomen', Joch. 1926.324b: T *mo´nil'* 'belly, abdomen (of animals)', Joch. 1926.324b: T *ni´ńień* 'belly, abdomen', J/Ang. 77: K *iriɫ* 'Magen, Bauch'.
(5) JUK 20. Jh.: ./.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 150: *manjaɫo* 'Bauch', M/Tailleur 1962.72: Č *manjaло* 'ventre'.

Pallas 039: dorsum / спина / Rücken

(1) JUK vor 1787: Pallas 039-147: iэтнья (*jetnja*, *jetnä*), bei E/Sch. nicht belegt.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (040): *jewóghá* 'back', B/Sch. 1871.381a: *yewoga* 'Rücken'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: S/Sch. 1871.381a: *jowoga* 'Rücken',

S/Sch. 1872.96: *jowoga* 'Rücken'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.320a: T *ču´mur* 'back, spine', Joch. 1926.328b: K *yobo´ro* 'back, spine', J/Ang. 95: K *jobo˙ro* 'back, spine', J/Ang. 95: K *joboγo* 'Rücken', J/Ang. 31: K *canma* 'Rücken'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.279a: T *ťumur* 'Rücken', großer Hügel', Ku. 1977.115: T *ťumur* 'Rücken, Hügel'.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 244: Č *uiǯendamun* 'Rücken', M/Tailleur 1962.82: Č *uižendamun* 'dos'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.91: O *xanyizzja* 'dos'.

Pallas 040: pes / нога / Fuß

(1) JUK vor 1787: Pallas 040-147: мыре́ (*mure*), E/Sch. 1859.609a: *murè* 'Füße'[14].
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (041): *noel* 'feet', B/Sch. 1859.606b: *noel* 'Füße', B/Sch. 1871.384a: *noel* 'Fuß'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1859.606b: *noi* 'Fuß', R/Sch. 1871.384a: *noi* 'Fuß', S/Sch. 1871.384a: *noil* 'Fuß'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.327b: T *ugu´rčeň* 'leg, foot', Joch. 1926.336a: T *čo´rul'* 'marrow of the leg bone, leg', Joch 1926.336a: K *noil'* 'marrow of the leg bone, leg', J/Ang. 243: T *uguršeŋ* 'leg, foot', J/Ang. 243: T *ugurcek* 'Bein, Fuß', J/Ang. 183: K *noil* 'leg; marrow of the leg bone', J/Ang. 183: K *noi* 'Bein, Fuß', J/Ang. 39: T *coγul* 'Fuß, Bein'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.116: T *ugurťe* 'Fuß, Bein, hohe Pelzstiefel', Kr. 1968.440: T *ugurťe* 'Fuß, Bein', Kr. 1958.279b: T *ugurťeŋ* 'Schuhwerk; Fuß, Bein', Kr. 1958.279a: T *ťohul* 'Fuß, Bein', Kr. 1958.283a: K *noil* 'Fuß, Bein', Kr. 1979.353: K *nojl* 'Fuß, Bein', Ku. 1977.117: T *qonme* (< OMK *xamna*) 'Fuß, Bein'.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 172: Č *nanoga* 'Bein, Fuß', M/Tailleur 1962.74: Č *nanoga* 'pied', Boe/Tailleur 1962.74: Č *nonog* 'pieds'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.88: O *xamna* 'pied'.

Pallas 043: caro / мясо / Fleisch

(1) JUK vor 1787: Pallas 043-147: чаль (*čal*), E/Sch. 1859.606a: *tschal* 'Fleisch', E/Sch. 1871.383b: *tschal* 'Fleisch'.
(2) JUK elege von Billings (1787): Sauer 1802 (048): *tshul* 'meat, also body', B/Sch. 1859.606a: *tshul* 'Fleisch', B/Sch. 1871.383b: *tshul* 'Fleisch'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1859.606a: *ḱuul* 'Fleisch', R/Sch. 1871.383b: *čuul* 'Fleisch', S/Sch. 1871.383b: *čul* 'Fleisch'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.334a: K *čul* 'meat, flesh', Joch. 1926-334a: T *čul* 'meat, flesh', J/Ang. 45: K *cuł* 'Fleisch', J/Ang. 45: T *cuł* 'Fleisch'.
(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.10: T *ťul* 'Fleisch', Kr. 1958.16: T *ťūl* 'Fleisch', Kr. 1958.284a: K *čul* 'Fleisch', Ku. 1977.111: T *ťūl* 'Fleisch'.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 46: Č *čuło* 'Fleisch', M/Tailleur 1962.65: *čuло* 'viande'.
(7) OMK Angaben: Tailleur 1959.87: O *ubońpa* (**čubońpa*) 'viande'.

Pallas 046: cor / сердце / Herz

(1) JUK vor 1787: Pallas 046-147: чивоонджа /*čiwōnǯa*/, E/Sch. 1859.605b: *tschiwoondschä* 'Herz', E/Sch. 1871.383b: *tschiwondschä* 'Herz'.
(2) JUK Belege von Billings (1787): B/Sauer 1802 (043): *tshóoenzsha* 'heart', B/Sch. 1859.605b: *tshoonzsha* 'Herz', B/Sch. 1871.383b: *tsho-venzsha* 'Herz'.
(3) weitere JUK Quellen 19. Jh.: Sch. 1859.605b: *šuodźa* 'Herz', R/Sch. 1871.383b: *šuoǯ´a* 'Herz', S/Sch.383b: *čuwód´e* 'Herz'.
(4) JUK 19./20. Jh.: Joch. 1926.334b: K *čuboǰe* 'heart', Joch. 1926.334b: T čugo´ǰie 'heart', J/Ang. 44: K *cuboze-* 'Herz', J/Ang. 231: T *šugozie* 'heart', J/Ang. 231: K *šuboze-* 'Herz', J/Ang. 181: K *niŋie* 'Herz, Inneres', J/Ang. 181: T *niŋie* 'Herz, Inneres'.

(5) JUK 20. Jh.: Kr. 1958.277b: T sugud´eŋ 'Herz', Kr. 1958.284a: K *ču-bod´e* 'Herz', Ku. 1977.106: T *sugud´e*.
(6) ČVN Angaben: M/Ang. 33: Č *čegonje* 'Herz', M/Tailleur 1962.65: Č *če-gonče* 'cœur'.

10. Das angeführte Material kann in folgender Weise dialektal gegliedert werden: (1) die hier angeführten Belege von Pallas repräsentieren wohl im allgemeinen den NW-Dialekt (vgl. dazu Tailleur 1959.78, 104), wie dann auch die Herkunftsangabe des Manuskriptes E/Sch. "Uśt-Jansk" auf diese Region hinweist; (2) die mit B. gekennzeichneten Angaben vertreten den Kolyma-Dialekt; (3) die sonstigen bei Schiefner zitierten und verwerteten Quellen K (Klička), R-(Rajskij), S (Suvorov) entstammen gleichfalls dem Kolyma-Dialekt (Schiefner 1871.373-374); (4) Jochelson, Angere, Krejnovič und Kurilov haben im allgemeinen angegeben, ob die Belege dem Kolyma-Dialekt oder dem Tundra-Dialekt entstammen; (5) ob das Čuvanische und/oder Osmokische eigene Sprachen oder Dialekte des Jukagirischen darstellen, vermag ich nicht zu entscheiden.

11. Es ist interessant und bemerkenswert, in wie starkem Maße die Belege aus dem NW-Dialekt von den übrigen Angaben abweichen; dies ist umso gravierender, als es sich um Begriffe des Grundwortschatzes handelt. Die Vermutung, daß dieser Dialekt, der auf heutigem lamutischen Wohngebiet gesprochen wurde (genauer: Gebiet des sog. jukagirischen Dialekts des Westlamutischen im Rayon von Uśt-Jansk der Jakutischen ASSR), bereits einem starken lamutischen Einfluß unterlag, habe ich durch Vergleich dieser Belege mit den lamutischen Materialien nicht erhärten können; allerdings steht eine monographische Bearbeitung der westlamutischen Dialekte noch aus[15].

12. Die bisherige Literatur weist nach, daß das Gebiet um Uśt-Jansk ehemals jukagirische Besiedlung besaß[16]; aufgrund der detaillierten Untersuchungen von B. O. Dolgich ist bekannt, daß es sich hier um den Stamm *xoromoi* der Jukagiren gehandelt hat. Ein Vergleich der entsprechenden Bevölkerungs- bzw. Dialektarten bei Jochelson, Dolgich und Novikova bestätigt dies[17]. Das bedeutet, daß es sich bei den Angaben von Pallas, die nicht von den Ergebnissen der Billingschen Expedition herstammen, um Angaben aus dem sonst unbekannten NW-Dialekt des Jukagirischen oder aus dem *xoromoi*-Jukagirischen handeln dürfte, von dem es ansonsten keine sprachliche Überlieferung gibt[18]. Dieses Material soll zusammen mit den weiteren Belegen aus dem Eremitage-Manuskript aus Uśt-Jansk, die sich bei Schiefner 1859 und 1871 finden, analysiert werden, weil dadurch evtl. auch weitere Rückschlüsse auf die Lautstruktur und Lautentsprechungen und somit auf die bei einer an Sprachdenkmälern armen Sprache notwendige innere Rekonstruktion gezogen werden können. Die Ergebnisse werden

evtl. auch dazu beitragen können, eine Frage, die der verehrte Jubilar in zwei Abhandlungen untersucht hat, erneut aufzugreifen, nämlich die der möglichen genetischen Verwandtschaft des Jukagirischen mit den uralischen Sprachen. Die Frage der Erhaltung des ererbten Grundwortschatzes oder die Erneuerung stellt sich erneut.

ANMERKUNGEN

1 Nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung betrug die Zahl der Jukagiren 1959: 442 (davon 232 = 52,49%, die Jukagirisch als Muttersprache angaben), 1970: 615 (288 = 46,83%), 1979: 835 (313 = 37,49%).

2 Witsen 1705.687, Adelung 1806.562, Scheifner 1871.393-394, Jochelson 1900.237-238, Collinder 1940.13-14, Veenker 1971.51.

3 Pallas 1786 (1787) - 1789, dort findet sich das jukagirische Material unter der Ziffer 147.

4 Adelung 1806.561.

5 Leider ist das von Tailleur angekündigte Wörterbuch (cf. Orbis 7, 1958, 635) m. W. nicht erschienen.

6 Adelung 1815.208-209, Schiefner 1859.595 ff., Vdovin 1954 passim.

7 Vielleicht handelt es sich um das bei Vdovin 1954.159 (Nr. 2) beschriebene Manuskript?

8 "Im Besitz der Akademie der Wissenschaften befindet sich ein von dem Capitain Joseph Billings eigenhändig unterzeichnetes *Vocabulary of the dialect of the Kovima Ukagers*, welches mit dem von Sauer veröffentlichten ganz und gar übereinstimmt und vielleicht sogar eine Abschrift seines Verzeichnisses ist." Schiefner 1859.597. - "In ursprünglicher Schreibart habe ich die Wörter der Ermitage-Handschrift sowie auch die von Billings gelieferten Wörter gelassen, welche letzteren ich hier vollständiger als im J. 1859 aufgenommen ... habe." Schiefner 1871.374.

9 Sauer 1802. - Appendix No. 1. Vocabulary of the Yukaghir, Yakut, and Tungoose (or Lamut) Languages. 8 pp.

10 Cf. Schiefner 1859.595-597, Adelung 1815.208-209, Vdovin 1954 passim.

11 Hier fällt gleichfalls auf, daß nicht alle bei Pallas' Zoographia Rosso-Asiatica enthaltenen jukagirischen Angaben bei Schiefner angeführt sind. Insgesamt finden sich in der Zoographia Rosso-Asiatica 36, in der Flora Rossica nur ein jukagirischer Beleg. Dies zeugt auch von der geringen Kenntnis der jukagirischen Sprache bei der Drucklegung der Flora 1784-88. - Vgl. Kecskeméti 1968, Fehlig 1982.

12 Die sprachlichen Angaben habe ich transkribiert, wozu zu bemerken ist, daß ich Kr., Ku. <5> durch *h* wiedergegeben habe; nach der Beschreibung von Krejnovič handelt es sich um einen uvularen stimmhaften Frikativlaut. Die Bedeutungsangaben sind aus dem Russischen übersetzt.

13 Hier wird es sich um eine Verwechslung, die bereits in der Handschrift aus Usť-Jansk vorzuliegen scheint, handeln. Wahrscheinlich wurde der Begriff durch Hinweisen auf den Körperteil abgefragt, sodaß die Verwechslung leicht erklärbar wird.

14 Die Verwechslung von *mure* *'Fuß' mit *mure* (Joch. 1926.324a) 'boot, footwear' ist in ähnlicher Weise zu erklären wie die Verwechslung von 'Wange' / 'Lippe' (s. Anm. 13 zu Begriff Pallas 026). Vgl. aber auch die Belege aus dem 20. Jh., wo das Wort *ugurťeŋ* sowohl 'Schuhwerk' als auch 'Fuß' bedeutet.

15 Ich habe mich hier auf das Russisch-lamutische Wörterbuch von Cincius / Rišes 1952 gestützt, in welchem in einer Reihe von abweichenden Angaben die Dialekte vermerkt sind. Zur Dialektologie des Lamutischen vgl. Benzing 1955.1-2, Benzing 1956.10, Novikova 1960.10-25.

16 Aufgrund der Archivmaterialien, die von B. O. Dolgich gesammelt und ausgewertet worden sind, war es möglich, die Verbreitung und Zahl der jukagirischen Bevölkerung zur Zeit des Auftauchens der Russen in Ostsibirien zu rekronstruieren. Im 17. Jh. gab es ca. 4500 - 5000 Jukagiren. Die jukagirischen Stämme nahmen die kontinentalen Rayons vom Unterlauf der Lena bis zum Anadyr ein. Im Westen vermischten sie sich mit Tungusen (Evenken), im Süden mit Lamuten, im Osten mit Čukčen und Korjaken. Im 17. Jahrhundert gliederten sich die Jukagiren in zwölf Stammes- oder lokale Gruppen. Cf. Gurvič 1975.13, dazu ausführlicher die Belege bei Dolgich 1960.379 ff.

17 Jochelson 1926, Karte nach p. 133; Novikova 1960, Beilage: Dialektologičeskaja karta èvenskogo jazyka (vgl. usťjanskij dialekt); Dolgich 1960, Beilage: Karta rasprostranenija ètničeskich grupp, rasselenija plemen i rodov narodov Sibiri v XVII v.

18 "The Yukaghir between the Indighirka and Yana Rivers became Tungusized, having adopted the Tungus language; but in their Tungus language they preserved a certain number of Yukaghir words. Besides, the names of the rivers, lakes, and other places, testify to the prevalence there, in the past, of the Yukaghir language. It is curious that this Tungus language still continues to be called by the local Russians "the Yukaghir", and the tundra Yukaghir dialect between the Kolyma and Alaseya Rivers, on the contrary, is taken to be the Tungus language." Jochelson 1926.45.

ABKÜRZUNGEN

B/Sauer	Angaben von Billings, zitiert nach Sauer 1802
B/Sch.	Angaben von Billings, zitiert nach Schiefner
Boe/Tailleur	Angaben von Boensing, zitiert nach Tailleur
Č, ČVN	čuvanisch
E/Sch.	Eremitage-Manuskript aus Usť-Jansk, zitiert nach Schiefner
J/Ang.	Angaben von Jochelson, zitiert nach Angere 1957
Joch.	Angaben von Jochelson
JUK	jukagirisch
K	Kolyma-Dialekt des JUK
K/Sch.	Angaben von Klička, zitiert nach Schiefner
Kr.	Angaben von Krejnovič
Ku.	Angaben von Kurilov
M/Ang.	Angaben von Matjuškin, zitiert nach Angere 1957
M/Tailleur	Angaben von Matjuškin, zitiert nach Tailleur
NW	Nord-West-Dialekt (Usť-Jansk) des JUK
O, OMK	omokisch
R/Sch.	Rajskij, zitiert nach Schiefner
S/Sch.	Suvorov, zitiert nach Schiefner
Sch.	Schiefner
T	Tundra-Dialekt des JUK

LITERATURHINWEISE

Adelung 1806 — J. Ch. Adelung: Mithridates oder: Allgemeine Sprachenkunde ... I. Berlin 1806.

Adelung 1815 — F. v. Adelung: Catherinens der Grossen Verdienste um die Vergleichende Sprachenkunde. Nachdruck der Ausgabe von 1815 mit einer Einleitung und einem bio-bibliographischen Register von Harald Haarmann. Hamburg 1976.

Angere 1956 — Johannes Angere: Die uralo-jukagirische Frage. Ein Beitrag zum Problem der sprachlichen Urverwandtschaft. Stockholm 1956.

Angere 1957 — Johannes Angere: Jukagirisch - Deutsches Wörterbuch. Zusammengestellt auf Grund der Texte von W. Jochelson. Stockholm - Wiesbaden 1957.

Benzing 1955 — J. Benzing: Lamutische Grammatik. Wiesbaden 1955.

Benzing 1956 — J. Benzing: Die tungusischen Sprachen. Versuch einer vergleichenden Grammatik. Wiesbaden 1956.

Cincius/Rišes 1952 — Russko-èvenskij slovaŕ, sostavili V. I. Cincius i L. D. Rišes. Moskva 1952.

Collinder 1940 — Björn Collinder: Jukagirisch und Uralisch. Uppsala Universitets Årsskrift 1940:8. Uppsala - Leipzig 1940.

Collinder 1958 — Björn Collinder: Uralo-jukagirische Nachlese. Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar 1955 - 1957. Uppsala 1958.

Dolgich 1960 — B. O. Dolgich: Rodovoj i plemennoj sostav narodov Sibiri v XVII veke. Moskva 1960.

Fehlig 1982 — B. Fehlig: Index zu P. S. Pallas "Flora Rossica". Ural-Altaische Jahrbücher NF 2, Wiesbaden 1982, 114 - 137.

Gurvič 1975 — I. S. Gurvič: Jukagirskaja problema v svete ètnografičeskich dannych. In: Jukagiry (istoriko-ètnografičeskij očerk). Novosibirsk 1975, 12 - 83.

Jochelson 1900 — V. I. Jochelson: Materialy po izučeniju jukagirskogo jazyka i folklora, sobrannye v Kolymskom Okruge. S.-Peterburg 1900.

Jochelson 1926 — Waldemar Jochelson: The Yukaghir and the Yukaghirized Tungus. Leiden - New York 1926.

Kecskeméti 1968 — I. Kecskeméti: Index to P. S. Pallas "Zoographia". Studia Orientalia 37:4, Helsinki 1968, 1-79.

Krejnovič 1958 — E. A. Krejnovič: Jukagirskij jazyk. Moskva - Leningrad 1958.

Krejnovič 1968 — E. A. Krejnovič: Jukagirskij jazyk. In: Jazyki narodov SSSR, t. 5. Leningrad 1968, 435-452.

Krejnovič 1979 — E. A. Krejnovič: Jukagirskij jazyk. In: Jazyki Azii i Afriki, III. Moskva 1979, 348-368.

Kurilov 1968 — G. N. Kurilov: O nekotorych jukagirskich toponimach. Sovetskoe Finno-ugrovedenie 4, Tallinn 1968, 67-70.

Kurilov 1970 — G. N. Kurilov: O složnych suščestviteĺnych jukagirskogojazyka (na materiale tundrennogo dialekta). Voprosy filologii, Jakutsk 1970, 132-134.

Kurilov 1977 — G. N. Kurilov: Složnye imena suščestviteĺnye v jukagirskom jazyke. Leningrad 1977.

Novikova 1960 — K. A. Novikova: Očerki dialektov èvenskogo jazyka, I. Moskva - Leningrad 1960.

Pallas 1786-89 — P. S. Pallas: Linguarum totius orbis vocabularia comparativa. I - II. Nachdruck der Ausgabe St. Petersburg 1786 (1787) - 1789. Heraugegeben und mit einem Vorwort versehen von Harald Haarmann. Hamburg 1977-78.

Sauer 1802 — Martin Sauer: An Account of a Geographical and Astronomical Expedition to the Northern Parts of Russia. London 1802.

Schiefner 1859 — A. Schiefner: Über die Sprache der Jukagiren. In:

Mélanges Asiatiques III/6, St.-Pétersbourg 1859, 595-612.

Schiefner 1871 — A. Schiefner: Beiträge zur Kenntnisse der jukagirischen Sprache. In: Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St.-Pétersbourg 16, St.-Pbg. 1871, 373-399.

Schiefner 1872 — A. Schiefner: Über Baron Gerhard von Maydell's jukagirische Sprachproben. In: Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St.-Pétersbourg 17, St.-Pbg. 1872, 86-103.

Tailleur 1959 — Olivier Guy Tailleur: Les uniques données sur l'omok, langue éteinte de la famille youkaghire. Orbis 8, Luovain 1959, 78-108.

Tailleur 1960 — Olivier Guy Tailleur: Remarques sur des termes soi-disant "omoks" de 1927. Orbis 9, Louvain 1960, 110-113.

Tailleur 1962 — Olivier Guy Tailleur: Le dialecte tchouvane du youkaghir. Ural-Altaische Jahrbücher 34, Wiesbaden 1962, 55-99.

Vdovin 1954 — I. S. Vdovin. Istorija izučenija paleoaziatskich jazykov. Moskva - Leningrad 1954.

Veenker 1971 — Das Gebet des Herrn in den Sprachen Rußlands (St. Petersburg 1870). Photomechanischer Nachdruck mit Nachwort herausgegeben von Wolfgang Veenker. Wiesbaden 1971.

Witsen 1705 — N. Witsen: Noord en Oost Tartarye. Amsterdam 1705.

Entwicklungslinien der lappischen Rechtschreibung

Bo WICKMAN
Uppsala

Wenn man für eine Minoritätssprache, die früher nicht literarische Verwendung gefunden hat, eine Schriftsprache schaffen will, ist es natürlich, dasselbe Schriftsystem zu verwenden wie in der Hauptsprache des betreffenden Landes, also in den meisten Ländern Europas die lateinische Schrift, aber z.B. in der Sowjetunion die kyrillische. Es war eine merkwürdige Ausnahme von dieser Regel, daß man eben in der Sowjetunion in den dreißiger Jahren für die neuen Schriftsprachen finnisch-ugrischer und anderer Kleinsprachen anfangs die Lateinschrift verwendete. So wurde das erste ostjakische Buch i.J. 1930 und das erste wogulische Buch 1932 mit dem lateinischen Alphabet gedruckt, und ebenso das erste samojedische (jurakische) Buch i.J. 1932. Man ging doch recht bald zur Verwendung der kyrillischen Schrift über, und die jurakischen Bücher wurden vom Jahre 1937 ab schon kyrillisch gedruckt, die ostjakischen und wogulischen vom Jahre 1939.

Die Lappen wohnen bekanntlich in Finnland, Norwegen und Schweden und außerdem auf der Kola-Halbinsel in der Sowjetunion. Die ersten lappischen Bücher in Schweden wurden i.J. 1619 gedruckt. Für die Lappen in Norwegen gibt es Bücher vom Jahre 1928 ab, und in Finnland wurde das erste lappische Buch i.J. 1825 gedruckt. Die lappische Sprache in Rußland ist überhaupt sehr wenig schriftlich verwendet worden, und in der heutigen Sowjetunion ist die lappische Sprache auf der Kola-Halbinsel ein "bespis'mennyj jazyk", d.h. eine schriftlose Sprache.

Sowohl in Schweden wie in Norwegen und Finnland verwendete man für die lappische Sprache natürlich das sonst im Lande gebrauchte lateinische Alphabet, aber da das Lappische eine phonetisch komplizierte Sprache ist, war das lateinische Alphabet nicht hinreichend, um das Lappische nach dem phonologischen Prinzip "ein Phonem - ein Buchstabe" zu schreiben. Um diejenigen Phoneme zu bezeichnen, für die man im lateinischen Alphabet keine Buchstaben hatte, verwendete man Buchstabenkombinationen, etwa in derselben Weise wie wenn man im Deutschen den š-Laut mit *sch* wiedergibt.

Einer der bedeutendsten Pioniere der lappischen Literatursprache in Norwegen war Knud Leem (1697-1774), der eine lappische Grammatik und ein großes lappisches Wörterbuch in zwei Teilen schrieb (lappisch-dänisch-lateinisch 1768, dänisch-lateinisch-lappisch 1781) und mehrere Bücher ins Lappische übersetzte. Der am wenigsten gelungene Teil der von ihm verwendeten lappischen Schriftsprache ist eben die Orthographie, und wir werden sehen, daß eben dieser Umstand den Anstoß gab zur neuen Entwicklungslinie, die als leitendes Prinzip die Verwendung von diakritischen Zeichen statt der Buchstabenkombinationen hatte. Leems Wiedergabe der lappischen Laute ist vielmals schwerfällig und ungefügig und auch inkonsequent. Als Beispiel dafür können wir den Titel eines i.J. 1763 gedruckten Buches anführen: "Seminariumest Fridericianumest zhjaellujuwum Gjet-Kirjatzh, Mi moaadde Guatte- ja Kirko-Rokkus auftanaga Christus Gjerdamushja-Muitalusain sistes toaalla". Dies bedeutet: "Ein im Seminarium Fridericianum geschriebenes kleines Handbuch, das einige Haus- und Kirchengebete zusammen mit der Leidensgeschichte Christi enthält."

Man kann hier u.a. beobachten, daß die Afrikata č im Anlaut im Worte *zhjaellujuwum* 'geschrieben' mit der Buchstabenkombination *zhj* wiedergegeben wird, aber im Auslaut im Worte *Kirjatzh* 'Büchlein' mit *tzh*, und ferner z.B. daß die anlautenden Klusile regellos teils mit den Mediabuchstaben *b*, *d*, *g* und teils mit den Tenuisbuchstaben *p*, *t*, *k* wiedergegeben werden, wie in *Guatte* 'Haus', aber *Kirjatzh* 'Büchlein'.

Es war sicherlich eben diese Unzulänglichkeit der Schreibweise Leems, die den berühmten Sprachforscher Rasmus Rask dazu veranlaßte, i.J. 1832 eine Bearbeitung der lappischen Grammatik von Leem zu veröffentlichen, und später leitete er mit Nils Vibe Stockfleth eine Zusammenarbeit ein, die eine neue Entwicklungsphase der lappischen Schriftsprache bedeutete. Stockfleth veröffentlichte eine lappische Grammatik i.J. 1840 und ein norwegisch-lappisches Wörterbuch i.J. 1852. Unter den Neuerungen, die Rask vorgeschlagen hatte, aber die teilweise erst durch Stockfleth durchgeführt wurden, seien hier die folgenden erwähnt: die durchgestrichenen Buchstaben für die mit *d*, *t*, *g* homorganen Frikativen (zwar verwendete bisweilen schon Leem für denselben Zweck den spiritus asper nach den Buchstaben *d*, *t*, *g*, aber gar nicht regelmäßig), das ŋ für den palato-velaren Nasal, die dem tschechischen Alphabet entlehnten Buchstaben š, č. In seiner lappischen Grammatik verwendete Rask auch zur Bezeichnung langer Vokale den akuten Akzent wie im Tschechischen und Ungarischen, aber dieser Zug wurde von Stockfleth nicht aufgenommen und setzte sich nicht durch.

Die von Rask zuerst eingeführte und von Stockfleth und

seinen Nachfolgern fortgesetzte Entwicklungslinie der lappischen Rechtschreibung bedeutete einen entschiedenen Bruch mit der ursprünglichen Entwicklungslinie, die sich in Schweden bis in unsere Tage fortgesetzt hat. Es sei übrigens hier erwähnt, daß die lappische Rechtschreibung in Finnland sich prinzipiell derjenigen in Norwegen angeschlossen hat, so daß die hier behandelte "norwegische" Entwicklungslinie in den großen Zügen auch für Finnland gültig ist.

Das Nordlappische wird in allen drei Ländern Norwegen, Finnland und Schweden gesprochen, und außerdem werden in Norwegen und Schweden südlichere Mundarten gesprochen. Was das Nordlappische betrifft, war es natürlich ein Nachteil, daß diese Sprache in verschiedener Weise in den drei Nachbarländern geschrieben wurde (denn auch die nordlappische Schriftsprache Finnlands weichte in mehreren Einzelheiten von derjenigen in Norwegen ab), und der wichtigste Unterschied war natürlich der zwischen der in Norwegen und der in Schweden verwendeten Orthographie. Deshalb wurde i.J. 1948 eine für Norwegen und Schweden gemeinsame nordlappische Schriftsprache eingeführt, die in allen wesentlichen Zügen eine Fortsetzung der oben behandelten norwegischen Entwicklungslinie bedeutete und sich auf die westliche Mundart von Kautokeino gründete. Diese ausgesprochen westliche Prägung der neuen Schriftsprache führte aber mit sich, daß die Lappen in Finnland diese Sprache als zu fremd empfanden, so daß sie sich derselben nicht anschließen wollten. Dieser Übelstand, also daß die nordlappische Sprache nicht in allen drei Ländern gleich geschrieben wurde, wurde i.J. 1979 beseitigt, als die Lappen der drei Länder sich für eine einheitliche nordlappische Schriftsprache entschieden, die u.a. durch einen solchen Kompromiß zustande kam, daß einige Eigenheiten der in Finnland gebräuchlichen Rechtschreibung in die neue Schriftsprache eingeführt wurden.

Es ist ohne jeden Zweifel als großer Fortschritt zu betrachten, daß wir jetzt endlich für die nordlappische Sprache in Finnland, Norwegen und Schweden eine gemeinsame Schriftsprache haben, aber gleichzeitig entsteht ein Problem, was die Schreibung des Lappischen innerhalb Schwedens betrifft. Wir bekommen nämlich jetzt eine solche Lage, daß das Nordlappische in den nördlichen Teilen des Regierungsbezirks Norrbotten im Anschluß an die frühere norwegische Entwicklungslinie geschrieben wird, während das sehr eng verwandte Lule-Lappische zusammen mit dem Pite-Lappischen in den südlicheren Teilen Norrbottens immer noch wesentlich sich den Prinzipien der oben behandelten schwedischen Entwicklungslinie anschließt. Es ist zu hoffen, daß auch dieses Problem in der nahen Zukunft gelöst werden kann.

Haupttypen des Ausfalls der dentalen Explosiva im Mordwinischen

Ausfall des Suffixmorphems *t/t'*

Gábor ZAICZ
Budapest

1. Als Quellen der auch in Ungarn zugänglichen mordwinischen phonologischen und morphologischen Fachliteratur können - neben den historisch-phonologischen Arbeiten von H. Paasonen und D. Bubrich(MdLautl. bzw. IstGrEJa.) - die Ergebnisse der folgenden deskriptiven oder in erster Linie als solche zu betrachtenden Werke benützt werden: Die mokscha-mordwinische Grammatik von A. Ahlqvist (MMdGr.) und die mordwinische Sprachlehre von J. Budenz (MdNyt.) aus dem vorigen Jahrhundert. (Die ersa-mordwinische Grammatik von F. Wiedemann ist leider in den Budapester Fachbibliotheken nicht erreichbar.) Weiter als Quelle dienen die Sprachlehre von M. Jevsevjev (EMdGramm.), der phonetische Abschnitt von D. Bubrich im ersten Teil der mordwinischen deskriptiven Grammatik in zwei Bänden (GrammMdJa.), die kurze phonetische Zusammenfassung der kleinen mordwinischen Monographie von A. Feoktistov (OsnFgrJa.) und vor allem das Kollegienheft von S. Devajev und D. Cygankin über die mordwinische Phonetik (FonMdLitja: im Mokschanischen: S. 3-45, im Ersanischen S. 46-79).

Außer den Untersuchungen über die beiden mordwinischen Literatursprachen verlangen besondere Berücksichtigung die in verschiedenen sprachwissenschaftlichen Serien (OMD., Zapiski, VoprMdJa. usw.) erschienenen, gleichfalls deskriptiven mordwinischen Dialektmonographien, denn sie enthalten auch viele wertvolle Einzelheiten. Dies ist zu betonen, obwohl wir gleichzeitig gezwungen sind zu erklären: Es ist auffällig, daß diese Dialektbeschreibungen oft nicht richtig abgefaßt sind, die Systematisierung der sprachlichen Gesetzmäßigkeiten fehlt, das - übrigens reiche - sprachliche Beispielmaterial vielmals planlos und unbefriedigend veröffentlicht wird und deshalb zuweilen ungeeignet ist, die Erscheinungen zu illustrieren, usw. (Könnten die Verfasser dieser Studien ein paar ungarische, finnische oder estnische dialektologische Arbeiten in ihre Hand nehmen, würden sie bald überzeugt sein, daß der Aufbau dieser mundartlichen Werke in großem Maße in der Struktur, den Standpunkten und

der Terminologie den Beschreibungen über das Russische gleicht. Diese Feststellung gilt auch für die sowjetischen Publikationen, die im ersten Absatz angeführt wurden, abgesehen von der ausgezeichneten kleinen Monographie von A. Feoktistov).

2. Obwohl in der mordwinischen Fachliteratur im allgemeinen nur die Mouillierung, die Affrikation, die Assimilation und teilweise der Lautausfall unter den wichtigsten morphonologischen Veränderungen der Konsonanten aufgezählt worden sind (vgl. z.B. FonMdLitJa. S. 38-45, 68-71), kann der Kreis dieser Veränderungen bzw. alternativen Möglichkeiten durch das eingehende Studium der im Abkürzungsverzeichnis vorkommenden mordwinischen Quellen beträchtlich erhöht werden. Bei den quantitativen Veränderungen sind z.B. - in Verbindung mit dem Ausfall der Konsonanten - die Haupttypen der Konsonantenhäufungen im Anlaut bzw. im In-/Auslaut und die Gesetzmäßigkeiten der zufälligen Auflösung (Vereinfachung) dieser Häufungen zu studieren, ferner eine verhältnismäßig seltene assoziative Veränderung der Konsonanten: die Haplologie, sowie vereinzelt die wichtigsten Fälle der anorganischen Einschaltung, Verkürzung und Dehnung der Konsonanten. Außer der Mouillierung und der Affrikation - die sich meistens mit assoziativen Veränderungen: mit Assimilation oder Dissimilation paaren - muß man auch die folgenden seltener vorkommenden, aber teilweise in Regeln zu fassenden qualitativen Konsonantenwechsel aufarbeiten: Depalatalisation, Desaffrikation, Entstehung eines Spiranten, Entstehung eines Explosivlauts, Vokalisation und Verschiebung der Artikulationsstelle, endlich ein isolierter assoziativer Wechsel: die Metathesis.

Die selteneren Veränderungen können auch in zusammenfassenden, systematisierenden Artikeln, die häufigeren müssen aber hauptsächlich in Detailarbeiten beschrieben werden. Zu diesen letzteren gehört die häufigste quantitative Veränderung des mordwinischen Phonembestandes: der Konsonantenausfall.

Von den Konsonantenphonemen fallen im Mordwinischen die dentalen (-alveolaren) Explosiva *t*, *t'*, *d*, *d'* am häufigsten aus. Der Ausfall der an derselben Stelle gebildeten Nasale *n* und *ń* sowie der stimmhaften labiodentalen und palatalen Spiranten (*v* bzw. *j*) kommt auch öfter vor. Die velaren Explosiva *k*, *g* und die stimmlosen dentalen (-alveolaren) Spiranten *s*, *ś* verschwinden seltener. Das bilabiale Explosivum *b*, der velare Spirant *χ*, die dentale Affrikata *c* und endlich die Liquiden *l*, *l'*, *r*, *ŕ* fallen nur sporadisch aus, und ihre phonetische Umgebung kann sehr selten in Regeln gefaßt werden. In fast jedem Werk des Quellenverzeichnisses kann man Beispiele für den Konsonantenausfall finden (vgl. z.B. MdLautl. S. 63, 64 usw.; OMD. 4. S. 66,

321, 338; VoprMdJa. 42. S. 297), aber manchmal nicht nur unter den passenden Stichwörtern, sondern vereinzelt auch anderswo.

3. Ihrem Titel entsprechend beschäftigt sich diese Arbeit mit den wichtigeren in Regeln zu fassenden Fällen des dentalen (-alveolaren) Explosiva-Ausfalls mit Anwendung des Materials und der Lehre der vollständigen in Ungarn erreichbaren Fachliteratur über Mordwinistik. (Dieses Mal behandle ich ausführlich nur den Ausfall, der *als Suffixmorphem* oder dessen Element auftritt, ich bin aber gezwungen, die häufigsten Typen der *im Stamm* erscheinenden *t*, *t'*, *d*, *d'* Ausfälle wegen dem begrenzten Umfang bei einer anderen Gelegenheit zu analysieren.)

Meinen Quellen zufolge hat allein H. Paasonen diese Frage mit gewisser Systematik, aber sehr skizzenhaft behandelt (s. MdLautl. S. 61-62). In den späteren zusammenfassenden Werken sind nur einige Bemerkungen in Verbindung mit dem Ausfall der mordwinischen dentalen Explosiva zu finden (vgl. EMdGr. S. 34; FonMdLitJa. S. 44-45).

Das Beispielmaterial von H. Paasonen kann in folgende wichtigere Gruppen eingeteilt werden (ich weise vorläufig auf die verschiedenen Typen nur mit je einem Beispielwort hin):

(1) eMar. eJeg. *koct* 'Leinwand', in der alten evang.-übers. *koc*
(2) [E] *ošńe*, [M] *ošńä* st. **oš-t-ńe*, *-ńä*, best. pluralform v. *oš* 'Stadt'
(3) [M] *koŕ*^{R}*ńan*, frequ. v. *kor*^{R}*tan* 'ich spreche', (eMar. *koŕt́ńan*)
(4) eJeg. *jovl'an* st. **jovt-l'an* 'ich erzähle'; [E, M] *azargadan* 'in Wut geraten', frequ. *azargal'an*, *azargańan* < **azargadl'an*, **azargadńan* 'wüten'

(MdLautl. S. 61-63; vgl. S. 41-42)

Auf Grund der Fachliteratur, die seit dem Erscheinen der Lautlehre von H. Paasonen aus dem Jahre 1903 publiziert worden ist, kann man einerseits weit mehr, andrerseits viel exakter Regelmäßigkeiten bestimmen.

Das Thema dieses Artikels ist, an Hand meiner Beispielsammlung die derartigen Gesetzmäßigkeiten des Ausfalls *t*, *t'*, *d*, *d'* zu typisieren. Ich transkribiere im folgenden das Beispielmaterial meiner kyrillischen Quellen. In meiner Transkription sind die von K. Rédei (FU transkription yksinkertaistaminen. Helsinki 1973. S. 71-78) bzw. A. Feoktistov (OsnFgrJa. S. 282-285) angenommenen schriftsprachlichen und mundartlichen Phoneme vorgekommen. Wenn ein Phänomen nur aus einigen ersa- oder mokscha-mordwinischen Mundarten - und nicht aus den Literatursprachen - zu beweisen ist, werde ich darauf mit der Abkürzung (E) / (M) hinweisen. Die Abkürzung E / M der beiden Hauptdialekte steht dagegen ohne Klammern, falls der Ausfall auch in den Literatursprachen erfolgt. In meiner Beispielsammlung werden die Wörter innerhalb der einzelnen Ordnungszahlen nach 1. Art und 2. Stelle

der Artikulation gruppiert. Das Fehlen eines Konsonanten- oder - sehr selten - Vokalphonems deutet immer zugleich auf das Fehlen in der bearbeiteten Fachliteratur. Mit anderen Worten: Meinen Erfahrungen nach ist je eine morphonologische Erscheinung nur in den Lautumgebungen meiner Beispiele häufig, im übrigen ist es zufällig oder völlig ausgeschlossen. - Die Bedeutung der Beispiele wird auf deutsch und immer nur mit *einer* Grundbedeutung mitgeteilt.

4. Die häufigsten Ausfälle des dentalen *t/t'* als Suffixmorphem oder dessen Komponente

4.1. Ausfall (Abschleifung) des Pluralzeichens *t/t'* in absolutem Auslaut

Dieser Lautwandel erfolgt nur in einem Teil der ersanischen Mundarten nach 1. auslautenden bzw. 2. inlautenden, in der letzten Silbe stehenden velaren und dentalen Explosiva sowie 3. nach dem palatalen Nasal im Auslaut. Das Pluralzeichen *t/t'* verschwindet nach den inlautenden Explosiva zusammen mit dem auslautenden Vokal.

4.1.1. Nach auslautenden Explosiva

4.1.1.1. Nach velarem *k*:

(E) *jarmak* 'Geld', Pl *jarmak*
počerk 'Handschrift', Pl *počerk*

Das verfügbare Beispielmaterial verweist darauf, daß sich der mundartliche Konsonantenausfall im Ersanischen nur in neueren Lehnwörtern zeigt. Im Mordwinischen ist übrigens der stammauslautende Konsonant in der Regel stimmhaft.

4.1.1.2. Nach dentalen *t*, *t'*, *d* , *d'*:

(E) *koct* 'Schwanz', Pl. *koct*
kańćt' 'Hanf', Pl. *kańćt'*
tarad 'Zweig', Pl. *tarat*
sed' 'Brücke', Pl. *set'*

Das mordwinische Pluralzeichen *t/t'* hatte das auslautende stimmhafte *d/d'* zuerst mit rückwirkender Assimilation stimmlos gemacht, dann fiel es als Begleiterscheinung in einigen ersanischen Mundarten aus. Vorgang der Lautveränderung: *tarad + t : taratt > tarat*; *sed' + t' : set't' > set'*. Die auslautende Abschleifung ist auch in jungen Lehnwörtern erfolgt: z.B. (E) *sad* 'Garten', Pl *sat*.

4.1.2. Nach inlautenden Explosiva

4.1.2.1. Nach velaren *k*,*g*:

(E) *načko* 'feucht', Pl *načk*
eŕke 'der See', Pl *eŕk*
peŋge 'Holz', Pl *peŋk*
olgo 'Stroh', Pl *olk*
eŕge 'Perle', Pl *eŕk*

Es gibt auch ersanische Mundarten, in denen die Abschleifung des *t/t'* nicht mit assoziativer Veränderung verbunden ist, d.h. das in den Auslaut gekommene *g* nicht stimmlos wird. Z.B. (E) *morgo* 'Zweig', Pl *morg*.

4.1.2.2. Nach dentalen *t*, *t'*, *d*, *d'*:

(E) *čuvto* 'Baum', Pl *čuvt*
pando 'Berg', Pl *pant*
el'd'e 'Stute', Pl *el't'*

Das als Ergebnis der Verbindung der dentalen Explosiva (wenigstens bei dem Treffen *t + t*) mit Verkürzung entstandene auslautende *t/t'* unterscheidet sich nach M. Jevsevjev hinsichtlich der Quantität nicht von der Aussprache der Phoneme *t, t'* (vgl. EMdGramm. 34). In der ersanischen Literatursprache werden gewöhnlich nur die *velaren*, nicht aber die dentalen Explosiva der letzten Silbe stimmlos. Z.B.: E *peŋkt', olkt, morkt*; aber: *pandt, el'd't'* (alle in Pl., s. die Bedeutungen weiter oben).

4.1.3. Nach auslautendem Nasal: dem palatalen *n*:

(E) *kuloŋ* 'Asche', Pl *kulok*
peŋ 'Zahn', Pl *pek*

Das in einigen ersanischen Mundarten als uraltes Erbe erhaltene auslautende Phonem *-n* (vgl. OMD. 1. S. 29-33, 2. S. 108; IstGrEJa. S. 19; GrammMdJa. S. 23) weist in der Literatursprache *-v* bzw. *-j* als Entsprechungen auf: E *kulov, pej*. Die Abschleifung des Pluralzeichens ist damit zu erklären, daß in den ersanischen Mundarten den Fluß Alatyr entlang *-kt* in ursprünglichen Wörtern in absolutem Auslaut nicht stehen kann (vgl. Markov: OMD. 1. S. 38).
Literatur: EMdGramm. 28, 34; Zapiski 18: 191; OMD. 1: 37-38, 334-335, 2: 148; VoprMdJa. 42: 296.

4.2. Ausfall des Pluralzeichens *t/t'* im Inlaut

In der mordwinischen bestimmten (determinierten) Deklination kann die anlautende Morphemkomponente des Pluralzeichens *-tne/-t'ńe* - abhängig von der Art der Artikulation des auslautenden Konsonanten - sowohl in den beiden Literatursprachen als auch in verschiedenen mordwinischen Mundarten ausfallen. Dieser Ausfall erfolgt auch dann häufig, wenn er im absoluten Auslaut (das ist in dem unbestimmten Nominativ Plural) wegbleibt, aber der auslautende Konsonant muß als Resultat der rückwirkenden Assimilation auch im letzteren Fall stimmlos werden (s. oben 4.1.).

4.2.1. Nach stammauslautenden (in der letzten Silbe stehenden) Explosiva und Spiranten, seltener auch nach Affrikaten

4.2.1.1.: Nach stimmlosen Konsonanten-Phonemen:

(E) *końke* 'trocken', PlDet *końkńe*
počt 'Mehl', PlDet *počnę*
alks 'Bett', PlDet *alksnę*
mekš 'Biene', PlDet *mekšne*
(M) *końke* 'trocken', PlDet *końkńe*
miš' 'Biene', PlDet *miš'ńe*

4.2.1.2. Nach stimmhaften Vokal-Phonemen:

(E) *ńed'* 'Stiel', Pl *ńet'(t')*, PlDet *ńet'ńe*
olgo 'Stroh', Pl *olkt*, PlDet *olkne*
lov 'Schnee', Pl *loft*, PlDet *lofńe*
vaz 'Kalb', Pl *vast*, PlDet *vasne*

rož 'Roggen', Pl *rošt'*, PlDet *rošńe*
kež 'Zorn', Pl kkešt, PlDet *kešńe*
penč 'Löffel', Pl *penčt'*, PlDet *penčńe*
(M) *morgə* 'Zweig', Pl *morkt*, PlDet *morkńə*
tov 'Kern', Pl *toft*, PlDet *tofnə̑*
kuz 'Fichte', Pl *kust*, PlDet *kusńə*
pij 'Zahn', Pl *piJt'*, PlDet *piJńe*

Es ist mit dem ehemaligen Dasein des *t/t'* zu erklären, daß die auslautenden Konsonanten in den bestimmten Formen ebenso wie in den unbestimmten stimmlos wurden. Deshalb kann auch der stimmlose auslautende Konsonant vor einem Nasal *n/ń* nicht stimmhaft werden; im Gegenteil: zufolge des Ausfalls *t/t'* bleiben die Konsonanten stimmlos auch vor *stimmhaften* Konsonanten. - Ich habe mundartliche Beispiele gegeben, aber der Ausfall kann auch in der ersanischen Literatursprache geschehen; vgl. z.B. E *mekšne*, *vasne* usw. PlDet.

4.2.2. Nach auslautenden Liquiden oder Nasalen:

(M) *val* 'Wort', Pl *vaLt*, PlDet *vaLńə*
kal' 'Weide', Pl *kaL't'*, PlDet *kaL'ńä*
sur 'Finger', Pl *suRt*, PlDet *suRńä*
maŕ 'Apfel', Pl *maŔt'*, PlDet *maŔńə*
eźəm 'Bank <Sitzmöbel>', Pl *eźəpt*, PlDet *eźəpńe*

In dieser Position erscheint der Konsonantenausfall nur im Mokschanischen, sowohl in der Literatursprache als auch in den Mundarten. Die rückwirkende Assimilation ergibt in der Mehrzahl das Entstehen der mokschanischen stimmlosen Phoneme *L*, *L'*, *R*, *Ŕ* (sowie des *J*; s. oben im Absatz 4.2.1.2.), und wenn der Nasal *m* stimmlos geworden ist, kommt der an derselben Stelle gebildete orale Verschlußlaut *p* vor. *Literatur*: MMdGramm. 11; MdNyt. 22; EMdGramm. 28; Zapiski 18: 190-191; OMD. 1: 27-28, 226, 334, 2: 252, 300-301, 304, 310, 4: 74, 78, 87, 5: 275-276; GrammMdJa. 31; FonMdLitJa. 30-31, 40; VoprMdJa. 42: 296.

4.3. Ausfall (Abschleifung) des Imperativzeichens *t/t'* in absolutem Auslaut

Das Zeichen *t/t'* des Imperativs (= VxImpSg2Intrans) fällt nach auslautenden *velaren* Explosiva nur in einigen ersanischen Mundarten, nach auslautenden *dentalen* Explosivlauten aber auch in der ersanischen Literatursprache aus. Die Umstände dieser Veränderung entsprechen im wesentlichen der auslautenden Abschleifung des Pluralzeichens *t/t'* (s. oben 4.1.). Die auslautenden stimmhaften Explosiva *g*, *d/d'* werden auch vor dem Moduszeichen stimmlos.

4.3.1. Nach auslautenden velaren Explosiva *k* und *g*:

(E) *kośk* <: *kośkt* Imp ← *kośkems* 'trocknen'
kočk <: *kočkt* Imp ← *kočkoms* 'jäten'
valk <: *valkt* Imp ← *valgoms* 'sich herablassen'

4.3.2. Nach auslautenden dentalen Explosiva *t/t'*, *d/d'*:

E *kant* <: *kantt* Imp ← *kandoms* 'tragen'
pejet' <: *pejet't'* Imp ← *pejed'ems* 'lachen'
tonavt <: *tonavtt* Imp ← *tonavtoms* 'unterrichten'

Der Wechsel *t* + *t* → *t*, *t'* + *t'* → *t'* ist eigentlich eine Art Verkürzung.
Literatur: EMdGramm. 34; Zapiski 18: 191; OMD. 1: 334-335; EMdSzöv. 271.

4.4. Ausfall der Komponente *t/t'* des Besitzerzeichens im Inlaut

In der mokscha-mordwinischen possessiven Deklination fällt die Komponente *t/t'* des auf mehrere Besitze verweisenden Sufixes *-tńä*, *-t'ńä* in der 2. Person Singular aus, falls sie nach einer Liquida (in einigen Mundarten auch nach einem Nasal) steht.

M *kaLńə* PxSg2 <: *kaLtńə* ← *kal* 'Fisch' *śt'iŕńə* PxSg2 <: *śt'iŕt'ńə* ← *śt'iŕ* 'Mädchen'
(M) *śuŕćəpńe* PxSg2 <: *śuŕćəpt'ńe* ← *śuŕćəm* 'Kamm'

Literatur: OMD. 2: 304; FonMdLitJa. 40-41.

4.5. Ausfall (Abschleifung) der Komponente *t* des Partizipsuffixes in absolutem Auslaut

In den mit dem negativen Hilfszeitwort gebildeten Wortverbindungen verschwindet das Element *t* der ersanischen mundartlichen Ableitungssilbe *-ft* des Partizip Perfekts (— E *-vt*).

(E) *eź ramav* PartPerf <: *eź ramaft* ← E *ramams* 'kaufen'
eź kundav PartPerf <: *eź kundaft* ← E *kundams* 'ergreifen'

Literatur: Zapiski 18: 191; OMD. 1: 335.

5. Wie es schon erwähnt wurde, können die mordwinischen dentalen Explosiva *t*, *t'*, *d*, *d'* nicht nur als Suffixmorpheme, sondern auch als eine Komponente der Stamm-Morpheme sehr häufig ausfallen, sowohl im Auslaut wie im Inlaut. Meistens fällt der mordwinische dentale Explosivlaut vor konsonantisch anlautenden Suffixen der *dentalen-alveolaren* Artikulationsstelle aus: vor 1. einem Spiranten, 2. einem Nasal und 3. einer Liquida. Zum Beispiel 1. in der Deklination vor den auf *-s* anlautenden Suffixen (E *valdo* 'Licht' : Iness *val-so*) und im Indikativ der Konjugation vor den auf *-s* bzw. *-ś* anlautenden Suffixen (E *t'eŕsa* PräsSg1SubjSg3Obj ← *t'eŕd'ems* 'rufen'; E *nevś* PrätSg3 ← *nevt'ems* 'zeigen'), ferner vor den deverbalen Verbsuffixen 2. *-ń-* und 3. *-l'-* (M *śimńan* Sg1 frequ : *śimd'an* Sg1 'trinken'; E *načl'ems* frequ : *načtoms* 'benetzen'). Die stammauslautenden *t/t'* und *d/d'* können seltener auch vor dem *velaren k* ausfallen, in erster Linie vor dem Imperativzeichen *-k* sowie dem nominalen Ableitungssuffix *-ks* (z.B. E *ušk* ImpSg2 ← *uštomo* 'heizen' bzw. M *jofks* 'Geschichte' ← *joftama* 'erzählen'). All dies wird der Stoff meiner Studie, die andernorts, voraussichtlich in der Festschrift für Péter Hajdú zu seinem 60. Geburtstag, erscheinen wird.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

EMdGramm. = M. Je. Jevsevjev: Osnovy mordovskoj grammatiki. Saransk (1929) 1963[2] (= Izbrannye trudy. Tom 4)

EMdSzöv. = József Erdődi: Erza-mordvin szövegek (magyarázatokkal, nyelvtani vázlattal és szótárral). Budapest 1968 (= Finnugor jegyzetek 14)

FonMdLitJa. = S. Z. Devajev - D. V. Cygankin: Fonetika mordovskich (mokšanskogo i erzjanskogo) literaturnych jazykov. Saransk 1970

GrammMdJa. = Grammatika mordovskich (mokšanskogo i erzjanskogo) jazykov. Čast' 1. Fonetika i morfologija. Redaktory: M. N. Koljadenkov, R. A. Zavodova. Saransk 1962

IstGrEJa. = D. V. Bubrich: Istoričeskaja grammatika erzjanskogo jazyka. Saransk 1953

MdLautl. = H. Paasonen: Mordvinische Lautlehre. Helsingfors 1903 (= Suomalais-ugrilaisen Seuran Toimituksia 22)

MdNyt. = József Budenz: Moksa- és erza mordvin nyelvtan. Budapest 1877 (vgl. auch in NyK 13: 1-134)

MMdGramm. = August Ahlqvist: Versuch einer mokscha-mordwinischen Grammatik nebst Texten und Wörterverzeichnis. St. Petersburg 1861

OMD. = Očerki mordovskich dialektov. Saransk
- 1 Tom 1. 1961
- 2 Tom 2. 1963
- 3 Tom 3. 1963
- 4 Tom 4. 1966
- 5 Tom 5. 1968

OsnFgrJa. = Osnovy finno-ugorskogo jazykoznanija. [Tom 2] Pribaltijsko-finskie, saamskij i mordovskie jazyki. Moskva 1975

VoprMdJa.42 = Voprosy mordovskogo jazykoznanija. Trudy, vypusk 42. Saransk 1972

Zapiski 18 = Zapiski No. 18. Jazyk i literatura. Saransk 1958

Die Vorausdeutungen in der Njáls saga unter strukturellem Aspekt

Günter ZIMMERMANN
Wien

Es ist erst jüngst wieder darauf hingewiesen worden, daß mit der Brennu-Njáls saga, der Njála (und der Grettis saga) "die isländische Bauerngeschichte als seriöses Genus" ausläuft[1]. Gleichwohl: man darf sie getrost als 'klassische' Isländersaga bezeichnen, findet in ihr Themenkomplexe und Darstellungsmittel, die mit der Gattung untrennbar verbunden sind - Blutrache und hetzende Frauen, parallel gebaute Szenen und genealogische Exkurse. In dem Riesengebilde von über 400 Seiten[2] spielen neben Totschlag und Rache auch das Recht, eigentlich die (vorgestellte) Rechtspraxis, sowie das Christentum und die Christianisierung eine markante Rolle. Freilich, was nun eigentlich "The meaning of Njáls saga"[3] ausmache, das scheint der Text nicht ohne weiteres preisgeben zu wollen und hat zu den verschiedensten Vermutungen geführt[4].

Auch wenn man die Frage nach 'dem' Thema (besser: den Themen) der Saga ausklammert und in dem Wust an Personen und deren Aktionen nach einem Bauplan sucht, wird man von der Njála auf eine harte Probe gestellt[5]. Aber hier könnte vielleicht der weise Njál selbst weiterhelfen: Njál war nicht nur ein *lǫgmaðr svá mikill, at engi fannsk hans jafningi* (Kap. 20, S. 57) (ein so großer Rechtskundiger, daß es seinesgleichen nicht gab [Thule 4, S. 66]), sondern auch *vitr var hann ok forspár* (ib.) (gescheit war er und schaute in die Zukunft [Thule ib.]). Und Njáls Ratschläge, Prophezeiungen, Ahnungen - wie immer man sie nennen mag oder an betreffender Stelle nennen muß - gehen natürlich in Erfüllung. Sie erweisen sich daher als mit der Gattungstradition in Einklang. Ermutigt durch die Erkenntnisse über die Prophezeiungen in der Gísla saga und Laxdœla saga - ich halte sie in diesen Sagas für 'handlungsunterstützend'[6] - möchte ich es wagen, einen Teil der Njáls saga dahingehend zu untersuchen.

1. Die sich (praktisch immer) bestätigenden Ahnungen, Zauber, Prophezeiungen usf. der Isländersaga gehören zu dem, was E. LÄMMERT als 'Vorausdeutung' bezeichnet: "Eine Vorausdeutung eröffnet dem Leser (...) nicht nur den Sinn und die

Richtungnahme der augenblicklichen Situation, sondern stellt alles künftige Geschehen in ein besonderes Licht"[7]. Durch die Dimension des sicheren In-Erfüllung-Gehens der Vorausdeutung in der Sagaliteratur kommt sie für den Rezipienten einer deutlichen Vorwegnahme späterer Handlung gleich. In diesem Sinne sind die Vorausdeutungen der Saga (auch) als Hilfsmittel anzusehen, mit welchen sich der Rezipient (im Mittelalter wohl meist: Hörer) in der Handlungsfülle orientieren konnte. Und für uns können sie ein Hilfsmittel sein, die Handlungsstruktur aufzurollen.

Dem widerspricht allerdings gleich der Umstand, daß den Vorausdeutungen der Njáls saga in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle unmittelbar die tatsächlichen - erfüllenden - Aktionen folgen.

Njál berät seinen besten Freund, den heldenhaften Gunnar, in einer schwierigen Rechtsangelegenheit: Um eine nach einer Ehescheidung nicht zurückgezahlte Mitgift einzuklagen, muß Gunnar den Hrút - dieser hält das Geld - vorladen (*stefna*) und somit das Rechtsverfahren einleiten. Aber: Gunnar darf dabei nicht von Hrút erkannt werden! Njáls Rat (Kap. 22) zeigt gleichermaßen perfekte Rechts- wie auch Menschenkenntnis: Gunnar möge in der Verkleidung eines dümmlich schwatzhaften Rowdys sich von Hrút die Vorladungsformel vorsagen lassen und - um keinen Verdacht zu erregen - zum Gaudium der Anwesenden falsch nachplappern. Beim zweiten Anlauf soll Gunnar erst 'richtig' vorladen.

In dieser Saga-Passage wird sogar das Gespräch Gunnar-Hrút bereits vorweggenommen und die tatsächliche Aktion auf der realen Handlungsebene verkürzt sich auf wenige Zeilen im folgenden Kapitel (Kap. 23, S. 63): *Fóru orð þeira mjǫk sem Njáll ætlaði* (Ihr Gespräch ging ziemlich, wie Njál sichs gedacht hatte [Thule 4, S. 71]).

Als strukturierendes Element scheint dieser, der erste, prophetische Rat Njáls genauso irrelevant wie als 'Gedächtnisstütze' für den Hörer. Die Szene bekräftigt bloß, was kurz zuvor über Njál gesagt wurde (s.o.) - das allerdings mit Nachdruck. Es wird festgelegt, daß sich Njáls Ahnungen, Prophezeiungen und Ratschläge auch in den anderen Fällen bestätigen werden.

Auch der Zauber, mit dem die norwegische Königsmutter ihren isländischen Liebhaber Hrút bedenkt, zeitigt noch im gleichen Kapitel seine Folgen. Gunnhild erlegt Hrút folgendes auf: *þú megir engri munúð fram koma við konu þá, er þú ætlar þér á Íslandi* (Kap. 6, S. 21) (daß du kein Liebesspiel verrichten könntest mit dem Weibe, das du im Sinn hast auf Island [Thule 4, S. 35]). Hrút fährt heim nach Island, heiratet die Unn und übergibt ihr die Führung des Haushaltes. Nun müßten eigentlich die typischen Bemerkungen fallen wie z.B. *vel var um samfarar þeira* (ihre Ehe war gut). Aber

genau das Gegenteil erfolgt: *En fátt var um með þeim Hrúti um samfarar* (Kap. 6, S. 22) (Aber mit dem ehelichen Verkehr zwischen ihnen war es nicht viel [Thule 4, S. 36])[8].

Die Liste mit Ahnungen und unmittelbar folgender und bestätigender Aktion läßt sich fortsetzen: Vor dem zweiten großen Kampf an der Krummach (Kap. 63) träumt Gunnar vom Tod seines Bruders (Kap. 62), der Geisterritt (Kap. 125) und Njáls bedrückendes Gesicht - es erscheint ihm die ganze Stube blutig (Kap. 127) - vor dem Mordbrand (Kap. 128, 129), die Vorzeichen für die Brjánsschlacht (Kap. 156) usf. Auch Gunnars Hellebarde ist hier zu erwähnen, in der es vor jedem Totschlag laut tönt (*syngr*)[9].

Was nun Njál selbst betrifft, so fällt auf, daß zwar seine Seher-Fähigkeit herausgestrichen wird, seine Ratschläge aber oft nicht über das hinausgehen, was - zumindest für uns anachronistische Betrachter - bloß 'logisch' erscheint. E. O. G. TURVILLE-PETRE sagt über Njál: "He was quick to perceive the moral qualities and intentions of others, and his wisdom went even deeper. As *if* by second sight, he could foresee tragedies looming over his friends, his sons, and finally himself"[10]. Sein erster Ratschlag für Gunnar (s.o.) ist in keiner Weise übernatürlich gefunden. Auch als Gunnar sich später mit Njál berät, ob eine Auslandsfahrt angebracht sei (Kap. 28), antwortet Njál nicht (nur?) aus seiner Seher-Fähigkeit heraus, sondern urteilt so über Gunnar, wie es auch der Rezipient erwartet: *muntú þér vel koma, sem þú ert* (Kap. 28, S. 74) (wohin du kommst, wirst du Erfolg haben [Thule 4, S. 77]). Der in jeder Beziehung einmalige Held - man vergleiche Kap. 19, besonders seine Waffenfertigkeit wird hervorgehoben - muß einfach jeden Feind besiegen, muß die Achtung von Jarlen und Königen erringen, muß auf seinen Fahrten die größten Schätze erwerben.

Als Njál von Gunnars Verlobung mit Hallgerđ erfährt, *Hann tók þungt á kaupum hans* (Kap. 33, S. 87) (Der fand es sehr bedenklich [Thule 4, S. 86]) und prophezeit: *Af henni mun standa allt it illa, er hon kemr austr hingat* (ib.) (Von ihr wird lauter Unheil ausgehen, wenn sie hier in unsre Gegend kommt [ib.]). Auch das ist z.T. 'logisch', denn der Rezipient weiß genau wie Njál um den Charakter der Frau. Die Bestätigung erfolgt auch hier unmittelbar angeschlossen: Nach der Hochzeit kommt es zum folgenschweren Streit zwischen Hallgerđ und Njáls Ehefrau Bergþóra (Kap. 35). Die von Njál vorausgesagten Totschläge und deren rechtliche Beilegung - Hallgerđ und Bergþóra hetzen Knechte und Verwandte zum gegenseitigen Mord auf, Gunnar und Njál zahlen wechselseitig Bußgeld - passen, weil/obwohl hier die sagatypischen Rachemechanismen zum Einsatz gebracht werden, eher ins Bild 'echter' Seher-Voraussagen, werden sie doch durch das Einbringen von Unheils-Bildern unterstützt: Ein Sohn Njáls,

Skarphedin, kommentiert das Verhalten des Vaters, der vor einem Totschlag das Geld für Gunnar aufs Ding mitnimmt: *"Koma mun þat til nǫkkurs," segir hann Skarpheðinn ok glotti við* (Kap. 36, S. 96) ("Dahinter wird etwas stecken," sagte Skarphedin und grinste [Thule 4, S. 95])[11].

Wenn man von den Vorzeichen vor dem Mordbrand absieht (die blutige Stube, s.o.), so hat Njál eigentlich kein 'großes' Gesicht wie z.B. sein Sohn Helgi[12]. Als dieser Gefolgsmann des Orkadenjarls Sigurd ist, wird er eines Tages schweigsam. *Jarl þóttisk eigi vita, hví þat myndi sæta* (Kap. 85, S. 205) (Der Jarl wußte nicht recht, was das bedeute [Thule 4, S. 182]). Helgi erklärt, daß die Schotten einen Aufstand gemacht haben. Der Jarl, mißtrauisch, wird beruhigt: *ok mun hann satt til segja, því at faðir hans er forspár* (Kap. 85, S. 206) (er sagt gewiß die Wahrheit, denn sein Vater ist zukunftskundig [Thule 4, S. 183]), und die Ahnung bewahrheitet sich.

2. In der Saga findet sich nun auch eine andere Figur, die in die Zukunft sieht: Hrút. Und seine Ahnungen und Ratschläge können sich durchaus mit jenen Njáls messen. Trotz aller Drohungen der Königsmutter Gunnhild[13] bleibt ihr Liebesverhältnis mit dem Isländer nicht unentdeckt. Als Hrút und ein Gefolgsmann gegen Wikinger kämpfen, bewundert jener Hrúts Tapferkeit und Kraft: *"Bæði er nú, Hrútr, at þú høggr stórt, enda átt þú mikit at launa Gunnhildi."* (Kap. 5, S. 18) (Kräfige Hiebe führst du, Hrut! Das macht, daß du der Gunnhild viel zu lohnen hast [Thule 4, S. 33])[14]. Hrúts Antwort darauf - ich würde sie für zornig erregt halten - ist prophetisch: *"Þess varir mik," segir Hrútr, "at þú mælir feigum munni."* (ib.) ("Mir schwant," sagte Hrut, "das sind die Worte eines Todgeweihten!" [ib.]). Und in diesem Augenblick fällt der Mann.

Die weitaus meisten und bedeutenderen Ahnungen Hrúts beziehen sich auf seine Nichte Hallgerd. Ihr Vater Hǫskuld verlobt sie - gegen ihren Willen - ohne seines Bruders Rat einzuholen. Dieser ist über die bevorstehende Hochzeit keinesfalls erbaut. Wohl sichert er sein Kommen zu, möchte aber lieber mit der ganzen Angelegenheit nichts zu schaffen haben, *því at hvárigu mun í þessu kaupi gipta* (Kap. 10, S. 32) (denn Glück wird dieser Handel keinem bringen [Thule 4, S. 46]). Als Hǫskuld bei der Erlegung der Mitgift noch Geschenke zulegen will, hindert ihn sein Bruder mit den Worten: *Kostr mun þér af tómi at eyða fé þínu fyrir Hallgerði, ok lát hér staðar nema* (Kap. 10, S. 33) (Du wirst reichlich Zeit haben, dein Geld für Hallgerd loszuwerden: laß es hierbei bewenden [Thule 4, S. 47]). A. HEUSLER kommentiert die Stelle richtig: "Hrut ahnt schon die Todschlagsbußen"[15]. Hrút ist es schließlich auch, der Hǫskuld dazu drängt, den Tod seines ersten Schwiegersohnes - obwohl

nicht dazu verpflichtet - mit Geld zu büßen.

Der zweite Mann, der um Hallgerd wirbt, hat mit Hǫskuld noch keine Geschäfte gemacht und ist ihm unbekannt. Er wundert sich daher auch, was er und seine Leute von ihm wollten. Hrút ahnt es: *þeir munu biðja Hallgerðar, dóttur þinnar* (Kap. 13, S. 42) (sie werden um deine Tochter Hallgerd anhalten [Thule 4, S. 54]). Hrút ist es dann, der hauptsächlich die Verhandlung führt und Ratschläge erteilt: Der Mörder des ersten Ehemannes der Hallgerd, ihr Ziehvater, soll nicht bei ihr wohnen, Hallgerd soll zur Werbung selber Stellung nehmen, sie möge sich selbst verloben. Es wird expressis verbis betont, daß Hrúts Meinung großes Gewicht beigemessen wird: *Nú er sem jafnan, at þat mun bezt gegna, at þín ráð sé hǫfð* (Kap. 13, S. 43) (Es ist wie immer, daß nichts besser frommt, als deinem Rat zu folgen [ib.]). Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen wird auch der zweite Ehemann erschlagen - diesmal ohne Zutun Hallgerds. Sie schickt den Mörder nicht zu ihrem Vater, sondern zu Hrút: in den sicheren Tod (Kap. 17). Und wiederum drängt Hrút seinen Bruder dazu, den Vater des Ermordeten mit reichen Gaben zu beschenken.

Der dritte Ehemann Hallgerds wird Gunnar sein. Und auch hier spricht sich Hrút eher gegen die Verbindung aus, die er als 'nicht ebenmäßig' bezeichnet, denn, so sagt er zu Gunnar, *þú ert maðr vaskr ok vél at þer, en hon er blandin mjǫk* (Kap. 33, S. 86) (d u bist ein heldenhafter und vortrefflicher Mann, aber s i e ist zwieschlächtig [Thule 4, S. 85]). Ein Urteil, das sich mit jenem Njáls (s.o.) trifft. An dieser Stelle der Handlung wird Hrút als Ahnender abgelöst: es wird Njál zukommen, bereits im voraus zu wissen, daß Hallgerd Leute erschlagen lassen wird und mit wieviel Geld diese zu büßen sein werden.

Rekapitulieren wir den Handlungsgang. Die dominante Persönlichkeit ist Hallgerd, die Erzählung hat sich nur zweimal von ihr weggewandt: Hrúts Auslandsfahrt und Ehe und - verknüpft durch den Rechtsstreit Hrút/Gunnar - Einführung Gunnars (und Njáls) und seine Auslandsfahrt. Die sich kurzfristig bestätigenden Ahnungen Hrúts beziehen sich auf Hallgerds erste beiden Ehen, die Ahnungen Njáls beziehen sich auf die von Hallgerd (und Bergþóra) veranlaßten Totschläge.

2 - 8	Hrút Handlung	
9 - 17	Hallgerd Handlung (Ehe 1 und 2)	Ahnungen Hrúts
19 - 34	Gunnar Handlung	
35 - 45	Hallgerd Handlung (+ Gunnar) (Totschläge)	Ahnungen Njáls

3. Die Njáls saga hält an Hallgerđ als treibender Kraft auch nach der von ihr und Bergþóra initiierten Totschlagserie - die eigentlich nirgendwohin führt - noch fest: Hallgerđ veranlaßt einen Diebstahl. Während einer Teuerung greift Gunnar allen Nachbarn tatkräftig unter die Arme, bis er selbst nicht mehr genug Heu besitzt. Er versucht vom reichen Otkel zu kaufen, vergeblich, und wird schließlich von Njál mit Lebensmitteln und Heu reichlich beschenkt. Trotzdem schickt nun Hallgerđ einen Knecht los, um Otkel zu bestehlen (Kap. 48). Dieser führt die Tat aus und legt noch dazu Feuer in Otkels Hof. Dieser Diebstahl, in dem sich Hallgerđs Stolz und ihr Charakter wieder erschreckend offenbart, ist eines ihrer letzten *stórvirkar*[16]. Und auf diesen Diebstahl wird bereits im allerersten Kapitel der Njáls saga hingewiesen!

Als der verliebte Vater Hǫskuld seinen Bruder Hrút fragt, was er von seiner hübschen Tochter halte - sie ist zu diesem Zeitpunkt noch ein kleines Mädchen - , bekommt er keine sehr freundliche Antwort: *Ærit fǫgr er mær sjá, ok munu margir þess gjalda; en hitt veit ek eigi, hvađan þjófsaugu eru komin í ættir várar* (Kap. 1, S. 7) (Schön genug ist das Mädchen: Viele werdens zu büßen haben; ich weiß nur nicht, woher die Diebsaugen in unser Geschlecht kommen [Thule 4, S. 26]). Der Bogen dieser prophetischen Ahnung erstreckt sich über Hallgerđs Ehen, die für viele fatale Auseinandersetzung mit Njáls Frau bis hin zum folgenschweren Diebstahl. Doch unterscheiden wir genauer: Die Ahnung Hrúts ist zweigeteilt. Zuerst erfolgt die allgemeine Festlegung Hallgerđs 'viele werdens zu büßen haben', was sich auf ihre ersten beiden Ehen und die Auseinandersetzung mit Bergþóra beziehen wird, sodann der explizite Verweis auf den Diebstahl. Als dieser ausgeführt wird, scheinen alle Hallgerđ betreffenden Prophezeiungen aufgebraucht. Tatsächlich rückt sie die Saga nun etwas in den Hintergrund, die Aktivitäten werden ab hier auf Gunnar selbst verlagert. Zwar wird der Rechtsstreit mit Otkel vorerst auf dem Ding beigelegt (Kap. 51), aber auf eine neuerliche Provokation der Gegner - Gunnar wird leicht verwundet und verspottet - reagiert Gunnar erstmals aus eigenstem Antrieb und begeht seine ersten Totschläge[17].

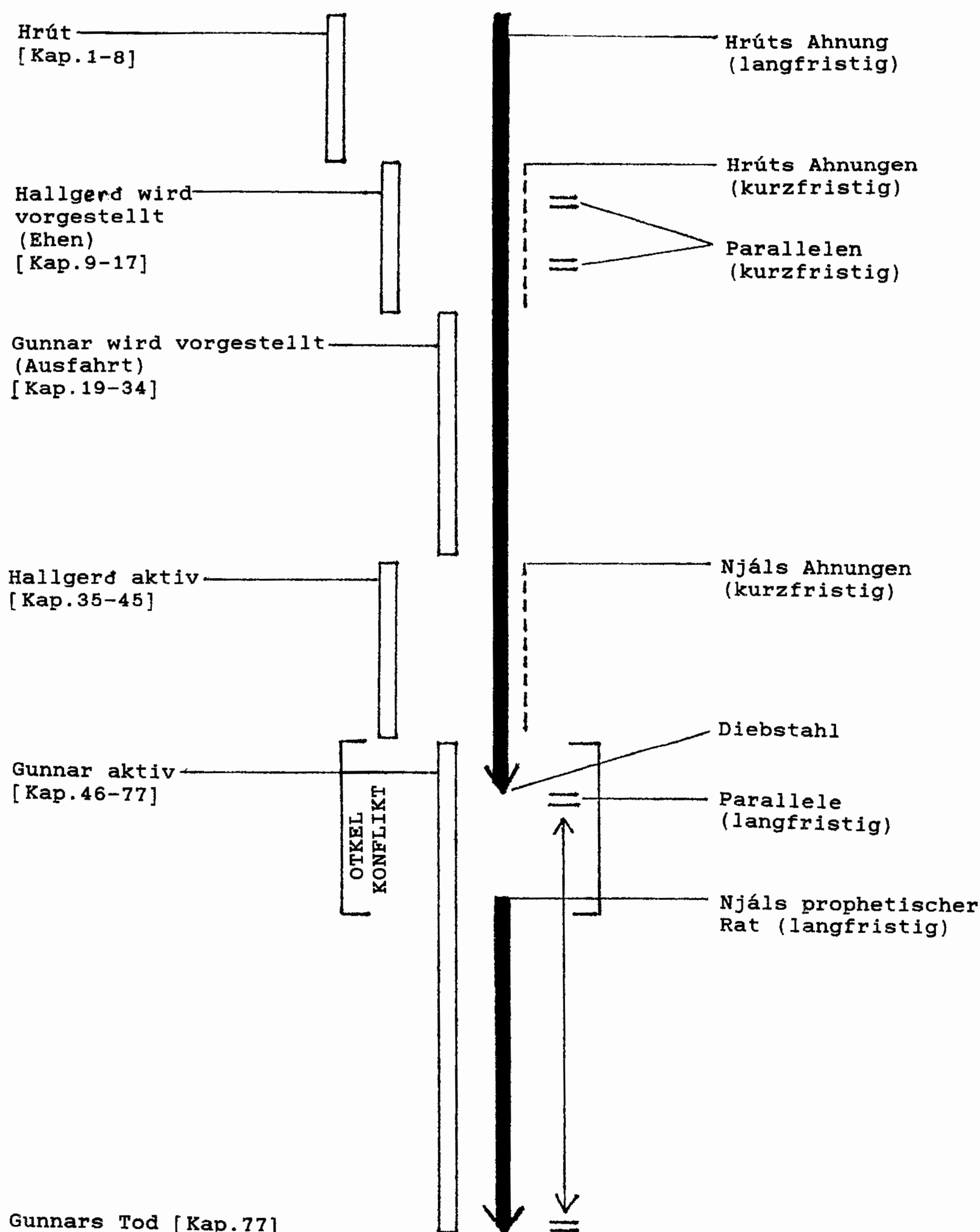
Kaum ist Gunnar aktiv geworden, kaum hat sich die Erzählung *seinen* Taten zugewandt, da bekommt er - noch v o r dem endgültigen Abschluß der Otkel-Fehde - einen prophetischen Rat von seinem Freund Njál, unter dessen Auspizien sich die Handlung bis Gunnars Tod bewegt. Der Ratschlag ist präzise: *veg þú aldri meir í sama knérunn en um sinn ok rjúf aldri sætt þá, er góđir menn gera međal þín ok annarra* (Kap. 55, S. 139) (begeh nie einen zweiten Tot-

schlag in der selben Geschlechtslinie und brich nie einen Vertrag, den wackere Männer schließen zwischen dir und anderen [Thule 4, S. 130]).

Njáls weitere Prophezeiungen während Gunnars Fehdezeit erfüllen sich kurzfristig, unterstützen aber teilweise seinen 'prophetischen Rat', wie das Kapitel in der Sammlung Thule überschrieben ist. Als etwa Gunnar zu einer Pferdehatz aufgefordert wird, fragt er Njál, wie sie verlaufen wird. *"Þú munt hafa meira hlut," segir Njáll, "en þó mun hér af hljótask margs manns bani"* (Kap. 58, S. 149) ("Du wirst die Oberhand haben," sagte Njal; "jedoch wird hieraus vieler Männer Tod entspringen" [Thule 4, S. 139]). Auf Gunnars Frage, ob auch sein Tod damit gemeint sei, antwortet Njál: daraus noch nicht - womit auch an den großen Rat erinnert wird, denn Gunnar wird keinen Totschlag in der gleichen Geschlechtslinie im Kampf begehen, der der Pferdehatz folgt. (Kap. 59 zeigt Gunnar als Sieger in der Hatz, Kap. 63 als furchtbaren Kämpfer: selbdritt erschlägt er 14 Feinde, sein Bruder Hjǫrt fällt als fünfzehnter.)

Aber Gunnars Gegner wissen ebenfalls von Njáls Rat und stimmen ihre Aktionen dahingehend ab, daß sich Gunnar nicht daran halten kann (Kap. 67). Es kommt dahin, daß Gunnar den verhängnisvollen Totschlag begeht (Kap. 72), Njál warnt (Kap. 73), auf keinen Fall den Ding-Schiedsspruch, den 'Vertrag', zu brechen. Nun, Gunnar wird für drei Jahre des Landes verwiesen, aber: er bleibt. Über die Gründe dafür soll hier nicht gehandelt werden[18]. Für den Rezipienten ist damit klar, daß Gunnars Schicksal besiegelt ist, er wird sterben. Aber wie kann dieser hervorragende Held überhaupt besiegt werden? Bis jetzt war auch keine noch so große Übermacht (s.o.) dazu im Stande. Um es dennoch möglich zu machen, hat die Saga außerhalb der Prophezeiungslinie für Hallgerð *ihre* Rolle bei Gunnars letztem Kampf vorbereitet.

Hallgerðs erstem Ehemann wird eine Ohrfeige zum Verhängnis. Er schlägt seine Frau, als diese nicht sparsam genug wirtschaftet (Kap. 11). Hallgerð hetzt ihren Ziehvater auf und dieser rächt den Schlag tödlich. Ähnlich geht es in der zweiten Ehe: Hallgerð, die diesen Mann von Herzen liebt, ergreift bei einem Streit die Partei ihres Ziehvaters, was ihr wiederum eine Ohrfeige einträgt. Das Spiel mit der Parallelität wird fortgesetzt: Der Ehemann wird erschlagen und Hrút versöhnt dessen Verwandte mit Hǫskuld. Der Weg führt zum dritten Ehemann Gunnar, der Hallgerð schlägt, als er ihren Diebstahl entdeckt. An dieser Stelle findet sich der entscheidende Hinweis auf Hallgerðs zukünftiges Verhalten: *Hon kvazk þann hest muna skyldu ok launa, ef hon mætti* (Kap. 48, S. 124) (Sie sagte, an diese Schelle wolle sie denken und sie ihm heimzahlen, wenn sie könne [Thule 4, S. 118]). Sie denkt bei Gunnars letztem Kampf daran und verwei-



Hrút
[Kap.1-8]
Hallgerd wird
vorgestellt
(Ehen)
[Kap.9-17]
Gunnar wird vorgestellt
(Ausfahrt)
[Kap.19-34]
Hallgerd aktiv
[Kap.35-45]
Gunnar aktiv
[Kap.46-77]
OTKEL
KONFLIKT
Gunnars Tod [Kap.77]
Hrúts Ahnung
(langfristig)
Hrúts Ahnungen
(kurzfristig)
Parallelen
(kurzfristig)
Njáls Ahnungen
(kurzfristig)
Diebstahl
Parallele
(langfristig)
Njáls prophetischer
Rat (langfristig)

gert ihm ein paar Locken, aus denen er sich eine neue Bogensehne drehen lassen wollte. Ohne den Bogen - jener Waffe, die neben der Hellebarde seine gefürchtetste ist - kann er die Feinde nicht auf Distanz halten und unterliegt schließlich der Übermacht (Kap. 77).

Die doppelte Begründung für Gunnars Tod - einerseits Njáls Rat, andererseits die Ohrfeige - erweist sich damit als begründet und genau durchdacht: Die Voraussetzung dafür, daß er überhaupt im Einklang mit dem Recht angegriffen werden kann (nachdem er nicht in die Verbannung geht, wird er geächtet, 'darf' also erschlagen werden), liegt in der Mißachtung des prophetischen Ratschlages, daß er, der alle anderen an Tapferkeit und Kraft übertrifft, auch wirklich getötet werden kann, geht nur, weil Hallgerđ ihm die Locken verweigert.

4. Der erste Teil der Njáls saga[19] wird von zwei langfristigen Vorausdeutungen bestimmt: Hrúts Ahnung im ersten Kapitel und Njáls Rat. "Der Verfasser disponiert stets auf weitere Sicht, er hält deshalb von Anfang an die Fäden der Handlung (...) fest in seiner Hand"[20]. Das 'von Anfang an' darf man wörtlich nehmen: In den Kapiteln, in denen Hallgerđ aktiv ist, schwingt immer leise Hrúts 'viele werdens zu büßen haben' mit. Genauso schwingt in den Abschnitten über Gunnars Kämpfe immer Njáls Ratschlag mit; wird er ihn befolgen oder nicht? Als großer Drehpunkt ist der Otkel-Konflikt anzusehen. Hier wird die Aktivität auf Gunnar übertragen, psychologisch sehr raffiniert durch jene Ohrfeige gekennzeichnet, die (auch) ein Grund für seinen Tod sein wird. Und ebenfalls in dieser Passage erfolgt Njáls großer Rat. Zur Verdeutlichung eine kleine Skizze.

Ich bin mir freilich dessen bewußt, daß dieses vorgeschlagene Strukturmodell - Zweiteilung der Njáls saga bis Gunnars Tod aufgrund der beiden langfristigen Vorausdeutungen - nur e i n Teilaspekt des Aufbaus ist. Das Ergebnis deckt sich zum Teil mit dem Aufbaumodell A. WOLFs, der das Hauptaugenmerk auf Gunnars drei Konflikte legt[21]: Dingstreit mit Hrút, Hallgerđ/Bergþóra, Gunnars Kämpfe. Der Konflikt mit Hrút, für die weitere Handlung (fast) überflüssig, gipfelt in der Parallelszene auf dem Ding, wo Hrút genauso und unter exakt den gleichen Umständen den Kürzeren ziehen muß, wie sein Schwiegervater, als Hrút die Mitgift nicht zurückzahlt. Zweierlei wird in der ersten Gunnar-Passage deutlich gemacht: daß Njáls Ratschläge, befolgt man sie genauestens, alles zum Guten wenden und daß Gunnar (seine Auslandsfahrt) ein besonders tapferer Krieger ist. Gunnar wird in seiner Handlungsweise 'vorgestellt', als Freund Njáls und als Kämpfer. (Zuvor ist Hallgerđ 'vorgestellt'

worden. Ihre ersten beiden Ehen zeigen das Repertoire ihrer Verhaltensweisen.) Der Abfolge Hallgerd (noch ohne Gunnar) und Gunnar (noch ohne Halgerd) entspricht dem folgenden: zuerst ist Hallgerd aktiv, dann Gunnar. Und diese beiden letzten Abschnitte - WOLFs zweiter und dritter Konflikt - werden deutlich von den beiden langfristigen Vorausdeutungen unterstrichen.

Sieht man in der Njáls saga die Spannung zwischen fortitudo und sapientia thematisiert, die sich in einer Kette von Ding-Auftritten konkretisiert[22], und erkennt darin das w a s der Saga, so scheinen mir die unterliegenden Vorausdeutungsketten das w i e zu sein. "I diktningen kommer det inte endast an på vad man har att säga, utan också på hur man säger det" hat Björn Collinder einmal gesagt[23] und darauf legt die Njala, wie wohl die Gattung Isländersaga schlechthin, besonderen Wert.

ANMERKUNGEN

1 A. WOLF, Zur Stellung der Njála in der isländischen Sagaliteratur. In: W. M. BAUER/A. MASSNER/G. A. PLANGG (Hgg.), Tradition und Entwicklung. Festschrift Eugen Thurnher zum 60. Geburtstag. Innsbruck 1982. S. 61-85. Hier S. 62.

2 In der Fornrit-Ausgabe 464 Seiten! Alle Zitate nach dieser Edition: Brennu-Njáls saga. E. O. SVEINSSON gaf út. Reykjavík 1954. (= Íslenzk Fornrit XII).
Übersetzung nach: Die Geschichte vom weisen Njál. Übertr. v. A. HEUSLER. Jena 1922. (= Thule 4).

3 So der Titel eines Aufsatzes von A. J. BERGER. In: Skandinavistik 11 (1981), S. 1-8.

4 Aus der überreichen Literatur zur Njála möchte ich hier nur einige selbständige Publikationen anführen: L. LÖNNROTH, Njáls saga. A critical Introduction. University of California Press 1976; R. F. ALLEN, Fire and Iron. Critical approaches to Njáls saga. University of Pittsburg Press 1971, (mir derzeit leider nicht zugänglich!); E. Ó. SVEINSSON, Njåls saga. Kunstverket. Bergen 1959.

5 Einen zweiteiligen Aufbau vertritt Th. M. ANDERSSON, The Icelandic Family Saga. An analytic Reading. Harvard University Press 1976, bes. S. 298 ff. WOLF [Anm. 1] übernimmt S. 62 f. SVEINSSONs [Anm. 2] Ansicht einer Dreiteilung.

6 Verf., Isländersaga und Heldensage. Untersuchungen zur Struktur der Gísla saga und der Laxdœla saga. Wien 1982. (= Wiener Arbeiten zur germanischen Altertumskunde und Philologie 21), bes. S. 77 ff. und 124 ff.

7 E. LÄMMERT, Bauformen des Erzählens. 3. Aufl. Stuttgart 1968. S. 139.

8 Zu Liebe und Sex jetzt URSULA DRONKE, The Role of Sexual Themes in Njáls saga. London 1981.

9 Erstmals Kap. 30, S. 80.

10 The Story of Burnt Njal. Transl. by Sir G. W. DASENT, Introd. by E. O. G. TURVILLE-PETRE. London (Repr.) 1972. S. V. Hervorhebung von mir!

11 Zum Lachen vgl. A. WOLF, Gestaltungskerne und Gestaltungsweisen in der altgermanischen Heldendichtung. München 1965. bes. S. 129,

(u.ö.).

12 Njál weiß, was ihm den Tod bringen wird, spricht es aber nicht aus (Kap. 55, S. 139).

13 Kap. 3, S. 15 (zu den Hausgenossen): *þér skuluð engu fyrir týna nema lífinn, ef þér segið nǫkkurum frá um hagi váru Hrúts*. (Es kostet euch grade nur das Leben, wenn ihr jemandem erzählt davon, wie ichs mit Hrut halte [Thule 4, S. 31]).

14 Gunnhild hat Hrút mit Ehrungen und Geschenken überhäuft.

15 Thule 4, S. 47, Anm. 3.

16 Nach dem Tod Gunnars verschwindet sie überraschend und taucht erst später bei der Beschimpfung der Njálssöhne wieder kurz auf (Kap. 91). Vgl. dazu auch URSULA DRONKE [Anm. 8] S. 25 f.

17 Hallgerd hetzt ihn dazu nicht auf, billigt aber sein Verhalten: "So ists recht!" sagte Hallgerd. "jetzt werden sies erproben, ob er ihnen weinend davonläuft" (Thule 4, Kap. 54, S. 128).

18 Vgl. bes. LÖNNROTH [Anm. 4] S. 149 ff.; BERGER [Anm. 3] S. 4 f.

19 Sowohl Vertreter eines zwei- wie auch die eines dreiteiligen Aufbaus [Anm. 5] lassen mit Gunnars Heldentod (oder der Rache für ihn) den ersten Abschnitt der Saga enden.

20 O. BANDLE, Strukturprobleme in der Njáls saga. In: O. BANDLE/H. KLINGENBERG/F. MAURER (Hgg.), Festschrift für Siegfried Gutenbrunner zum 65. Geburtstag. Heidelberg 1972. S. 1-14. Hier S. 9.

21 WOLF [Anm. 1] S. 62 f.

22 WOLF [Anm. 1] bes. S. 65 ff.

23 B. COLLINDER, Diktningens snyltformer. In: Årsbok. Kungl. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala, 1965-66. S. 1.

Verzeichnis der Schriften Björn Collinders 1965 – 1983

Das folgende Verzeichnis soll die von Bo Wickman erstellte "Bibliographie der Werke von Björn Collinder 1921-1964" in: "Sprachverwandtschaft und Wahrscheinlichkeit" (s. u.) S.219-240 ergänzen. Neuauflagen und Übersetzungen wurden nur berücksichtigt, soweit sie in Wien bibliographisch zugänglich waren. Zu den Übersetzungen vgl. den Beitrag von Hans FROMM, Anmerkung 1. Allen Kollegen in Uppsala, Lund und Wien, die bei der Erstellung dieses Verzeichnisses mitgewirkt haben, sei herzlich gedankt.

Sprachverwandtschaft und Wahrscheinlichkeit. Ausgewählte Schriften neu veröffentlicht zum 70. Geburtstag des Verfassers 22. Juli 1964 zusammen mit einer Bibliographie der Werke von Björn Collinder 1921-1964. (= Acta Universitatis Upsaliensis Studia Uralica et Altaica Upsaliensia 1), Uppsala 1964.

Hat das Uralische Verwandte? Eine sprachvergleichende Untersuchung. In: Acta Universitatis Upsaliensis. Nova Series I:4. Uppsala 1965. (= Nova Series Vol. I, Uppsala 1962-68, S. 109-180.

Remarks on the Origin of Speech. In: Franciplegius. Medieval and Linguistic Studies in Honor of Francis Peabody Magoun jr. Ed. by Jess B. Bessinger jr. and Robert P. Creed. New York 1965, S. 19-29.

Till frågan om de äldsta Eddakvädenas ålder. In: Arkiv för Nordisk Filologi 80 (1965), S. 61-63.

An Introduction to the Uralic Languages. Berkeley and Los Angeles 1965.

Finnisch als Kultursprache. (= Schriften aus dem Finnland-Institut in Köln 4). Hamburg-Volksdorf 1965. [Deutsche Fassung durch den Autor in Zusammenarbeit mit Annemarie von Harlem.]

Diktningens snyltformer. In: Kungl. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. Årsbok 1965-66, S. 11-35.

Ist Nationalcharakter ein wissenschaftlicher Begriff? In: Der neue Bund, 15. Jahrgang, Folge 1, [Wien] 1966, S.4-13.

Pytho, der theriomorphe Apollo. In: Arv. Tidskrift för Nordisk Folkminneforskning. Vol. 23, Stockholm 1967, S. 135-136.

[Rez von] Kalevala, das finnische Epos des Elias Lönnrot. Aus dem finnischen Urtext übertragen von Lore Fromm und Hans Fromm. 1. Band Text. 2. Band Kommentar von Hans Fromm. Carl Hanser Verlag. München 1967. - In: ARV 23 (1967), S. 176181.

och Dag Strömbäck. Fáfnismál 5:6. In: Saga och Sed. Kungl. Gustav Adolfs Akademiens årsbok 1967. Uppsala 1968, S. 6773.

Birger Steckzén och de lapska ortnamnen. In: Namn och Bygd. 55. årgången 1967. Uppsala 1968, S. 85-90.

Om nordiska topografiska termer i lapskan. In: Namn och Bygd. 55. årgången 1967 Uppsala 1968, S. 155-168.

Svensk Ordhlälp för skolorna och den skrivande allmänheten. Stockholm 1968.

Kritische Bemerkungen zum Saussure'schen cours de linguistique générale. In: Acta Universitatis Upsaliensis. Acta Societatis linguisticae Upsaliensis. Nova Series 1:5). Uppsala 1968. (= Nova Series Vol. I, Uppsala 1962-68), S. 181-210.

Shylock und das Zwölftafelgesetz. In: Kungl. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. Årsbok 1967-1968, S. 5-20.

Woher kamen die aristotelischen Kategorien? In: Folia Linguistica. Acta Societatis Linguisticae Europaeae. Tomus II 3/4. The Hague 1968, S. 153-159.

[Übersetzung:] Berättelsen om Audun. Översatt från fornisländskan. In: Scripta Islandica (= Isländska sällskapets årsbok 19 (1968). Stockholm 1969, S. 46-55.

Karl Bernhard Wiklund som forskare och lärare. In: Saga och Sed. Kungl. Gustav Adolfs Akademiens Årsbok 1968. Uppsala 1969, S. 28-37.

Notatiunculae ad lexicon Graecum. In: Eranos. Acta Philologica Suecana. Vol. LXVII 1969, Uppsala 1970, S. 210.

Der Sprachforscher "behind the looking-glass". In: Filologiskt arkiv 16 (Kungl. Vitterhets- historie- och antikvitetsakademien). Stockholm 1970, S. 1-28.

Noam Chomsky und die generative Grammatik. Eine kritische Betrachtung. In: Acta Universitatis Upsaliensis. Acta Societatis linguisticae Upsaliensis Nova Series 2:1 (1970), S. 1-29.

Über sprachwissenschaftliche Feldarbeit. In: Studies in General and Oriental Linguistics. Presented to Shirô Hattori on the Occasion of His Sixtieth Birthday. Edited by Roman Jakobson and Shigeo Kawamoto. Tokyo 1970, S. 92-102.

Svenska. Vårt språks byggnad. Stockholm 1971.

Das Postulat der Verständigung. Zur Kritik der Glottochronologie. In: Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 108, Wien 1971, S. 226231.

[Rez. von] Worth-Dean S.: Dictionary of Western Kamchadal.

Berkley and Los Angeles, California UP, 1969, 320 S. (= University of California Publications in Linguistics, 59). In: Kratylos XVI, Wiesbaden 1971 [1973], S. 105-107.

[Übers. von] Kung Oidipus, Elektra. Två tragedier översatta från grekiskan i originalens versmått och försedda med inledning och kommentar. Forum Pocket 1972.

Svensk språklära. Björn Collinder och AB CWK Gleerup Bokförlag 1974.

Indo-Uralisch - oder gar Nostratisch? Vierzig Jahre auf rauhen Pfaden. In: Antiquitates Indogermanicae. Studien zur Indogermanischen Altertumskunde und zur Sprach- und Kulturgeschichte der indogermanischen Völker. Gedenkschrift für Hermann Güntert zur 25. Wiederkehr seines Todestages am 23. April 1973. Hg. v. Manfred Mayrhofer, Wolfgang Meid, Bernfried Schlerath, Rüdiger Schmitt. (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 12). Innsbruck 1974, S. 363-375.

Svenska Akademiens Ordlista och Skolordlistan. In: Nysvenska Studier. Tidskrift för svensk stil- och språkforskning. 53. årgången 1973. Uppsala 1974, S. 200-205.

Ordhandboken. Uppsala 1975.

Schwedische Handelspolitik vor 1000 Jahren. In: Saga och Sed (= Kungl. Gustav Adolfs Akademiens årsbok 1975). Uppsala 1976, S. 76-95.

Platon - unser zeitloser Gefährte. In: Annales Societatis Litterarum Humaniorum Regiae Upsaliensis. Kungl. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. Årsbok 1975-1976, S. 62-72.

Versbau, Goethe und kein Ende. In: Festgabe für Otto Höfler zum 75. Geburtstag, hg. v. Helmut Birkhan (= Philologica Germanica 3) Wien 1976, S. 106-113.

Svensk Ordnyckel med förkortningslexicon. Uppsala 1977.

Fenno-Ugric Vocabulary. An Etymological Dictionary of the Uralic Languages. Second revised edition 1977.

Pro Hypothesi Uralo-Altaica. In: Altaica. Proceedings of the 19th Annual Meeting of the Permanent International Altaistic Conference. Held in Helsinki 7-11 June 1976 (Suomalais-Ugrilaisen seuran toimituksia. Memoires de la société Finno -Ougrienne. 158). Helsinki 1977, S. 67-73.

Uralilaisten ja indoeurooppalaisten yhteydet rec. Aulis J. Joki. In: Uralier und Indogermanen. Virittäjä nr. 81, 1977, s. 100-101.

Sprache und Sprachen. Einführung in die Sprachwissenschaft. Hamburg 1978.

u. Vilho Setälä. Fundamenta Esperanto sen supersignoj. Helsinki 1979 und 1980.

Det samiska språket och samernas äldre historia. In: Nord-Skandinaviens historia i tvärvetenskaplig belysning. För-

handlingar vid symposium anordnat av Humanistiska Fakulteten vid Umeå Universitet den 7-9 juni 1978. Utgivna av Evert Baudou och Karl-Hampus Dahlstedt (Acta Universitatis Umensis. Umeå Studies in the Humanities 24). Umeå 1980, S. 193-206.

Förkortningsordbok: sextusen svenska och internationella förkortningar med förklaringar. Stockholm 1981.